Deutsches Lesebuch

zur Uebung

im richtigen und schönen Vortrage

und zum

Unterricht in der deutschen Sprache.

Zweiter Theil.

Achte, mit der durchaus umgearbeiteten siebenten gleichlautende Auflage.

Bremen,
J. G. Heyse's Verlag.

1858.

Vorwort zur siebenten Auflage.

Es war wiederholt im Lehrer-Collegium die Ansicht ausgesprochen, daß es wünschenswerth erscheine, bei einer neuen Auflage dieses zweiten Theiles des deutschen Lesebuches nicht einen unveränderten Abdruck zu besorgen oder nur, wie das bisher schon geschehen war, hier und dort einzelne Stücke auszuscheiden und durch passendere neue zu ersetzen, sondern durch eine umfassendere Umarbeitung das Buch in Form und Inhalt seiner jetzigen Bestimmung angemessener zu gestalten. Obgleich das Buch in seiner bisherigen Gestalt ohne wesentliche Veränderungen sechs Auflagen hindurch in engeren und weiteren Kreisen Anerkennung gefunden und sein Gutes gestiftet hatte; so glaubte man doch solchem Wunsche einer umfassenderen Veränderung Rechnung tragen zu müssen, da er in mancher Beziehung gerechtfertigt erschien. Denn das Buch wird jetzt nicht mehr wie früher auch von Schülern höherer Abtheilungen unserer Lehranstalt, bei denen ein Bekanntwerden mit den verschiedenen Formen des poetischen und prosaischen Ausdrucks schon Theil des Unterrichts werden kann, gebraucht, sondern ist vorzugsweise den jüngeren Schülern vom 12.—14. Jahre als Uebungsbuch im richtigen und ausdrucksvollen Lesen, zu Gedächtnißübungen und zu solchen kleinen mündlichen und schriftlichen Uebungen zugewiesen, welche Kenntniß und Gewandtheit in der Muttersprache zu fördern geeignet sind. Diesem Zweck des Buches schien eine dem poetischen Theile mehr das Gleichgewicht haltende größere und mannichfaltigere Auswahl guter prosaischer Lesestücke historischen, erzählenden und beschreibenden Inhalts entgegenzukommen, und der Mangel derselben hatte sich oft fühlbar gemacht. Außerdem hatte die Erfahrung gelehrt, daß Vieles, z. B. unter den Oden, Hymnen, Elegieen, den Bruchstücken lehrreichen Inhalts u. s. w., dem Alter und der Bildungsstufe der Schüler, welche das Buch jetzt brauchen, in Form und Inhalt noch zu fern stand und diese daher ohne lebhaftes Interesse ließ, oder kaum durch eine ausführliche und zeitraubende Erklärung, die aber am Ende doch nur Eindruck und Verständniß wieder verflüchtiget, ihnen nahe zu bringen war. Der Knabe dieses Alters will lesen ohne viele ihn störende Erklärungen, will den Eindruck des Gelesenen sich selbst und mit einem Griffe nehmen. Die letzten Jahrzehente haben in unserer Literatur so vieles Schöne, Bildende, das jüngere Alter auch Ansprechende und ihm Verständliche im Liede, in der Balladen- und Romanzenform hervorgebracht, daß der Wunsch sehr nahe lag, Derartiges in größerer Ausdehnung, als die früheren Auflagen bieten, aufgenommen und für solches in den Platz gestellt zu sehen, das sich beim Gebrauche des Buches als weniger anziehend oder zu schwer herausgestellt hatte. Jene Dichtungsarten haben wegen ihres erzählenden und schildernden Inhaltes auch den meisten Reiz für das jüngere Alter und sind dadurch auch mehr als andere geeignet, Sinn für's Poetische zu wecken und zu nähren. Außerdem auch glaubte man es angemessen, daß die literarischen Erzeugnisse der

Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit sich ebensosehr, wenn nicht stärker, im Buche vertreten fänden wie die früherer Zeiten. Wenn demnach im Lehrer-Collegium der Entschluß zu einer gänzlichen Umarbeitung des Buches gefaßt und zur Ausführung gebracht wurde; so ist aus dem Obigen einleuchtend, daß nicht bloße Neuerungssucht und unbegründetes Besserungsgelüste Hand anlegen ließ, sondern der Wunsch, durch eine Neugestaltung des Buches manchem gefühlten Bedürfnisse entgegenzukommen und es seiner jetzigen Bestimmung angemessener zu machen.

So fern den jetzigen Herausgebern die Einbildung liegt, in seiner neuen Gestalt werde das Buch allen Anforderungen, die sich an ein Buch der Art machen lassen, vollkommen Genüge leisten und nun so recht seinen Platz ausfüllen; ebensowenig verkennen sie das vielfache Gute desselben in seiner bisherigen Gestalt, noch die Verdienste, welche der erste Herausgeber sich ebensosehr durch die erste Begründung desselben wie durch seine langjährige treue, aufopfernde Thätigkeit als Vorsteher unserer Lehranstalt bleibend um diese erworben hat.

Eine Vergleichung dieser neuen Auflage mit der früheren giebt genügende Auskunft über den Umfang und die Art der mit dem Buche vorgenommenen Veränderungen. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß bei der Wahl des auszuscheidenden bisherigen und aufzunehmenden neuen Stoffes die Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schüler unserer Lehranstalt im Vordergrund stand, wir nur das ausgeschieden haben, was man aus Erfahrung zu schwer oder weniger anziehend für diese gefunden hatte, dagegen nur dem die Aufnahme gestatteten, was nach unserem besten Urtheile für deren Bildungsstufe als belehrend, bildend, verständlich und anziehend sich empfahl. Von den neueren Sammlungen in Prosa und Poesie haben wir kein Bedenken getragen, zu unserem Zweck erlaubten Gebrauch zu machen, wie von der von Koberstein besorgten Bach'schen, von Lehmann, W. und Ph. Wackernagel, Goedeke, Hub, Schwab, Wolf ꝛc.; doch wird man auch Manches finden, das bisherige Sammlungen nicht enthalten. Die im Buche getroffnen Abschnitte wollen Verwandtes und Gleichartiges bloß zusammenfassen, beim Gebrauch Uebersicht und Zurechtfinden erleichtern und die Gattungen ausheben, welche nach unserm Dafürhalten etwa zunächst zur Kenntniß der Schüler kommen könnten und ihrem Wesen nach am geeignetsten wären, ihre Theilnahme zu erwecken. In der Orthographie und Interpunktion waren wir bemüht, Gleichförmigkeit so viel möglich durchzuführen.

Bremen, im April 1852.

Vorwort zur achten Auflage.

Es wird hiermit die 8. Auflage dieses Lesebuches den Händen der Schüler übergeben. Sie ist ganz unverändert geblieben, und nur die Druckfehler, die noch stehen geblieben waren, sind wir zu beseitigen bemüht gewesen.

Bremen, im April 1858.

Inhaltsverzeichniß.

Fabeln, poetische Erzählungen, Parabeln, Idyllen.

Märchen, Erzählungen und historische Darstellungen.

Balladen, Romanzen, Legenden.

Schilderungen aus der Natur und dem Völkerleben.

Lyrische und didaktische Dichtungen.

Fabeln, poetische Erzählungen, Parabeln, Idyllen.

1. Die Nachtigall und die Lerche.

Christ. Fürcht. Gellert.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst.
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst:
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen
Und fühlten ein geheim Vergnügen;
Der Vögel Chor vergaß der Ruh
Und hörte Philomelen zu;
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie von ihrem Lied sich gar nicht trennen konnte;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Da naht die Lerche ihr
Und spricht: Du singst viel reizender als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen.
Doch Eins gefällt uns nicht an dir:
Du singst im ganzen Jahr nur wenig Wochen.
Doch Philomele lacht und spricht:
Dein Vorwurf, Lerche, trifft mich nicht
Und muß vielmehr mir Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg' im Singen der Natur:
So lange die gebeut, so lange sing' ich nur;
Sobald sie es verbeut, so hör' ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

2. Das Füllen.

Christ. Fürcht. Gellert.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt,
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt',
Und wünschte bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum u. Reiter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin u. wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder
Und stolz gefällt sich's selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein wie ging's am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht:
Er ist zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht.

Was wünscht man sich bei jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt,
Das Glück ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt es zu erreichen,
Und seiner Freiheit ungetreu
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen
Und desto tiefrer Sklaverei.

3. Der Hund.

Chr. Fürcht. Gellert.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar-Gastwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten
Phylax zu besuchen rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt ihn an dem heißen Munde.
O! erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint!

Ach! rief Phylax, Pantelon!
Ist's nicht wahr? ich sterbe schon!
Hätt ich nur Nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb' ich Aermster so geschwind,
O! so kannst du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.

Wie zufrieden schlief ich ein,
Sollt ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen!
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst du mich und bist du treu,
O! so hole sie herbei.
Eines wirst du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch gestern morgen
In dem Winterreis verborgen: —
Aber friß mir keins davon!

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch bei schwachem Muthe
Nach dem Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir Alles liegen!
Sterb ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.

Sollt ich nur so glücklich sein
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich.. Doch ich mag's nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd ich wiederum gesund,
Will ich dir, bei meinem Leben!
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst... Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg:
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten
Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben
Sucht man sich Güter zu erwerben!
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

---

4. Der junge Kater.

Magn. Gottfr. Lichtwer.

Ein schön gefleckter Ciperkater,
Den kaum sein Alter mündig sprach,
Ward schon ein Jäger wie sein Vater
Und stellte frisch den Mäusen nach.
Er folgte der gemeinen Weise:
Des Räubers Sohn wird gern ein
Dieb;
Das Wölfchen fühlt des Wolfes
Trieb;
Ein junger Kater würget Mäuse.
Schon that der junge Herr so keck,
So trotzig wie ein Skanderbeg.
Sein Hirn war voller Mäus' und
Ratten,
Die seine Klauen noch nicht hatten.
Wer ihn die Zähne wetzen sah,
Der hätte sicherlich geschworen:
Der Ratten Untergang ist da,
Und alle Mäuse sind verloren.
Schon überzog die Nacht das Land;
Der Thau wusch die bestäubten Flu-
ren,
Als unser Held noch keine Spuren
Des längst gesuchten Wildbräts fand.
Das Feuer, welches ihn erhitzte,
Ging durch dies Warten merklich aus;
Er roch und hörte keine Maus,
So sehr er Nas' und Ohren spitzte.
Noch saß und putzt' er sich das Kinn,
Da schlich ein Wiesel bei ihm hin.
Was suchst du? sprach der Kater leise.
Ich suche, war die Antwort, Mäuse.
O weh, theil' ich die Jagd hier noch
Mit diesem schlauen Rattenfänger,
So nährt sie mich fürwahr nicht
länger!
So seufzt' er bei sich selbst und kroch
Mißmüthig schon vor langer Weile
Bis unter das bemooste Dach.
Dort saß und lauschte Jungfer Eule.
Schatz, fragt er, bist du auch noch
wach?
Ja, heult die struppige Sibylle,
Hier wart' ich noch in aller Stille
Auf einen kleinen Abendschmaus.
Worauf denn, Kind? — Auf eine
Maus.
Verwünschtes Unthier! brummt der
Kater
Und springt hinunter auf den Mist.
Ein Igel sitzet hier und frißt.
Viel Glück zur Mahlzeit! alter Vater.
Was schmeckt dir noch vor Nacht
so gut?
Ein Mäuschen, sprach er, ist mein
Essen.
Ha, daß du müßtest Kohlen fressen!
Denkt Murner und verliert den
Muth.
In diesem Hof' ist Nichts zu naschen;
Hinaus aufs Feld! Vielleicht ist dort
Noch eine Feldmaus zu erhaschen.
In dieser Hoffnung trabt er fort
Und sieht den Fuchs hier aus der
Haide
Mit Fluchen durch das Brachfeld
gehn.
Aus Neugier bleibt der Kater stehn
Und fragt: Was that man dir zu
Leide?
Ein toller Streich begegnet mir,
Versetzt der Fuchs; ich finde hier

Ein ganzes Nest voll fetter Mäuse.
Das spar' ich, bis ich hungrig bin.
Doch da ich nach dem Holze reise,
So fliegt der Schelm, der Sperber, hin
Und stiehlt mir's. — Ohne mehr zu hören
Fängt Murner stracks an umzukehren.
Ach, sprach er, wenn so Viele sind,
Die nach dem Mäusefleische streben,
Was hoff' ich noch, ich armes Kind,
Von diesem Handwerk auch zu leben!
Indem er dieses bei sich dachte,
Erhascht er eine Maus im Gehn!
Ein Glück, das zum Entschluß ihn brachte
Von dieser Jagd nicht abzustehn.
Er that in kurzem Heldenthaten
Und ward dabei bald rund und fett.
Es ging ihm, unter uns gered't,
Wie einst in Rom den Advokaten.

---

5. Besenstolz. (7. Aufl. S. 5.)

A. F. E. Langbein.

Als von der Birke struppigem Haar
Der erste Besen gebunden war,
Wollt' er aus Stolz das Haus nicht kehren
Und forderte keck, man sollt' ihn verehren.
Wie käm' ich, sprach er, zum Dienst als Knecht?
Ich zähle mich ja zu der Blumen Geschlecht!
Und dies zu beweisen braucht es nicht viel:
Mir fehlt so wenig wie jenen der Stiel.
Darüber lachte das ganze Haus
Und sprach: Dein Stiel macht's noch nicht aus.
Willst du den Rang der Blumen erstreiten,
So mußt du auch süßen Geruch verbreiten.
Das paßt auf jeden verdienstlosen Stolz,
Der Ansprüche macht wie jenes Holz.

---

6. Der Virtuose. (7. Aufl. S. 5.)

Nach Thom. de Yriarte.

Sei die kleine Fabel gut oder schlecht;
Sie lief in die Hände — ganz von ohngefähr.
Ueber eine Wiese nah bei einem Dorf
Ging ein wackrer Esel — ganz von ohngefähr.
Eine Flöte fand er, die ein Schäfer dort
Hatte liegen lassen — ganz von ohngefähr.
Wohl besah, beroch sie lang' das Eselein
Und hinein er schnaufte — ganz von ohngefähr.
Und sein Wind verfeinte in der Flöte sich,
Und die Flöte tönte — ganz von ohngefähr.
Ei, begann der Esel, ei wie schön spiel' ich!
Sag' Eins noch, die Esel musiciren schlecht!
So giebt's wol noch Esel, die auch ohne Kunst
Es bisweilen treffen — ganz von ohngefähr.

---

7. Der Fuchs, der Wolf und die Affen. (7. Aufl. S. 6.)

Fr. W. Zachariä.

Ein Fuchs, der lange schon geschmachtet,
Umsonst nach manchem Huhn getrachtet,
Erfuhr, daß eines Affen Frau
Im Kindbett sei. Ha! dacht er schlau,
Vielleicht trag ich vom Wochenschmaus
Auch wol ein fettes Maul nach Haus.
Man muß sich in die Zeiten schicken,
Gefällig sein und viel sich bücken:
Sonst bleibet Börs' u. Magen schlapp.
So dacht' er bei sich und begab
Sich auf den Weg zum Aufenthalt
Der Affen in den nächsten Wald.
Er fand die Wöchnerin im Lager
Auf weichem Heu, von Mann und Schwager
Und Muhm' u. Schwiegerin umringt,
Von denen jeder etwas bringt;
So daß Herr Reineke gar klug
Bemerkte, hier sei Schmaus genug.
Er machte sich deßhalb gar zierlich
Zur Affin, bückte sich manierlich
Bis auf die Schuh u. sprach: Madam,
Daß ich den Weg zu Ihnen nahm,
Ist aus der Ursach bloß geschehn,
Die schönen Kinderchen zu sehn,
Womit Sie vor gar kurzer Zeit
Den werthen Herrn Gemahl erfreut.
O zeigen Sie doch Ihrem Knecht
Von Ihrem adlichen Geschlecht
Die beiden liebenswürd'gen Zweige,
Daß ich mich auch vor ihnen beuge!
Ihr Gnaden glauben sicherlich,
Ein rechter Kindernarr bin ich!
Als dieses die Frau Affin hört,
Gar freundlich sie sich zu ihm kehrt,
Reicht ihm die Hand und spricht zum Mann:
Sieh doch den art'gen Fremdling an!
Er kommt hieher mit müden Füßen,
Bloß unsre Kinderchen zu küssen.
Hier, Freund, sprach sie zum Fuchs, im Heu
Ruhn sie im Schlummer alle zwei.
Sie sagt' es und zog mit der Hand
Ein pelzgefüttertes Gewand
Hinweg von ihrem Zwillingspaar
Und sprach zum Fuchs: Mein Herr, nicht wahr?
Wenn Ihr's aufrichtig wollt gestehn,
Was Schöners habt Ihr nie gesehn?
Der Fuchs erschrak. — In langer Zeit
Hatt' er nicht so viel Häßlichkeit
An irgend einem Thier erblickt.
Doch rief er listig, wie entzückt:
O froher Tag! So seh ich denn
Die beiden kleinen Engelchen
In jedem Liebreiz vor mir liegen!
O welche Freude, welch' Vergnügen
Muß dieß den hohen Eltern sein!
Fürwahr! trifft mein Vermuthen ein:
So werden sie, das ahnet mir,
Die Lust der Welt, der Affen Zier.

Als dieses die Frau Affin hört',
Ward sie von Freude ganz bethört,
Wie ihr Herr Ehmann ebenfalls.
Er warf dem Fuchs sich um den Hals,
Bat ihn auf's freundlichste zu Tische,
Trug auf Pasteten, Braten, Fische,
Viel Obst und Nüsse groß und klein
Und trank ihm zu vom besten Wein,
So daß der Fuchs sehr wohl gespeist
Und halb berauscht von dannen reist.

Ein Wolf traf auf dem Weg ihn an
Und sprach zu ihm: Mein lieber Mann,
Ich seh an deinem vollen Bauch,
Du hast geschmaust. Könnt' ich nicht auch
Zu einem solchen Fest gelangen,
Bei dem es dir so wohl gegangen?
I! Freund, versetzt der Fuchs, gar leicht
Wird dieser Wunsch von dir erreicht.
Des Affen Frau liegt in den Wochen,
Der hab' ich eben zugesprochen.
Sie hat zwei allerliebste Kinder;
Die zeigt sie gern. Wo du nicht minder
Als ich sie lobst, so giebt sie dir
Mit Dank zu schmausen g'nug dafür.

So? sprach der Wolf, brauch ich nur dies?

Dann hab' ich meinen Fraß gewiß!
Er eilte zu den Affen hin
Und traf sie an bei frohem Sinn,
Ward freundlich von dem Mann empfangen,
Nach seinem höflichen Verlangen
Zur Frau geführt, die sehr geneigt
Ihm alsobald die Kleinen zeigt.
Herr Eisengrimm mit starrem Blick
Fuhr ganz erstaunensvoll zurück.
Was Guckuck! schrie und lacht' er laut,
Hier schaudert einem fast die Haut!
Dies sind ja wahre Ungeheuer!
Und die Scheusäligen sind euer?
Ei! schrien die Affen allesammt,
Die Mutter mit, von Wuth entflammt,
Ei! seht mir doch den Grobian
Mit seinen Schmeicheleien an!
Was braucht ihr denn hierher zu gehn
Und unsre Kinderchen zu schmähn?
Drauf griff ein jeder nach dem Knittel,
Durchklopften weidlich ihm den Kittel,
Daß er an allen Vieren lahm
Zum Fuchse hungrig wieder kam.
Sobald Herr Reineke vernommen,
Wie schlecht der Wolf davon gekommen,
Sprach er: Ihr gebt mir wol nicht Recht!
Allein ihr kennt die Welt noch schlecht.
Gern hält das Ohr dem Schmeichler still:
Die Wahrheit Niemand hören will.

* * *

Dieß hab' ich, Leser, auch gedacht;
Drum kommt sie hier in Fabeltracht.

8. Der Löwe mit dem Esel. (7. Aufl. S. 8.)

Gotth. Ephr. Lessing.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht mit einem Esel zu gehen? — Wen ich gebrauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wol meine Seite gönnen.

9. Der Esel mit dem Löwen. (7. Aufl. S. 9.)

Gotth. Ephr. Lessing.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort.

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deßwegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?

10. Der Löwe und die Mücke. (7. Aufl. S. 9.)

Gotth. Ephr. Lessing.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenschein belebt
Und das mit saugendem Gewehre
Nach Ruhm gestochner Beulen strebt,
Doch die man noch zum großen Glücke
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
Fand sie entfernt von ihrer Schaar
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.
Seht, Schwestern, dort den Löwen
schlafen,
Schrie sie die Schwestern gaukelnd an;
Jetzt will ich hin und will ihn strafen:
Er soll mir bluten, der Tyrann!

Sie eilt und mit verwegnem
Sprunge
Setzt sie sich auf des Königs Schwanz.
Sie sticht und flieht mit schnellem
Schwunge,
Stolz auf den sauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will sich nicht bewegen?
Wie? ist er todt? Das heiß' ich Wuth!
Zu mördrisch war der Mücke Degen;
Doch sagt, ob er nicht Wunder thut?

Ich bin es, die den Wald befreiet,
Wo seine Mordsucht sonst getobt.
Seht, Schwestern, den der Tiger
scheuet,
Der stirbt! Mein Stachel sei gelobt!
Die Schwestern jauchzen voll Ver-
gnügen
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu besiegen!
Wie, Schwester, kam dir das in Sinn?

Ja, Schwestern, wagen muß
man! wagen!
Ich hätt' es selber nicht gedacht.
Auf! lasset uns mehr Feinde schlagen!
Der Anfang ist zu schön gemacht.
Doch unter diesen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen sprach,
Erwacht der matte Löwe wieder
Und eilt erquickt dem Raube nach.

---

11. Der wilde Apfelbaum. (7. Aufl. S. 10.)

Gotth. Ephr. Lessing.

In dem hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle anderen Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig hinauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen!

---

12. Der Rangstreit der Thiere. (In vier Fabeln.) (7. Aufl. S. 10.)

Gotth. Ephr. Lessing.

1.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten sprach das Pferd: Lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen: er ist keiner von den streitenden Theilen und kann desto unparteiischer sein.

Aber hat er auch den Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzt.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

2.

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid. —

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!

3.

Der Mensch entfernte sich. — Nun, sprach der höhnische Maulwurf, — und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei, — siehst du, Pferd? Der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir.

Aber aus besseren Gründen als ihr! sagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4.

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten! es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd: kurz alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

---

13. Die Reichsgeschichte der Thiere. (7. Aufl. S. 11.)

Gottl. Conr. Pfeffel.

Die Thiere lebten viele Jahre
In friedlicher Demokratie;
Doch endlich kamen sie einander in die Haare,
Und ihre Republik versank in Anarchie.
Der Löwe machte sich den innern Streit zu Nutze
Und bot sich ohne Sold dem kleinen Vieh
Als dem gedrückten Theil zum Schutze,
Zum Retter seiner Freiheit an.
Er wollte bloß des Volkes Diener heißen
Und brauchte weislich seinen Zahn
Im Anfang nur, die Räuber zu zerreißen.
Als dies die frohen Bürger sahn
Ernannten sie zum wohlverdienten Lohne
Den Diener feierlich zum Chan,
Versicherten die Würde seinem Sohne
Und gaben ihm die Macht die Aemter zu verleihn,

Um kräftiger beschützt zu sein.
Nun sprach der neue Fürst aus einem andern Tone:
Er gürtete sein Haupt mit einer Eichenkrone,
Erhob Tribut, und wer ihm widerstand,
Fiel als Rebell in seine Pranke.
Der Tiger und der Fuchs, der Wolf, der Elephant
Ergaben sich aus List, und jeder ward zum Danke
Zum königlichen Rath ernannt.
Jetzt halfen sie dem Chan die schwächern Thiere hetzen,
Bekamen ihren Theil an den erpreßten Schätzen
Und raubten endlich trotz dem Chan.
Ha, rief das arme Volk mit tiefgesenkten Ohren
Und mit geschundner Haut, was haben wir gethan! —
Allein der Freiheit Kranz war nun einmal verloren:
Der Löwe war und blieb Tyrann;
Er ließ von jedem Thier sich stolz die Pfote lecken,
Und wer nicht kroch, der mußte sich verstecken.

14. Hüttenreichthum. (7. Aufl. S. 12.)

Abrah. Eman. Fröhlich.

Goldgeschmückte Vögel wohnen
In der Palmen Schattenkronen;
Ueberfluß erfüllt ihr Haus,
Blüth' und Frucht Jahr ein und aus.
Und sie haben Nichts zu thun,
Als vom Essen auszuruhn,
Als zu putzen sich, zu spiegeln
Und in Aesten sich zu wiegeln.

Also schaun hinab sie stumm,
Köpfchen wiegend voll Verachten,
Auf die Hütten ringsumher,
Wo die Lerchen übernachten.
Doch aus schwarzem Grund hervor
Schwingen die mit frohen Psalmen
Weithin über alle Palmen
Sich zum blauen Himmelsthor.

15. Glauben. (7. Aufl. S. 12.)

Abrah. Eman. Fröhlich.

Mit dem Vogel sind geflogen
Seine Kinder über Meer.
Droben ward der Himmel trüber,
Drunten brausten Sturmeswogen,
Und die Kinder klagten sehr:
Ach, wie kommen wir hinüber?
Nirgend will ein Land uns winken.
Aber ihre Mutter sagt:
Kinder, bleibet unverzagt!

Fühlt ihr nicht im tiefsten Innern
Unaufhaltsam einen Zug,
Neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! In Jenem ist kein Trug,
Der die Sehnsucht hat gegeben!
Er wird uns hinüberheben
Und euch trösten balde — balde —
In dem jungbelaubten Walde!

16. Der Dornstrauch und die Veilchen. (7. Aufl. S. 13.)

Auf eines öden Felsen Rand
In schlechtem Kleid ein Dornstrauch stand.
Der sah mit neidischem Blick und Verdruß
Auf die Veilchen herab an des Berges Fuß

Und rufte klagend: O traurig Loos!
Ich stehe hier so zerlumpt und bloß,
Und keine Blätter und keine Blüthen
Sind meinen starren Zweigen beschieden.
Wenn rauhe Stürme mich umbrausen
Und ohne Schonung mich wild zerzausen,
Muß ich mich hier so einsam quälen,
Kann Niemand meinen Schmerz erzählen.
Die haben's dort unten besser im Thal!
Scherzen zusammen im Sonnenstrahl,
Blühen so lieblich und duften so schön,
Können im weichen Grase stehn!
Haben sie Durst, erquickt sie der Bach;
Plaudern den lieben langen Tag
Mit Bienchen und bunten Schmetterlingen
Und lassen von ihnen ein Liedchen sich singen:
Wissen von Angst Nichts und Gefahr.
Indem kam eine Mädchenschar
Mit munterem Schritt, mit forschenden Blicken,
Wollten sich Veilchen zu Kränzen pflücken.
Ach seht, dort blühn sie zu ganzen Haufen!
Rief eine. Nun ging es an ein Laufen,
Und Jede wollte die Erste sein,
Um sich der holden Blümchen zu freun.
Da wurde gepflückt, da wurde gesungen,
Die Veilchen alle zu Kränzen geschlungen
Und Sträuschen gebunden mit emsiger Hand,
So lange sich noch ein Veilchen fand.
Auch manches blieb liegen, wie das wohl geschieht,
Wenn man Alles so reichlich vor sich sieht.
Da das der Dornenstrauch erblickte,
Seine Rede sich ganz anders schickte:
Fürwahr, die haben auch ihre Pein;
Mich gelüstet nicht mehr ein Veilchen zu sein!
Kaum sind sie hervor ans Licht gekrochen,
So werden sie grausam abgebrochen
Und sind so verduftet und verblüht:
Niemand weiter nach ihnen sieht.
Da lob' ich mir's auf des Berges Rücken:
Mich wird hier Keiner zu Kränzen pflücken.

---

17. Der Geizhals. (7. Aufl. S. 14.)

Ein Geizhals starb: mit schlecht verhehlter Freude
Begrub mit Pomp sein nächster Erbe ihn.
Es schwebt sein Geist, des finstern Orkus Beute,
In tiefem Gram zu dem Cocytus hin.
Freund Charon hält so eben an dem Strande
Und nimmt ein Heer von neuen Schatten ein;

Schon stößet er das kleine Boot vom Lande,
Da will auch er mit eingeschiffet sein.
Er fleht ihn an: O, fahr' mich auch hinüber!
„Sehr gern; laß mich nur erst das Fährgeld sehn."
Der Geizhals weicht zurück: Nein, keinen Stüber!
Ruft er erblaßt; das muß umsonst geschehn.
Der Fährmann lacht. Es kocht vor innerm Grimme
Der Passagier: Ha, eh' man mich so prellt,
Stürz' lieber ich mich in den Fluß und schwimme
Ans Ufer hin, so kostet's mir kein Geld.
Gesagt, gethan. Die wilden Wogen schlagen
Hoch über ihn und reißen schnell ihn fort;
Er kämpft mit Macht, und siehe da! sie tragen
Ihn wohlbehalten bald zum sichern Port.
Auch Charon hat sich dort schon eingefunden
Und setzet eben aus die schwere Fracht;
Und Alle werden nun nach wenig Stunden
Hin vor des Minos Richterstuhl gebracht.
Der Geizhals bebt; umsonst will er entfliehen:
Man nennt dem Richter seine Frevelthat,
So unheilbringend für die Revenüen
Der Unterwelt und für den ganzen Staat.
Man staunt; man spricht: Welch freventlich Beginnen!
Und ruft in Eil' den ganzen Rath herbei,
Um eine Strafe für ihn zu ersinnen,
Die unerhört wie sein Verbrechen sei. —
Laß wie Prometheus ihn an Felsen schmieden,
Des Geiers Raub, durchwühlt von Schmerz und Pein!
Ruft Einer aus.... Nein, bei den Danaiden
In ewig finstrer Nacht soll er verbannet sein!
So sprach ein Zweiter.... Andre aber sagten:
Geselle lieber ihn zum Tantalus
Und laß ihn dort in ew'ger Nacht verschmachten,
Wenn gleich umgeben rings von Ueberfluß.
Doch willst du seine Strafe noch erhöhen, —
Denn welche wäre seinem Frevel gleich? —
Laß mit dem Sisyphus den Stein ihn rollen sehen,
Ein warnend Beispiel für das Schattenreich. —
Doch Minos blickt aus finstern Augenbrauen
Und winket mit der Hand: Es sei genug!
Die Räthe stehn in dichtem Kreis und schauen
Auf ihn, erwartend seinen Richterspruch.
Nein, rief er jetzt mit strengem Ernst im Blicke,
Neu sei die Straf' und für ihn doppelt schwer!
Man sende ihn zur Oberwelt zurücke,
Und dorten sei ein steter Zeuge er,
Wie schonungslos, was er mit tausend Schmerzen
Sich abgedarbt, ergeizet und erspart,
In Saus und Braus sein Erbe wird verscherzen:
Das sei die Straf', die seiner harrt. —

18. Rath und That. (7. Aufl. S. 15.)

Joh. Fr. Kind.

Zur strohernen Hütte, wo die Noth
Mit sieben nackenden Kindern,
Ach, jedem dämmernden Morgenroth
Die blasse Wange voll Thränen bot,
Kam oft im warm gefütterten Kleid
Ein rundes Männchen, das bittere Leid
Durch Worte des Trostes zu mindern.
Er sprach gar säuftlich: Ihr gute Frau,
Euch hält das Glück auch zu genau;
Was machen die Kinder für Sorgen!
Bleich wie Gespenster! In der Stadt
Wohnt ein berühmter Arzt; der hat
Schon tausend Kranke schnell kurirt,
Wird auch fürs Armuth salarirt; —
Korn — wird schon der Edelmann borgen.
Da nahte blühend, rasch und schlank,
Doch ohne Schuh' eine Dirne;
Sie ruhte vorm Hause auf der Bank,
Flocht sich das Haar, das zum Busen sank,
Und strich den Schweiß von der Stirne;
Die lugte durchs Fenster, sah die Noth
Und reichte dem jüngsten Kinde ihr Brot.
Und da die Magd den Weidenstab,
Das Bündlein wieder genommen,
Da sah das Männchen bedächtig herab,
Sprach: Wird's auch der Kleinen bekommen?
Seht, ohne Butter, schwarz und hart,
Als wär's auf der Tenne zusammen gescharrt
Aus Trespe, Wicken und Raden;
Sonst schenkt man Kindern wol Fladen.
Da herzte Frau Noth ihr Töchterlein
Und rief: Sie las wohl die Aehren
Mit bloßen Füßen im Sonnenschein,
Sich kümmerlich selber zu nähren;
Es war wohl das letzte Reisebrot,
Das sie dem verschmachtenden Kinde bot.
Gott schaut auf der Leidenden Zähren
Und wird ihr Segen gewähren.
Ihr aber, wer seid Ihr im prunkenden Staat,
Und kennt Ihr die helfende Fremde?
„Ich, Frauchen, ich bin der Herr gute Rath;
Und That hieß die Wand'rin im Hemde."

---

19. Der arme Greis. (7. Aufl. S. 16.)

Christ. Fürcht. Gellert.

Um das Rhinozeros zu sehen,
Erzählte mir mein Freund, beschloß ich auszugehen.
Ich ging vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der seiner Miene nach die eingelaufnen Schulden
Nebst dem, was er die Messe durch gewann
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon ging vor mir, — ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß; —
Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen,

Begegnet' uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um Nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten red'te.
Ach, sprach er, ach, erbarmt Euch mein!
Ich habe Nichts um meinen Durst zu stillen.
Ich will Euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
Denn Gott wird bald wohl meinen Wunsch erfüllen
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott, laß ihn nicht ferne sein!

So sprach der Greis. Allein was sprach der Reiche?
Ihr seid ein so bejahrter Mann,
Ihr seid schon eine halbe Leiche
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt Ihr denn erst noch Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht. —
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht.
O Gott, du weißt's! mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück.
Ach, sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet Euch vergriffen haben:
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring' Euch nicht darum: gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, sprach ich, sollt es Alles haben:
Ich seh' daß Ihr's verdient. Trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet Ihr?
Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag' an ihn.
Allein indem ich nach ihm frage,
War er — seit einer Stunde todt.
Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern red'te.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
O, wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich red'te,
Und der vielleicht ihn jetzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!

So sprach mein Freund und bat die Müh' auf mich zu nehmen
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen;
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als nur für Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

---

20. Die Geschichte von dem Hute. (7. Aufl. S. 17.)

Christ. Fürcht. Gellert.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hingen flach herab:
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt und wagt es kurz und gut,
Er wagt's zwo Krempen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn.
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn
Und schreit: Nun läßt der Hut erst schön!

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut und schmählt.
Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt es anders sein?
Er ging schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt;
So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe nimmt ihn in sein Haus
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt und sinnt das Kunststück aus
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und Alle schreien:
Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künstler groß
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und Geist verliehn;
Nichts sind die Andern gegen ihn!

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt:
Das Außenwerk war neu; er selbst, der Hut, blieb alt.
Und daß ich's kurz zusammen zieh':
Es ging dem Hute fast wie der Philosophie.

---

21. Die Widersprecherin. (7. Aufl. S. 19.)

Christ. Fürcht. Gellert.

Ismene hatte noch bei vielen andern Gaben
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben.
Doch wenn's auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht,
So halt' ich's doch für ein Gedicht
Und sag' es öffentlich: ich glaub' es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt;

Ich hab' es oft versucht und manche schön genannt,
So häßlich sie auch war, bloß weil ich haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte:
Allein sie widersprach mir nicht;
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Jetzt komm' ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte man's nicht aus Verleumdung nach;
Er war gewiß: sie widersprach.

Einst saß sie mit dem Mann bei Tische.
Sie aßen unter andern Fische;
Mich däucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel, ist mir recht,
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
Das, rief sie, hab' ich wohl gedacht!
So gut man auch die Anstalt macht,
So finden Sie doch Grund der armen Frau zu spotten.
Ich sag' es Ihnen kurz: der Hecht ist gar zu blau.
Gut, sprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten!
Was hat die Sache zu bedeuten!

So wie dem welschen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas' und Lefzen steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang aus einander treibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt und sie gen Himmel kehrt
Und zitternd mit Geschrei und Poltern aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß-Gesicht:
Die Adern liefen auf; die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fing sie zitternd an: Ich, Mann, ich deine Frau,
Ich sag' es noch einmal: der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O, laß sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht und sagt kein Wort.
Kaum aber ist ihr Liebster fort,
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt' es anders sein? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrei bewegt das ganze Haus.
Man bricht der Frau die Daumen aus,
Man streicht sie kräftig an: kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls: kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar und hält's ihr vor's Gesicht:
Umsonst! umsonst! sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kömmt und schreit: Du stirbst, mein Leben!

Du stirbst? Ich armer Mann! Ach, meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
Blau war er! rief sie aus; willst du dich noch nicht geben?
So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung als die Kraft des heftigsten Geruchs.

---

22. Die Bauern und der Amtmann. (7. Aufl. S. 21.)

Christ. Fürcht. Gellert.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzel in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe eine Probe:
Allein so gut er sie gethan,
So stand er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann!
Der hatte recht auf seinen Text studiret
Und Gottes Wort, wie sich's gebühret,
Bald griechisch bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschändiret
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt' er nur Bericht:
„Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hört's ja wohl: er hat nicht solche Gaben,
„Wie der verstorbne Herr."
Der Amtmann widerspricht;
Der Suprindent ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion sein und Fels und Wald bewegen;
Deßwegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt.
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.

Der Suprindent fing an die Bauern zu erbaun
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
Ihr Richter, Schöppen, und so fort,

Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seid!
Euch Flegeln geb ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagt! wollt ihr oder nicht? denn jetzt sind wir noch da.
Die Bauern lächelten: „Ach ja! Herr Amtmann, ja!“

23. Der Maler. (7. Aufl. S. 22.)

Christ. Fürcht. Gellert.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte Vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler ward beschämt, gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen:
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit sie auszustreichen.

24. Der sterbende Vater. (7. Aufl. S. 22.)

Chr. Fürcht. Gellert.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
Sohn! fing er an, mich quält ein trauriger Gedanke.
Du hast Verstand: — wie wird dir's künftig gehn?
Hör an! ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn.
Die sollen dein: nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder Nichts davon.

Der Sohn erschrak und stutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Ei, fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen ist mir gar nicht bange:
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.

25. Der Kobold. (7. Aufl. S. 23.)

Magn. Gottfr. Lichtwer.

Einst ließ auf einer Burg ein Poltergeist sich sehen,
An Stirn und Bart ein Greis, an Wuchs ein Kind,
Gekleidet und gegürtet, wie die Pilger sind,
Mit Reisekapp' und Stab versehen.
War je ein Kobold lobenswerth,
So war es dieser hier: er stand vor Stall und Herd.
Doch durfte man durch Spott es nicht mit ihm verderben,
Sonst folgten Schläge, Beulen, Scherben.
Dabei besaß er auch die Kunst zu prophezeihn:
Kein Sterbetag fiel unverkündigt ein;
Stets hatte man, noch eh' der Fall geschehen,
Den Zwerg in Boi verhüllt gesehen.
So unterschied er sich durch Dienst und guten Rath
Von Geistern, welche Menschen quälen.
Ich will nur eine That erzählen,
Die klügste, die vielleicht ein Kobold that.
Es sah das Schloß nicht ohne Schauer
Ihn plötzlich in der tiefsten Trauer.
Ein abgekrempter Hut, der fast den Mann verbarg,
Ein ungeheurer Flor, der sich nicht enden wollte,
Dies zeigte klar, daß bald ein Großer sterben sollte.
Die Meisten deuteten es auf des Burgherrn Sarg;
Noch Andre riethen auf den Sohn den Erben;
Ja, Mancher sah sie Beide sterben.
Man rieth sich müd', und Jeder blieb gesund.
Doch endlich starb des Burgherrn Hund.
Was! Willst du einen Hund zu meiner Freundschaft zählen?
So hörte man den Herrn auf seinen Kobold schmälen.
Nur nicht so hitzig! rief der Geist.
Wer ward von dir geküßt, aus deiner Hand gespeist?
Wer lag an deiner Brust? Wer schlief in deinen Armen?
Wer fand in Schwachheit oder Noth bei dir Erbarmen?
Wer anders als dein Hund? Natürlich fiel mir ein,
Er müßte wohl dein Bruder sein.
Hier schämte sich der Herr. — Du, merke dir die Lehre,
Die dir das kleine Männchen giebt,
Daß der zu Menschen nicht gehöre,
Der Thiere mehr als Menschen liebt.

---

26. Die seltsamen Menschen. (7. Aufl. S. 24.)

Magn. Gottfr. Lichtwer.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehen,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen scharenweise
Und grüßten ihren Freund: so pflegt es zu geschehen.
Da hieß es allemal: „Uns freut aus ganzer Seele
Dich hier zu sehn, und nun — erzähle!“

Was ward da nicht erzählt! Hört, sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist.
Eilfhundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen:
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen fest auf einer Stelle
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn:
Sie blieben ungestöret sitzen;
Denn sie sind taub und stumm. Doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen;
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah: Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.

„Allein was ist ihr Zweck?“ so fragten hier die Freunde.
„Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?“
Ach nein! „So suchen sie der Weisen Stein?“ Ihr irrt!
„So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?“
Nein! „So bereun sie alte Sünden?“
Das ist es Alles nicht. „So sind sie gar verwirrt!
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, — was thun sie denn?“ Sie spielen.

---

27. Der kleine Töffel. (7. Aufl. S. 25.)

Magn. Gottfr. Lichtwer.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe freite wieder
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.
Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe brannte, —
Der Knabe war damals gerade sechszehn Jahr, —
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.

Nunmehr drasch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz. Da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß: man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.
Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn „Kleiner Töffel" hieß, hatt' er die Dreistigkeit
Und gab ihm eine derbe Schelle.
Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu stehn;
Denn Schulzens Hadrian ging klagen
Und durch das ganze Dorf hört' man die Rede gehn:
Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.
O, das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich
Sich in die Fremde zu begeben.
Was! sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben?
Inmittelst ändert sich's, und man verkennet mich.

Gleich ging er hin und ward ein Reuter.
Das höret Nachbars Hans; die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus:
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.
Der Töffel will vor Wuth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort: man spricht von ihm nicht mehr.
Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin; man senkt den Weinstock ein;
Als man den Ruf vernimmt, es solle Friede sein.
Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus
Und suchet seines Vaters Haus.
Er hörte schon den Klang der nahen Bauernkühe.
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr und schriee:
Je kleiner Töffel! lebt Ihr noch?

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück.
Reist, geht zur See, kommt alt zurück:
Der Eindruck siegt; da hilft kein Sträuben:
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

---

28. Peter in der Fremde. (7. Aufl. S. 26.)

Aug. Gottl. Eberhard.

Der Peter will nicht länger bleiben,
Er will durchaus fort in die Welt.
Dies Wagestück zu hintertreiben
Der Mutter immer schwerer fällt.
Was willst du, spricht sie, draußen machen?

Du kennst ja fremde Menschen nicht;
Dir nimmt vielleicht all' deine Sachen
Der erste beste Bösewicht.

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
Wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
Sein längst gesung'nes Reiselied.
Er meint die Fremde nur macht Leute;
Nicht in der Nähe wohnt das Glück:
Drum sucht er's gleich recht in der Weite; —
Doch kehrt er mit der Zeit zurück.

Zu Hülfe ruft man alle Basen,
Und jede giebt dazu ihr Wort;
Doch Peter läßt mit sich nicht spaßen, —
Der Tollkopf will nun einmal fort.
Da sprach die Mutter voller Kummer:
So sieh doch nur den Vater an!
Der reiste nie und ist nicht dummer
Als mancher viel gereiste Mann.

Doch Peter läßt sich nicht bewegen,
So daß zuletzt der Vater spricht:
Nun gut, ich wünsch dir Glück und Segen;
Fort sollst du: doch nun säum' auch nicht.
Nun geht es an ein Emballiren
Vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch Nichts kann frieren,
Das dickste Band um seinen Zopf.

Jetzt endlich ist der Tag gekommen:
Gleich nach dem Essen geht er heut.
Voraus ist Abschied schon genommen,
Und Alles schwimmt in Traurigkeit.
Die Eltern das Geleit ihm geben
Bis auf das nächste Dorf hinaus,
Und weil dort ist ein Wirthshaus eben,
Hält man noch einen Abschiedsschmaus.

Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen,
Doch still wird Peter, mäuschenstill.
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
Und Peter seufzt: Nun, wie Gott will!
Er muß die Augen öfters reiben,
Nimmt Abschied noch einmal recht schön
Und sagt, man solle sitzen bleiben;
Denn weiter lass' er Keinen gehn.

Und endlich schwankt er fort, der Peter,
Obgleich es ihn beinahe reut;
Allein nach hundert Schritten steht er
Und denkt: Wie ist die Welt so weit!
Das Wetter will ihn auch nicht freuen;
Es weht der Wind so rauh und kalt:
Er glaubt es könne heut noch schneien;
Und schnei's nicht heut, so schnei's doch bald.

Jetzt schaut er bang zurück, jetzt geht er
Und sinnt, wie weit er heut noch reist;
Jetzt kömmt ein Kreuzweg: ach, da steht er,
Und Niemand, der zurecht ihn weist.
Ach, seufzt er, so Was zu erleben
Gedacht' ich nicht! Daß Gott erbarm'!
Hätt' ich der Mutter nachgegeben,
So säß' ich jetzt noch weich und warm.

Wie konnt' ich so mein Glück verscherzen!
Ich war doch wirklich toll und dumm.
Wie würde mich die Mutter herzen,
Kehrt' ich an diesem Kreuzweg um!
Und rasch beschließt er sich zu drehen,
Wie wenn man Was vergessen hat,
Und rennt, — ich hätt' ihn mögen sehen,
Zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern saßen unterdessen
Im Wirthshaus noch in guter Ruh',
Bekämpften ihren Gram durch Essen
Und tranken tief gerührt dazu.
Der Peter ließ sie gern beim Schmause,
Ihn reizte nur der Heimath Glück:
Drum läuft er sporenstreichs nach Hause
Auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh' und Ferne
Sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne

Incognito noch in die Stadt.
Doch ist er kaum erst heimgekommen,
So schallt Gelächter durch das Haus:
Das hätt' er übel fast genommen;
Allein er machte sich Nichts draus.

Man scherzt: Du mußt mit Meilenschuhen
Gewandert sein; drum setz' dich auch
Nun hinter'n Ofen um zu ruhen
Und pfleg' am Brotschrank deinen Bauch.
Er thut's. Jetzt treten seine Alten
Zur Stubenthür betrübt herein.
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
Ach Gott, wo mag nun Peter sein?

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt:
Was klagt ihr denn? Hier bin ich ja!
Die Mutter jauchzt, der Vater runzelt
Die Stirn und spricht: Schon wieder da?
Nun, wie ich's dachte, ist's geschehen!
Die Mutter war nur wie verwirrt;
Ich hab's dem Burschen angesehen,
Wie weit die Reise gehen wird.

Die Mutter jubelte, durchdrungen
Von frommem Dank: 's ist besser so!
Nun hab' ich wieder meinen Jungen
Gesund daheim; deß bin ich froh!
Doch Peter sagte ganz beklommen:
Hätt' ich nur nicht geglaubt, es schneit',
Und wär' der Kreuzweg nicht gekommen;
So wär' ich jetzt, wer weiß wie weit.

---

29. Blücher in England. (7. Aufl. S. 29.)

Fr. Rückert.

1.

Als Blücher durch die Straßen
Londons im Wagen fuhr,
Drängte sich ohne Maßen
Das Volk auf seine Spur.

Sie wollten all' ihn grüßen:
Da hielt er aus dem Schlag,
Weil man sie wollte küssen,
Die Hand den ganzen Tag.

Sie küßten auf und nieder,
Wo jeder kam dazu,
Die Hand durch alle Glieder,
Die Hand und ihren Schuh.

Da sprach der alte Streiter
Still zu sich mit Verstand:
Wenn das so fortgeht weiter,
So komm' ich um die Hand.

Man wird sie ab mir küssen;
Und ja nicht weiß ich doch,
Ob ich sie werde müssen
Nicht brauchen irgend noch.

Drauf eine Hand von Leder
Setzt' er an jener Statt.
Da küsse nun sich jeder
Nach Lust am Leder satt.

Sie sahn am Wagen baumeln
Die Hand, die schlapp genug;
Sie küßten sie mit Taumeln
Und merkten nicht den Trug.

Auffiel ihr welk Geschlotter
Doch einem von der Schaar,
Der von Pudding und Potter
Genährt am besten war.

Goddam! sprach er verwegen,
Wie konnte diese Hand
Nur führen jenen Degen,
Der Frankreich überwand?

2.

Da kamen, von dem Namen
Des deutschen Feldmarschalls
Gelockt, die britt'schen Damen
Herbei nun ebenfalls.

Begehrten von den Haaren
Des alten Feldmarschalls,
Als Schmuck sie zu bewahren
Am Busen, um den Hals.

Da zog er ohne Stocken
Den Hut vom Haupte fein
Und zeigte, daß die Locken
Ihm ausgegangen sei'n.

Verzeihung, schöne Damen,
Daß ich mit solchem Flor
Nicht dienen kann: es kamen
Euch andre schon zuvor,

Die mir die Locken nahmen
Und stritten drum zumal,
Die Jahre, schöne Damen,
Sind's, die mich machten kahl;

Die kriegerischen Jahre,
Sie nahmen Alles schier,
Und diesen Rest nur spare
Ich noch für Deutschland hier,

Daß, wenn mir altem Tropfe
Wird dort mein Lorbeerkranz,
Er auf dem kahlen Kopfe
Sei ohne Halt nicht ganz.

---

30. Tragische Geschichte. (7. Aufl. S. 30.)

Ludw. Adalb. v. Chamisso.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing:
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: Wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan.
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum;
's wird aber noch nicht besser drum:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts;
Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort;
Es hilft zu Nichts: in Einem Wort,
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: Es hilft am Ende doch!
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

---

31. Sadi. (7. Aufl. S. 30.)

Sadi stand im Rosengarten,
Der gepflegt von seinen Händen
Unter seinen Augen blühte.
Abend war's: schon schwand die Sonne
Hinter Irans blauen Bergen;
Dichter ward um ihn der Schatten;
Laut erscholl im Wald das Brüllen
Junger Löwen nach dem Raube;
Aber lieblich wehten Weste
Durch die Blumen und die Bäume.
Was am heißen Strahl des Mittags
Fast erstarb vor seinen Gluthen,
Das erquickte jetzt im Thaue
Seine matten Blätter wieder.
Herr des Lebens, sprach der Weise,
Wie so schön wär' deine Erde
Ohne jene heißen Strahlen,
Die des Menschen Kraft verzehren
Und das zarte Weiß der Glieder
Bis zur Kohlenschwärze färben.
Warum liehest du der Sonne
Jene unheilsvollen Gluthen?
Traf dein Fluch einst deine Erde?
Willst du zürnend sie verderben?
O, daß doch mein blödes Auge
Deiner Weisheit, deiner Liebe
Mir verborgnen Zweck erschaute!
Tiefer sank die Nacht, es deckte
Dunkel bald die ganze Schöpfung.
Alles sank in tiefen Schlummer;
Sadi auch. Umhaucht von Blüthen
Schlief der Greis in seiner Laube.
Da erschien im dunkeln Traume

Ein Gesicht ihm: fortgetragen
Fühlt' er sich auf eine Höhe.
Hier erschienen ihm zwei Thäler,
Eins zur Rechten, eins zur Linken,
Die ein Hochgebirge trennte,
Das sich bis zum Himmel baute.
Dämmernd war des einen Anblick:
Flimmernd strahlten von dem tiefen
Himmel ihm die goldnen Sterne;
Zarte, weiße Blumen prangten
Ueppig auf dem grünen Boden;
Feierliche, tiefe Stille
Herrschte in dem weiten Thale;
Kaum daß man der Eule Töne
Und der Unke Klagen hörte. —
Hier, sprach Sadi, ist gut wohnen;
Daß ich hier doch weilen dürfte!
Und er stieg ins Thal hernieder.
O, wie wohl war ihm! Wie lieblich
Däuchte ihm die sanfte Kühlung!
Und die tiefe, heil'ge Stille
Schien zu sinniger Betrachtung
Seine Seele einzuladen. —
Doch bald sehnte sich nach heitrer
Umsicht sein verwöhntes Auge;
Bald fand er selbst jenes Dunkel
Schauervoll, die Stille traurig.
Denn hier reiften nirgends Früchte:
Alles blühte nur, dann welkte
Es am falben Stengel wieder
Ohne Früchte, ohne Samen;
Denn es fehlten Licht und Wärme,
Um der Pflanzen Kraft zu wecken.
Eilig wandt' er seine Schritte
Nach der Höh' des Berges wieder
Voll von Sehnsucht; unermüdet
Stieg er auf bis zu dem Gipfel.
Wie Gespenster schien das Dunkel,
Das ihm vor so schön erschienen,
Jetzt von dannen ihn zu treiben.
Darum stieg er ohne Rasten: —
Und nun stand er auf der Höhe.
Schimmernd in des Mittags Glanze
Lag vor ihm die andre Aue,
Deren Sonne er geflohen.
Welch ein andres, reichres Leben
Lag vor ihm da ausgebreitet!
Blumen sproßten aus dem Boden,
Tausendfarbig; Bäume prangten
Früchtevoll; balsamisch wehten
Leise Lüfte durch die Blüthen;
Frohes, heitres Leben regte
Ueberall umher sich kräftig;
Tausend Stimmen sangen Lieder
Aus den Gipfeln, aus den Lüften.
Hingerissen von Gefühlen
Hoher Freude, hochbegeistert
Wollt' er selbst schon mit einstimmen
In der Schöpfung lauten Jubel:
Da erwacht' er. Eben hob sich
In des Morgens Rosenschimmer
Gottes Sonne. Blühend prangte
Um ihn her sein Rosengarten,
Weiter Irans Lustgefilde,
Wie er sie im Traum gesehen.
Schamdurchdrungen sank er nieder:
Herr des Lebens, jetzt erkenn' ich
Meine Thorheit, deine Weisheit;
Denn du lehrtest mich im Traume.
O, so waltet deine Liebe
Auch in Leiden denn und Schmerzen.
Darum will ich an sie glauben,
Selbst wo meine blöden Augen
Ihre Wege nicht durchschauen.

32. Omar und der Fremde. (7. Aufl. S. 33.)

An einem heitern Abende saß Omar, ein frommer Hirt, vor seinem Zelte und ergötzte sich an der Pracht der untergehenden Sonne. Da sah er einen alten Mann aus dem nahen Walde des Weges daher kommen, dessen weißes Haar ihm Ehrerbietung gebot. Auf seinen Wanderstab gestützt wollte er eben neue Kräfte sammeln, um seine Reise fortsetzen zu können; aber Omar eilte auf ihn zu, bat ihn in sein Zelt zu treten und am folgenden Tage erst nach genossener Ruhe weiter zu reisen. Der Fremde weigerte sich lange, gab aber doch endlich seinen freundlich dringenden Bitten Gehör. — Sogleich wusch ihm der Haus-

vater die Füße, setzte ihm Milch und Früchte vor und lief zuletzt selbst noch zur Herde, um für ihn ein Lamm zum Abendessen zu holen. Als sie aber sich zu Tische setzten, bemerkte der Wirth, daß der Fremde Gott nicht anbete, und fragte ihn voll Verwunderung: Wie? betest du Gott nicht an, der Himmel und Erde gemacht hat und was darinnen ist? — Ich kenne deinen Gott nicht, antwortete ihm Jener, weiß auch nicht, wer Himmel und Erde geschaffen hat: wohl aber habe ich daheim einen Götzen von Erz, den mir ein Meister gegossen hat. Diesen bete ich allerdings an, und der versorgt mich mit Allem, was ich bedarf.

Da ergrimmte der Hirt in seinem Herzen über den Götzendiener und wollte keine Gemeinschaft mit demselben haben; ja er trieb ihn sogar noch in der Nacht aus dem Zelte in die Wildniß. — Aber in der Nacht redete der Herr zu ihm und fragte: Omar, wo ist der Fremde, den ich am Abend zu dir sandte, daß du ihm Gutes thätest? Omar antwortete: Herr, er war ein Götzendiener und ehrte dich nicht: wie konnte ich ihn unter meinem Dache dulden? und so trieb ich ihn von mir hinaus. — Und ich, antwortete ihm der Herr, trug diesen Mann und seinen Irrthum neunzig Jahre mit Geduld, beschützte ihn und sein Haus, gab ihm Speise und Kleidung, ob er mich gleich nicht verehrte. Du aber konntest nicht mit ihm eine Nacht in deiner Hütte schlafen, du, der du sein Bruder bist? —

33. Die Sorgen des Lebens. (7. Aufl. S. 33.)

An einem Frühlingsmorgen führte der königliche Sänger David seinen Sohn Salomon auf die Höhe von Zion, um ihm den Aufgang der Sonne, den der Knabe noch nicht gesehen hatte, zu zeigen. Noch war es Dämmerung, und dichte Thauwölkchen schwebten über den Thälern und Fluren, die sich unter ihnen hinzogen und ausbreiteten, und netzten aus ihrer Fülle das Land. Was ist das, Vater? sprach der Knabe, als er an jedem Hälmchen und an jedem Blümchen Thautropfen hängen sah; haben die Blumen geweint? — Das wohl nicht, mein Sohn, erwiderte der Vater. Die Blumen können nicht weinen; auch hätten sie keinen Grund dazu. Das ist himmlischer Thau, der sie erquickt und für die Hitze des Tages stärkt. Nur der Mensch weint, wenn er in der Nacht des Lebens nach der Sonne sich sehnt, die seinen Weg erleuchte. — Aber auch für ihn sind Thränen oft eine große Erquickung; denn sie lindern sein Leid und mäßigen den Uebermuth seiner Freude.

Jetzt standen sie auf der Höhe, und der Knabe sah die Landschaft, die er so oft im Schimmer des Tages gesehen hatte, nun in dem Dämmerlichte des Morgens und in den Nebelschleier gehüllt. Was ist das? rief er; hat eine Wasserfluth die Thäler überschwemmt? — Fürchte nicht, antwortete der Vater; das sind die Thauwölkchen, die auch um uns schweben, nur weniger dicht, weil wir höher stehen. Auch würden sie uns minder dicht erscheinen, wenn wir mitten darin ständen. In der Ferne erscheint unsern kurzsichtigen Augen Alles weit düsterer, als es ist; denn wir sehen dann die Massen: in der Nähe aber verschwindet uns das Meiste; denn wir können die Theilchen nicht sehen, aus

denen sie gebildet sind, wie du an den Thauwölkchen siehst, die auch uns umgeben, die du aber doch nur in ihren Wirkungen wahrnimmst. Dein Leben wird dir noch andere Belege dazu geben.

Bald vergoldeten die ersten Strahlen der Sonne die Spitzen der Berge. Der Knabe versank sprachlos in dem Anblicke der himmlischen Erscheinung, als sie hervorging über den Bergen wie der Bräutigam aus seiner Kammer, und erst des Vaters Harfe und lauter Lobgesang: „Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, du bist sehr groß; du bist schön und prächtig geschmückt! Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest den Himmel aus wie einen Teppich“ — weckten ihn aus seinen Betrachtungen und gaben seinen unaussprechlichen Gefühlen Bewußtsein und Worte. —

Der Psalm war verklungen; aber seine Gedanken und seine Töne füllten und bewegten noch lange die Seele des Knaben. Schweigend ruhte er an der Brust des Vaters. Die Sonne war indeß höher am Himmel heraufgetreten und füllte nun auch mit Licht und Wärme die Thäler. Da hob sich die Nebeldecke und regte sich wie das Meer, wenn ein Morgenlüftchen es kräuselt. Theils zerfloß sie in Thau, theils schwebte sie auf unsichtbaren Flügeln an den Rändern der Berge hin, lösete sich in der klaren Luft und verschwand, als wäre sie nicht da gewesen.

Siehe, mein Sohn, sprach der Vater endlich, hier ein Bild des menschlichen Lebens, seiner Leiden und Freuden. So ruht auch auf uns oft die Wolke des Kummers und der Trübsal: aber auch durch sie segnet uns Gott, selbst wenn wir es nicht erkennen; und ewig weise und gütig waltet über ihr und in ihr die göttliche Liebe, so wie der Himmel sich in unwandelbarer Klarheit über der umdüsterten Erde wölbt. Endlich aber löset die Sonne der ewigen Liebe das Dunkel und wandelt selbst unsre Leiden zu Segnungen und Beweisen seiner Erbarmung.

---

34. Rabbi Mëir und seine Gattin. (7. Aufl. S. 35.)

Joh. Jac. Engel.

Rabbi Mëir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und erleuchtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie und trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Bette und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Mëir nach Hause. Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. Ich habe mich umgesehen, erwiderte er, und bin sie nicht gewahr geworden. Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens? Sie werden nicht weit sein, sprach sie und setzte ihm vor zu essen. Als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! Sage an, meine Liebe, antwortete er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir Jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? Dies sollte meine Frau nicht erst fragen, sagte Rabbi Mëir. Wolltest du Anstand nehmen einem Jeden

das Seine wiederzugeben? O nein, versetzte sie; aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht. Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. Ach, meine Söhne, jammerte der Vater, — meine Söhne! Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.... Der Name des Herrn sei gelobet! — stimmte Rabbi Mëir mit ein. — Wohl heißt es: Wer ein tugendhaftes Weib gefunden, hat einen größern Schatz denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.

---

35. Der afrikanische Rechtsspruch. (7. Aufl. S. 35.)

Joh. Gottfr. Herder.

Alexander aus Macedonien kam einst in eine entlegene, goldreiche Provinz von Afrika. Die Einwohner gingen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar voll goldner Aepfel und Früchte. Esset ihr diese Früchte bei euch? sprach Alexander; ich bin nicht gekommen eure Reichthümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen. Da führten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold; und dieser Mann will es nicht wieder nehmen. Sprich ihm zu, o König; denn es ist das Seine.

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: Du fürchtest dich etwas Unrechtes zu behalten, und ich sollte mich nicht fürchten ein Solches von dir zu nehmen? Ich habe dir den Sack verkauft nebst Allem, was drinnen ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König.

Der König fragte den Ersten, ob er einen Sohn habe. Er antwortete: Ja. Er fragte den Andern, ob er eine Tochter habe, und bekam Ja zur Antwort. Wohlan, sprach der König, ihr seid Beide rechtschaffene Leute; verheirathet eure Kinder unter einander und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitgabe; das ist meine Entscheidung.

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. Habe ich unrecht gerichtet, sprach der König des fernen Landes, daß du also erstaunest? Mit Nichten, antwortete Alexander; aber in unserm Lande würde man anders richten. Und wie denn? fragte der afrikanische König. Beide Streitende, sprach Alexander, verlören ihre Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königes.

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: Scheinet denn bei euch auch die Sonne, und läßt der Himmel noch auf euch regnen? Alexander antwortete: Ja. So muß es, fuhr er fort, der unschuldigen Thiere wegen sein, die in eurem Lande leben; denn über solchen Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen.

---

36. Drei Freunde. (7. Aufl. S. 36.)

Joh. Gottfr. Herder.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüfet hast: an der Tafel des Gastmahls giebt's mehr derselben als an der Thüre des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde: zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. Wer unter euch, sprach er, will mit mir gehn und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden und der König zürnet.

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugete von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

* * *

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt: wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßet ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

---

37. Die Cedern auf Libanon. (7. Aufl. S. 37.)

Joh. Gottfr. Herder.

Der König Hiram von Tyrus und Salomo, der König von Israel, besuchten einst gemeinschaftlich den Cedernwald auf Libanon. Arm in Arm wandelten die beiden Könige unter dem duftenden Schatten des hohen Waldes einher, und Hiram freuete sich der weisen Reden des Königs von Israel.

Unten aber zu ihren Füßen lagen weit umher die Länder und blüheten in Frieden; denn Salomo und Hiram hatten einen Bund gemacht und waren Freunde; so waren auch ihre Völker Freunde unter einander. Und die Könige standen still und schauten in die Ferne.

Da ging Hiram, dem Beherrscher von Tyrus, das Herz auf, und er sprach zu Salomo: O wohl uns, daß wir Freunde sind! Stehen wir nicht auch wie die Cedern auf unseren Höhen und unsere Völker um uns her?

Da antwortete Salomo und sprach: Wohl nennet man die Ceder mit Recht den königlichen Baum. Er ist der höchste von allen, und seine Gestalt ist voll Majestät; er wächset auf der Höhe des Gebirges; aus den Wolken trinkt er und bedarf nicht des Baches, der seinen Fuß netze. Seine Wurzel umfasset die Felsen der Erde, und er tauchet sein Haupt in die Bläue des Himmels. Jahrhunderte hat der Sturm um diese Wipfel getobet und der Donner um die Stirn des ernsten Waldes gerollt: aber er stehet unerschüttert, frei wie ein Gott und ohne die Bedürfnisse des niedern Thales. Darum heißet er auch ein Baum

Gottes, den Jehovah gepflanzet hat, — und stehet ein Bild des Gesalbten des Höchsten.

Eines nur fehlet ihm, sagte Hiram; die duftende Blüthe und die nährende, erquickende Frucht.

Da lächelte Salomo und sprach: Redest du im Scherz, Hiram, oder als der Beherrscher des gewinnenden Volkes? Duftet denn nicht die ganze Ceder? Und wozu der hochragenden Königin des Gebirges die erquickliche Frucht? Trägt sie nicht den kühnen Seefahrer durch die schäumende Woge? Wölbet sie nicht die Paläste der Fürsten? Und bald, Hiram, wird sie auf Sion stehn, ein Tempel Jehovah's. — Mein Freund, es giebt edlere Früchte als die, welche der Gaumen verlangt.

Indem sie also redeten, rollte plötzlich ein Gewitter hinauf gen Libanon, und es donnerte gewaltig. Die Könige aber standen im Dickicht des Waldes schweigend und voll Ehrfurcht. Da kam ein Strahl aus dem Gewölk und zerriß eine Ceder von dem Gipfel bis an die Wurzel, und krachend stürzte sie am Abhange des Gebirges hernieder. Das Gewölk aber zog brausend vorüber.

Da traten die Könige zu der gefallenen Ceder und sprachen unter einander: Was ist alle irdische Größe vor dem Angesichte des Erhabenen? — Er rollet die Himmel zusammen wie ein Gewand, und die Erde ist vor ihm wie ein Tropfen im Eimer. — Wer mag bestehen vor dem König der Könige? —

Nach einem langen, stillen Nachdenken, während sie vor der zerschmetterten Ceder standen, sprach Hiram: Wenn man die Natur in ihrer furchtbaren Größe gesehen hat, dünkt es beinahe thöricht, dem Herrn der Schöpfung einen Tempel bauen zu wollen. Wozu bedürfte er des Tempels von Menschenhänden gemacht?

Nicht er, antwortete Salomo, aber der Mensch bedarf dessen. Das unermeßliche Werk der Schöpfung beuget ihn nieder und gesellet ihn zu dem Staube, aus welchem sein Leib gebildet ward. Sein eigenes Werk, — als ob es den Unsichtbaren, Allgegenwärtigen umschlösse und begrenzte, — soll ihn erheben. Nicht das beinerne und fleischerne Gewölbe der Brust ist der Geist des Menschen: Hiram, auch wir sind göttlichen Geschlechtes!

Die Könige schwiegen lange. Darauf sagte der Beherrscher von Tyrus: Ach, unser Königsleben gleichet dieser Ceder vor dem Wetter!

Wohl, erwiderte Salomo; es gleiche auch der Ceder nach dem Wetter! Vernimmst du, Hiram, welchen Wohlgeruch sie jetzt in ihrem Tode über den Wald verbreitet?

---

38. Abrahams Kindheit. (7. Aufl. S. 38.)

Joh. Gottfr. Herder.

In einer Höhle ward Abraham erzogen; denn der Tyrann Nimrod stellte ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Licht Gottes in ihm; er dachte nach und sprach zu sich: Wer ist mein Schöpfer?

Nach sechzehn Jahren trat er hinaus; und als er zum ersten Male Himmel und Erde sah, wie erstaunte er und freuete sich! Er fragte alle Geschöpfe rings umher: Wer ist euer Schöpfer?

Auf ging die Sonne: er fiel nieder auf's Angesicht. Das, sprach er, ist der Schöpfer; denn seine Gestalt ist schön!

Die Sonne stieg hinauf und stieg hinab und ging am Abend unter. Da ging der Mond auf, und Abraham sprach zu sich: Das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels; vielleicht ist's jenes kleine Licht, dem dieses große Heer der Sterne dient.

Aber auch Mond und Sterne gingen unter, und Abraham stand allein.

Er ging zu seinem Vater und fragte ihn: Wer ist der Gott des Himmels und der Erde? Und Tharah zeigte ihm seine Götzenbilder. Ich will sie prüfen, sprach er bei sich selbst; und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor. Wenn ihr lebendige Götter seid, so nehmet eure Opfer. Aber die Götzen standen da und regeten sich nicht.

Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Vielleicht belehre ich ihn. Er nahm den Stab, zerschlug die Götzen alle bis auf einen, legte seinen Stab in dieses Götzen Hand und lief zum Vater. Vater, sprach er, dein erster Gott hat alle seine Brüder getödtet.

Zornig sah ihn Tharah an und sprach: Du spottest meiner, Knabe: wie kann er es, da meine Hände ihn gebildet haben? O zürne nicht, mein Vater, sprach Abraham, und laß dein Ohr vernehmen, was dein Mund sagt. Trauest du deinem Gotte nicht zu, daß er vermöge, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie wäre er der Gott, der mich und dich und Himmel und Erde schuf? — Tharah verstummte auf des Knaben Wort.

* * *

Bald kam aber die That vor den Tyrannen Nimrod. Der forderte ihn vor sich und sprach: Meinen Gott sollst du anbeten, Knabe, oder der brennende Ofen sei dein Lohn! Denn alle Weisen hatten bei Abraham's Geburt dem Könige geweißaget, daß er die Götzen stürzen und des Königs Dienst vernichten würde im Königreiche. Darum verfolgete der König ihn.

Wer ist dein Gott, o König? sprach der unerschrockene Knabe.

Das Feuer ist mein Gott, antwortete er, das mächtigste der Wesen.

Das Feuer, sprach der Knabe, wird vom Wasser ausgelöscht; das Wasser wird von der Wolke leicht getragen; der Wind verjagt die Wolke, und aus dem Winde besteht der Mensch. So ist der Mensch das mächtigste der Wesen. —

Und ich der mächtigste der Menschen, sprach der König. Bete mich an, oder der glühende Ofen ist dein Lohn!

Da schlug der Knabe sein bescheidenes Auge auf und sprach: Ich sah die Sonne gestern am Morgen auf- und am Abend untergehen; befiehl, o König, daß sie heute am Abend auf- und am Morgen untergehe, so will ich dich anbeten.

Und Abraham ward in die Gluth geworfen.

Aber des Feuers Kraft beschädigte den Knaben nicht: ein Engel nahm ihn sanft in seinen Arm und fächelte die Flammen von ihm ab wie ein Liliendurft. Schöner ging der Knabe vom Feuer hinaus, und bald erschien ihm Gott und rief ihn aus Chaldäa und weihete ihn zu seinem Freunde ein.

Und Abraham ward Stifter des wahren Gottesdienstes des einen Gottes des Himmels und der Erde für alle Welt.

39. Die Namen Gottes. (7. Aufl. S. 40.)

F. A. Krummacher.

Als Alexander, Philippus Sohn, zu Babylon war, ließ er aus jeglichem Lande und Volke, die er überwunden hatte, einen Priester kommen und versammelte sie allesammt in seinem Palaste. Darauf setzte er sich auf seinen Thron und fragte sie — es war ihrer aber eine große Anzahl — und sprach: Wohlan, saget mir, erkennet und verehret ihr ein höchstes, unsichtbares Wesen? Da verneigten sich die Priester allzumal und sprachen: Ja! — Und der König fragte weiter: Mit welchem Namen nennet ihr dasselbe? — Darauf antwortete der Priester aus Indien: Wir nennen es Brama, das heißt das Große; der Priester aus Persien: Wir nennen es Ormus, das heißt das Urlicht; der Priester aus Judäa: Jehova Adonai, der da ist, war und sein wird. Und so hatte ein jeglicher Priester sein eigenes Wort und einen besondern Namen, womit er das höchste Wesen benannte.

Da ergrimmte der König in seinem Herzen und sprach: Ihr habet nur einen Herrscher und König. So sollt ihr auch fortan nur einen Namen für Gott haben; Zeus ist sein Name.

Da wurden die Priester sehr betrübet ob der Rede des Königs und sprachen: Mit dem Worte, das wir genannt haben, nennet ihn unser Volk von Jugend auf. Wie sollen wir das ändern?

Der König aber zürnte noch mehr.

Da trat ein alter Weiser mit grauem Haupte hervor, ein Bramin, der ihn nach Babylonien begleitet hatte. Dieser hub an und sprach: Der König, mein Herr, erlaube, daß ich zu den Versammelten reden möge.

Darauf wandte er sich zu den Priestern und fragte: Leuchtet auch bei euch Allen das himmlische Gestirn des Tages, die Quelle des irdischen Lichts?

Die Priester verneigten sich allesammt und sprachen: Ja! Da fragte der Bramin sie, einen nach dem andern: Wie nennet ihr dasselbe? Und ein Jeglicher nannte ein anderes Wort und den Namen seines eigenen Landes und Volkes. Da sprach der Bramin zu dem Könige: Sollen sie nicht fortan das Gestirn des Tages mit gleichem Worte benennen? Helios ist sein Name.

Bei diesen Worten war der König voll Scham und sprach: Lasset einen Jeglichen sein eigenes Wort gebrauchen. Ich sehe wohl, daß das Bild und Zeichen noch nicht das Wesen ist.

---

40. Das Geschenk des Bramen. (7. Aufl. S. 40.)

Fr. Ad. Krummacher.

Sakontala, die liebenswürdigste und geliebteste aller Königinnen, die jemals Indiens Thron zierten, die holde Gattin des edeln Fürsten Wikrama, feierte einstmals den fröhlichen Tag ihrer Geburt: und die Freude erscholl in den Hütten und Palästen des ganzen Landes; aber lebendiger und zarter tönete ihr Laut in jeglichem Herzen.

Denn das Antlitz der Königin war schön und sanft, und der Blick ihres Auges strahlte milde und lieblich wie die Abendsonne, wenn

sie hinter das Gebirge sich neiget und den Thau und Kühlung hernieder sendet und die Berg' und Thäler feuchtet von oben her.

Also war auch das Antlitz Sakontala's. Darum schauten Indiens Bewohner kindlich zu der unvergleichlichen Fürstin empor mit Liebe und Dank und brachten köstliche Gaben allerlei Art, die schönsten Gewächse des Landes und Salben und Gold und Edelsteine; andere aber flehten Segen von Brama.

Siehe, da trat zu den Feiernden, die sich in den Thoren der Fürstin versammelt hatten, auch ein Brame; der trug in seinen Händen ein Körblein von Binsen geflochten, und einfaches Moos bedeckte den Rand des Körbleins.

Da sprachen die Diener des Hofes, die in den Hallen standen: Wird sich der Brame dem Glanz des Thrones nahn mit seinem Körblein von Binsen geflochten und mit kräuslichem Moose verbrämt? ......

Aber der Brame nahete sich freimüthig und stellete das Körblein zu den Füßen Sakontala's und sprach: Siehe, du freundliche Herrscherin und Mutter deines Volkes, diese Binsen des Körbleins und das zarte Moos der Hügel und diese einfachen Blümchen sind jenem fernen Thale an der äußersten Grenze deines großen Gebiets entsprossen, wo dein Fuß wandelte, als noch der erste Lenz des Lebens dir lächelte.

Also redete der Brame, und das Körblein stand zu den Füßen Sakontala's.

Da neigte die Königin ihr Antlitz und schaute auf das Körblein und auf die Blümchen, die es erfülleten. Und sie lächelte hernieder voll Anmuth auf die Blumen des Thales ihrer Jugend. —

Der Brame aber kehrte in das einsame Thal zurück; und die Herrlichkeit des Feldes dünkt' ihn schöner: denn er hatte das lächelnde Antlitz Sakontala's gesehn.

Also wagt es der Dichter an den Ufern der Ruhr und des Rheinstroms der allverehrten und allgeliebten Königin einige einfache Blümchen seines Geistes und Herzens zu weihen.

Denn entsprossen sie nicht dem Thale des treuherzigen Landes, wo Luise einst wandelte, und wo ein biederes Völkchen ihren Namen mit Liebe und Ehrfurcht nennt?

O möcht' auch Luisens Lächeln die kleine Gabe zum Körbchen des Bramen heiligen!

---

41. Der Edelstein. (7. Aufl. S. 42.)

Fr. Ad. Krummacher.

Sakontala, die schönste und liebenswürdigste unter den Königinnen Indiens, feierte den Tag ihrer Geburt mit Thränen und stillem Gebet zu Brama. Denn es hatte ein furchtbarer Krieg das Land verheert, und der Herrscher Indiens, ihr Gemahl, war ferne von ihr im Gewühl der Schlachten. Aber was ihren Schmerz noch herber machte: viele der Getreuen des Landes waren im Streit gefallen, und andere Diener des Königs, obwohl er sie mit Wohlthaten und Ehre gekrönet hatte, waren abtrünnig und in dem Undank und der Feigheit ihres Herzens offenbaret worden zur Zeit der Gefahr. Darum weinete Sakontala im Stillen, und der Tag ihrer Geburt war ihr wie ein Tag des Todes.

Da trat der dienenden Frauen Eine herein zu der trauernden Fürstin und sprach: Siehe, der Brame ist da, der dir die Blumen seines Thales überreichet.

Aber Sakontala seufzte und sprach: Wie könnten Blumen mein zerrissenes Herz erfreuen und mir ein Schmuck sein zu meinen erblaßten Wangen? — Jedoch — sagte darauf die holde Königin — führet ihn zu mir, damit ich aus seiner Gabe erkenne, daß in meinem Kummer die Liebe treuer Einfalt mir bleibet.

Der alte Bramin kam und verneigte sein Angesicht und sprach: Siehe, du freundliche Herrscherin und Mutter deines Volkes, deine Leiden haben dir nicht die Herzen der Bewohner des Thals entfremdet, wo du einst wandeltest, als noch der erste Lenz des Lebens dir lächelte. Denn der Wechsel des wankelmüthigen Glückes mag die Bande treuer Liebe nicht lösen; wohl schlingt er sie fester. — Doch Blumen bring' ich dir nicht. Sie sind zertreten in unserm Thale; aber sie werden schöner aufblühen, wenn Brama nach dem Sturme den Lenz hernieder sendet. Ich bringe dir das Köstlichste, was unser Thal erzeugte, — einen Edelstein, so schön, als jemals Indien einen sah.

Die unvergleichliche Herrscherin blickte schweigend und voll Verwunderung den Bramen an.

Er aber redete ferner und sprach: Blumen weihete ich dir, als noch auf deinem schönen Antlitz der jugendliche Glanz ungetrübter Freuden blühete. Aber Brama hat dir Leiden gesendet: ich sehe deine Wange umhaucht von der Blässe des stillen Kummers; ich wußte, daß du mit Thränen den Tag deiner Geburt begrüßen würdest. — Schönen Seelen sind sie ein Thau des Himmels, der ihre Blüthe vollendet. — So heiliget Brama seine Lieblinge! Siehe, darum bring' ich dir nun das Edelste, was die Natur erzeugt.

So sprach der Brame und setzte mit freundlicher Ehrfurcht ein Kästchen von Ebenholz zu den Füßen Sakontala's. Herrlicher strahlte das edle Gestein in der dunkeln Umfassung.

Da neigte die Königin ihr Antlitz und schauete auf das Kästchen und den edelen Stein, der es mit seinen Strahlen erfüllete: und eine helle Thräne sank von ihren Wangen hernieder.

Der Bramin aber kehrte in das einsame Thal zurück und wandelte still und voll Wehmuth: denn er hatte die Thränen Sakontala's gesehn.

---

42. Das Grab. (7. Aufl. S. 43.)

Fr. Ad. Krummacher.

Still und voll Wehmuth wandelte der Brame in seinem einsamen Thale und gedachte der geprüften, duldenden Fürstin: siehe, da erhob sich von neuem ein furchtbarer Krieg. Der gewaltige Verderber brach auf von Abend her mit seiner wilden Heerschar, das Land gegen Morgen zu verwüsten. Und was er mit Schmach und Hohn begann, gelang ihm; aber die Menschheit erseufzte.

Da flehete der Greis Tag und Nacht zu Brama für Wikrama den Gerechten und für Sakontala, die holdselige Fürstin. Aber sein Gebet ward nicht erhört, und das Getümmel des Krieges wälzte sich wie

ein Strom bis an das Thal des Braminen, und das Land erlag unter der Geißel des Drängers.

Da floh der Brame trauernd in das wilde Gebirg' und wohnte zwischen den Felsen und verschmähete ein menschlich Antlitz zu schauen: denn seine Seele war voll Gram und wünschte zu sterben.

Aber sein Wunsch ward nicht erfüllt, und er wohnete einsam zwischen den Felsen mehrere Jahre lang. Plötzlich erscholl ringsumher aus der Ferne ein freudiges Getön von Siegesjubel und Friedensgesängen mit Cymbeln und Drommeten.

Da neigete sich der Greis mit seinem Angesicht zur Erde und betete an, stand auf und salbte sein Haupt und sprach: Ehe denn ich sterbe, muß ich den Sieg der Gerechten und das Antlitz der Königin schauen!

Darauf füllte der Brame von neuem sein Körbchen mit den schönsten Frühlingsblumen des Thals und bedeckt' es mit den jungen Sprößlingen des Oel- und Palmbaums und dem duftenden Laube der zarten Myrte. Nun wandte er eilends sein Angesicht zur Königsstadt und wandelte schweigend zwischen den jauchzenden Scharen des Volkes.

Als er nun in die Thore des Palastes trat, da erheiterte sich das Angesicht des Greises; und er that seinen Mund auf und sprach zu den Dienern des Königs: Geleitet mich zu der Königin, daß ich mein Opfer ihr bringe. Ich habe seit sieben Jahren die Welt nicht gesehen.

Da er diese Worte geredet, sahen die Diener ihn an, und sie verstummten und weinten. Der Brame aber sprach: Was weinet ihr, und wie ist euer Angesicht verwandelt?

Da antworteten die Diener und sprachen: Bist du denn ein Fremdling auf Erden, daß du allein nicht weißt, was geschehen ist? — Und sie führten ihn zu dem Grabe der Fürstin. Siehe, sprachen sie; ihr Herz ist gebrochen! — Und sie vermochten nicht mehr zu reden und weineten.

Da verklärte sich das Angesicht des Greises, und sein Auge glänzte wie eines Jünglings, und er erhob sein Haupt und sah auf gen Himmel und sprach: Seh' ich nicht Brama's Thron und den Glanz des ewigen Lichtmeers, das ihn umschwebet? Und Sakontala ruhet vor ihm auf des Morgenroths duftigem Gewölk und blicket hernieder. — — Des versöhnten Vaterlandes reinstes Opfer strahlet sie nun als Priesterin des himmlischen Friedens. — — Verklärte, sieh: auch jetzt noch weih' ich dir die irdischen Blumen. —

Darauf schwieg der Greis und neigte sein Angesicht über das Grab und die Blumen. Da erhob sich ein lindes Säuseln; und Brama lösete seine Seele.

---

43. Der Rhein. (7. Aufl. S. 44.)

Fr. Ad. Krummacher.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wolkenzelt zum Gotthard und sprach: Es geziemt sich, daß sich zu dem Großen das Gute und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehest fest: aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, die du aus der Höhe empfähst, in die Ferne trage!

Sie sprach es: da quoll aus dem Berge der Rhein.

Fröhlich und frei voll Kraft und Muth wallte der junge Strom das Gebirge hinab. Spielend stürzte er sich in den Bodensee: aber der See fesselte ihn nicht. Die Wellen des Sees thaten sich von einander: ungeschwächt und unverändert kam der jugendliche Strom wieder empor und setzte seine Bahn fort; — denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge aus den Wolken geboren.

Nun zum Jüngling erstarkt erkor er sich seine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl: sie erkieset das Große und Gute. — Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge: sie übten und mäßigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür bekränzten auch Nebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn: hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn und vermischten ihre liebliche Wellen mit seinen kraftvollen Fluthen. Denn das Göttliche zeucht an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlich und ruhiger ward jetzt sein Gang: stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden: er zerreißt sie, wie man Fäden zerreißt. — Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt und Felsen zerrissen. —

Sein Strom glich einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flöße. — So gebiert die stillere Kraft auch das Nützliche zum Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilten Menschenkunst und des Bodens Fläche den geduldigen Strom in vielfache Gewässer, die man mit andern Namen benennt.

V a t e r R h e i n heißet er, wo man seiner Kraft und Segnungen gedenket.

---

44. P a r a b e l. (7. Aufl. S. 45.)

Fr. Rückert.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing scheu zu werden
Und that so ganz entsetzlich schnaufen:
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört' er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch:
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt' er in den Brunnen nieder:
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,

Da sah er still ein Mäusepaar:
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen:
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spühlten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Noth,
Umstellt, umlagert und umdroht
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit rothen Beeren.
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren:
Er sah nicht des Kameles Wuth
Und nicht den Drachen in der Fluth
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen
Und unter sich den Drachen lauschen
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen:
Sie däuchten ihm zu essen gut;
Aß Beer auf Beerlein wohlgemuth,—
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.

Du fragst: Wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiß, o Freund, der Mann bist du;
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kamel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt mußt schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse, heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du Kamel, die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest und auf Nichts hast Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

---

45. Das Kind der Sorge. (7. Aufl. S. 47.)

Joh. Gottfr. Herder.

Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann;
Da bildet im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

Was hast du, sinnende Göttin?
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
Ein Bild, von Thone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott.

Wohlan, ich will es! — Es lebe!
Doch mein sei dieses Geschöpf.
Dagegen redet die Sorge:
Nein, laß es, laß es mir, Herr!

Mein Finger hat es gebildet. —
Und ich gab Leben dem Thon,
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus hinan.

Mein ist's, sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind.
Wohlan, sprach Jupiter, harret!
Dort kommt ein Entscheider, Saturn.

Saturn sprach: Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist;

Du, Tellus, seine Gebeine;
Denn mehr gehöret dir nicht;
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind;
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab.

Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf:
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

---

46. Flora und die Blumen. (7. Aufl. S. 48.)

Joh. Gottfr. Herder.

Kinderchen des holden, süßen Frühlings,
Hört, o hört der Mutter treue Warnung:
Wenn ein lauer Winterwest euch heuchelt,
Trauet nicht dem heuchelnd bösen Mörder!

Wartet, bis der goldne Vater rufet,
Bis die treue Mutter euch erscheinet,
Die euch weckt aus euren Winterbetten
Und euch Kleider bringt und schöne Häubchen.

Also sprach zu ihren Blumenkindern
Flora scheidend und ging auf zum Himmel.
Alle Blumen sagten ihr Gehorsam
Und Geduld zu, bis sie wiederkäme.

Als sie kam, — der goldne Vater Frühling
Rief die Mutter aus dem Winterschlafe,
Und die Mutter brachte schöne Kleider,
Lief umher und sucht' und zählte alle, —

Ach, da fand sie manche schöne Knospe
Früh hervorgelockt vom bösen Mörder:
Ausgetreten war sie aus der Zelle,
Hatt' hervorgeblickt mit ihren Aeuglein

Und war bald erstarret, von des bösen
Heuchelnden Verführers Hauch vergiftet;
Denn der Winterwest war Frost geworden,
Und erstarret stand das arme Blümchen.

Traurig rief die Mutter ihren Zephyr,
Der es brach; und sie begrub es traurig.
Seht, die ungeduldig-frühe Blume
Prangt nun nimmermehr im Lenz der Flora.

---

47. Der gelähmte Kranich. (7. Aufl. S. 48.)

Chr. Ew. v. Kleist.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land

Jenseits des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden
Und war der laute Spott der frohen Schar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt; ich half so viel als ihr
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn! mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weitern Flug!
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schar
Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruhn sah er das beßre Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin:
Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht
Und wagt die Reise durch das Leben nur:
Jenseits des Ufers giebt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

---

48. Die Räthsel der Elfen. (7. Aufl. S. 49.)

Fr. Rückert.

Die Elfen sitzen im Felsenschacht,
Vertreiben mit Reden die lange Nacht.

Sie legen sich luftige Räthsel vor,
Die, wenn sie nicht Gold sind, doch klingen im Ohr.

Und wie ein Windzug dazwischen geht,
So sind sammt den Elfen die Räthsel verweht. —

Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?
Ich hörte von goldenem Sonnenlicht.

Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?
Der Mond, der ob unseren Häuptern rollt.

Wo quillt die Thrän' aus härtester Brust?
Der Quell im Fels ist mir wohl bewußt.

Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?
Der Regenstrom, der in Lüften fließt.

Wo ist auf dem Fluß die breiteste Brück'?
Das Eis ist gebaut aus Einem Stück.
Die Flut, die im stätesten Takt sich bewegt?
Das Blut, das im Herzen des Menschen schlägt
Wer trauert in seinem buntesten Kleid?
Das ist der Baum zu des Herbstes Zeit.
Wer hat tausend Augen und sieht sich nicht?
Der Strauch, der sie treibet und weiß es nicht.
Wer sah nie von innen sein eignes Haus?
Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.
Wo hat man den Kleinsten zum König gemacht?
Der Zaunkönig wird ausgelacht.
Wo tritt der Schwache den Starken nieder?
Den Erdboden des Menschen Glieder.
Was ist stärker als der Erdengrund?
Das Eisen; denn es macht ihn wund.
Was ist stärker als Eisen und Stahl?
Das Feuer schmelzt sie allzumal.
Was ist stärker als Feuersglut?
Die feuerlöschende Wasserflut.
Was ist stärker als Flut im Meer?
Der Wind, der sie treibt hin und her.
Und was ist stärker als Wind und Luft?
Der Donner: sie zittern, wenn er ruft.
Wer ist mächtiger als der Tod?
Wer da kann lachen, wenn er droht.
Und wer, wenn die Erde bebt, kann stehn?
Wer nicht fürchtet unterzugehn.
Warum fließt das Wasser den Berg nicht hinauf?
Weil's bergunter hat leichtern Lauf.
Warum trägt Kürbse der Eichbaum nicht?
Daß sie dir nicht fallen aufs Angesicht.
Wozu hat der Gaul vier Füße empfahn?
Damit er mit vieren stolpern kann.
Und warum sind die Fische stumm?
Weil sie sonst würden reden dumm.
Wer löset alle Räthsel auf?
Wer immer was weiß, das sich reimet drauf.
Und warum schweig' ich jetzo still?
Weil ich Nichts weiter hören will.

---

49. Adler und Taube. (7. Aufl. S. 51.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus.
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.

Er stürzt hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang
Und zuckt' an Qual
Drei lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel: — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten! —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel, —
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand am Bach
Und ruft einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerst, liebelt er;
Sei guten Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht Alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegen heben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Thau,
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell: —
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit;
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug.
O Weise! sprach der Adler und tief ernst
Versinkt er tiefer in sich selbst;
O Weisheit! Du redst wie eine Taube!

---

50. Utopien. (7. Aufl. S. 52.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Also hört ich einmal am wohlgepflasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreise geschlossen
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein Andrer
Dieser Gesellschaft jemals betrat: sie lieget im Meere
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen:
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth. Da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: Wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn Nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth: er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst: ich konnte nicht länger
Essen und sorgen und sagte zuletzt: Ich bitte die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finsterem Auge

Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter: man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:
Also müss' es Allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unserer Insel verletzen und unanständig und gottlos
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.
Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge;
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen:
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müsset ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt; so hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren: man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.
O so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter: du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz, den du verdienest, erhalten.
Aber hüthe dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde: du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber den schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.
So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und alle wünschten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

---

51. Der Geburtstag. (7. Aufl. S. 53.)

Joh. Heinr. Voß.

Bei der Postille beschlich den alten christlichen Walter
Sanft der Mittagsschlummer in seinem behaglichen Lehnstuhl,
Mit braunnarbigem Juchten voll schwellender Haare bepolstert.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Und ihm hatte sein Sohn, der gelahrte Pastor in Marlitz,
Jüngst vier Flaschen gesandt voll alten balsamischen Rheinweins,
Dabei gelobt, wenn der Schnee in den hohlen Wegen es irgend
Zuließ', ihn zu besuchen mit seiner jungen Gemahlin.
Eine der Flaschen nun hatte der alte Mann bei der Mahlzeit
Ihres Siegels beraubt und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohnes geklingt und seiner jungen Gemahlin,

Die er so gern noch sähe vor seinem seligen Ende.
Auf der Postille lag sein silberfarbenes Hauptihaar,
Seine Brill' und die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.
Mütterchen hatte das Bett und die Fenster mit reinen Gardinen
Ausgeziert, die Stube gefegt und mit Sande gestreuet,
Ueber den Tisch die rothgeblümete Decke gebreitet
Und die bestäubten Blätter des Feigenbaumes gereinigt.
Auf dem Gesims' blinkten die zinnernen Teller und Schüsseln,
Und an den Pflöcken hingen ein Paar stettinische Krüge,
Eine zierliche Ell', ein Mangelholz und ein Desem.
Auch den eichenen Schrank mit Engelköpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing —
Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz —
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf den Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gips, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Aepfel.
Jetzo erhob sie sich vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl
Langsam, trippelte leis' auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Hin und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß den Greis nicht weckte das klingende Glas und der Kukuk,
Sah dann hinaus, wie der Schnee in häufigen Flocken am Fenster
Rieselte, und wie der Sturm in den hohen Eschen des Hofes
Rauscht' und verwehte die Spuren der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Aber mein Sohn kommt doch, so wahr ich Elisabeth heiße,
Flüsterte sie; denn seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt und Bart und Nacken sich putzet:
Dies bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urtheil!
Sprach's und setzte die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung,
Füllte die Zuckerdose und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Nahm zwo irdene Pfeifen, mit grünen Posen gezieret,
Von dem Gesims' und legte Taback auf den zinnernen Teller.
Jetzo ging sie und rief mit leiser, heiserer Stimme
Aus der Gesindestube Marie vom rummelnden Spinnrad:
Scharre mir Kohlen, Marie, aus dem tiefen Ofen und lege
Kien und Torf hinein und dürres büchenes Stammholz;
Denn der alte Vater, du weißt es, klaget beständig
Ueber Kälte und suchet die Sonne sogar in der Ernte.
Also sprach sie: da scharrte Marie aus dem Ofen die Kohlen,
Legte Feurung hinein und weckte die Gluth mit dem Blasbalg
Hustend und schimpfte den Rauch und wischte die thränenden Augen.
Aber Mütterchen brannte am Feuerheerd in der Pfanne
Emsig die Kaffeebohnen und rührte sie oft mit dem Löffel:
Knatternd bräunten sie sich und schwitzten balsamisches Oel aus.
Und sie langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf und nahm sie zwischen die Kniee,
Hielt mit der Linken sie fest und drehte den Knopf mit der Rechten,
Las haushälterisch auch die hüpfenden Bohnen vom Schooße

Und goß auf das Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Aber nun hielt sie mitten im Lauf die rasselnde Mühl' an:
Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in den Holzstall,
Steig auf den Taubenschlag und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt.
Also sprach sie: da eilte die fleißige Magd aus der Küche,
Lockte mit schimmligem Brote den treuen Monarch in den Holzstall,
Krampte die Thüre zu und ließ ihn kratzen und winseln;
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürze und schlug sie über die Schultern.
Jetzo sah sie im Nebel des fliegenden Schnees, wie der Schlitten
Dicht vor dem Dorfe vom Berg herklingelte, stieg von der Leiter
Eilend herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft.
Hastig enteilte die Mutter mit bebenden Knieen: ihr Herz schlug
Aengstlich, ihr Odem war kurz, und im Laufen entflog der Pantoffel.
Jene ging zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel;
Und nun schwebte der Schlitten herein durch die Pforte des Hofes,
Hielt an der Thür, und es schnoben beschneiet und dampfend die Pferde.
Mütterchen eilte hinzu. Willkommen, rief sie, willkommen!
Küßt' und umarmte den lieben Sohn, der zuerst aus dem Schlitten
Sprang, und half der Tochter aus ihrem zottigen Fußsack,
Löst' ihr die sammtne Kapuz' und küßte sie: Thränen der Freude
Rannen von ihrem Gesicht auf die schönen Wangen der Tochter.
Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?
Fragte der Sohn; da tuschte mit winkenden Händen die Mutter:
Still, er schläft! Nun laßt die beschneieten Mäntel euch abziehn,
Und dann weck' ihn mit Küssen, du liebe, trauteste Tochter!
Armes Kind, das Gesicht ist dir ganz roth von dem Ostwind!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein.
Also sprach sie und hängt' an gedrechselte Pflöcke die Mäntel,
Oeffnete leise die Klink' und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau mit liebreich lächelndem Antlitz
Hüpfte hinzu und küßte des Greises Wange; erschrocken
Sah er empor und hing in seiner Kinder Umarmung.

---

52. Philemon und Baucis. (7. Aufl. S. 56.)

Joh. Heinr. Voß.

Wanderer, fern wohl kamst du in Phrygien, daß du des Tempels
Ruhm noch nimmer gehört und die heilige Wundergeschichte.
Setze dich hier, denn du scheinst, kraftlos von der Hitze des Weges,
Nicht viel weiter zu können, bevor einbreche der Abend,
Hier auf schwellendes Moos und begnüge dich, daß dir ein Kuhhirt
Von einfältigem Sinn es verkündige. Jeglichen Neumond
Opfert der Priester im Hain und erzählt dem Volke das Wunder.
Dieser See, wie er sagt, war einst die fruchtbarste Gegend
Phrygiens, reich an Heerden und reich an mancherlei Feldfrucht,
Reich an Oel und Wein und Honige: jetzt, wie du schauest,
Treibt nur Kibitz und Taucher sein Werk und der fischende Reiger
Auf weit sumpfiger Fluth und der einsame Nachen des Anglers.

Woher, fragt dein Gesicht, die Verwandlung? Höre die Antwort.
Jupiter wandelte hier und Merkur in sterblicher Bildung,
Daß sie den Uebermuth und die Frömmigkeit seines Geschlechtes
Prüfeten; denn nicht Opfer, nur Handlungen ehren die Gottheit.
Milden Fremdlingen gleich begrüßen sie jeglichen Landhof,
Der die gesegnete Flur durchschimmerte, flehend um Brosam,
Oder um kühlende Milch und ein Obdach gegen den Nachtsturm;
Aber bei Allen umsonst. Hier hemmten Schlösser und Riegel,
Dort ein geiziger Vogt; dort schmähte der Wirth aus dem Fenster
Oder die Magd und drohte den Hund von der Kette zu lösen.
Schon am Ende der Flur im Beginn aufstarrender Hügel
Sahn sie ein niedriges Häuschen, gedeckt mit Halmen und Schilfrohr,
Vorn von Bäumen umgrünt, wo der Greis Philemon und Baucis
Wohnte, sein redliches Weib, gleichalterig, gleicher Gesinnung.
Hier durchlebeten Beide die blühenden Tage der Jugend,
Hier auch naheten Beide dem sanft auflösenden Alter
Weder mit Wunsch des Todes noch Furcht, nein, ruhig erwartend
Ihr vollendendes Ziel; mit Wenigem lebten sie sparsam,
Fleißig und immer vergnügt, in unverleugneter Armuth.
Kinder allein nur fehlten den Glücklichen: aber sie trugen
Demuthsvoll, was der Rath allgütiger Götter verhänget.
Fragen durft' auch Keiner nach Herrschaft oder Gesinde:
Zwei war das sämmtliche Haus; und statt des Befehls und Gehorsams
Galt nur liebender Wunsch und nicht theillose Vollendung.
Als der Donnerer nun die winzige Hütte betrachtet
Und sich gefreut, wie vom Anger die wiederkäuende Kuh ihn
Anschnob, ruhig gestreckt, und ein Zickelchen oben vom Felsen
Ihn neugierig erforscht', als fordert' es laubiges Reisig,
Jetzo trat er gebückt mit dem Sohn' in das niedrige Pförtlein.
Freundlich erhob sich der Greis und warf das Geflecht aus den Händen,
Welches der Bienenjugend er wölbete, und sie begrüßend
Bot er dem älteren Gaste den eigenen Sessel zum Ausruhn,
Während die Frau mit der Spindel beschäftiget gerne dem jüngern
Auswich und ihr Stühlchen mit gröbem Geweb' ihm bedeckte.
Sie trat nun an den Herd, und die glimmende Asche zerwühlend
Weckte sie gestriges Feuer und legt' um den rauchenden Löschbrand
Säuberlich trockenes Laub und harzigen Kien und gedörrte
Tannenrind' und blies es mit keuchendem Athem in Flammen;
Stieg dann die Leiter empor und nahm des gesammelten Reisigs,
Knickt' es entzwei und umhäufte das Kesselchen über dem Dreifuß
Samt dem irdenen Topfe, der hohl auf Ziegel gestellt war;
Reinlich beid' und gefüllt mit dem sprudelnden Borne des Felsens.
Aemsig rupfte sie jetzo des Kohls braungrünliche Blätter,
Kraus und zart, die der Mann im triebsamen Garten gesammelt,
Spülte sie aber und aber und schüttete dann in den Kessel.
Jener indeß hob schwer den geräucherten Rücken des Schweines
Mit zweizackiger Gaffel herab von der rußigen Latte;
Und nachdem er sein Messer auf sandiger Schwelle gewetzet,
Schnitt er mit ärmlicher Mild' ein Stück vom lange geschonten
Schulterspeck' auswählend und warf's in den brodelnden Kessel.

Bei dem Geschäfte verkürzten der freundliche Wirth und die Wirthin
Jenen die Zeit mit Gespräch und Erzählung vertraulichen Inhalts —
Ohn' erst, wer und woher, die ermüdeten Gäste zu fragen —
Von des geerbten Grundes Ertrag' und den üppigen Nachbarn;
Auch von der einzigen Kuh und den Zickelchen; auch wie der Maulwurf
Heuer im Garten gehaust und die Raup' und der schädliche Erdfloh;
Dann wie die stechende Sonn' und die streifigen Wolken am Himmel
Sicherlich Regen und Sturm andeuteten nach der Erfahrung.
Hört ihr den Laubfrosch quacken, ihr Fremdlinge? fragte sie Baucis:
Seid ihr klug, so verweilt, wie ernst auch euer Geschäft ist,
Hier im Trocknen die Nacht und nehmet vorlieb, was ihr findet!
Neben dem Herd' auch hing mit dem Oehr am hölzernen Nagel
Eine buchene Wanne, so blank von der Alten gescheuert
Wie die Geräthe der Milch; denn Reinlichkeit lag ihr am Herzen.
Diese trägt sie nunmehr vor die Fremdlinge, gießet des Topfes
Siedendes Wasser hinein auf Ehrenpreis und Kamillen,
Mengt dann Kuhlung der Quelle zum Dampfenden, oft mit dem Finger
Prüfend das laue Gemisch; und die seligen Geber des Guten
Senken die Füß' entsohlt in des lieblichen Bades Erfrischung.
Drinnen im Kämmerlein hatte der Greis zum Lager des Mittags
Weich ein Polster gestopft mit fedrichten Kolben des Teichschilfs
Ueber dem weidnen Gestell', das er selbst im Winter geflochten.
Dieses umhüllen sie nun mit Teppichen, die sie gewöhnlich
Nur zum festlichen Mahl ausbreiteten; aber auch diese
Waren schlecht und veraltet, der weidenen Flechte nicht unwerth.
Hierauf ruhen die Götter Philemon's Bitte gewährend.
Zitternd trägt nun Baucis den Ahorntisch aus dem Winkel;
Aber der Tisch, wie sehr sie ihn stellt auf dem höckrichten Estrich,
Wackelte: unter den Fuß, der zu kurz war, steckt sie ein Scherblein.
Jetzo schmückt sie die Tafel mit duftenden Blumen und Kräutern
Im vielfarbigen Korb mit Herbstnarcissen und Krokus,
Aster und Nelk' und Viol, auch Majoran und Lavendel;
Setzt dann Oliven darauf und eingemachte Kornellen,
Rettiche und den Salat von Endivien, Reize des Hungers,
Weichen Käs' und Eier, in glühender Asche gewendet,
Alles auf irdnem Geschirr, und ein zierliches Körbchen voll Brotes,
Locker und frisch. Auch bringet der Greis den künstlich geformten
Alten Familienkrug, mit jährigem Moste gefüllet,
Und drei buchene Becher, zu festlichem Schmauß' in der Kiste
Aufbewahrt, (denn er selbst und Baucis tranken gemeinsam,)
Bunt geschnitzt und die Höhlung mit gelbem Wachse gefirnißt.
Aber die emsige Baucis entfernte sich oft aus der Kammer
Und sie besorgte den Herd hausmütterlich, schürend das Feuer,
Oder den Kohl aufregend, daß nicht anbrenne die Speise,
Auch zur Würz' einmischend Kastanien. Als sie anjetzo
Blasend aus heißer Kell' ihn kostete, fand sie ihn völlig
Gar und hob ihn vom Feuer und trug in dampfender Schüssel
Ihn zu den Gästen hinein und nöthigte. Fröhliches Muthes
Langten die Himmlischen zu und rühmten das köstliche Gastmahl.
Als nun jene das Herz mit kräftiger Speise gesättigt,

Bringt die geschäftige Baucis den wohlgeordneten Nachtisch.
Lieblich prangt in Körben die Haselnuß und die Wallnuß,
Lieblich der Mandelkern, auch die süße Feig' und Granate,
Purpurtrauben zu goldnen gesellt auf geringeltem Weinlaub,
Eine Melon' und Pflaumen, mit zarter Bläue beduftet,
Birnen, saftig und gelb, und rothgesprenkelte Aepfel.
Mitten steht ein Teller mit würzigem Honig in Scheiben,
Der aus dem weißen Gewirk hervorquillt. Aber vor Allem
Dient das Mahl zu erfreuen des oft annahnenden Paares
Heiteres Aug' und Herz, nicht karg mittheilend noch ungern.
Jetzo bemerket der Greis, daß wie oft er den Fremdlingen einschenkt,
Doch nicht schwindet der Wein und der Krug sich immer von neuem
Selbst anfüllt; auch däucht ihm, der Wein sei besser denn anfangs.
Staunend sagt er das Wunder der neben ihm sitzenden Gattin
Leis' ins Ohr; auch bemerkt sie es selbst. Mit erschrockenem Antlitz
Heben sie bleich und zitternd die Händ' und flehn zu den Gästen:
Seid uns gnädig, ihr Götter! Verzeiht der armen Bewirthung!
Flehn's und springen empor, die einzige Gans, die das Häuschen
Nächtlich vor Dieben bewacht, den himmlischen Gästen zu opfern.
Aber es flattert die schreiende Gans mit erhobenem Fittig
Weit vor den Alten voraus, die schwer arbeitend und langsam
Wanken, die Arme gestreckt, und scheu in die Winkel entflieht sie.
Endlich ereilt sie den Sitz der Unsterblichen; jene verbieten
Ihren Tod, und der Vater beginnt mit freundlicher Hoheit:
Wir sind Götter und kommen, Gericht zu halten des Todes
Ueber die schwelgende Rotte der Frevler. Aber damit nicht
Ihr Unschuldigen sterbt mit den Schuldigen, rettet euch eilend
Dort auf das hohe Gebirg und flieht aus dem Thal des Verderbens!
Ruft's und geht mit dem Sohne voran; ihm folgen die Alten,
Zitternd das Knie, auf Stäbe gestützt den wankenden Fußtritt.
So die Hügel hinan und des Bergs pfadlose Verwildrung
Klimmen sie bang aufseufzend. Doch jetzt nicht weiter vom Gipfel
Mehr entfernt, als flieget der Pfeil von des Jünglinges Bogen,
Hören sie Sturm und Geheul und den Hall dumpfkrachender Donner
Unten im Thal und ein Brausen wie hoch aufbrausender Wasser.
Angstvoll wenden die Alten den Blick und schaun voll Entsetzen
Ringsum Flur und Häuser versenkt in die steigende Sündfluth,
Die das Gebirg aufschäumt und dort mit zerfallenden Trümmern
Strudelte, dort wehklagendes Vieh, dort Menschen umhertrug,
Mütter und Greis' und Mädchen, um Bäume geschmiegt, in Verzweiflung.
Ihre Hütte nur steht auf grün hinschlängelndem Vorland,
Einsam, von Wogen umrauscht, mit friedlich dampfendem Strohdach.
Aber indem sie erstaunt und der Nachbarn Schicksal bejammernd
Hinschaun, wandelt die Hütte zum Tempel sich: Säulen von Marmor
Tragen das goldene Dach und ruhn auf marmornen Stufen.
Betend streckt Philemon die Händ' und die zitternde Baucis.
Aber Jupiter spricht mit huldreich lächelndem Antlitz:
Fasse dich, redlicher Greis, und du des redlichen Mannes
Würdiges Weib: wir sind auch züchtigend Geber des Guten.
Sagt, wie lohnen wir euch's, daß ihr so freundlich uns aufnahmt?

Also der Donnergott und athmete selber dem Alten
Muth ins Herz und Vertrauen. Mit Baucis redet Philemon
Weniges und er enthüllt den gemeinsamen Rath voll Demuth:
Würdigt uns Priester zu sein in eurem heiligen Tempel,
Ihr allgütigen Götter; und weil wir in friedlicher Eintracht
Stets mit einander gelebt, so flehen wir, nehmt uns in Einer
Stund' hinweg, und Keiner begrab einst weinend den Andern!
Also beteten sie; und Jupiter winkte Gewährung,
Führte sie dann zum Tempel hinab und verschwand mit dem Sohne
Schnell wie ein Wetterstrahl in die fernhin donnernden Wolken.
Lange noch lebten sie Beid' in des vielgefeierten Tempels
Schattenhain und pflegten des Heiligthums und des Altars
Priesterlich, daß in Lieb' und Frömmigkeit wuchsen die Menschen.
Endlich schwach und gebückt von hohem Alter und schneeweiß
Saßen sie einst am Abend auf moosigem Steine des Bornes
Hand in Hand und redeten Viel von den Tagen der Jugend
Und von der nahen Verjüngung des sanft umschaffenden Todes.
Abendlich ruhte der See und spiegelte Felsen und Bäume,
Leichten Gewölks Goldsaum und die duftige Sichel des Neumonds.
Jetzt mit feierlich stiller Bewunderung sahn sie der Sonne
Strahlenden Untergang, des heiteren Tages Verkünder,
Ueber dem schauernden See. Da erfüllte sie herzliche Sehnsucht
Unterzugehn wie die Sonne zu jenem verklärten Aufgang.
Ihnen däucht', als sänken sie nun in sanften Schlummer,
Wie er in schwüler Stunde den Wanderer unter des Bächleins
Duftender Erle beschleicht. Doch schnell in der süßen Betäubung
Sahn sie bestürzt, wie sie Beid' als sprossende Bäum' in den Boden
Wurzelten, Baucis als Linde, bei ihr als Eiche Philemon.
Als nun Beid' in dem ängstlichen Traum' die belaubeten Arme
Gegen einander gestreckt, sich mit Inbrunst: Theuerste Baucis,
Lebe wohl! zuriefen und: Lebe wohl, mein Philemon!
War's, als erwachten sie schnell: und sie wandelten, Jüngling und Jungfrau,
Schöner, denn Sterbliche sind, durch blühende Schattengefilde.
Aber Merkur, ein Retter aus Noth abscheidenden Frommen,
Liebevoll in Gestalt des bewirtheten Gastes erscheinend,
Führte sie Hand in Hand zu der seligen Geister Versammlung.

Dort, o Fremdling, grünen die heiligen Bäum' an dem Ufer
Seit Jahrhunderten schon, hochalterig, nimmer veraltend.
Ländliche Weihgeschenk' umhangen sie. — Kränze Verlobter
Und hochzeitliche Schleier der Bräut' und Locken der Jugend,
Auch Schalmeien der Hirten, die Menschlichkeit sangen und Schönheit.
Hieher trägt die Mutter ihr Kind und säugt in dem Schatten;
Hier wird der Knabe geweiht zum Jünglinge, hier, wer den Haushalt
Neu beginnt; hier schwört man Gesetz und Ordnung und Gleichheit.
Wer dem Schatten sich naht, dem bebt die entzückende Sehnsucht
Wohlzuthun in das Herz und heißes Vertraun zu den Göttern.
Pflücke dir Blumen des Thales, o Wanderer, daß du in Ehrfurcht
Deinen Kranz aufhängest der Menschlichkeit und dich belohne
Fröhlicher Muth und Gedeihn, ob du wallfahrest oder daheim seist!
Rufe das Vieh mit dem Horn, Endymion, aus dem Gebüsche,

Daß wir zur Hürd' eingehn: schon dunkelt es. Aber du, Fremdling,
Hebe die Bürd' auf die Achsel und folge mir unter mein Strohdach
Dort an der waldigen Bucht, wo des Herdes Flamm' in der Dämmrung
Lieblich glänzt und der Rauch am funkelnden Himmel emporwallt.

---

53. Myrtill. (7. Aufl. S. 61.)

Sal. Geßner.

Bei stillem Abend hatte Myrtill noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatten ihn in stillem Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte und fand seinen alten Vater sanft schlummernd im Mondschein hingesunken, sein ganzes Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellte er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihn hin. Lange stand er da; sein Blick ruhte unverwandt auf dem Greise: nur blickte er zuweilen durch das glänzende Reblaub zum Himmel auf, und Freudenthränen flossen dem Sohne vom Auge.

O du, so sprach er jetzt, du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre, Vater, wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater. Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet; oder warum ruhet unsere Hütte so sicher unter den von Früchten gebogenen Aesten? Warum ist der Segen auf unserer Heerde und auf den Früchten unseres Feldes? Oft, wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest; wenn du dann gen Himmel blickest und mich freudig segnest: ach, was empfinde ich dann, Vater! ach, dann schwillt mir die Brust und häufige Thränen quellen vom Auge. Da du heute an meinem Arm aus der Hütte gingest, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest und die Bäume voll Früchte und die fruchtbare Gegend umher, da sprachst du: Meine Haare sind unter Freuden grau geworden; seid immer gesegnet Gefilde! Nicht lange mehr wird euch mein dunkelnder Blick durchirren: bald werde ich euch an seligere Gefilde vertauschen. Trauriger Gedanke! Ach, dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen und dann, so oft ein seliger Tag kommt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater, Milch und Blumen auf dein Grab streuen.

Jetzt schwieg er und sah mit thränendem Aug' auf den Greisen. Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er jetzt schluchzend. Es sind von seinen frommen Thaten im Traume vor seine Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint und den glänzenden, weißen Bart! O, daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden und der feuchte Thau! Jetzt küßt er ihm die Stirne, sanft ihn zu wecken, und führt ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

---

54. Irin. (7. Aufl. S. 62.)

Christ. Ew. v. Kleist.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches ringsumher
Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Flut und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.
O, wie schön
Ist jetzt die Gegend! sagt entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, sagt er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Widerschein
Des Himmels tauchen! Sieh er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Flut
Und spannt des Fittichs Segel auf. —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort
Und rauscht vom Winde sanft bewegt. —
O! was für Anmuth haucht anjetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!

Ja, sagt Irin, sie macht uns froh
Und glücklich; und du wirst durch sie
Glückselig sein dein Lebelang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist;
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O, bleib der Tugend immer treu
Und weine mit den Weinenden
Und gieb von deinem Vorrath gern
Den Armen. Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sei arbeitsam;
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest.
Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand:
Ein ruhig Herz ist unser Theil.
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah:
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen unter Freud' und Lust. —
Zwar hab ich auch manch' Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.

Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Flut herab
Und ich mit ihr; das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt' und fuhr
Tief in den Abgrund: und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Flut
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach;
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Flut im Sonnenschein:
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon

Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht:
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein. — —
O Sohn, sei fromm und tugendhaft:
So wirst du glücklich sein wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön.

Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins und sprach: Nein, Vater, nein,
Du stirbst noch nicht; der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost.
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See: sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu. —

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vors Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihn ein Frühlingstag zu sein.

---

55. Die Bauernhochzeit. (7. Aufl. S. 64.)

F. W. A. Schmidt.

Des Dorfes Küster tritt in röthlich schwarzem Rock,
Mit buntem seidnem Tuch und knot'gem Dornenstock,
Der Hunde Schrecken, ernst in jede Bauernhütte,
Von Bräutigam und Braut vermeldend Gruß und Bitte:
Daß Mann und Frau und Kind der Hochzeit Festgelag
Mit Gegenwart beehr' am nächsten Donnerstag. —
Der frohe Morgen graut. Schon bräunen Hähn' und Gänse
Sich an des Ofens Gluth. Im Schoppen hängt die Sense
Bei Pferdekummt und Axt in ungestörter Ruh;
Denn Jeder bürstet Hut und Sonntagsrock und Schuh.
Im Gartenwinkel fei'rt der Weiber Hark' und Spaten.
Die Hunde heulen froh und wittern Schweinebraten.
Jetzt kommt des Küsters Frau, zum Feste schon geputzt;
Von ihr wird nun die Braut gar stattlich aufgestutzt:
Sie streicht, der Jungfer Ohr mit Ehstandswitz ergötzend,
Empor ihr schwarzes Haar, die Hand mit Speichel netzend,
Knüpft's dann am Wirbel fest und ziert den Buxbaumkranz
Mit feuerrothem Band und vieler Flittern Glanz.
Sieh, Bräutigam! da steht geschmückt mit mancher Schleife
Die Braut! Es blinkt die Stirn von nicht gesparter Seife;
Sammtklappen regen vorn an jedem Handschuh sich:
Mit Ungeduld erharrt sie vor dem Spiegel dich.
Der Mittag rückt heran, und horch! wie unermüdet
Der gelbe Mörser klingt, der Hirsekessel siedet!
Geschäftig sind für dich der Küche Kell' und Querl:
Auf! eile nun zur Trau, gesunder muntrer Kerl!
O seht! da kommt er an in rothkalmankner Weste.
Wie prahlt der blaue Strumpf! Es folgen alle Gäste
Mit Antheil nun dem ehr- und tugendsamen Paar
Von Kindern rings umjucht zum ländlichen Altar.
Der Pfarrer — Jeder sagt, er sei ein braves Männchen —

Gibt nun dem guten Hans sein längst gewünschtes Aennchen;
Macht ihm und ihr dabei das Herz ein wenig heiß,
Ermahnend sie zur Treu und Einigkeit und Fleiß.
Drauf wechselt er zuletzt die großen Silberringe.
Nun eilt der Zug zurück zum Schmaus. — O Muse! singe
Der Mahlzeit Freuden laut! Die Tafel ist gedeckt,
Wo nun der Schüsseln Duft die Lebensgeister weckt.
Wer fragt nach Sofa hier, nach Lehn- und Kröpel-Stuhle?
Lieh doch der Küster gern die Bänk' aus seiner Schule.
Neugierig bleibt im Hof ein Häufchen Gaffer stehn
Mit Kindern, die so gern die Braut durchs Fenster sehn. —
Schwarzsau'r wird jetzt gebracht. Es schmunzelt selbst der Mucker
Beim großen Hirsenapf, bestreut mit rothem Zucker.
Horch, wie melodisch oft des Bierkrugs Deckel klappt
Und knurrend unterm Tisch der Hund nach Brocken schnappt!
Schweinbraten, ach! nach dir, nach euch, gebackne Pflaumen,
Sehnt sich die Braut schon längst! Ihr glänzen beide Daumen.
O fehlte nur Musik, die selten euch erfreut,
Euch guten Leuten nicht! Die Stadt ist gar zu weit!
Doch sieh! ganz unverhofft wird jedes Antlitz heiter:
Auf seinem Waldhorn bläst des Dorfes Hägereiter.
Des Amtmanns Schreiber und der Gärtner rufen: Tusch!
Fort mit den Tischen! Jetzt beginnt der Kiekebusch.
Beschämt durch seinen Reiz wird Walzer und Angloise.
Wie lärmt das junge Volk mit schäkerndem Getöse!
Indeß der Alten Kreis vom wilden Tanz bestäubt
Im Winkel mit Geschwätz sich nun die Zeit vertreibt.
Schweig heut, du grober Vogt! Sie füllen sich vom Teller
Die Tabackspfeifen froh mit frischgeschnittnem Kneller.
Durchjubelt wird die Nacht: wer kann zu Bette gehn?
Doch ist's wohl endlich Zeit: Hört ihr die Hähne krähn?

---

56. Die Vergänglichkeit. (7. Aufl. S. 66.)

Joh. Pet. Hebel.

Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach in der Nacht.

Der Bueb seit[1] zuem Aetti[2]:

Fast allmol, Aetti, wenn mers Rötler Schloß
So vor den Auge stoht, se denki[3] dra,
Oebs üsem Hus echt[4] au[5] emol so goht.
Stohts denn nit dört so schudrig wie der Tod
Im Basler Todetanz? Es gruset eim,
Wie länger as mes bschaut. Und üser Hus,
Es sitzt jo wie ne Chilchli[6] uffem Berg,
Und d Fenster glitzeren: es isch e Staat.
Schwätz, Aetti, gohts em echterst[7] au no[8] so?
I mein emol, es chönn schier gar nit si.

---

[1] seit — sagt, [2] Aetti — Vater, [3] denki — denk ich, [4] echt — wohl, [5] au — auch, [6] Chilchli — Kirche, [7] echterst — wohl, [8] no — noch.

Der Aetti seit:

Du guete Burst,[9] s cha frili si: was meinsch?[10]
s chunt[11] Alles jung und neu, und Alles schlicht
Sim Alter zue, und Alles nimmt en End,
Und Nüt[12] stoht still. Hörsch nit, wie s Wasser ruscht?
Und siehsch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rüehr si kein, und doch
Ruckt Alles witers, Alles chunt und goht.

Jä, s isch nit anderst: lueg[13] mi a wie d witt.[14]
De bisch no jung: Närrsch, i bi au so gsi.[15]
Jetz würds mer anderst: s Alter, s Alter chunt;
Und woni[16] gang, go[17] Gresgen oder Wies,
In Feld und Wald, go Basel oder heim,
s isch einerlei, i gang im Chilchhof zue:
Briegg,[18] alder[19] nit! Und bis de bisch wien ich,
E gstandne Ma,[20] se bini nümme do,
Und d Schof und Geiße weiden uf mim Grab.
Jo wägerli,[21] und s Hus würd alt und wüest:[22]
Der Rege wäscht ders wüester alli Nacht,
Und d Sunne bleicht ders schwärzer alli Tag,
Und im Vertäfer popperet der Wurm.
Es regnet no dur[23] d Bühne[24] ab, es pfift
Der Wind dur d Chlimse.[25] Drüber tuesch du au
No d Auge zue. Es chömme Chindes-Chind
Und pletze[26] dra. Zletzt fuults im Fundement,
Und s hilft nüt meh. Und wenme nootno[27] gar
Zweitusig zählt, isch Alles zsemme keit.
Und s Dörfli sinkt no selber in si Grab.
Wo d Chilche stoht, wo s Vogts und s Here Hus,
Goht mit der Zit der Pflueg.

Der Bueb seit:

Nei, was de seisch!

Der Aetti seit:

Jä, s isch nit anderst: lueg mi a wie d witt.
Isch Basel nit e schöni tolli[28] Stadt?
s sin Hüser drinn: s isch mengi Chilche nit
So groß; und Chilche: s sin in mengem Dorf
Nit so vil Hüser. s isch e Volchspil,[29] s wohnt
E Richthum drinn und menge brave Her;
Und menge, woni[30] chennt ha, lit[31] scho lang
Im Chrüzgang hinterm Münsterplatz und schloft.
s isch eithue,[32] Chind! Es schlacht emol e Stund,

---

[9] Burst — Bursche, [10] meinsch — denkst du, [11] chunt — kömmt, [12] Nüt — Nichts, [13] lueg — sieh, [14] witt — willst, [15] gsi — gewesen, [16] woni — wo ich, [17] go — nach, [18] briegg — weine, [19] alder — oder, [20] E gstandne Ma — Ein Mann in den besten Jahren, [21] wägerli — wahrlich, [22] wüest — schlecht, schmutzig, [23] dur — durch, [24] Bühne — Zimmerdecke, oberster Boden, [25] Chlimse — Spalte, [26] pletze — flicken, [27] nootno — nach und nach, [28] tolli — groß, [29] Volchspil — Menschengedränge, [30] woni — welchen ich, [31] lit — liegt, [32] eithue — einerlei.

Goht Basel au ins Grab und streckt no do
Und dört e Glid zuem Boden us, e Joch,
En alte Thurn, e Gibelwand; es wachst
Do Holder druf, do Büechli, Tanne dört
Und Moos und Farn, und Reiger niste drinn.
s isch Schad derfür. Und sin bis dörthi d Lüt
So närrsch wie jetz, se göhn au Gspenster um:
D Frau Faste, — s isch mer jetz, sie fang scho a —
Me seits emol, der Lippi Läppeli,
Und was weiß i wer meh. Was stoßisch mi?

Der Bueb seit:

Schwätz lisli, Atti, bis mer über d Bruck
Do sin und do an Berg und Wald verbei!
Dort obe jagt e wilde Jäger, weisch?
Und lueg! do niden in de Hürste[33] seig
Gwiß s Eiermeidli glege, halber ful;
s isch Johr und Tag. Hörsch, wie der Laubi[34] schnuft?

Der Aetti seit:

Er het der Pfnüsel.[35] Seig doch nit so närrsch! —
Hüst[36], Laubi, Merz[37]! — und loß die Todte goh:
Sie thuen der Nüt meh. Je, was hani gseit?
Vo Basel, aß es au emol verfallt.
Und goht in langer Zit e Wandersma
Ne halbi Stund, e Stund wit dra verbei;
Se luegt er dure[38], — lit ke Nebel druf, —
Und seit sim Cammerad, wo mittem[39] goht:
„Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Thurn
Seig d Peterschilche gsi. s isch Schad derfür."

Der Bueb seit:

Nei, Aetti, ischs der Ernst? Es cha nit si.

Der Aetti seit:

Jä, s isch nit anderst: lueg mi a wie d witt.
Und mit der Zit verbrennt di ganzi Welt.
Es goht e Wächter us um Mitternacht,
E fremde Ma: me weiß nit wer er isch;
Er funklet wie ne Stern und rüeft: „Wacht auf!
Wacht auf! Es kommt der Tag!" Drob röthet si
Der Himmel, und es dundret überall,
Zerst heimlich, alsgmach lut, wie sellemol[40]
Wo Anno sechsenünzgi der Franzos
So uding[41] gschosse het. Der Bode schwankt,
Aß d Chilchthürn guge;[42] d Glocke schlagen a
Und lüte selber Bettzit wit und breit;
Und Alles bettet. Drüber chunt der Tag:

---

[33] Hürste — Büsche, [34] Laubi — April, Name des Ochsen, [35] Pfnüsel — Schnupfen, [36] Hüst — links, [37] Merz — März, Name des Ochsen, [38] dure — hinüber, [39] mittem — mit ihm, [40] sellemol — dazumal, [41] uding — übermäßig, furchtbar, [42] guge — gaukeln, schwanken.

O bhüetis Gott! me bruucht ke Sunn derzue:
Der Himmel stoht im Blitz und d Welt im Glast.[43]
Druf gschieht no vil: — i ha jetz nit der Zit; —
Und endli zündets a und brennt und brennt,
Wo Boden isch, und Niemes[44] löscht. Es glumst[45]
Wohl selber ab. Wie meinsch siehts us derno?

Der Bueb seit:

O, Aetti, sag mer Nüt meh! Zwor, wie gohts
De Lüte denn, wenn Alles brennt und brennt?

Der Aetti seit:

He, d Lüt sin nümme[46] do, wenns brennt: sie sin —
Wo sin sie? Seig du frumm und halt di wohl,
Geb wo de bisch,[47] und bhalt di Gwisse rein!
Siehsch nit, wie d Luft mit schöne Sterne prangt?
s isch jede Stern verglichlige ne Dorf;
Und witer obe seig e schöni Stadt:
Me sieht sie nit vo do; und haltsch di guet,
Se chunsch in so ne Stern, und s isch der wohl,
Und findsch der Aetti dört, wenns Gotts Will isch,
Und s Chüngi[48] selig, d Mueter. Oebbe[49] fahrsch
Au d Milchstroß uf in die verborgni Stadt;
Und wenn de sitwärts abe luegsch, was siehsch?
E Roetler Schloß! Der Belche[50] stoht verchohlt,
Der Blauen[50] au, as wie zwee alti Thürn;
Un zwische drinn isch Alles use brennt
Bis tief in Boden abe; d Wise[51] het
Ke Wasser meh; s isch Alles öd und schwarz
Und todestill, so wit me luegt: das siehsch
Und seisch dim Cammerad, wo mit der goht:
„Lueg, dört isch d Erde gsi, und selle[52] Berg
Het Belche gheiße! Nit gar wit dervo
Isch Wisleth[53] gsi: dört hani au scho glebt,
Und Stiere gwettet[54], Holz go Basel gführt
Und brochet,[55] Matte graust[56] und Liechtspöh[57] gmacht,
Und gvätterlet bis an mi selig End;
Und möcht jetzt nümme hi.“ Hüst, Laubi, Merz!

---

[43] Glast — Feuerglanz, [44] Niemes — Niemand, [45] glumst — glimmt, [46] nümme — nicht mehr, [47] Geb wo de bisch — du magst sein, wo du willst, [48] Chüngi — Kunigunde, [49] Oebbe — etwa, [50] Belche und [50] Blauen — Berge, [51] Wiese — ein Nebenfluß des Rheins, [52] selle — jener, [53] Wisleth — ein Dorf, [54] gwettet — angespannt, [55] brochet — gepflüget, [56] gerauft — entwässert, [57] Liechtspöh — Lichtspäne zur Erleuchtung.

Märchen, Erzählungen und historische Darstellungen.

57. Der Zwerg Nase. (7. Aufl. S. 70.)

W. Hauff.

In einer bedeutenden Stadt meines lieben Vaterlandes lebte vor vielen Jahren ein Schuster mit seiner Frau schlicht und recht. Er saß bei Tag an der Ecke der Straße und flickte Schuhe und Pantoffeln und machte wohl auch neue, wenn ihm einer welche anvertrauen mochte, doch mußte er dann das Leder erst einkaufen; denn er war arm und hatte keine Vorräthe. Seine Frau verkaufte Gemüse und Früchte, die sie in einem kleinen Gärtchen vor dem Thore pflanzte, und viele Leute kauften gern bei ihr, weil sie reinlich und sauber gekleidet war und ihr Gemüse auf gefällige Art auszubreiten und zu legen wußte.

Die beiden Leutchen hatten einen schönen Knaben, angenehm von Gesicht, wohlgestaltet und für das Alter von acht Jahren schon ziemlich groß. Er pflegte gewöhnlich bei der Mutter auf dem Gemüsemarkt zu sitzen und den Weibern oder Köchen, die viel bei der Schustersfrau eingekauft hatten, trug er wohl auch einen Theil der Früchte nach Hause, und selten kam er von einem solchen Gange zurück ohne eine schöne Blume oder ein Stückchen Geld oder Kuchen; denn die Herrschaften dieser Köche sahen es gerne, wenn man den schönen Knaben mit nach Hause brachte, und beschenkten ihn immer reichlich.

Eines Tages saß die Frau des Schusters wieder wie gewöhnlich auf dem Markte: sie hatte vor sich einige Körbe mit Kohl und anderem Gemüse, allerlei Kräuter und Sämereien, auch in einem kleineren Körbchen frühe Birnen, Aepfel und Aprikosen. Der kleine Jakob, so hieß der Knabe, saß neben ihr und rief mit heller Stimme die Waaren aus: Hierher, ihr Herren; seht, welch schöner Kohl! wie wohlriechend diese Kräuter! frühe Birnen, ihr Frauen, frühe Aepfel und Aprikosen! wer kauft? meine Mutter giebt es wohlfeil. So rief der Knabe. Da kam ein altes Weib über den Markt her. Sie sah etwas zerrissen und zerlumpt aus, hatte ein kleines, spitziges Gesicht, vom Alter ganz eingefurcht, rothe Augen und eine spitzige, gebogene Nase, die gegen das Kinn hinabstrebte. Sie ging an einem langen Stock, und doch konnte man nicht sagen, wie sie ging; denn sie hinkte und rutschte und wackelte: es war, als habe sie Räder in den Beinen und könne alle Augenblicke umstülpen und mit der spitzigen Nase auf's Pflaster fallen.

Die Frau des Schusters betrachtete dieses Weib aufmerksam. Es waren jetzt doch schon sechzehn Jahre, daß sie täglich auf dem Markte saß, und nie hatte sie diese sonderbare Gestalt bemerkt. Aber sie erschrack

unwillkürlich, als die Alte auf sie zuhinkte und an ihren Körbchen stille stand. Seid Ihr Hanne, die Gemüsehändlerin? fragte das alte Weib mit unangenehmer, krächzender Stimme, indem sie beständig den Kopf hin und her schüttelte. Ja, die bin ich, antwortete die Schustersfrau; ist Euch Etwas gefällig? — Wollen sehen, wollen sehen! Kräutlein schauen, Kräutlein schauen, ob du hast, was ich brauche, antwortete die Alte, beugte sich nieder vor den Körben und fuhr mit ein Paar dunkelbraunen, häßlichen Händen in den Kräuterkorb hinein, packte die Kräutlein, die so schön und zierlich ausgebreitet waren, mit ihren langen Spinnenfingern, brachte sie dann eines um das andere hinauf an die lange Nase und beroch sie hin und her. Der Frau des Schusters wollte es fast das Herz abdrücken, wie sie das alte Weib also mit ihren seltenen Kräutern hantieren sah: aber sie wagte Nichts zu sagen; denn es war das Recht des Käufers die Waare zu prüfen, und überdieß empfand sie ein sonderbares Grauen vor dem Weibe. Als jene den ganzen Korb durchgemustert hatte, murmelte sie: Schlechtes Zeug, schlechtes Kraut, Nichts von Allem, was ich will: war viel besser vor funfzig Jahren. Schlechtes Zeug! schlechtes Zeug!

Solche Reden verdrossen nun den kleinen Jakob. Höre, du bist ein unverschämtes altes Weib, rief er unmuthig: erst fährst du mit deinen garstigen, braunen Fingern in die schönen Kräuter hinein und drückst sie zusammen; dann hältst du sie an deine lange Nase, daß sie Niemand mehr kaufen mag, wer zugesehen; und jetzt schimpfst du noch unsere Waare schlechtes Zeug! — und doch kauft selbst der Koch des Herzogs Alles bei uns. Das alte Weib schielte den muthigen Knaben an, lachte widerlich und sprach mit heiserer Stimme: Söhnchen, Söhnchen! also gefällt dir meine Nase, meine schöne lange Nase? Sollst auch eine haben, mitten im Gesicht bis über's Kinn herab. Während sie so sprach, rutschte sie an den andern Korb, in welchem Kohl ausgelegt war. Sie nahm die herrlichsten weißen Kohlhäupter in die Hand, drückte sie zusammen, daß sie ächzten, warf sie dann wieder unordentlich in den Korb und sprach auch hier: Schlechte Waare, schlechter Kohl! — Wackle nur nicht so garstig mit dem Kopf hin und her, rief der Kleine ängstlich: dein Hals ist ja so dünne wie ein Kohlstengel; der könnte leicht abbrechen, und dann fiele dein Kopf hinein in den Korb: — wer wollte dann noch kaufen? — Gefallen sie dir nicht, die dünnen Hälse? murmelte die Alte lachend. Sollst gar keinen haben: Kopf muß in den Schultern stecken, daß er nicht herabfällt vom kleinen Körperlein. — Schwatzt doch nicht so unnützes Zeug mit dem Kleinen da, sagte endlich die Frau des Schusters im Unmuth über das lange Prüfen, Mustern und Beriechen; wenn Ihr Etwas kaufen wollt, so sputet euch: Ihr verscheucht mir ja die andern Kunden. — Gut, es sei, wie du sagst, rief die Alte mit grimmigem Blick; ich will dir diese sechs Kohlhäupter abkaufen. Aber siehe, ich muß mich auf den Stab stützen und kann Nichts tragen: erlaube deinem Söhnlein, daß er mir die Waare nach Hause bringt; ich will es dafür belohnen. Der Kleine wollte nicht mitgehen und weinte; denn ihm graute vor der häßlichen Frau: aber die Mutter befahl es ihm ernstlich, weil sie es doch für eine Sünde hielt, der alten schwächlichen Frau diese Last allein aufzubürden. Halb weinend that er, wie sie befohlen, raffte die Kohlhäupter in ein Tuch zusammen und folgte dem alten Weibe über den Markt hin. Es ging nicht sehr schnell bei ihr, und sie brauchte beinahe drei Viertelstunden, bis sie

in einen ganz entlegenen Theil der Stadt kam und endlich vor einem kleinen baufälligen Hause still hielt. Dort zog sie einen alten, rostigen Haken aus der Tasche, fuhr damit geschickt in ein kleines Loch in der Thür, und plötzlich sprang diese krachend auf. Aber wie war der kleine Jakob überrascht, als er eintrat! Das Innere des Hauses war prachtvoll ausgeschmückt: von Marmor war die Decke und die Wände; die Geräthschaften vom schönsten Ebenholz, mit Gold und geschliffenen Steinen eingelegt; der Boden aber war von Glas und so glatt, daß der Kleine einigemale ausgleitete und umfiel. Die Alte aber zog ein silbernes Pfeifchen aus der Tasche und pfiff eine Weise darauf, die gellend durch das Haus tönte. Da kamen sogleich einige Meerschweinchen die Treppe herab: den Jakob wollte es aber ganz sonderbar dünken, daß sie aufrecht auf zwei Beinen gingen, Nußschalen statt Schuhe an den Pfoten trugen, menschliche Kleider angelegt und sogar Hüte nach der neuesten Mode auf die Köpfe gesetzt hatten. Wo habt ihr meine Pantoffeln, schlechtes Gesindel? rief die Alte und schlug mit dem Stock nach ihnen, daß sie jammernd in die Höhe sprangen; wie lange soll ich noch so da stehen? Sie sprangen schnell die Treppe hinauf und kamen wieder mit einem Paar Schalen von Kokosnuß mit Leder gefüttert, welche sie der Alten geschickt an die Füße steckten.

Jetzt war alles Hinken und Rutschen vorbei. Sie warf den Stab von sich und gleitete mit großer Schnelligkeit über den Glasboden hin, indem sie den kleinen Jakob an der Hand mit fortzog. Endlich hielt sie in einem Zimmer stille, das, mit allerlei Geräthschaften ausgeputzt, beinahe einer Küche glich, obgleich die Tische von Mahagoniholz und die Sophas, mit reichen Teppichen behängt, mehr zu einem Prunkgemach paßten. Setze dich, Söhnchen, sagte die Alte recht freundlich, indem sie ihn in die Ecke eines Sophas drückte und einen Tisch also vor ihn hinstellte daß er nicht mehr hervorkommen konnte; setze dich; du hast gar schwer zu tragen gehabt: die Menschenköpfe sind nicht so leicht, nicht so leicht. — Aber Frau, was sprechet ihr so wunderlich, rief der Kleine: müde bin ich zwar; aber es waren ja Kohlköpfe, die ich getragen; ihr habt sie meiner Mutter abgekauft. — Ei, das weißt du falsch, lachte das Weib, deckte den Deckel des Korbes auf und brachte einen Menschenkopf hervor, den sie am Schopf gefaßt hatte. Der Kleine war vor Schrecken außer sich; er konnte nicht fassen, wie dies Alles zuging: aber er dachte an seine Mutter; wenn Jemand von diesen Menschenköpfen Etwas erfahren würde, dachte er bei sich, da würde man gewiß meine Mutter dafür anklagen.

Muß dir nun auch Etwas geben zum Lohn, daß du so artig bist, murmelte die Alte; gedulde dich nur ein Weilchen: will dir ein Süppchen einbrocken, an das du dein Leben lang denken wirst. So sprach sie und pfiff wieder. Da kamen zuerst viele Meerschweinchen in menschlichen Kleidern: sie hatten Küchenschürzen umgebunden und im Gürtel Rührlöffel und Tranchirmesser. Nach diesen kam eine Menge Eichhörnchen hereingehüpft: sie hatten weite türkische Beinkleider an, gingen aufrecht und auf dem Kopfe trugen sie grüne Mützchen von Sammt. Diese schienen die Küchenjungen zu sein; denn sie kletterten mit großer Geschwindigkeit an den Wänden hinauf und brachten Pfannen und Schüsseln, Eier und Butter, Kräuter und Mehl herab und trugen es auf den Herd. Dort aber fuhr die alte Frau auf ihren Pantoffeln von Kokosschalen beständig hin und her, und der Kleine sah, daß sie es sich recht angelegen

sein lasse, ihm etwas Gutes zu kochen. Jetzt knisterte das Feuer höher empor; jetzt rauchte und sott es in der Pfanne; ein angenehmer Geruch verbreitete sich im Zimmer. Die Alte aber rannte auf und ab, die Eichhörnchen und Meerschweine ihr nach, und so oft sie am Herde vorbeikam, guckte sie mit ihrer langen Nase in den Topf. Endlich fing es an zu sprudeln und zu zischen: Dampf stieg aus dem Topf hervor, und der Schaum floß herab in's Feuer. Da nahm sie ihn weg, goß davon in eine silberne Schale und setzte sie dem kleinen Jakob vor.

So, Söhnchen, so, iß nur dieses Süppchen; dann hast du Alles, was dir an mir so gefallen. Sollst auch ein geschickter Koch werden, daß du doch Etwas bist: aber das Kräutlein, nein das Kräutlein sollst du nimmer finden; warum hat es deine Mutter nicht in ihrem Korb gehabt? Der Kleine verstand nicht recht, was sie sprach; desto aufmerksamer behandelte er die Suppe, die ihm ganz trefflich schmeckte. Seine Mutter hatte ihm manche schmackhafte Speise bereitet; aber so gut war ihm noch Nichts geworden. Der Duft von feinen Kräutern und Gewürzen stieg aus der Suppe auf; dabei war sie süß und säuerlich zugleich und sehr stark. Während er noch die letzten Tropfen der köstlichen Speise austrank, zündeten die Meerschweinchen arabischen Weihrauch an, der in bläulichen Wolken durch das Zimmer schwebte. Dichter und immer dichter wurden diese Wolken und sanken herab; der Geruch des Weihrauchs wirkte betäubend auf den Kleinen: er mochte sich zurufen, so oft er wollte, daß er zu seiner Mutter zurückkehren müsse; wenn er sich ermannte, sank er immer wieder von neuem in den Schlummer zurück und schlief endlich wirklich auf dem Sopha des alten Weibes ein.

Sonderbare Träume kamen über ihn. Es war ihm, als ziehe ihm die Alte seine Kleider aus und umhülle ihn dafür mit einem Eichhörnchenbalg. Jetzt konnte er Sprünge machen und klettern wie ein Eichhörnchen; er ging mit den übrigen Eichhörnchen und Meerschweinen, die sehr artige, gesittete Leute waren, um und hatte mit ihnen den Dienst bei der alten Frau. Zuerst wurde er nur zu den Diensten eines Schuhputzers gebraucht, d. h. er mußte die Kokosnüsse, welche die Frau statt der Pantoffeln trug, mit Oel salben und durch Reiben glänzend machen. Da er nun in seines Vaters Hause zu ähnlichen Geschäften oft angehalten worden war, so ging es ihm flink von der Hand. Etwa nach einem Jahre, träumte er weiter, wurde er zu einem ferneren Geschäfte gebraucht: er mußte nämlich mit noch einigen Eichhörnchen Sonnenstäubchen fangen, und wenn sie genug hatten, solche durch das feinste Haarsieb sieben. Die Frau hielt nämlich die Sonnenstäubchen für das Allerfeinste, und weil sie nicht gut beißen konnte, — denn sie hatte keinen Zahn mehr, — so ließ sie sich ihr Brot aus Sonnenstäubchen zubereiten.

Wiederum nach einem Jahre wurde er zu den Dienern versetzt, die das Trinkwasser für die Alte sammelten. Man denke nicht, daß sie sich hiezu etwa eine Cisterne hätte graben lassen oder ein Faß in den Hof stellte, um das Regenwasser darin aufzufangen: da ging es viel feiner zu! die Eichhörnchen und Jakob mit ihnen mußten mit Haselnußschalen den Thau aus den Rosen schöpfen, und das war das Trinkwasser der Alten. Da sie nun bedeutend viel trank, so hatten die Wasserträger schwere Arbeit. Nach einem Jahre wurde er zum innern Dienste des Hauses bestellt; er hatte nämlich das Amt, die Böden rein

zu machen. Da nun diese von Glas waren, worin man jeden Hauch sah, war es keine geringe Arbeit. Sie mußten sie bürsten und altes Tuch an die Füße schnallen und auf diesem künstlich im Zimmer umherfahren. Im vierten Jahr ward er endlich zur Küche versetzt. Es war dies ein Ehrenamt, zu welchem man nur nach langer Prüfung gelangen konnte. Jakob diente dort vom Küchenjungen aufwärts bis zum ersten Pastetenmacher und erreichte eine so ungemeine Geschicklichkeit und Erfahrung in Allem, was die Küche betrifft, daß er sich oft über sich selbst wundern mußte: die schwierigsten Sachen, Pasteten von zweihunderterlei Essenzen, Kräutersuppen von allen Kräutlein der Erde zusammengesetzt, Alles lernte er, Alles verstand er schnell und kräftig zu machen.

So waren etwa sieben Jahre im Dienste des alten Weibes vergangen. Da befahl sie ihm eines Tages, indem sie die Kokosschuhe auszog, Korb und Krückenstock zur Hand nahm, um auszugehen, er solle ein Hühnlein rupfen, mit Kräutern füllen und solches schön bräunlich und gelb rösten, bis sie wieder käme. Er that dies nach den Regeln der Kunst. Er drehte dem Hühnlein den Kragen um, brühte es in heißem Wasser, zog ihm geschickt die Federn aus, schabte ihm nachher die Haut, daß sie glatt und fein wurde, und nahm ihm die Eingeweide heraus. Sodann fing er an die Kräuter zu sammeln, womit er das Hühnlein füllen sollte. In der Kräuterkammer gewahrte er aber diesmal ein Wandschränkchen, dessen Thür halb geöffnet war, und das er sonst nie bemerkt hatte. Er ging neugierig näher, um zu sehen, was es enthalte: und siehe da, es standen viele Körbchen darinnen, von welchen ein starker, angenehmer Geruch ausging. Er öffnete eines dieser Körbchen und fand darin Kräutlein von ganz besonderer Gestalt und Farbe. Die Stengel und Blätter waren blaugrün und trugen oben eine kleine Blume von brennendem Roth mit Gelb verbrämt. Er betrachtete sinnend diese Blume, beroch sie, und sie strömte denselben starken Geruch aus, von dem einst jene Suppe, die ihm die Alte gekocht, geduftet hatte. Aber so stark war der Geruch, daß er zu niesen anfing, immer heftiger niesen mußte und — am Ende niesend erwachte.

Da lag er auf dem Sopha des alten Weibes und blickte verwundert umher. Nein, wie man aber so lebhaft träumen kann! sprach er zu sich: hätte ich jetzt doch beschwören wollen, daß ich ein schnödes Eichhörnchen, ein Kamerad von Meerschweinen und anderem Ungeziefer, dabei aber ein großer Koch geworden sei. Wie wird die Mutter lachen, wenn ich ihr Alles erzähle! Aber wird sie nicht auch schmälen, daß ich in einem fremden Hause einschlafe, statt ihr zu helfen auf dem Markte? Mit diesen Gedanken raffte er sich auf, um hinwegzugehen. Noch waren seine Glieder vom Schlafe ganz steif, besonders sein Nacken; denn er konnte den Kopf nicht recht hin und her bewegen. Er mußte auch selbst über sich lächeln, daß er so schlaftrunken war: denn alle Augenblicke, ehe er sich's versah, stieß er mit der Nase an einen Schrank oder an die Wand, oder schlug sie, wenn er sich schnell umwandte, an einen Thürpfosten. Die Eichhörnchen und Meerschweinchen liefen winselnd um ihn her, als wollten sie ihn begleiten. Er lud sie auch wirklich ein, als er auf der Schwelle war; denn es waren niedliche Thierchen: aber sie fuhren auf ihren Nußschalen schnell in's Haus zurück, und er hörte sie nur noch in der Ferne heulen.

Es war ein ziemlich entlegener Theil der Stadt, wohin ihn die Alte geführt hatte, und er konnte sich kaum aus den engen Gassen herausfinden. Auch war dort ein arges Gedränge; denn es mußte sich, wie ihn dünkte, gerade in der Nähe ein Zwerg sehen lassen; überall hörte er rufen: Ei, sehet den häßlichen Zwerg! wo kommt der Zwerg her? Ei, was hat er doch für eine lange Nase! und wie ihm der Kopf in den Schultern steckt! und die braunen, häßlichen Hände! Zu einer andern Zeit wäre er auch wohl nachgelaufen; denn er sah für sein Leben gern Riesen oder Zwerge oder seltsame, fremde Trachten: aber so mußte er sich sputen, um zur Mutter zu kommen.

Es war ihm ganz ängstlich zu Muth, als er auf den Markt kam. Die Mutter saß noch da und hatte noch ziemlich viele Früchte im Korb: lange konnte er also nicht geschlafen haben. Aber doch kam es ihm von weitem schon vor, als sei sie sehr traurig; denn sie rief die Vorübergehenden nicht an einzukaufen, sondern hatte den Kopf in die Hand gestützt; und als er näher kam, glaubte er auch, sie sei bleicher als sonst. Er zauderte, was er thun sollte. Endlich faßte er sich ein Herz, schlich sich hinter sie hin, legte traulich seine Hand auf ihren Arm und sprach: Mütterchen, was fehlt dir? bist du böse auf mich? Die Frau wandte sich um nach ihm, fuhr aber mit einem Schrei des Entsetzens zurück: Was willst du von mir, häßlicher Zwerg! rief sie; fort fort! ich kann dergleichen Possenspiel nicht leiden. — Aber Mutter, was hast du denn? fragte Jakob ganz erschrocken; dir ist gewiß nicht wohl; warum willst du denn deinen Sohn von dir jagen? — Ich habe dir schon gesagt, gehe deines Weges! entgegnete Frau Hanne zürnend: bei mir verdienst du kein Geld durch deine Gaukeleien, häßliche Mißgeburt. — Wahrhaftig, Gott hat ihr das Licht des Verstandes geraubt, sprach der Kleine bekümmert zu sich; was fange ich nur an, um sie nach Haus zu bringen? Lieb Mütterchen, so sei doch nur vernünftig; sieh mich doch nur recht an: ich bin ja dein Sohn, dein Jakob. — Nein, jetzt wird der Spaß zu unverschämt, rief Hanne ihrer Nachbarin zu; seht nur den häßlichen Zwerg da! da steht er und vertreibt mir gewiß alle Käufer, und mit meinem Unglück wagt er zu spotten. Spricht zu mir: Ich bin ja dein Sohn, dein Jakob, der Unverschämte!

Da erhoben sich die Nachbarinnen und fingen an zu schimpfen, so arg sie konnten, — und Marktweiber, wisset ihr wohl, verstehen es, — und schalten ihn, daß er des Unglücks der armen Hanne spotte, der vor sieben Jahren ihr bildschöner Knabe gestohlen worden sei, und drohten insgesammt über ihn herzufallen und ihn zu zerkratzen, wenn er nicht alsobald ginge.

Der arme Jakob wußte nicht, was er von diesem Allen denken sollte. War er doch, wie er glaubte, heute früh wie gewöhnlich mit der Mutter auf den Markt gegangen, hatte ihr die Früchte aufstellen helfen, war nachher mit dem alten Weibe in ihr Haus gekommen, hatte ein Süppchen verzehrt, ein kleines Schläfchen gemacht und war jetzt wieder da: und doch sprachen die Mutter und die Nachbarinnen von sieben Jahren! und sie nannten ihn einen garstigen Zwerg! was war denn nun mit ihm vorgegangen? — Als er sah, daß die Mutter gar Nichts mehr von ihm hören wollte, traten ihm die Thränen in

die Augen, und er ging trauernd die Straße hinab nach der Bude, wo sein Vater den Tag über Schuhe flickte. Ich will doch sehen, dachte er bei sich, ob er mich auch nicht kennen will; unter die Thür will ich mich stellen und mit ihm sprechen. Als er an der Bude des Schusters angekommen war, stellte er sich unter die Thür und schaute hinein. Der Meister war so emsig mit seiner Arbeit beschäftigt, daß er ihn gar nicht sah; als er aber einmal zufällig einen Blick nach der Thür warf, ließ er Schuhe, Draht und Pfriem auf die Erde fallen und rief mit Entsetzen: Um Gottes willen, was ist das, was ist das!

Guten Abend, Meister! sprach der Kleine indem er vollends in den Laden trat. Wie geht es euch? — Schlecht, schlecht, kleiner Herr! antwortete der Vater, zu Jakobs großer Verwunderung; denn er schien ihn auch nicht zu kennen. Das Geschäft will mir nicht recht von der Hand. Bin so allein und werde jetzt alt, und doch ist mir ein Geselle zu theuer. — Aber habt ihr denn kein Söhnlein, das euch nach und nach an die Hand gehen könnte bei der Arbeit? forschte der Kleine weiter. — Ich hatte einen; er hieß Jakob und müßte jetzt ein schlanker, gewandter Bursche von zwanzig Jahren sein, der mir tüchtig unter die Arme greifen könnte. Ha! das müßte ein Leben sein! Schon als er zwölf Jahre alt war, zeigte er sich so anstellig und geschickt, verstand schon Manches vom Handwerk; und hübsch und angenehm war er auch: der hätte mir eine Kundschaft hergelockt, daß ich bald nicht mehr geflickt, sondern nichts als Neues geliefert hätte! Aber so geht's in der Welt! — Wo ist denn aber euer Sohn? fragte Jakob mit zitternder Stimme seinen Vater. — Das weiß Gott, antwortete er; vor sieben Jahren, — ja, so lange ist's jetzt her, — wurde er uns vom Markte weggestohlen. — Vor sieben Jahren! rief Jakob mit Entsetzen. — Ja, kleiner Herr, vor sieben Jahren. Ich weiß noch, wie heute, wie mein Weib nach Hause kam, heulend und schreiend, das Kind sei den ganzen Tag nicht zurückgekommen; sie habe überall geforscht und gesucht und es nicht gefunden. Ich habe es immer gedacht und gesagt, daß es so kommen würde. Der Jakob war ein schönes Kind; das muß man sagen: da war nun meine Frau stolz auf ihn und sah es gerne, wenn ihn die Leute lobten, und schickte ihn oft mit Gemüse und dergleichen in vornehme Häuser. Das war schon recht; er wurde allemal reichlich beschenkt. Aber, sagte ich, gieb Acht! Die Stadt ist groß: viele schlechte Leute wohnen da. Gieb mir auf den Jakob Acht! Und so war es, wie ich sagte. Kommt einmal ein altes, häßliches Weib auf den Markt, feilscht um Früchte und Gemüse und kauft am Ende so viel, daß sie es nicht selbst tragen kann. Mein Weib, die mitleidige Seele, giebt ihr den Jungen mit — und hat ihn zur Stunde nicht mehr gesehen. — Und das ist jetzt sieben Jahre, sagt ihr? — Sieben Jahre wird es im Frühling. Wir ließen ihn ausrufen; wir gingen von Haus zu Haus und fragten: — manche hatten den hübschen Jungen gekannt und lieb gewonnen und suchten jetzt mit uns, — Alles vergeblich. Auch die Frau, welche das Gemüse gekauft hatte, wollte Niemand kennen: aber ein steinaltes Weib, die schon neunzig Jahre gelebt hatte, sagte, es könne wohl die böse Fee Kräuterweis gewesen sein, die alle fünfzig Jahre einmal in die Stadt komme, um sich allerlei einzukaufen.

So sprach Jakobs Vater und klopfte dabei seine Schuhe weidlich

und zog den Draht mit beiden Fäusten weit hinaus. Dem Kleinen aber wurde es nach und nach klar, was mit ihm vorgegangen; daß er nämlich nicht geträumt, sondern daß er sieben Jahre bei der bösen Fee als Eichhörnchen gedient habe. Zorn und Gram erfüllte sein Herz so sehr, daß es beinahe zerspringen wollte. Sieben Jahre seiner Jugend hatte ihm die Alte gestohlen, und was hatte er für Ersatz dafür? Daß er Pantoffeln von Kokosnüssen blank putzen, daß er ein Zimmer mit gläsernem Fußboden rein machen konnte, daß er von den Meerschweinchen alle Geheimnisse der Küche gelernt hatte! Er stand eine gute Weile so da und dachte über sein Schicksal nach; da fragte ihn endlich sein Vater: Ist euch vielleicht Etwas von meiner Arbeit gefällig, junger Herr? etwa ein Paar neue Pantoffeln oder, setzte er lächelnd hinzu, vielleicht ein Futteral für eure Nase? — Was wollt Ihr nur mit meiner Nase? sagte Jakob; warum sollte ich denn ein Futteral dazu gebrauchen? — Nun, entgegnete der Schuster, Jeder nach seinem Geschmack; aber das muß ich Euch sagen: hätte ich diese schreckliche Nase, ein Futteral ließ ich mir darüber machen von rosenfarbigem Glanzleder. Schaut, da habe ich ein schönes Stückchen zur Hand; — freilich würde man eine Elle wenigstens dazu brauchen. Aber wie gut wäret Ihr verwahrt, kleiner Herr. So, weiß ich gewiß, stoßt ihr euch an jedem Thürposten, an jedem Wagen, dem ihr ausweichen wollt.

Der Kleine stand stumm vor Schrecken. Er betastete seine Nase: sie war dick und wohl zwei Hände lang. So hatte also die Alte auch seine Gestalt verwandelt! Darum kannte ihn also die Mutter nicht? Darum schalt man ihn einen häßlichen Zwerg? Meister, sprach er halb weinend zu dem Schuster, habt Ihr keinen Spiegel bei der Hand, worin ich mich beschauen könnte? — Junger Herr, erwiderte der Vater mit Ernst, Ihr habt nicht gerade eine Gestalt empfangen, die Euch eitel machen könnte, und Ihr habt nicht Ursache, alle Stunden in den Spiegel zu gucken. Gewöhnt es Euch ab: es ist besonders bei Euch eine lächerliche Gewohnheit. — Ach, so laßt mich doch in den Spiegel schauen, rief der Kleine; gewiß, es ist nicht aus Eitelkeit. — Lasset mich in Ruhe: ich hab' keinen im Vermögen. Meine Frau hat ein Spiegelchen; ich weiß aber nicht, wo sie es verborgen. Müßt Ihr aber durchaus in den Spiegel gucken: nun, über der Straße hin wohnt Urban, der Barbier; der hat einen Spiegel, zweimal so groß als euer Kopf. Gucket dort hinein, und indessen guten Morgen!

Mit diesen Worten schob ihn der Vater ganz gelinde zur Bude hinaus, schloß die Thür hinter ihm zu und setzte sich wieder zur Arbeit. Der Kleine aber ging sehr niedergeschlagen über die Straße zu Urban, dem Barbier, den er noch aus früheren Zeiten wohl kannte. Guten Morgen, Urban, sprach er zu ihm. Ich komme euch um eine Gefälligkeit zu bitten: seid so gut und lasset mich ein wenig in euren Spiegel schauen. — Mit Vergnügen! dort steht er, rief der Barbier lachend; und seine Kunden, denen er den Bart scheeren sollte, lachten weidlich mit. Ihr seid ein hübsches Bürschchen, schlank und fein, ein Hälschen wie ein Schwan, Händchen wie eine Königin und ein Stumpfnäschen: man kann es nicht schöner sehen. Ein wenig eitel seid Ihr darauf, das ist wahr; — aber beschauet Euch immer! Man soll nicht von mir sagen, ich habe Euch aus Neid nicht in meinen Spiegel schauen lassen.

So sprach der Barbier, und wieherndes Gelächter füllte die Baderstube. Der Kleine aber war indeß vor den Spiegel getreten und hatte sich beschaut. Thränen traten ihm in die Augen. Ja, so konntest du freilich deinen Jakob nicht wieder erkennen, liebe Mutter, sprach er zu sich; so war er nicht anzuschauen in den Tagen der Freude, wo du gerne mit ihm prangtest vor den Leuten! Seine Augen waren klein geworden wie die der Schweine. Seine Nase war ungeheuer und hing über Mund und Kinn herunter. Der Hals schien gänzlich weggenommen worden zu sein; denn sein Kopf stak tief in den Schultern, und nur mit den größten Schmerzen konnte er ihn rechts und links bewegen. Sein Körper war noch so groß als vor sieben Jahren, da er zwölf Jahre alt war: aber wenn andere vom zwölften bis in's zwanzigste in die Höhe wachsen, so wuchs er in die Breite; der Rücken und die Brust waren weit ausgebogen und waren anzusehen wie ein kleiner, aber sehr dick gefüllter Sack. Dieser kleine Oberleib saß auf kleinen, schwachen Beinchen, die dieser Last nicht gewachsen schienen. Aber um so größer waren die Arme, die ihm am Leibe herabhingen: sie hatten die Größe wie die eines wohlgewachsenen Mannes. Seine Hände waren grob und braungelb, seine Finger lang und spinnenartig, und wenn er sie recht ausstreckte, konnte er damit auf den Boden reichen, ohne daß er sich bückte. So sah er aus, der kleine Jakob: zum mißgestalteten Zwerg war er geworden.

Jetzt gedachte er auch jenes Morgens, an welchem das alte Weib an die Körbe seiner Mutter getreten war. Alles, was er damals an ihr getadelt hatte, die lange Nase, die häßlichen Finger, Alles hatte sie ihm angethan, und nur den langen, zitternden Hals hatte sie gänzlich weggelassen.

Nun? habt Ihr Euch jetzt genug beschaut, mein Prinz? sagte der Barbier, indem er zu ihm trat und ihn lachend betrachtete. Wahrlich! wenn man sich dergleichen träumen lassen wollte: so komisch könnte es einem im Traume nicht vorkommen. Doch ich will Euch einen Vorschlag machen, kleiner Mann. Mein Barbierzimmer ist zwar sehr besucht, aber doch seit neuerer Zeit nicht so, wie ich wünsche. Das kommt daher, weil mein Nachbar, der Barbier Schaum, irgendwo einen Riesen aufgefunden hat, der ihm die Kunden ins Haus lockt. Nun, ein Riese zu werden ist gerade keine Kunst: aber so ein Männchen wie Ihr, ja, das ist schon ein ander Ding. Tretet bei mir in Dienste, kleiner Mann: Ihr sollt Wohnung, Essen, Trinken, Kleider, Alles sollt Ihr haben; dafür stellt Ihr Euch Morgens unter meine Thür und ladet die Leute ein herein zu kommen; Ihr schlaget den Seifenschaum, reicht den Kunden das Handtuch, — und seid versichert, wir stehen uns beide gut dabei: ich bekomme mehr Kunden als jener mit dem Riesen; und Jeder giebt euch gerne noch ein Trinkgeld.

Der Kleine war in seinem Innern empört über den Vorschlag, als Lockvogel für einen Barbier zu dienen. Aber mußte er sich nicht diesen Schimpf geduldig gefallen lassen? Er sagte dem Barbier daher ganz ruhig, daß er nicht Zeit habe zu dergleichen Diensten, und ging weiter. Hatte das böse alte Weib seine Gestalt unterdrückt, so hatte sie doch seinem Geist Nichts anhaben können: das fühlte er wohl. Denn er dachte und fühlte nicht mehr wie er vor sieben Jahren gethan; nein, er glaubte in diesem Zeitraum weiser, verständiger geworden zu sein: er

trauerte nicht um seine verlorene Schönheit, nicht über diese häßliche Gestalt, sondern nur darüber, daß er wie ein Hund von der Thür seines Vaters gejagt werde. Darum beschloß er noch einen Versuch bei seiner Mutter zu machen. Er trat zu ihr auf den Markt und bat sie, ihm ruhig zuzuhören. Er erinnerte sie an jenen Tag, an welchem er mit dem alten Weibe gegangen; er erinnerte sie an alle einzelnen Vorfälle seiner Kindheit, erzählte ihr dann, wie er sieben Jahre als Eichhörnchen gedient habe bei der Fee, und wie sie ihn verwandelte, weil er sie damals getadelt. Die Frau des Schusters wußte nicht, was sie denken sollte. Alles traf zu, was er ihr von seiner Kindheit erzählte; aber wenn er davon sprach, daß er sieben Jahre lang ein Eichhörnchen gewesen sei, da sprach sie: Es ist unmöglich, und es giebt keine Feen! und wenn sie ihn ansah, so verabscheute sie den häßlichen Zwerg und glaubte nicht, daß dies ihr Sohn sein könne. Endlich hielt sie es fürs Beste, mit ihrem Manne darüber zu sprechen. Sie raffte also ihre Körbe zusammen und hieß ihn mit gehen. So kamen sie zu der Bude des Schusters.

Sieh einmal, sprach sie zu diesem, der Mensch da will unser verlorner Jakob sein. Er hat mir Alles erzählt, wie er uns vor sieben Jahren gestohlen wurde, und wie er von einer Fee bezaubert worden sei. — So? unterbrach sie der Schuster mit Zorn, hat er dir dies erzählt? Warte du Range! Ich habe ihm Alles erzählt, noch vor einer Stunde, und jetzt geht er hin, dich so zu foppen! Bezaubert bist du worden mein Söhnchen? Warte doch, ich will dich wieder entzaubern. Dabei nahm er einen Bündel Riemen, die er eben zugeschnitten hatte, sprang auf den Kleinen zu und schlug ihn auf den hohen Rücken und auf die langen Arme, daß der Kleine vor Schmerz aufschrie und weinend davon lief.

In jener Stadt giebt es wie überall wenige mitleidige Seelen, die einen Unglücklichen, der zugleich etwas Lächerliches an sich trägt, unterstützten. Daher kam es, daß der unglückliche Zwerg den ganzen Tag ohne Speise und Trank blieb und Abends die Treppen einer Kirche, so hart und kalt sie waren, zum Nachtlager wählen mußte. Als ihn aber am nächsten Morgen die ersten Strahlen der Sonne erweckten, da dachte er ernstlich darüber nach, wie er sein Leben fristen könne, da ihn Vater und Mutter verstoßen. Er fühlte sich zu stolz, um als Aushängeschild eines Barbiers zu dienen; er wollte nicht zu einem Possenreißer sich verdingen und sich um Geld sehen lassen. Was sollte er anfangen? Da fiel ihm mit einem Male bei, daß er als Eichhörnchen große Fortschritte in der Kochkunst gemacht habe; er glaubte nicht mit Unrecht hoffen zu dürfen, daß er es mit manchem Koch aufnehmen könne: er beschloß seine Kunst zu benutzen.

Sobald es daher lebhafter wurde auf den Straßen und der Morgen ganz heraufgekommen war, trat er zuerst in die Kirche und verrichtete sein Gebet. Dann trat er seinen Weg an. Der Herzog, der Herr des Landes, war ein bekannter Schlemmer und Lecker, der eine gute Tafel liebte und seine Köche in allen Welttheilen aufsuchte. Zu seinem Palast begab sich der Kleine. Als er an die äußerste Pforte kam, fragten die Thürhüter nach seinem Begehr und hatten ihren Spott mit ihm; er aber verlangte nach dem Oberküchenmeister. Sie lachten und führten ihn durch die Vorhöfe, und wo er hinkam, blieben die Diener stehen, schauten nach ihm, lachten weidlich und schlossen sich an, so daß

nach und nach ein ungeheurer Zug von Dienern aller Art sich die Treppe des Palastes hinauf bewegte: die Stallknechte warfen ihre Striegel weg; die Läufer liefen, was sie konnten; die Teppichbreiter vergaßen die Teppiche auszuklopfen: — Alles drängte und trieb sich; es war ein Gewühl, als sei der Feind vor den Thoren, und das Geschrei: Ein Zwerg! Ein Zwerg! Habt ihr den Zwerg gesehen? erfüllte die Lüfte.

Da erschien der Aufseher des Hauses mit grimmigem Gesicht, eine ungeheure Peitsche in der Hand, in der Thür. Um des Himmels willen, ihr Hunde, was macht ihr solchen Lärm! Wisset ihr nicht, daß der Herr noch schläft? und dabei schwang er die Geißel und ließ sie unsanft auf den Rücken einiger Stallknechte und Thürhüter niederfallen. Ach, Herr, riefen sie, seht ihr denn nicht? Da bringen wir einen Zwerg, einen Zwerg, wie ihr noch keinen gesehen. Der Aufseher des Palastes zwang sich mit Mühe nicht laut aufzulachen, als er des Kleinen ansichtig wurde; denn er fürchtete durch Lachen seiner Würde zu schaden. Er trieb daher mit der Peitsche die Uebrigen hinweg, führte den Kleinen ins Haus und fragte nach seinem Begehr. Als er hörte, jener wolle zum Küchenmeister, erwiderte er: Du irrst dich, mein Söhnchen! zu mir, dem Aufseher des Hauses, willst du; du willst Leibzwerg werden beim Herzog: ist es nicht also? — Nein, Herr! antwortete der Zwerg; ich bin ein geschickter Koch und erfahren in allerlei seltenen Speisen: wollet mich zum Oberküchenmeister bringen; vielleicht kann er meine Kunst brauchen. — Jeder nach seinem Willen, kleiner Mann. Uebrigens bist du noch ein unbesonnener Junge. — In die Küche? — Als Leibzwerg hättest du keine Arbeit gehabt und Essen und Trinken nach Herzenslust und schöne Kleider. Doch wir wollen sehen: deine Kunst wird schwerlich so weit reichen, als ein Mundkoch des Herrn nöthig hat; und zum Küchenjungen bist du zu gut. Bei diesen Worten nahm ihn der Aufseher des Palastes bei der Hand und führte ihn in die Gemächer des Oberküchenmeisters.

Gnädiger Herr, sprach dort der Zwerg und verbeugte sich so tief, daß er mit der Nase den Fußteppich berührte, brauchet Ihr keinen geschickten Koch? Der Oberküchenmeister betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, brach dann in lautes Lachen aus und rief: Wie? du ein Koch? Meinst du, unsre Herde seien so niedrig, daß du nur auf einen hinaufschauen kannst, wenn du dich auf die Zehen stellst und den Kopf recht aus den Schultern herausarbeitest? O lieber Kleiner, wer dich zu mir geschickt hat, um dich als Koch zu verdingen, der hat dich zum Narren gehabt. So sprach der Oberküchenmeister und lachte weidlich, und mit ihm lachte der Aufseher des Palastes und alle Diener, die im Zimmer waren.

Der Zwerg aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Was liegt an einem Ei oder zweien, an ein wenig Syrup und Wein, an Mehl und Gewürz in einem Hause, wo man dessen genug hat? sprach er. Gebet mir irgend eine leckerhafte Speise zu bereiten auf; schaffet mir, was ich dazu brauche: und sie soll vor euern Augen schnell bereitet sein; und ihr sollet sagen müssen: Er ist ein Koch nach Regel und Recht. Solche und ähnliche Reden führte der Kleine, und es war wunderlich anzuschauen, wie es dabei aus seinen kleinen Aeuglein hervorlitzte, wie seine lange Nase sich hin und her schlängelte und seine dün-

nen Spinnenfinger seine Rede begleiteten. Wohlan, rief der Küchenmeister und nahm den Aufseher des Palastes unter den Arm, wohlan, es sei um des Spaßes willen: lasset uns zur Küche gehen! Sie gingen durch mehrere Säle und Gänge und kamen endlich in die Küche. Es war dies ein großes, weitläuftiges Gebäude, herrlich eingerichtet: auf zwanzig Herden brannten beständig Feuer; ein klares Wasser, das zugleich zum Fischbehälter diente, floß mitten durch sie; in Schränken von Marmor und köstlichem Holz waren die Vorräthe aufgestellt, die man immer zur Hand haben mußte, und zur Rechten und Linken waren zehn Säle, in welchen Alles aufgespeichert war, was man in den Ländern von Frankistan und selbst im Morgenlande Köstliches und Leckeres für den Gaumen erfunden. Küchenbedienten aller Art liefen umher und rasselten und hantierten mit Kesseln und Pfannen, mit Gabeln und Schaumlöffeln: als aber der Oberküchenmeister in die Küche eintrat, blieben sie alle regungslos stehen, und nur das Feuer hörte man noch knistern und das Bächlein rieseln. Was hat der Herr heute zum Frühstück befohlen? fragte der Meister den ersten Frühstückmacher, einen alten Koch. Herr, die dänische Suppe hat er geruht zu befehlen und rothe Hamburger Klößchen. — Gut, sprach der Küchenmeister weiter; hast du gehört, was der Herr speisen will? Getraust du dich diese schwierigen Speisen zu bereiten? Die Klößchen bringst du auf keinen Fall heraus: das ist ein Geheimniß. — Nichts leichter als dies, erwiderte zu allgemeinem Erstaunen der Zwerg; — denn er hatte diese Speisen als Eichhörnchen oft gemacht. Nichts leichter: man gebe mir zu der Suppe die und die Kräuter, dies und jenes Gewürz, Fett von einem wilden Schwein, Wurzeln und Eier; zu den Klößchen aber, sprach er leiser, daß es nur der Küchenmeister und der Frühstückmacher hören konnten, zu den Klößchen brauche ich viererlei Fleisch, etwas Wein, Entenschmalz, Ingwer und ein gewisses Kraut, das man Magentrost heißt. — Ha, bei St. Benedict! bei welchem Zauberer hast du gelernt? rief der Koch mit Staunen: Alles bis auf ein Haar hat er gesagt, und das Kräutlein Magentrost haben wir selbst nicht gewußt; — ja, das muß es noch angenehmer machen. O du Wunder von einem Koch! — Das hätte ich nicht gedacht, sagte der Oberküchenmeister; doch lassen wir ihn die Probe machen: gebt ihm die Sachen, die er verlangt, Geschirr und Alles und lasset ihn das Frühstück bereiten.

Man that, wie er befohlen, und rüstete Alles auf dem Herde zu: aber da fand es sich, daß der Zwerg kaum mit der Nase bis an den Herd reichen konnte. Man setzte daher ein Paar Stühle zusammen, legte eine Marmorplatte darüber und lud den kleinen Wundermann ein sein Kunststück zu beginnen. In einem großen Kreise standen die Köche, Küchenjungen, Diener und allerlei Volk umher und sahen zu und staunten, wie ihm Alles so flink und fertig von der Hand ging, wie er Alles so reinlich und niedlich bereitete. Als er mit der Zubereitung fertig war, befahl er beide Schüsseln ans Feuer zu setzen und genau so lange kochen zu lassen, bis er rufen werde. Dann fing er an zu zählen — eins, zwei, drei, und so fort, und gerade, als er fünfhundert gezählt hatte, rief er: Halt! Die Töpfe wurden weggesetzt, und der Kleine lud den Küchenmeister ein zu kosten.

Der Mundkoch ließ sich von einem Küchenjungen einen goldenen

Löffel reichen, spülte ihn im Bach und überreichte ihn dem Oberküchenmeister; dieser trat mit feierlicher Miene an den Herd, nahm von den Speisen, kostete, drückte die Augen zu, schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und sprach dann: Köstlich, bei des Herzogs Leben, köstlich! Wollet ihr nicht auch ein Löffelein zu euch nehmen, Aufseher des Palastes? Dieser verbeugte sich, nahm den Löffel, versuchte und war vor Vergnügen und Lust außer sich. Eure Kunst in Ehren, lieber Frühstückmacher; ihr seid ein erfahrener Koch: aber so herrlich habt ihr weder die Suppe noch die Hamburger Klöße machen können. Auch der Koch versuchte jetzt, schüttelte dann dem Zwerg ehrfurchtsvoll die Hand und sagte: Kleiner, du bist Meister in der Kunst; ja, das Kräutlein Magentrost, das giebt Allem einen ganz eigenen Reiz.

In diesem Augenblick kam der Kammerdiener des Herzogs in die Küche und berichtete, daß der Herr das Frühstück verlange. Die Speisen wurden nun auf silberne Platten gelegt und dem Herzog zugeschickt; der Oberküchenmeister aber nahm den Kleinen in sein Zimmer und unterhielt sich mit ihm. Kaum waren sie aber halb so lange da, als man ein Paternoster spricht, so kam schon ein Bote und rief den Oberküchenmeister zum Herrn. Er kleidete sich schnell in sein Festkleid und folgte dem Boten.

Der Herzog sah sehr vergnügt aus. Er hatte Alles aufgezehrt, was auf den silbernen Platten gewesen war, und wischte sich eben den Bart ab, als der Oberküchenmeister zu ihm eintrat. Höre, Küchenmeister, sprach er, ich bin mit deinen Köchen bisher immer sehr zufrieden gewesen: aber sage mir, wer hat heute mein Frühstück bereitet? So köstlich war es nie, seit ich auf dem Throne meiner Väter sitze! sage an, wie heißt der Koch, daß wir ihm einige Ducaten zum Geschenk schicken. — Herr, das ist eine wunderbare Geschichte, antwortete der Oberküchenmeister und erzählte, wie man ihm heute früh einen Zwerg gebracht, der durchaus Koch werden wollte, und wie sich dies Alles begeben. Der Herzog verwunderte sich höchlich, ließ den Zwerg vor sich rufen und fragte ihn aus, wer er sei, und woher er komme. Da konnte nun der arme Jakob freilich nicht sagen, daß er verzaubert worden sei und früher als Eichhörnchen gedient habe: doch blieb er bei der Wahrheit, indem er erzählte, er sei ohne Vater und Mutter und habe bei einer alten Frau kochen gelernt. Der Herzog fragte nicht weiter, sondern ergötzte sich an der sonderbaren Gestalt seines neuen Koches. Willst du bei mir bleiben, sprach er, so will ich dir jährlich fünfzig Ducaten, ein Festkleid und noch überdies ein Paar Beinkleider reichen lassen. Dafür mußt du aber täglich mein Frühstück selbst bereiten, mußt angeben, wie das Mittagsessen gemacht werden soll, und überhaupt dich meiner Küche annehmen. Da Jeder in meinem Palast seinen eigenen Namen von mir empfängt, so sollst du Nase heißen und die Würde eines Unterküchenmeisters bekleiden. Der Zwerg Nase fiel nieder vor dem mächtigen Herzog in Frankenland, küßte ihm die Füße und versprach ihm treu zu dienen.

So war nun der Kleine fürs Erste versorgt, und er machte seinem Amte Ehre: denn man kann sagen, daß der Herzog ein ganz anderer Mann war, während der Zwerg Nase sich in seinem Hause aufhielt. Sonst hatte es ihm oft beliebt, die Schüsseln oder Platten, die man ihm auftrug, den Köchen an den Kopf zu werfen; ja dem Ober-

küchenmeister selbst warf er im Zorn einmal einen gebackenen Kalbsfuß, der nicht weich genug geworden war, so heftig an die Stirne, daß er umfiel und drei Tage zu Bett liegen mußte. Der Herzog machte zwar, was er im Zorn gethan, durch einige Hände voll Ducaten wieder gut: aber dennoch war nie ein Koch ohne Zittern und Zagen mit den Speisen zu ihm gekommen. Seit der Zwerg im Hause war, schien Alles wie durch Zauber umgewandelt: der Herr aß jetzt statt dreimal des Tages fünfmal, um sich an der Kunst seines kleinsten Dieners recht zu laben, und dennoch verzog er nie eine Miene zum Unmuth: nein, er fand Alles neu, trefflich, war leutselig und angenehm und wurde von Tag zu Tag fetter. Oft ließ er mitten unter der Tafel den Küchenmeister und den Zwerg Nase rufen, setzte den einen rechts, den andern links zu sich und schob ihnen mit seinen eigenen Fingern einige Bissen der köstlichen Speisen in den Mund, eine Gnade, welche sie beide wohl zu schätzen wußten.

Der Zwerg war das Wunder der Stadt. Man erbat sich flehentlich Erlaubniß vom Oberküchenmeister den Zwerg kochen zu sehen, und einige der vornehmsten Männer hatten es so weit gebracht beim Herzog, daß ihre Diener in der Küche beim Zwerg Unterrichtsstunden genießen durften, was nicht wenig Geld eintrug: denn jeder zahlte täglich einen halben Ducaten. Und um die übrigen Köche bei guter Laune zu erhalten und sie nicht neidisch auf ihn zu machen, überließ ihnen Nase dieses Geld, das die Herren für den Unterricht ihrer Köche zahlen mußten.

So lebte Nase beinahe zwei Jahre in äußerlichem Wohlleben und Ehre, und nur der Gedanke an seine Eltern betrübte ihn; so lebte er, ohne etwas Merkwürdiges zu erfahren, bis sich folgender Vorfall ereignete. Der Zwerg Nase war besonders geschickt und glücklich in seinen Einkäufen. Daher ging er, so oft es ihm die Zeit erlaubte, immer selbst auf den Markt, um Geflügel und Früchte einzukaufen. Eines Morgens ging er auch auf den Gänsemarkt und forschte nach schweren, fetten Gänsen, wie sie der Herr liebte. Er war musternd schon einigemale auf- und abgegangen. Seine Gestalt, weit entfernt hier Lachen und Spott zu erregen, gebot Ehrfurcht; denn man erkannte ihn als den berühmten Mundkoch des Herzogs, und jede Gänsefrau fühlte sich glücklich, wenn er ihr seine Nase zuwandte.

Da sah er ganz am Ende einer Reihe in einer Ecke eine Frau sitzen, die auch Gänse feil hatte, aber nicht wie die übrigen ihre Waare anpries und nach Käufern schrie. Zu dieser trat er und maß und wog ihre Gänse. Sie waren, wie er sie wünschte, und er kaufte drei sammt dem Käfig, lud sie auf seine breite Schulter und trat den Rückweg an. Da kam es ihm sonderbar vor, daß nur zwei von diesen Gänsen schnatterten und schrieen, wie rechte Gänse zu thun pflegen, die dritte aber ganz still und in sich gekehrt da saß und Seufzer ausstieß und ächzte wie ein Mensch. Die ist halb krank, sprach er vor sich hin: ich muß eilen, daß ich sie umbringe und zurichte. Aber die Gans antwortete ganz deutlich und laut:

Stichst du mich,
so beiß' ich dich;
drückst du mir die Kehle ab,
bring' ich dich ins frühe Grab

Ganz erschrocken setzte der Zwerg Nase seinen Käfig nieder, und die Gans sah ihn mit schönen, klugen Augen an und seufzte. Ei der Tausend! rief Nase, Sie kann sprechen, Jungfer Gans? Das hätte ich nicht gedacht. Na, sei Sie nur nicht ängstlich! Man weiß zu leben und wird einem so seltenen Vogel nicht zu Leibe gehen. Aber ich wollte wetten, Sie ist nicht von jeher in diesen Federn gewesen! war ich ja selbst einmal ein schnödes Eichhörnchen. — Du hast Recht, erwiderte die Gans, wenn du sagst, ich sei nicht in dieser schmachvollen Hülle geboren worden. Ach, an meiner Wiege wurde es mir nicht gesungen, daß Mimi, des großen Wetterbocks Tochter, in der Küche eines Herzogs getödtet werden soll! — Sei Sie doch ruhig, liebe Jungfer Mimi, tröstete der Zwerg: so wahr ich ein ehrlicher Kerl und Unterküchenmeister seiner Durchlaucht bin, es soll Ihr Keiner an die Kehle. Ich will Ihr in meinen eigenen Gemächern einen Stall anweisen; Futter soll Sie genug haben, und meine freie Zeit werde ich Ihrer Unterhaltung widmen; den übrigen Küchenmenschen werde ich sagen, daß ich eine Gans mit allerlei besonderen Kräutern für den Herzog mäste, und sobald sich Gelegenheit findet, setze ich Sie in Freiheit.

Die Gans dankte ihm mit Thränen. Der Zwerg aber that, wie er versprochen, schlachtete die zwei anderen Gänse, für Mimi aber baute er einen eigenen Stall unter dem Vorwande, sie für den Herzog ganz besonders zuzurichten. Er gab ihr auch kein gewöhnliches Gänsefutter, sondern versah sie mit Backwerk und süßen Speisen. So oft er freie Zeit hatte, ging er hin, sich mit ihr zu unterhalten und sie zu trösten. Sie erzählten sich auch gegenseitig ihre Geschichten, und Nase erfuhr auf diesem Wege, daß die Gans eine Tochter des Zauberers Wetterbock sei, der auf der Insel Gotland lebe. Er sei in Streit gerathen mit einer alten Fee, die ihn durch Ränke und List überwunden und sie zur Rache in eine Gans verwandelt und weit hinweg bis hierher gebracht habe. Als der Zwerg Nase ihr seine Geschichte ebenfalls erzählt hatte, sprach sie: Ich bin nicht unerfahren in diesen Sachen; mein Vater hat mir und meinen Schwestern einige Anleitung gegeben, so viel er nämlich davon mittheilen durfte. Die Geschichte mit dem Streit am Kräuterkorb, deine plötzliche Verwandlung, als du an einem Kräutlein rochst, auch einige Worte der Alten, die du mir sagtest, beweisen mir, daß du auf Kräuter verzaubert bist, das heißt: wenn du das Kraut auffindest, das sich die Fee bei deiner Verzauberung gedacht hat, so kannst du erlöst werden. Es war dies ein geringer Trost für den Kleinen: denn wo sollte er das Kraut auffinden? Doch dankte er ihr und schöpfte einige Hoffnung.

Um diese Zeit bekam der Herzog einen Besuch von einem benachbarten Fürsten, seinem Freunde. Er ließ daher seinen Zwerg Nase vor sich kommen und sprach zu ihm: Jetzt ist die Zeit gekommen, wo du zeigen mußt, ob du mir treu dienst und Meister deiner Kunst bist. Dieser Fürst, der bei mir zu Besuch ist, speist bekanntlich außer mir am besten und ist ein großer Kenner einer feinen Küche und ein weiser Mann. Sorge nun dafür, daß meine Tafel täglich also besorgt werde, daß er immer mehr in Erstaunen geräth. Dabei darfst du, bei meiner Ungnade, so lange er da ist, keine Speise zweimal bringen. Dafür kannst du dir von meinem Schatzmeister Alles reichen lassen, was du

nur brauchst, und wenn du Gold und Diamanten in Schmalz backen mußt, so thu' es: ich will lieber ein armer Mann werden als erröthen vor ihm. So sprach der Herzog; der Zwerg aber sagte, indem er sich anständig verbeugte: Es sei, wie du sagst, o Herr! So es Gott gefällt, werde ich Alles so machen, daß es diesem Fürsten der Gutschmecker wohlgefällt.

Der kleine Koch suchte nun seine ganze Kunst hervor. Er schonte die Schätze seines Herrn nicht, noch weniger aber sich selbst: denn man sah ihn den ganzen Tag in eine Wolke von Rauch und Feuer eingehüllt, und seine Stimme hallte beständig durch das Gewölbe der Küche; denn er befahl als Herrscher den Küchenjungen und niederen Köchen. —

Der fremde Fürst war schon vierzehn Tage beim Herzog und lebte herrlich und in Freuden. Sie speisten des Tages nicht weniger als fünfmal, und der Herzog war zufrieden mit der Kunst des Zwerges; denn er sah Zufriedenheit auf der Stirne seines Gastes. Am funfzehnten Tage aber begab es sich, daß der Herzog den Zwerg zur Tafel rufen ließ, ihn seinem Gast, dem Fürsten, vorstellte und diesen fragte, wie er mit dem Zwerge zufrieden sei. Du bist ein wunderbarer Koch, antwortete der fremde Fürst, und weißt, was anständig essen heißt. Du hast in der ganzen Zeit, daß ich hier bin, nicht eine einzige Speise wiederholt und Alles trefflich bereitet: aber sage mir doch: warum bringst du so lange nicht die Königin der Speisen, die Pastete Souzeraine?

Der Zwerg war sehr erschrocken; denn er hatte von dieser Pastetenkönigin nie gehört. Doch faßte er sich und antwortete: O Herr, noch lange, hoffte ich, sollte dein Angesicht leuchten an diesem Hoflager; darum wartete ich mit dieser Speise: denn womit sollte dich denn der Koch begrüßen am Tage des Scheidens als mit der Königin der Pasteten? So? entgegnete der Herzog lachend, und bei mir wolltest du wohl warten bis an meinen Tod, um mich dann noch zu begrüßen? denn auch mir hast du die Pastete noch nie vorgesetzt. Doch denke auf einen andern Scheidegruß; denn morgen mußt du die Pastete auf die Tafel setzen. — Es sei, wie du sagst, Herr! antwortete der Zwerg und ging. Aber er ging nicht vergnügt; denn der Tag seiner Schande und seines Unglücks war gekommen. Er wußte nicht, wie er die Pastete machen sollte. Er ging daher in seine Kammer und weinte über sein Schicksal. Da trat die Gans Mimi, die in seinem Gemach umhergehen durfte, zu ihm und fragte ihn nach der Ursache seines Jammers. Stille deine Thränen, antwortete sie, als sie von der Pastete Souzeraine gehört: dieses Gericht kam oft auf meines Vaters Tisch, und ich weiß ungefähr, was man dazu braucht. Du nimmst dies und jenes, so und so viel, und wenn es auch nicht durchaus Alles ist, was eigentlich dazu nöthig: die Herren werden keinen so feinen Geschmack haben. So sprach Mimi. Der Zwerg aber sprang auf vor Freuden, segnete den Tag, an welchem er die Gans gekauft hatte, und schickte sich an die Königin der Pasteten zuzurichten. Er machte zuerst einen kleinen Versuch, und siehe, es schmeckte trefflich, und der Oberküchenmeister, dem er davon zu kosten gab, pries auf's neue seine ausgebreitete Kunst.

Den andern Tag setzte er die Pastete in größerer Form auf und schickte sie warm, wie sie aus dem Ofen kam, nachdem er sie mit Blu-

menkränzen geschmückt hatte, auf die Tafel; er selbst aber zog sein bestes Festkleid an und ging in den Speisesaal. Als er eintrat, war der Obervorschneider gerade damit beschäftigt, die Pastete zu zerschneiden und auf einem silbernen Schäufelein dem Herzog und seinem Gaste hinzureichen. Der Herzog that einen tüchtigen Biß hinein, schlug die Augen auf zur Decke und sprach, nachdem er geschluckt hatte: Ah! ah! ah! mit Recht nennt man dies die Königin der Pasteten! aber mein Zwerg ist auch der König aller Köche; nicht also, lieber Freund? Der Gast nahm einige kleine Bissen zu sich, kostete und prüfte aufmerksam und lächelte dabei höhnisch und geheimnißvoll. Das Ding ist recht artig gemacht, antwortete er, indem er den Teller hinwegrückte, aber die Souzeraine ist es denn doch nicht ganz; das habe ich mir wohl gedacht.

Da runzelte der Herzog vor Unmuth die Stirne und erröthete vor Beschämung: Hund von einem Zwerg! rief er, wie wagst du es deinem Herrn dies anzuthun? Soll ich dir deinen großen Kopf abhacken lassen zur Strafe für deine schlechte Kocherei? — Ach, Herr! um des Himmels willen! ich habe das Gericht doch zubereitet nach den Regeln der Kunst: es kann gewiß Nichts fehlen! so sprach der Zwerg und zitterte. Es ist eine Lüge, du Bube! erwiderte der Herzog und stieß ihn mit dem Fuße von sich, mein Gast würde sonst nicht sagen, es fehle Etwas. Dich selbst will ich zerhacken und backen lassen in eine Pastete! Habt Mitleiden! rief der Kleine und rutschte auf den Knien zu dem Gast, dessen Füße er umfaßte; saget, was fehlt an dieser Speise, daß sie eurem Gaumen nicht zusagt? Lasset mich nicht sterben wegen einer Handvoll Fleisch und Mehl! — Das wird dir wenig helfen, mein lieber Nase, antwortete der Fremde mit Lachen; das habe ich mir schon gestern gedacht, daß du diese Speise nicht machen kannst wie mein Koch. Wisse, es fehlt ein Kräutlein, das man hier zu Lande gar nicht kennt, das Kraut Nießmitlust: ohne dieses bleibt die Pastete ohne Würze, und dein Herr wird sie nie essen wie ich.

Da gerieth der Herrscher in Frankistan in Wuth. Und doch werde ich sie essen! rief er mit funkelnden Augen; denn ich schwöre auf meine fürstliche Ehre, entweder zeige ich euch morgen die Pastete, wie ihr sie verlanget, oder — den Kopf dieses Burschen aufgespießt auf dem Thore meines Palastes. Gehe, du Hund, noch einmal gebe ich dir vier und zwanzig Stunden Zeit.

So rief der Herzog. Der Zwerg aber ging wieder weinend in sein Kämmerlein und klagte der Gans sein Schicksal, und daß er sterben müsse; denn von dem Kraut habe er nie gehört. Ist es nur dies? sprach sie; da kann ich dir schon helfen; denn mein Vater lehrte mich alle Kräuter kennen. Wohl wärest du vielleicht zu einer andern Zeit des Todes gewesen: aber glücklicher Weise ist es gerade Neumond, und um diese Zeit blüht das Kräutlein. Doch sage an, sind alte Kastanienbäume in der Nähe des Palastes? — O ja! erwiderte Nase mit leichterem Herzen, am See zweihundert Schritte vom Haus steht eine ganze Gruppe; doch warum diese? — Nur am Fuße alter Kastanien blüht das Kräutlein, sagte Mimi; darum laß uns keine Zeit versäumen und suchen, was du brauchst. Nimm mich auf deinen Arm und setze mich im Freien nieder: ich will dir suchen. Er that, wie sie gesagt, und ging mit ihr zur Pforte des Palastes. Dort aber streckte der Thürhüter sein

Gewehr vor und sprach: Mein guter Nase, mit dir ist's vorbei: aus dem Hause darfst du nicht; ich habe den strengsten Befehl darüber. — Aber in den Garten kann ich doch wohl gehen? erwiderte der Zwerg. Sei so gut und schicke einen deiner Gesellen zum Aufseher des Palastes und frage, ob ich nicht in den Garten gehen und Kräuter suchen dürfte. Der Thürhüter that also, und es wurde erlaubt; denn der Garten hatte hohe Mauern, und es war an kein Entkommen daraus zu denken. Als aber Nase mit der Gans Mimi in's Freie gekommen war, setzte er sie behutsam nieder, und sie ging schnell vor ihm her dem See zu, wo die Kastanien standen. Er folgte ihr nur mit beklommenem Herzen; denn es war ja seine letzte, einzige Hoffnung! Fand sie das Kräutlein nicht, so stand sein Entschluß fest: er stürzte sich dann lieber in den See, als daß er sich köpfen ließ. Die Gans suchte aber vergebens. Sie wandelte unter allen Kastanien, sie wandte mit dem Schnabel jedes Gräschen um: es wollte sich Nichts zeigen, und sie fing aus Mitleid und Angst an zu weinen; denn schon wurde der Abend dunkler, und die Gegenstände umher schwerer zu erkennen.

Da fielen die Blicke des Zwerges über den See hin, und plötzlich rief er: Siehe, siehe, dort über dem See steht noch ein großer, alter Baum. Laß uns dort hingehen und suchen: vielleicht blüht dort mein Glück. Die Gans hüpfte und flog voran, und er lief nach, so schnell seine Beine konnten. Der Kastanienbaum warf einen großen Schatten, und es war dunkel umher: fast war Nichts mehr zu erkennen. Aber da blieb plötzlich die Gans stille stehen, schlug vor Freuden mit den Flügeln, fuhr dann schnell mit dem Kopf in's hohe Gras und pflückte Etwas ab, das sie dem erstaunten Nase zierlich mit dem Schnabel überreichte, und sprach: Das ist das Kräutlein, und hier wächst eine Menge davon, so daß es dir nie daran fehlen kann.

Der Zwerg betrachtete das Kraut sinnend: ein süßer Duft strömte ihm daraus entgegen, der ihn unwillkürlich an die Scene seiner Verwandlung erinnerte; die Stengel, die Blätter waren bläulichgrün; sie trugen eine brennend rothe Blume mit gelbem Rande. Gelobt sei Gott! rief er endlich aus; welches Wunder! Wisse, ich glaube, es ist dies dasselbe Kraut, das mich aus einem Eichhörnchen in diese schändliche Gestalt umgewandelt. Soll ich den Versuch machen? — Noch nicht, bat die Gans. Nimm von diesem Kraut eine Handvoll mit dir, laß uns auf dein Zimmer gehen und dein Geld und was du sonst hast, zusammenraffen, und dann wollen wir die Kraft des Krautes versuchen.

Sie thaten also und gingen auf seine Kammer zurück, und das Herz des Zwerges pochte hörbar vor Erwartung. Nachdem er fünfzig oder sechzig Ducaten, die er erspart hatte, einige Kleider und Schuhe zusammen in einen Bündel geknüpft hatte, sprach er: So es Gott gefällig ist, werde ich dieser Bürde los werden! steckte seine Nase tief in die Kräuter und zog ihren Duft ein. Da zog und knackte es in allen seinen Gliedern: er fühlte, wie sich sein Kopf aus den Schultern hob; er schielte herab auf seine Nase und sah sie kleiner und kleiner werden; sein Rücken und seine Brust fingen an sich zu ebnen, und seine Beine wurden länger.

Die Gans sah mit Erstaunen diesem Allem zu. Ha! was du groß, was du schön bist! rief sie; Gott sei gedankt: es ist Nichts mehr

an dir von Allem, was du vorher warst. Da freute sich Jakob sehr, und er faltete die Hände und betete. Aber seine Freude ließ ihn nicht vergessen, welchen Dank er der Gans Mimi schuldig sei. Zwar drängte ihn sein Herz zu seinen Eltern zu gehen; doch besiegte er aus Dankbarkeit diesen Wunsch und sprach: Wem anders als dir habe ich es zu danken, daß ich mir selbst wieder geschenkt bin? Ohne dich hätte ich dieses Kraut nimmer gefunden, hätte also ewig in jener Gestalt bleiben oder vielleicht gar unter dem Beile des Henkers sterben müssen. Wohlan, ich will es dir vergelten! Ich will dich zu deinem Vater bringen: er, der so erfahren ist in jedem Zauber, wird dich leicht entzaubern können. Die Gans vergoß Freudenthränen und nahm sein Anerbieten an. Jakob kam glücklich und unerkannt mit der Gans aus dem Palast und machte sich auf den Weg nach dem Meeresstrand Mimi's Heimath zu.

Was soll ich noch weiter erzählen, daß sie ihre Reise glücklich vollendeten; daß Wetterbock seine Tochter entzauberte und den Jakob mit Geschenken beladen entließ; daß er in seine Vaterstadt zurückkam, und daß seine Eltern in dem schönen jungen Mann mit Vergnügen ihren verlorenen Sohn erkannten; daß er von den Geschenken, die er von Wetterbock mitbrachte, sich einen Laden kaufte und reich und glücklich wurde? Nur so viel will ich noch sagen, daß nach seiner Entfernung aus dem Palast des Herzogs große Unruhe entstand: denn als am andern Tag der Herzog seinen Schwur erfüllen und dem Zwerg, wenn er die Kräuter nicht gefunden hätte, den Kopf abschlagen lassen wollte, war er nirgends zu finden; der Fürst aber behauptete, der Herzog habe ihn heimlich entkommen lassen, um sich nicht seines besten Kochs zu berauben, und klagte ihn an, daß er wortbrüchig sei. Dadurch entstand denn ein großer Krieg zwischen beiden Fürsten, der in der Geschichte unter dem Namen Kräuterkrieg wohl bekannt ist. Es wurde manche Schlacht geschlagen, aber am Ende doch Friede gemacht; und diesen Frieden nennt man bei uns den Pastetenfrieden, weil beim Versöhnungsfest durch den Koch des Fürsten die Souzeraine, die Königin der Pasteten, zubereitet wurde, welche sich der Herr Herzog trefflich schmecken ließ.

So führen oft die kleinsten Ursachen zu großen Folgen! und dies ist die Geschichte des Zwerges Nase.

---

58. Der neue Paris. (7. Aufl. S. 91.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest hatten machen lassen. Der Anzug bestand, wie ihr wißt, in Schuhen von sauberem Leder mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weste dazu von Goldstoff war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisirt und gepudert; die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe. Aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungs-

stücke verwechselte, und weil mir immer das erste vom Leibe fiel, wenn ich das zweite umzunehmen gedachte. In dieser großen Verlegenheit trat ein junger, schöner Mann zu mir und begrüßte mich aufs freundlichste. Ei, seid mir willkommen! sagte ich: es ist mir ja gar lieb, daß ich euch hier sehe. — Kennt ihr mich denn? versetzte jener lächelnd. — Warum nicht? war meine gleichfalls lächelnde Antwort. Ihr seid Mercur, und ich habe euch oft genug abgebildet gesehen. — Das bin ich, sagte jener, und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an dich gesandt. Siehst du diese drei Aepfel? — Er reichte seine Hand her und zeigte mir drei Aepfel, die sie kaum fassen konnte, und die eben so wundersam schön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte sie für Edelsteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben. Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und sagte: Du mußt erst wissen, daß sie nicht für dich sind. Du sollst sie den drei schönsten jungen Leuten von der Stadt geben, welche sodann, jeder nach seinem Loose, Gattinnen finden sollen, wie sie solche nur wünschen können. Nimm und mach' deine Sachen gut! sagte er scheidend und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände. Sie schienen mir noch größer geworden zu sein. Ich hielt sie darauf in die Höhe gegen das Licht und fand sie ganz durchsichtig. Aber gar bald zogen sie sich aufwärts in die Länge und wurden zu drei schönen, schönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten sie sacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haschen wollte, um wenigstens Eine festzuhalten, schwebten sie schon weit in der Höhe und Ferne, daß ich Nichts als das Nachsehen hatte. Ich stand ganz verwundert und versteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran Etwas zu sehen gewesen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerspitzen ein allerliebstes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter: und weil sie nicht wie die andern fortflog, sondern verweilte und bald auf diese, bald auf jene Fingerspitze tanzend hin und her trat, so sah ich ihr eine Zeitlang verwundert zu. Da sie mir aber gar wohl gefiel, glaubte ich sie endlich haschen zu können und dachte geschickt genug zuzugreifen: allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, so daß ich ganz betäubt niederfiel und aus dieser Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienst wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großelterlichen Tische, wo ich zu Mittag speiste. Nachmittags wollte ich einige Freunde besuchen, sowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, sehen zu lassen, als auch weil ich ihnen Besuche schuldig war. Ich fand Niemanden zu Hause, und da ich hörte, daß sie in die Gärten gegangen, so gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen schlimme Mauer führt: denn es ist dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langsam und dachte an meine drei Göttinnen, besonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe in Hoffnung, sie würde so

artig sein wieder darauf zu balanciren. In diesen Gedanken vorwärts gehend erblickte ich linker Hand in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je gesehen zu haben. Es schien niedrig: aber der Spitzbogen drüber hätte den größten Mann hindurch gelassen. Bogen und Gewände waren auf's zierlichste vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt; die Thüre selbst aber zog erst recht meine Aufmerksamkeit an sich. Braunes, uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, sowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beschlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichsten Vögel saßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das Merkwürdigste schien: kein Schlüsselloch war zu sehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß diese Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt: denn als ich ihr näher trat, um die Zierrathen zu befühlen, that sie sich hineinwärts auf, und es erschien ein Mann, dessen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte sein Kinn, daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholischer Christ sei. — Junger Herr, wie kommt ihr hieher, und was macht ihr da? sagte er mit freundlicher Stimme und Gebärde. — Ich bewundre, versetzte ich, die Arbeit dieser Pforte: denn ich habe dergleichen noch niemals gesehen; es müßte denn sein auf kleinen Stücken in den Kunstsammlungen der Liebhaber. — Es freut mich, versetzte er darauf, daß Ihr solche Arbeit liebt. Inwendig ist die Pforte noch viel schöner: tretet herein, wenn es Euch gefällt. Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein sonst, ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen schien, beklemmte mich. Ich verweilte daher unter dem Vorwande die Außenseite noch länger zu betrachten und blickte dabei verstohlen in den Garten: denn ein Garten war es, der sich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte sah ich einen Platz: alte Linden, regelmäßig von einander abstehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aesten, so daß die zahlreichsten Gesellschaften in der größten Tageshitze sich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerstand auch eigentlich nicht; denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in solchem Falle niemals fragen müsse, ob Gefahr vorhanden sei. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und sollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er sich feindlich erweisen wollte? Ich trat also ganz gesichert hinein: der Pförtner drückte die Thüre zu, die so leise einschnappte, daß ich es kaum spürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunstreichere Arbeit, legte sie mir aus und bewies mir dabei ein besonderes Wohlwollen. Hiedurch nun völlig beruhigt ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die sich ins Runde zog, weiter führen und fand Manches an ihr zu bewundern. Nischen, mit Muscheln, Korallen und Metallstufen künstlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Wasser in marmorne Becken; dazwischen waren Vogelhäuser angebracht und andre Vergitterungen, worin Eichhörn-

chen herumhüpften, Meerschweinchen hin und wieder liefen, und was man nur sonst von artigen Geschöpfen wünschen kann. Die Vögel riefen und sangen uns an, wie wir vorschritten; die Staare besonders schwätzten das närrischste Zeug; der eine rief immer: Paris, Paris, und der andre: Narciß, Narciß, so deutlich als es ein Schulknabe nur aussprechen kann. Der Alte schien mich immer ernsthaft anzusehen, indem die Vögel dieses riefen: ich that aber nicht, als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit Acht auf ihn zu geben; denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieser beschattete Raum eigentlich ein großer Kreis sei, der einen andern viel bedeutendern umschließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es schien, als wenn der Alte mich hinauslassen wolle: allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieses wunderbaren Gartens zu umzäumen schien, und das ich auf unserm Gange hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und also ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen los ging, sagte ich zu ihm mit einer Verbeugung: Ihr seid so äußerst gefällig gegen mich gewesen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von euch scheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher besehen, das in einem sehr weiten Kreise das Innere des Gartens einzuschließen scheint? — Recht gern, versetzte jener; aber sodann müßt ihr euch einigen Bedingungen unterwerfen. — Worin bestehen sie? fragte ich hastig. — Ihr müßt euren Hut und Degen hier zurücklassen und dürft mir nicht von der Hand, indem ich euch begleite. — Herzlich gern! erwiderte ich und legte Hut und Degen auf die erste beste steinerne Bank. Sogleich ergriff er mit seiner Rechten meine Linke, hielt sie fest und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte sich meine Verwunderung in Erstaunen: so Etwas hatte ich nie gesehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor standen unzählige Spieße und Partisanen neben einander gereiht, die durch ihre seltsam verzierten oberen Enden zusammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich schaute durch die Zwischenräume und sah gleich dahinter ein sanft fließendes Wasser, auf beiden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte bald geschwind, bald einzeln bald zugweise hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Kanal gesehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beschaffen sei: allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem gleichen Gitter eingefaßt war, und zwar so künstlicher Weise, daß auf einen Zwischenraum diesseits gerade ein Spieß oder eine Partisane jenseits paßte, und man also, die übrigen Zierrathen mitgerechnet, nicht hindurchsehen konnte, man mochte sich stellen wie man wollte. Ueberdies hinderte mich der Alte, der mich noch immer festhielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß nach Allem, was ich gesehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüber kommen könne. — Warum nicht? versetzte Jener; aber auf neue Bedingungen. — Als ich nach diesen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müsse. Ich

war es sehr zufrieden: er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an dessen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die sich sämmtlich dem orientalischen Costüm zu nähern schienen. Ich war geschwind umgekleidet; er streifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er sie zu meinem Entsetzen gewaltig ausgestäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübsch und gefiel mir besser als in meinem steifen Sonntagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich sie von den Tänzern auf dem Meßtheater gesehen hatte. Unter diesem sah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Nische. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in sich auf eine Weise verschlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas hastig um und fragte den Alten nach der Nische so wie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden durch ein zwiefach durchschnittenes grünes Leder geschlungen ihr das Ansehen gaben, als sei es ein Werkzeug zu einem eben nicht sehr erwünschten Gebrauch. Die Sache schien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und gütig, es sei dieses für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen zu schenken hier bereit sei. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte sogleich, daß ich ihm folgen solle: denn diesmal faßte er mich nicht an, und so ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke sein möchte, um durch das Gitter, um über den Kanal zu kommen: denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäumung sehr genau, als wir darauf zueilten: allein augenblicklich verging mir das Gesicht; denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarden, Partisanen sich zu rütteln und zu schütteln, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die sämmtlichen Spitzen sich gegen einander senkten, eben als wenn zwei alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Geklirr für die Ohren war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des Kanals bedeckten und die herrlichste Brücke bildeten, die man sich denken kann: denn nun lag das bunteste Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verschlungene Beete getheilt, welche zusammen betrachtet ein Labyrinth von Zierrathen bildeten; alle mit grünen Einfassungen von einer niedrigen, wollig wachsenden Pflanze, die ich nie gesehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verschiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieser köstliche Anblick, den ich in vollem Sonnenschein genoß, fesselte ganz meine Augen. Aber ich wußte fast nicht, wo ich den Fuß hinsetzen sollte; denn die schlängelnden Wege waren aufs reinlichste von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel oder einen Himmel im Wasser an der Erde zu bilden schien. Und so ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeitlang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von diesem Beeten- und Blumen-Rund ein großer Kreis von Cypressen oder pappelartigen

Bäumen stand, durch den man nicht hindurchsehen konnte, weil die untersten Zweige aus der Erde hervorzutreiben schienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächsten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überrascht, als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend die Säulenhalle eines köstlichen Gartengebäudes vor mir sah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Ansichten und Eingänge zu haben schien. Noch mehr aber als dieses Muster der Baukunst entzückte mich eine himmlische Musik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Cither zu hören und bald noch etwas Klimperndes, das keinem von diesen drei Instrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zugingen, eröffnete sich bald nach einer leisen Berührung des Alten. Aber wie erstaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weise, als wenn wir schon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und schön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelsaal, dessen herrliche, domartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf sich zog und mich in Verwunderung setzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen; denn es ward durch ein reizenderes Schauspiel herabgelockt. Auf einem Teppich gerade unter der Mitte der Kuppel saßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verschiedene Farben gekleidet, die eine roth, die andre gelb, die dritte grün. Die Sessel waren vergoldet und der Teppich ein vollkommnes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können: denn durch meine Ankunft gestört hatten sie mit Spielen inne gehalten. — Seid uns willkommen! sagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Gesicht nach der Thüre saß, im rothen Kleide und mit der Harfe. Setzt Euch zu Alerten und hört zu, wenn Ihr Liebhaber von der Musik seid. Nun sah ich erst, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen stand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten: sie hatte das gelbe Kleid an und eine Cither in der Hand; und wenn jene Harfenspielerin ansehnlich von Gestalt, groß von Gesichtszügen und in ihrem Betragen majestätisch war, so konnte man der Citherspielerin ein leicht anmuthiges, heiteres Wesen anmerken. Sie war eine schlanke Blondine, da jene dunkelbraunes Haar schmückte. Die Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung ihrer Musik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenspiel etwas Rührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meisten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten schien: nur konnte ich aus ihr nicht klug werden; denn sie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigensinnig vor, je nachdem sie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald schien sie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte sie sich stellen wie sie wollte, so gewann sie mir wenig ab; denn meine kleine Nachbarin, mit der ich Ellbogen an Ellbogen saß, hatte mich ganz für sich eingenommen; und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, so begriff ich wohl, daß ich keine Ursache hätte sie festzuhalten.

Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt, wenn mir nur nicht der Schlag, den sie mir im Traume versetzt hatte, gar zu erinnerlich gewesen wäre. Sie hielt sich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig: als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, so befahlen sie ihr einige lustige Stückchen zum Besten zu geben. Kaum hatte sie einige Tanzmelodien gar aufregend abgeklimpert, so sprang sie in die Höhe. Ich that das Gleiche. Sie spielte und tanzte. Ich ward hingerissen ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu sein schienen; denn sobald wir geendigt, befahlen sie der Kleinen mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachtessen herankäme. Ich hatte freilich vergessen, daß außer diesem Paradiese noch etwas Anderes in der Welt wäre. Alerte führte mich sogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte sie zwei wohleingerichtete Zimmer. In dem einen, wo sie wohnte, setzte sie mir Orangen, Feigen, Pfirschen und Trauben vor, und ich genoß sowohl die Früchte fremder Länder, als auch die der erst kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß. Auch füllte sie einen Pokal von geschliffenem Krystall mit schäumendem Wein: doch zu trinken bedurfte ich nicht; denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — Nun wollen wir spielen, sagte sie und führte mich in das andere Zimmer. Hier sah es nun aus wie auf einem Christmarkt: aber so kostbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude gesehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthschaften, Küchen, Wohnstuben und Läden und einzelne Spielsachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasschränken herum, denn in solchen waren diese künstlichen Arbeiten aufbewahrt. Die ersten Schränke verschloß sie aber bald wieder und sagte: Das ist Nichts für euch; ich weiß es wohl. Hier aber, sagte sie, könnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Thürme, Häuser, Paläste, Kirchen, um eine große Stadt zusammenzustellen: das unterhält mich aber nicht. — Wir wollen zu etwas Anderem greifen, das für euch und mich gleich vergnüglich ist. Sie brachte darauf einige Kasten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geschichtet erblickte, von dem ich sogleich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas Schönes gesehen hatte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, sondern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich packte den andern auf. Wir wollen auf die goldene Brücke gehen, sagte sie; dort spielt sich's am besten mit Soldaten: die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu stellen hat. Nun waren wir auf dem goldnen, schwankenden Boden angelangt: unter mir hörte ich das Wasser rieseln und die Fische plätschern, indem ich niederkniete, meine Linien aufzustellen. Es war Alles Reiterei, wie ich nunmehr sah. Sie rühmte sich die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu besitzen: ich dagegen fand den Achill und eine sehr stattliche griechische Reiterei. Die Heere standen gegen einander, und man konnte nichts Schöneres sehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter, wie die unsrigen, sondern Mann und Pferd rund und körperlich und auf das feinste gearbeitet: auch konnte man kaum begreifen, wie sie sich im Gleichgewicht hielten; denn sie standen für sich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun jedes mit großer Selbstzufriedenheit unsere Heerhaufen beschaut, als sie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch

Geschütz in unsern Kästen gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner, wohlpolirter Achatkugeln. Mit diesen sollten wir aus einer gewissen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht stärker geworfen werde, als nöthig sei die Figuren umzustürzen; denn beschädigt sollte keine werden. Wechselseitig ging nun die Kanonade los, und im Anfang wirkte sie zu unser beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch besser zielte als sie und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der Stehngebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat sie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünschten Erfolg. Sie streckte mir eine Menge meiner besten Truppen nieder, und jemehr ich protestirte, desto eifriger warf sie. Dies verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein Gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, sondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte, als ein Paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke sprangen. In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht gleich: aber ich stand versteinert, als die zerbrochenen Figürchen sich von selbst wieder zusammenfügten. Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galopp von der goldnen Brücke unter die Linden setzten und in Carrière hin und wieder rennend sich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine schöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als sie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief, daß ich ihr einen unersetzlichen Verlust zugefügt, der weit größer sei, als es sich aussprechen lasse. Ich aber, der ich schon erbost war, freute mich ihr Etwas zu Leide zu thun und warf noch ein Paar mir übrig gebliebene Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweise traf ich die Königin, die bisher bei unserm regelmäßigen Spiel ausgenommen gewesen. Sie sprang in Stücke, und ihre nächsten Adjutanten wurden auch zerschmettert: aber schnell stellten sie sich wieder her und nahmen Reißaus wie die ersten, galoppirten sehr lustig unter den Linden herum und verloren sich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin schalt und schimpfte: ich aber, nun einmal im Gange, bückte mich, einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldnen Spießen herumrollten. Mein ergrimmter Wunsch war, ihr ganzes Heer zu vernichten: sie dagegen, nicht faul, sprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf summte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchen gehöre ein derber Kuß, faßte sie bei den Ohren und küßte sie zu wiederholtenmalen. Sie aber that einen solchen durchdringenden Schrei, der mich selbst erschreckte. Ich ließ sie fahren, und das war mein Glück; denn in dem Augenblick wußte ich nicht wie mir geschah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu rasseln. Ich merkte geschwind, daß sich die Gitter wieder in Bewegung setzten: allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß fassen, um zu fliehen. Ich fürchtete jeden Augenblick gespießt zu werden; denn die Partisanen und Lanzen, die sich aufrichteten, zerschlitzten mir schon die Kleider. Genug, ich weiß nicht, wie mir geschah: mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken am Fuß einer Linde, wider den mich das aufschnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte

auch meine Bosheit, die sich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite etwas gelinder als ich mochte zur Erde gekommen sein. Daher sprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebst seinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herüber geschnellt hatte, zerstreut sah, ergriff ich den Helden zuerst und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherstellung und seine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil sich die Schadenfreude zu dem artigsten Anblick von der Welt gesellte, und ich war im Begriff die sämmtlichen Griechen ihm nachzuschicken, als auf einmal zischende Wasser von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorsprühten und, wo ich mich hinwendete, kreuzweise auf mich lospeitschten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerschlitzt war es schon, und ich säumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir und so eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich bei dem warmen Tage sehr angenehm, ein solches Strahlbad über mich ergehen zu lassen. Ganz nackt schritt ich nun gravitätisch zwischen diesen willkommenen Gewässern einher und ich dachte mich lange so wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte sich, und ich wünschte Nichts mehr als eine Versöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu schnappten die Wasser ab, und ich stand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen: ich hätte gewünscht mich wo nicht verbergen, doch wenigstens verhüllen zu können. Die Beschämung, der Frostschauer, das Bestreben mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchst erbärmliche Figur spielen. Der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größesten Vorwürfe zu machen. Was hindert mich, rief er aus, daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und sie, wo nicht eurem Hals, doch eurem Rücken anmesse! Diese Drohung nahm ich höchst übel. Hütet euch, rief ich aus, vor solchen Worten, ja nur vor solchen Gedanken; denn sonst seid ihr und eure Gebieterinnen verloren! — Wer bist denn du, fragte er trotzig, daß du so reden darfst? Ein Liebling der Götter, sagte ich, von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen sollen, oder ob er sie will in ihrem Zauberkloster verschmachten und veralten lassen. — Der Alte trat einige Schritte zurück. Wer hat dir das offenbart? fragte er erstaunt und bedenklich. — Drei Aepfel, sagte ich, drei Juwelen. — Und was verlangst du zum Lohn? rief er aus. — Vor allen Dingen das kleine Geschöpf, versetzte ich, die mich in diesen verwünschten Zustand gebracht hat. — Der Alte warf sich vor mir nieder, ohne sich vor der noch feuchten und schlammigen Erde zu scheuen; dann stand er auf ohne benetzt zu sein, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder sonntägig geputzt und frisirt wie vorher. Der Pförtner sprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle führte, hielt er mich an und deutete mir auf einige Gegenstände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verstand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenstände einprägen möchte, um das Pförtchen desto gewisser zu fin-

den, welches sich unversehens hinter mir zuschloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüberstand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeste uralter Nußbäume herüber und bedeckten zum Theil das Gesims, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine steinerne Tafel, deren verzierte Einfassung ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Sie ruhte auf dem Kragstein einer Nische, in welcher ein künstlich gearbeiteter Brunnen von Schale zu Schale Wasser in ein großes Becken goß, das wieder einen kleinen Teich bildete und sich in die Erde verlor. Brunnen, Inschrift, Nußbäume, Alles stand senkrecht über einander: ich wollte es malen, wie ich es gesehen habe.

Nun läßt sich wohl denken, wie ich diesen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir diese Geschichten, die ich kaum selbst glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur schlimmen Mauer, um wenigstens jene Merkzeichen im Gedächtniß aufzufrischen und das köstliche Pförtchen zu beschauen. Allein zu meinem größten Erstaunen fand ich Alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer; aber sie standen nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung und mit einer leserlichen Inschrift. Eine Nische mit einem Brunnen findet sich weit links, der aber jenem, den ich gesehen, durchaus nicht zu vergleichen ist: so daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abenteuer sei so gut als das erste ein Traum gewesen; denn von dem Pförtchen findet sich überhaupt gar keine Spur. Das Einzige, was mich tröstet, ist die Bemerkung, daß jene drei Gegenstände stets den Ort zu verändern scheinen; denn bei wiederholtem Besuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zusammenrücken, und daß Tafel und Brunnen sich ebenfalls zu nähern scheinen. Wahrscheinlich, wenn Alles wieder zusammentrifft, wird auch die Pforte wieder sichtbar sein, und ich werde mein Möglichstes thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu sagen.

---

59. Abdallah. (7. Aufl. S. 101.)

Ludw. Adalb. v. Chamisso.

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht;
Es weiden um ihn die Kamele, die achtzig, sein ganzes Gut.
Er hat mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht:
Bagdad zurück zu gewinnen wird ledig die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle zu Fuß am Wanderstab
Ein Derwisch ihm entgegen den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl
Und loben den Trunk der Quelle und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise theilnehmend einander gefragt,
Was jeder verlanget zu wissen, willfährig einander gesagt;
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort;
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

Ich weiß in dieser Gegend — und kenne wohl den Platz
Und könnte dahin dich führen — den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
Wohl achtzig, wohl tausend Kamele, es würde zu merken nicht sein.

Abdallah lauscht betroffen: ihn blendet des Goldes Glanz;
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
Mein Bruder, hör' mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
Dir kann der Schatz nicht nützen, mich machst du glücklich und reich.

Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kamele mein.
Nur achtzig Kameleslasten! es wird zu merken nicht sein.
Und dir, mein Bruder, verheiß' ich zu deines Dienstes Sold
Das beste von Allen, das stärkste mit seiner Last von Gold.

Darauf der Derwisch: Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint:
Dir vierzig Kamele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint.
Den Werth der vierzig Thiere empfängst du millionenfach;
Und hätt' ich geschwiegen mein Bruder, — o denke, mein Bruder, doch nach.

Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin;
Wir theilen gleich die Kamele, wir theilen gleich den Gewinn
Er sprach's. Doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid:
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die Beiden vom Lager sich ohne Verzug.
Abdallah treibt die Kamele; der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln: dort öffnet eng und schmal
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum:
Noch drang in diese Wildniß des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge vertheilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisig und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, so wie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
Mit seltsamem Thun und Reden viel kräftige Specerei'n.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd schier den Tag;
Die Erde bebt; es dröhnet ein starker Donnerschlag;
Die Finsterniß entweichet, der Tag bricht neu hervor:
Es zeigt sich in dem Felsen ein weitgeöffnet Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelstein und Metallen von Geistern der Tiefe erbaut:
Es tragen goldne Pilaster ein hohes Gewölb von Krystall;
Hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den gold'nen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, deß Glanz den Menschen bethört;
Es wechseln mit den Haufen des Goldes die Hallen entlang
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schaut's betroffen: ihn blendet des Goldes Glanz;
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
Sie schreiten zum Werk: der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt;
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrthum und wechselt die Last und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, deß Klang ihn berauscht;
Und was er fort zu tragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als, was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

Geladen sind die Kamele schier über ihre Kraft.
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft:
Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh'
Und nimmt daraus ein Büchschen und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze, und was darin verwahrt,
Gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart.
Er hat es prüfend betrachtet: das war das rechte Geschmeid'!
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die Beiden, und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt gethan:
Der Schatz verschließt sich donnernd; ein Jeder übernimmt
Die Hälfte der Kamele, die ihm das Loos bestimmt.

Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint,
Wo sich die Straßen trennen, die Jeder zu nehmen meint:
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah erzeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust;
Des Andern vierzig Lasten, sie dünken ihm eigner Verlust:
Ein Derwisch solche Schätze, die eignen Kamele, — das kränkt!
Und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt!

Mein Bruder, hör, mein Bruder! — so folgt er seiner Spur;
Nicht um den eignen Vortheil, ich denk' an deinen nur:
Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt nicht, welche Last
Du Guter an vierzig Kamelen dir aufgebürdet hast.

Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Thieren wohnt;
O glaub' es mir, der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch' ich's wohl mit achtzig: dir wird's mit vierzig zu schwer;
Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr.

Darauf der Derwisch: Ich glaube, daß Recht du haben magst:
Schon dacht ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn:
Du *sollst* von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn.

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seiner Gier:
Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir.
Er kehrte zurück im Laufe: es muß versuchet sein!
Er ruft: ihn hört der Derwisch und harret gelassen sein.

Mein Bruder, hör', mein Bruder! o traue meinem Wort!
Du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kamelen nicht fort!
Die widerspenst'gen Thiere sind störriger als du denkst:
Du machst es dir bequemer, wenn du mir zehn noch schenkst.

Darauf der Derwisch: Ich glaube, daß Recht du haben magst:
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn:
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn.

Und wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht,
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht:
Er hört nicht auf, er fordert wohl ohne sich zu scheun
Noch zehen von den zwanzig und von den zehen neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt:
Noch dies ihm abzufordern des Herzens Gier ihn treibt.
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Kniee:
Du wirst nicht nein mir sagen; noch sagtest du nein mir nie. —

So nimm das Thier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt:
Es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht werth.
Sei fromm und weis' im Reichthum und beuge vor Allah dein Haupt,
Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt.

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seinem Sinn:
Wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchschen: das ist das rechte Geschmeid'!
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!

Er kehrt zurück: Mein Bruder, mein Bruder, auf ein Wort!
Was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand? —
So nimm es! spricht der Derwisch und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Wie er auch noch das Büchschen, das räthselhafte, hält.
Er spricht, kaum dankend, weiter: So lehre mich nun auch,
Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?

Der Derwisch: Groß ist Allah, die Salbe wunderbar:
Bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar
Die Schätze, die schlummernden, alle, die unter der Erde sind;
Bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf Beiden blind.

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe Abdallah nun entbrennt:
Mein Bruder, hör', mein Bruder, du machst es besser traun!
Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schaun!

Willfährig thut's der Derwisch: da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde Erz;
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er schaut's und starrt betroffen: ihn blendet des Goldes Glanz;
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
Er denkt: Würd' auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
Vielleicht besäß' ich die Schätze und würd' unermeßlich reich.

Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letzten Mal mich an:
Bestreich' mein rechtes Auge, wie du das linke gethan!
Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir:
Dann scheiden unsere Wege, und Allah sei mit dir!

Darauf der Derwisch: Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund;
Ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund.
Ich will nach allem Guten, das ich dir schon erwies,
Die strafende Hand nicht werden, die dich ins Elend stieß.

Nun hält er fest am Glauben und brennt vor Ungeduld!
Den Neid, die Schuld des Herzens, giebt er dem Derwisch schuld.
Daß dieser so sich weigert, das ist für ihn der Sporn:
Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: Du hältst mich für ein Kind:
Was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind.
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
Und wisse, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann.

Und wie er noch der Drohung die That hinzugefügt,
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt.
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht: — —
Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

O Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst!
Nun heile, Kenntnißreicher, was selber du verbrachst! —
Ich habe Nichts verbrochen: dir ward was du gewollt!
Du stehst in Allah's Händen, der alle Schulden zollt.

Er fleht und schreit vergebens und wälzt sich in den Staub:
Der Derwisch, abgewendet, bleibt seinen Klagen taub.
Der sammelt die achtzig Kamele und gen Balsora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die nicht er schaut, die Sonne vollbringet ihren Lauf;
Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf.
Noch lag er da verschmachtend: ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

---

60. Die sieben Faulen. (7. Aufl. S. 105.)

Fr. Wagenfeld.

Als die Stephansstadt noch nicht bebaut war, befanden sich in diesem Theil Bremens nur Kohlhöfe und Ackerland. Aber die Ländereien waren nur von mittelmäßigem Ertrage; denn ein großer Theil bestand aus Sandboden und die niedrig gelegenen Striche waren der Ueberschwemmung der Weser ausgesetzt.

Da hielt sich denn, wenn auch der Fluß schon längst in seine Ufer zurückgetreten war, das Wasser in den Niederungen bis tief in den Sommer hinein, und giftige Dünste, ausgebrütet von den heißen Sonnenstrahlen, verpesteten die Luft.

Darum wurde die ganze Umgegend auch sehr wenig bewohnt, und nur die ärmeren Bürger, welche hier ein Stück Land besaßen, und für die eine Wohnung in der eigentlichen Stadt zu theuer war, hatten sich hier angesiedelt.

Vor vielen, vielen Jahren nun wohnte daselbst ein Mann, welcher nach der Größe seines Grundbesitzes zu rechnen sehr reich hätte sein müssen, der aber dennoch der ärmste war unter allen seinen Nachbarn. Denn seine Kohlstücke waren die dürrsten und sandigsten und sein Grasland fast das ganze Jahr hindurch ein beständiger Sumpf, so daß er nur in sehr trocknen Jahren auf eine kleine Heuerndte rechnen durfte. Deßwegen hielt er auch keine Kuh, sondern begnügte sich mit einer Ziege, obgleich die Milch derselben für seinen Hausstand bei weitem nicht zureichte.

Es war freilich bei ihm von Gesinde keine Rede: aber sein Hausstand war nichts desto weniger bedeutend zu nennen; denn er hatte sieben Söhne, einen noch größer und stärker als den andern. Die schlenderten den ganzen Tag umher, schauten ins Wasser und sahen nach Wind und Wetter, und wenn sie am Mittage nach Hause kamen, hatten sie Hunger wie die Wölfe; denn Nichts in der Welt schärft so sehr die Eßlust, als der Aufenthalt in freier Luft und am fließenden Wasser.

Da saßen sie denn um den großen Eichentisch herum, die sieben Riesen, und es war eine Pracht zu schauen, wie es ihnen schmeckte. Nach dem Essen gingen sie ein Stündchen auf den Heuboden, legten sich der Reihe nach hin zum Schlafen und schnarchten, daß die Wände dröhnten; und wenn sie sich gehörig gestärkt fühlten, dann reckten und streckten sie sich und gingen wieder langsam nach dem Ufer, um den Fischern zuzusehen, wie sie Lachs und Stör fingen, und wie die Schiffe lustig stromauf und ab segelten.

So wie die Sonne zur Ruhe gehen wollte, schickten auch sie sich an zur Heimkehr und zum Schlafengehen. Vorher aber nahmen sie erst eine tüchtige Abendmahlzeit zu sich. Hatten sie sich aber einmal zur Ruhe gelegt, dann schliefen sie auch wie die Bäume, fest und unerwecklich, bis die Sonne hoch am Himmel stand und die kleine Schar zum Frühstück rief.

In dieser Weise trieben sie es Jahr ein, Jahr aus, einen Tag wie den andern, in stetem Müssiggange, so daß sie in der ganzen Nachbarschaft nur unter dem Namen der sieben Faulen bekannt waren.

Das wußten sie recht gut: aber was kümmerte sie das Geschwätz der Welt. Sie hatten ein gut Gewissen; und wenn sie zu Hause kamen, war der Tisch gedeckt: da waren die Reden neidischer Menschen leicht vergessen.

Der Vater gab ihnen wohl mitunter zu verstehen, daß er älter werde und sich zu ihnen versehe, daß sie ihm unter die Arme greifen würden. Das war aber lächerlich; denn er hatte ja selbst so wenig zu schaffen, daß er meistens den ganzen lieben Tag auf der Bank vor dem Hause saß oder mit den vorübergehenden Nachbarn über das Wetter sprach. Auch pflegte er stundenlang mit untergeschlagenen Armen Vergleichungen darüber anzustellen, wie viel glücklicher Harm, Klaus und Kunz seien, daß sie gutes, trocknes Land und gesundes Heu hätten. Dann seufzte er tief, drehte sich um und ließ es beim Alten.

Die Mutter melkte die Ziege, kochte Rüben und Kohl, besorgte Feurung und Wasser und war überhaupt die Einzige, welche Sorge trug fürs Hauswesen.

Dies Leben hatte lange gewährt, als die Brüder doch endlich anfingen Langeweile zu empfinden, daß sie so gar ohne Beschäftigung wären. Auch sahen sie, wie ihre Altersgenossen bei andern Leuten in Diensten standen, sich Etwas verdienten und emporkamen.

Da sprach der Aelteste zu den Uebrigen: Ihr wißt, daß mir als dem Erstgebornen der väterliche Hof gebührt von Rechtswegen: allein ich verzichte auf mein Vorrecht zu Gunsten unsers jüngsten Bruders. Ich will in Dienst gehen bei fremden Leuten und hoffe mir in Kurzem so viel zu erwerben, daß ich mir selbst einen Hof kaufen kann.

Die Rede fand allgemeinen Beifall. Sie beschlossen Alle desgleichen zu thun und das Haus zu verlassen: selbst der Jüngste wollte

nicht daheim bleiben; denn es schien ihm etwas Großes Knecht zu sein und Geld zu verdienen.

Sie gingen also von Haus zu Haus ihre Dienste anzubieten, ein riesig Volk, mit breiten Schultern und straffen Sehnen und Schenkeln. Aber es erging ihnen nicht nach Wunsch; denn wo sie hinkamen, da fingen die Leute an zu lachen, und Einer sprach höhnisch zum Andern: Da sind die sieben Faulen, um Arbeit zu suchen. Ihres Vaters Hof nährt sie nicht mehr: so wollen sie sich bei uns in die Kost legen. Aber sie haben keine Lust zur Arbeit, und hier kann nur ein fleißiger Knecht Arbeit finden. Weg mit den sieben Faulen.

Sie gingen von Haus zu Haus, erst bei ihren Nachbarn in der Vorstadt, dann in der Stadt selbst, Straß' auf Straß' ab: aber da war Niemand, der sie in Dienst nehmen wollte, und auch, wer sie nicht kannte von frühern Zeiten her, nahm sich vor ihnen in Acht; denn das böse Gerücht war ihnen voraufgegangen.

So kamen sie den Abend heim, müde, verdrießlich und hungrig. Die Mutter trug ihnen ihr Abendbrot auf: aber zum ersten Male in ihrem Leben wollte ihnen solches nicht schmecken.

Auch legten sie sich nicht sogleich nach dem Essen aufs Lager, wie sonst ihre Gewohnheit war, sondern sie saßen schweigsam auf der Bank, mit gesenktem Haupte, die Arme über die Brust gekreuzt und die Beine bis in die Mitte der Stube von sich gestreckt.

Der Vater empfand Mitleid mit der Lage der Knaben, die gern vorwärts wollten in der Welt, und denen man keine Gelegenheit geben wollte, ihre Kräfte und Geschicklichkeit zu zeigen. Er suchte sie zu trösten und versprach ihnen Arbeit genug zu geben: er wollte sich, wie er sagte, in Zukunft um Nichts mehr bekümmern und ihnen die ganze Besorgung der Wirthschaft allein überlassen.

Die Uebrigen mochten Nichts erwidern: sie schauten auf den Aeltesten, was der sagen würde. Der drehte herum zu dem Alten: er konnte sich nicht länger halten. Hättest du, sagte er zornig, Beschäftigung für uns gehabt, so wären wir nicht ohne unsre Schuld in den Verdacht der Trägheit gerathen und könnten jetzt unser Glück machen als Knechte. Das Bischen Erbsen und Bohnen kannst du mit Gemach allein pflanzen, und das Heu aus der Lache zu fischen ist ebenfalls nicht beschwerlich. Die ganze Wirthschaft mag füglich ein alter Mann, wie du, besorgen, und wird sich leichtlich Keiner von uns daran vergreifen. Wir wollen aber arbeiten, und da wir in der Heimath allenthalben zurückgewiesen sind, so gehen wir morgen in die weite Welt.

Es war vergebens, daß der Vater ihnen von ihrem Vorhaben abrieth; es war vergebens, daß sich die alte Mutter die Augen aus dem Kopfe weinen wollte: als der Tag graute, nahmen sie Abschied und gingen ihres Wegs, der aufgehenden Sonne entgegen, ohne sich nach den armen Eltern umzusehen, die jammernd in der Hausthür standen und ihnen nachschauten.

Als sie ihnen aus den Augen entschwunden waren, gingen die beiden Alten ins Haus zurück, um sich recht auszuweinen, daß sie nun so gänzlich verlassen seien. Ihr einziger Trost war, daß der Hunger die Knaben zurückführen würde, und deßhalb schauten sie fleißig nach der Gegend hin, in welcher jene verschwunden waren: aber wie sie auch

spähen mochten, von den Söhnen war Nichts zu hören und zu sehen. So ging es einen Tag wie den andern: die Eltern erwarteten vergeblich die Rückkehr der Kinder, und als die Sache von einem Vollmond bis zum andern sich nicht änderte, verzweifelten die Eltern gänzlich ihre Söhne jemals wieder zu erblicken und klagten, daß sie ihre alten Tage in gänzlicher Verlassenheit zubringen sollten.

Jahr und Tag war verlaufen, und man hatte die Fortgewanderten beinahe vergessen. Da hörte man plötzlich das Geschrei: Da kommen sie wieder zurück, die sieben Faulen, und Alles stürzte an die Thüren, um die Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen. Die trugen Schaufeln und allerlei Geräth, schauten weder rechts noch links und gingen trotzig ihres Wegs ohne Jemand zu grüßen.

Der Eltern Freude über die Heimkehr der Söhne läßt sich nicht beschreiben. Die waren in fernen Landen gewesen und hatten dort gelernt, daß man gar nicht nöthig habe, in die weite Welt zu gehen, wenn man wirklich Lust hat zur Arbeit. Was sie aber diesen Abend mit den Eltern geredet und welche Entwürfe sie dem ungläubigen Vater vorgelegt, das wurde Keiner von den neugierigen Nachbarn gewahr; denn ins Haus wagte sich Niemand hinein, und von den sieben Brüdern kam nicht ein Einziger vor die Thür.

Am andern Tage sah man aber ein seltsames Schauspiel: da zogen die sieben Faulen mit Spaten und Schaufeln nach der Wiese des Vaters und machten einen tiefen Graben, worin das Wasser aus den Sümpfen nach der Weser geführt wurde: in kurzer Zeit war das ganze Grundstück entwässert. Darauf errichteten sie am Ufer hin einen hohen Damm zwischen den beiden Sandhügeln, welche das väterliche Erbe zu jeder Seite begränzten, wodurch die Ländereien gegen künftige Ueberschwemmungen geschützt wurden. In der ersten Zeit hatten die Nachbarn geglaubt, die sieben Brüder hätten sich wirklich gebessert und wären die fleißigsten Menschen von der Welt geworden; denn vom Morgen bis zum Abend sahen sie dieselben im Graben stehen und vom Hahnschrei bis in die sinkende Nacht Erde hinführen zum Damm: als aber das trockengelegte, schlammgedüngte Land im Verlauf des Sommers das schönste Gras und duftigen Klee trug, so dick und hoch, wie man in der ganzen Umgegend noch nie erlebt hatte, und nun die sieben Brüder hinauszogen, zu mähen anfingen und ohne Mühe den reichen Segen hereinbrachten in die neue Scheune, die sie in der Zwischenzeit erbaut: da kam ihre Tücke und Arglist an den Tag. Der alte Vater, sagten die Nachbarn, war ein fleißiger Mann und scheute keine Mühe all sein Lebelang; der stieg getrost ins Wasser bis ans Knie und schnitt sich kümmerlich sein Gras, wenn ihm Etwas gewachsen war: die Söhne haben sich das Ding bequemer gemacht; sie haben keine Lust zur Arbeit.

Jetzt kam der Herbst, und die sieben Faulen trugen Steine herbei und Holz und bauten ein großes Haus neben der Wohnung des Vaters: so schnell ging der Bau von Statten, daß man hätte meinen sollen, das Haus wachse aus der Erde hervor; und ein Fremder hätte die Brüder für fleißige Arbeiter gehalten, so emsig waren sie daran, Kalk zu bereiten, Holz herbeizuschaffen und die Steine zu vermauern. Wer sie aber näher kannte, wußte, was er von ihrem Fleiß zu halten hatte. Auch wurde es bald ruchbar, daß der Aelteste sich eine Braut ausgesucht

habe; und als gegen Ende des Herbstes die Hochzeit war und der junge Mann mit seiner Frau das neue Haus bezog, da sagten die Nachbarn: Das Volk ist zu bequem: sie befürchten, daß ihnen das alte Haus zu klein werde, und sind zu faul, um sich einzuschränken und mit Wenigem zu behelfen.

Als das Frühjahr kam, bestellten die Brüder das Land; und da sie bis zur Heuernte mancherlei Muße hatten, so bauten sie noch fünf Häuser in einer Reihe neben des Vaters Haus. Das eine war noch bunter angestrichen als das andere, und sie schimmerten in allen Farben des Regenbogens. Da vermutheten die Nachbarn schon vorher, was nun erfolgen würde; und als die Heuernte vorüber war, da feierten die fünf folgenden Söhne ihre Hochzeit mit Jubel und Musik, und ein Jeder bezog mit seiner jungen Frau eins von den neuen Häusern zum großen Aergerniß der frommen Nachbarn, welche mit Genügsamkeit und Gottesfurcht mit ihren Schwiegersöhnen unter einem und demselben Dache hausten. Der jüngste Sohn blieb im elterlichen Hause zurück: ihm hatte der älteste Bruder sein Anrecht auf dasselbe abgetreten; zum Heirathen war er noch zu jung.

So standen also die sieben Häuser in angemessenen Zwischenräumen in einer langen Reihe, von hinten und zu beiden Seiten von Obst- und Gemüsegärten umgeben, die sie durch dichte Dornhecken gegen das eindringende Wild zu schützen suchten. Denn sie waren zu träge, um wie die Nachbarn in den kalten Winternächten die Hasen aus ihrem Kohl zu verscheuchen, und schliefen lieber.

Darauf baute sich ein Jeder seinem Hause gegenüber Stallungen und Scheunen; denn sie hatten jetzt reichliches Futter für ihre Kühe, und ihr Viehstand gedieh vortrefflich. Auf diese Weise entstand eine lange und breite Straße, welche sie zu beiden Seiten mit Lindenbäumen bepflanzten und in der Mitte mit einem tüchtigen Steinpflaster versahen. Und wenn etwa ein Vorübergehender fragte, wie die schönbelaubte Straße heiße, und wer darin wohne: was konnten die Nachbarn, wollten sie der Wahrheit getreu bleiben, Anders antworten, als daß die Bewohner der Straße die sieben Faulen seien, welche nicht Lust hätten, nach dem Oslebshauser Holze zu gehen, um der frischen Waldluft zu genießen, wie hier seit undenklichen Zeiten der Brauch gewesen, und sich deßhalb Laubgänge vor ihren Thüren angelegt; auch seien sie zu faul, um das bei Regenwetter und schlechten Wegen beschmutzte Schuhwerk wieder zu reinigen; sie hätten deßhalb lieber den kostbaren Steinweg angelegt, den sie auch bei der schlechtesten Witterung rein und sauber hielten, als nach Landessitte auf kothigen Wegen gehen zu wollen; denn sie scheuten auch die kleinste Mühe und seien zu jeder Arbeit verdorben.

Endlich kam die Zeit, daß auch der jüngste Bruder ein Weib nahm. Mit Freuden trat ihm der Vater das Hausregiment ab, und die Hochzeit wurde ebenfalls mit großer Pracht gefeiert.

Viele Jahre lebten die Brüder also in größter Eintracht, und merkwürdig war es, daß ihr Wohlstand von Tag zu Tag wuchs, während sie nur halb so geschäftig waren wie die Nachbarsleute. Sie gingen nicht ins Oslebshauser Holz; sie saßen des Nachts nicht im Kohl, um die Hasen zu vertreiben: wo es aber galt Etwas zu Wege zu bringen, wodurch sie sich in der Faulheit stärken konnten, da waren sie darüber

aus Tag und Nacht mit großer Anstrengung. Wie sie denn noch in ihren alten Tagen mitten in ihrer Straße anfingen zu graben und zu wühlen, daß die Nachbarn neugierig über die Zäune schauten und sich die Köpfe zerbrachen über das neue Beginnen. Mit der Zeit aber erhob sich daselbst ein schöner Brunnen, und das Räthsel war gelöst. Das war das letzte von ihren Stücken; aber auch darin verleugnete sich nicht ihr angeborner Hang zur Trägheit. Lange schon ruhten die Eltern der sieben Faulen im Grabe: aber es gab noch viele unter den Nachbarn, die den rechtschaffenen Nachbarn gekannt hatten. Wie viel tausend Mal hatte er in seinem Leben einen Eimer Wassers aus der Weser geholt: und nun waren die Söhne und ihre Weiber zu stolz und zu träge, um das Wasser vom Flusse heraufzuschleppen; deßhalb also war es, daß der Brunnen gegraben wurde. Das war ihr letzter Streich; aber er sah ihnen ganz ähnlich.

Fragt aber jetzt Einer nach der Straße, wo die sieben Tagediebe gewohnt haben, der komme zu uns nach der Faulenstraße. Die schönen Linden sind zum großen Theil verschwunden; der Brunnen aber steht noch, wahrscheinlich in erneuerter Gestalt, mitten in der Straße.

---

61. Der geheilte Patient. (7. Aufl. S. 111.)

Joh. Pet. Hebel.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen der arme Mann Nichts weiß; denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten; wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Taback, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so? — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes bald etwas Warmes ohne Hunger und ohne Appetit aus lauter langer Weile bis an den Abend also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagsessen aufhörte, und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm Nichts; denn er folgte dem nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: Fouder, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doctor will mich nicht gesund machen für mein Geld? Endlich hörte er von einem Arzte, der 100 Stunden weit weg wohnte; der sei so geschickt, daß die Kran-

ken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod gehe ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: Wart! dich will ich bald kurirt haben. Deßwegen schrieb er ihm einen Brief folgenden Inhalts: Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs Erste dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen; sonst schüttelt Ihr den Lindwurm und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs Andere dürft Ihr nicht mehr essen als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüß, Mittags ein Bratwürstlein dazu und Nachts ein Ei und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kukuk nimmer schreien. Thut was Ihr wollt! Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich am andern Morgen die Stiefeln salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge aus ging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doctor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir. Als er zum Doctor kam, nahm ihn der Doctor bei der Hand, und sagte ihm: Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt. Da sagte er: Herr Doctor, mir fehlt Gottlob Nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen. Der Doctor sagte: Das hat Euch ein guter Geist gerathen, daß Ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib: deßwegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, daß Niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden, und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: Herr Doctor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl, und hat nachher dem Rath gefolgt und 87 Jahre, 4 Monate und 10 Tage gelebet, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

---

62. Der silberne Löffel. (7. Aufl. S. 118.)

Joh. Pet. Hebel.

In Wien dachte ein Officier: Ich will doch auch einmal im rothen Ochsen zu Mittag essen! und geht in den rothen Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, vornehme und mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der Eine Viel, der Andre Wenig. Man sprach und disputirte von dem und jenem, zum Exempel vom Steinregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen; denn er erfährt durch den Hausfreund Alles ein Jahr früher, als andere Leute. — Als nun das Essen fast vorbei war, — Einer oder der Andere trank noch eine halbe Maaß Ungarwein zum Zuspitzen; ein Anderer drehte Kügelein aus weichem Brod, als wenn er ein Apotheker wäre und wollte Pillen machen; ein Dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel oder mit dem silbernen Löffel — da sah der Officier von ungefähr zu, wie Einer in einem grünen Rocke mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockärmel hineinschlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein Anderer hätte gedacht: Was geht's mich an? und wäre still dazu gewesen, oder hätte großen Lärm angefangen. Der Officier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist, und was es für einen Verdruß geben kann, — und war mausstill, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Da nahm der Officier auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Während dem der Officier seine Zeche bezahlte, und der Wirth schaute ihm auf den Rock, dachte er: Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebssuppe hervor gethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat; oder ist's gar einer von meinen eigenen? Als aber der Officier dem Wirth die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: Und der Löffel geht ja drein; nicht wahr? Die Zeche ist theuer genug dazu. Der Wirth sagte: So Etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn Ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich Euch einen Patent-Löffel schenken; aber meinen silbernen laßt mir da. Da stand der Officier auf, klopfte dem Wirth auf die Achseln und lächelte. Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt Ihr euren Löffel wieder aus dem Aermel heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben. Als der Löffelschütz merkte, daß er verrathen sei, und daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Ernst, und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirth wieder zu seinem Eigenthum, und der Löffeldieb lachte auch, — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, jagten sie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande zum Tempel hinaus, und der Wirth schickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern Officier aber bewirthete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlsein aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine silbernen Löffel stehlen.

Merke: Das Recht findet seinen Knecht.

63. Der schlaue Pilgrim. (7. Aufl. S. 114.)

Joh. Pet. Hebel.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn und laufe geraden Weges zum heiligen Grab nach Jerusalem, fragte schon in Müllheim an der Post: Wie weit ist es noch nach Jerusalem? Und wenn man ihm sagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußwege über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher, so ging er, um auf dem langen Wege eine Viertelstunde zu ersparen, über Mauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vortheil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit einen Batzen zu ersparen oder zu gewinnen als einen Gulden. Aber fünfzehn Batzen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von siebenhundert Stunden nur allemal an fünf Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — wer rechnet aus, wie Viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so: sondern weil er nur dem Müßiggang und gutem Essen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprüchwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht Mehr darin bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, so bald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen und gut gekocht wird; denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim sein soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte Nichts fressen als nahrhafte Kieselstein-Suppen. Wenn er nämlich irgendwo so ein braves Wirthshaus an der Straße stehen sah wie zum Exempel das Posthaus in Krotzingen oder den Baselstab in Schliengen, so ging er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Wasser-Süpplein von Kieselsteinen um Gotteswillen: Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirthin zu ihm sagte: Frommer Pilgrim, die Kieselsteine könnten Euch hart im Magen liegen! so sagte er: Eben deßwegen! die Kieselsteine halten länger an als Brot, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn Ihr mir aber ein Gläschen Wein dazu bescheren wollt um Gotteswillen, so könnt ich's freilich besser verdauen. Wenn aber die Wirthin sagte: Aber, frommer Pilgrim, eine solche Suppe kann Euch doch unmöglich Kraft geben! so antwortete er: Ei, wenn Ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, so wär's freilich nahrhafter. Brachte nun die Wirthin eine solche Suppe und sagte: Die Tünklein sind doch nicht so gar weich worden, so sagte er: Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet Ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüß darein, oder ein Stücklein Fleisch oder beides? Wenn ihm nun die mitleidige Wirthin auch noch Gemüß und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: Vergelt's euch Gott! Gebt mir jetzt Brot, so will ich die Suppe essen. Hierauf streifte er die Aermel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brot und Wein und Fleisch und Gemüß und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte

er den Mund am Tischtuch oder an dem Aermel ab oder auch gar nicht und sagte: Frau Wirthin, Eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schade dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich Euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Ascalon oder eine Rose von Jericho.

64. Das Mittagsessen im Hof. (7. Aufl. S. 115.)

Joh. Pet. Hebel.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei mit manchem Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich; und wenn man sie nur immer recht kennte inwendig und auswendig und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre Mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar Nichts recht machen und mußte Vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrüßlich nach Hause und setzte sich zum Mittagsessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder Keines von Beiden; aber genug: der Herr war verdrüßlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts dir nichts der Suppe nach auch in den Hof hinab, dann das Brot, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit Allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. Verwegener! was soll das sein? fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiderte kalt und ruhig: Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten. — Diesmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

65. Tobias Witt. (7. Aufl. S. 116.)

J. J. Engel.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen: dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichten, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit

wegen. Ei, fing der alte Witt an und schmunzelte, wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt; und weil ich es auch gerne würde —

I nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till, und es dann anders machen als die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till, so lebte hier in meiner Jugend ein alter Rechenmeister, ein dürres grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich hinein. Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, warum nicht gar! einen Narren! — Hui, dachte ich da bei mir selbst, — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen; das ist nicht fein. In sich selbst hinein sehen, das taugt nicht: sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! oder gar mit sich selbst sprechen, — pfui! sprich du lieber mit Andern. — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till, hatt' ich da Recht?

Ei, ja wohl! Allerdings.

Aber ich weiß nicht: so ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein Anderer herum, das war der Tanzmeister, Herr Flink; der guckte aller Welt ins Gesicht und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till, wie meint Er wohl, daß die Leute den hießen?

Einen lustigen Kopf?

Beinahe: sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dachte ich da wieder, das ist doch drollig: wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein wie der Andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten wie Herr Flink und dann insgeheim mit dir selbst wie der Andere. Sieht Er, Herr Till, so habe ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß. —

Ein ander Mal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. Ei was, fing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? Immer kommt ein Streich über den andern. Künftig lege ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hause.

Ach nicht doch, nicht doch, Herr Flau: gehen muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage?

Ja, Herr Flau; wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, da lag einst die Straße voll Balken und Steine und Sparren. Da kam unser Bürger-

meister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr; der rannte mit von sich geworfenen Armen ins Gelag hinein und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. Plump, lag er da, brach das Bein und hinkt noch heutiges Tages davon. Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Ei, die alte Lehre: du sollst die Nase nicht all zu hoch tragen.

Ja; sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. Denn nicht lange darnach kam noch ein Anderer gegangen; das war der Stadtpoet, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. Krach riß ein Seil: der Balken herunter und wie ein Blitz vor ihm nieder. Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, war krank und mußte ganzer vier Wochen lang aushalten. Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau, wie man's Gesicht tragen muß?

Sie meinen so hübsch in der Mitte.

Ja freilich, daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umher wirft, so kömmt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht Nichts zu sagen. —

Noch ein ander Mal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das seh ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände; da will ich's doch mitnehmen. — Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht?

Ach, wie viel! eine Kleinigkeit: ein Hundert Thälerchen etwa.

Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben, recht gern; und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas Anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Aber wie, lieber Herr Witt, obendrein?

Es ist Nichts; es ist ein bloßes Histörchen. Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die brachte ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wär'! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell, was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an, ein funfzig Thälerchen etwa; was will das machen. — Oder, wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell, Sie haben ja auch bei dem Bankerott verloren. — Ach was, sagte er wieder; es ist der Rede nicht werth: eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verwünschte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel: er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war's doch, Herr Wills, daß Er wollte?

Ich? Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht; mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm; der baute mit einer andern Redensart das ganze große Haus auf mit Hintergebäude und Waarenlager. Was dünkt Ihn dazu?

Ei, um des Himmels willen, die möcht' ich wissen; die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's Herr Tomm; was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld, fing er an, viel Geld! — und da sah man wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen, Herr Tomm? Warum so mürrisch? — Ach, sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld; ganzer funfzig Reichsthaler! — Er hatte klein angefangen, der Mann: aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills, welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm Denn er sagte auch „viel Geld", wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätte er immer sprechen mögen wie Herr Grell, mein anderer Nachbar. Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt, und da sprach ich nun nach Zeit und Gelegenheit bald wie Herr Grell und bald wie Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! ich halte es mit Herrn Tomm: das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also — ?

Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt: ganzer hundert Reichsthaler.

Sieht Er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen wie Herr Tomm: wenn man aber einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen wie Herr Grell.

---

66. Der Wilde und sein Hund. (7. Aufl. S. 119.)

Fr. Jakobs.

Ein französischer Landmann, Lefevre, wohnte im nördlichen Amerika unweit der blauen Berge auf einem Grundstücke, das er selbst mit den Seinigen urbar gemacht hatte. Er hatte mehrere Kinder: der Liebling der Eltern aber war das jüngste, ein vierjähriger Knabe, Derik genannt. Eines Tages wird Derik vermißt. Man glaubt ihn bei den Nachbarn, man schickt überall herum: umsonst. Die ganze Gegend wird durchsucht, die Nacht bricht ein, und dem ängstlichen Rufen der Eltern antwortet Nichts als der dumpfe Wiederhall oder die Stimmen der Thiere im Wald, die ihnen noch nie so furchtbar geklungen hatten. Während nun Lefevre mit allen den Seinigen nach dem Liebling sucht und seine Hoffnung immer tiefer sinkt, kommt ein Wilder, Tewessina, mit Biberfellen beladen in Lefevres Haus, wo er bekannt war und seine Felle oft abgesetzt hatte, und hörte von einer alten Negerin, die man allein zu Hause gelassen hatte, den ängstlichen Vorfall und die Verzweiflung der Eltern. Auf diese Nachricht befiehlt Tewessina der Negerin, unverzüglich ins Horn zu stoßen und dadurch ihrem Herrn das Zeichen zur Rückkehr zu geben. Er mache sich anheischig, ihm das Kind wiederzuschaffen.

Als nun Lefevre das gegebene Zeichen vernimmt, eilt er athemlos zurück; denn er glaubt schon, das Kind habe sich wiedergefunden. Noch ist es nicht da, erwiderte der Wilde auf sein hastiges Fragen; aber gieb

mir augenblicklich die Schuh' und Strümpfe, die dein Kind zuletzt getragen hat: ich gebe dir mein Wort, daß ich es finde. — Lefevre zögerte; der Wilde ließ nicht nach in ihn zu dringen. Als nun die Schuh' und Strümpfe des Knaben herbeigeschafft waren, ließ Tewessina sie von seinem Hunde beriechen und führte diesen dann in einem weiten Kreise um das Haus, wie ein Jäger, der seinen Hund die Spur eines Wildes suchen läßt. Noch hatte er diesen nicht ganz vollendet, als der Hund einen Ton von sich gab, aus dem sein Herr abnahm, daß er auf der Spur des Kindes sei. Mit unaufhaltsamer Hast verfolgte er seinen Weg, drang in das Dickicht des Waldes ein und kehrte nach Verlauf von einer halben Stunde mit einem solchen Ausdruck von Freude zu seinem Herrn zurück, daß man an der Entdeckung des Kindes nicht zweifeln konnte. Ob es aber noch lebe, war ungewiß, und man kann leicht denken, daß die Zeit, die bis zur Aufklärung dieser Ungewißheit verfloß, für die armen Eltern vielleicht noch peinlicher war als die vorhergehende Angst. Tewessina folgte jetzt dem Hunde auf das schnellste nach, die andern so gut sie konnten, und er fand den Knaben mitten im Gebüsch am Fuße eines großen Baumes von Laufen und Erhitzung erschöpft und mehr einem Todten als einem Lebenden gleich. Denn da sich das Kind einmal in den Wald gewagt hatte, hatte es den Rückweg vergebens gesucht und war in seiner Angst immer tiefer in die Wildniß gekommen.

Tewessina nahm jetzt das Kind auf den Arm und flog den bekümmerten Eltern damit entgegen, während der treue Hund mit ausgelassener Freude nebenher sprang. Das Glück der Eltern denkt sich wohl Jeder, als sie von fern sahen, daß der ermattete Knabe die Arme nach ihnen ausstreckte. Ihr Dank hatte kein Ende. Auch der Hund empfing seinen Antheil: aber dieser verkroch sich zwischen die Beine seines Herrn und schien beschämt über alle Dankbarkeit, die man ihm erwies.

Sobald die Nachricht von dem wiedergefundenen Kinde in der Nachbarschaft erscholl, strömte Alles herbei, — denn Lefevre und seine Familie war bei Jedermann beliebt — und das Haus, so geräumig es auch war, konnte doch kaum die Menge der Ankommenden fassen. Das dauerte die ganze Nacht, und es war wie ein großes Fest; denn Niemand ging unbewirthet weg, und während dieser ganzen Zeit ließ die Mutter das Kind nicht von dem Schooß. Der gute Wilde aber hatte sich in eine Scheune versteckt; denn das Geräusch so vieler Menschen und die Aufmerksamkeit, die man ihm erwies, war ihm zur Last, und es kostete Mühe, ihn wieder hervorzubringen, nachdem sich der größte Theil der Gäste verloren hatte. Hierauf versammelte Lefevre alle die Seinigen und wer sonst noch zugegen war, umarmte seinen Wohlthäter vor ihren Augen und erklärte ihn nach den Gebräuchen der Wilden für seinen Bruder. Wenn du einst alt bist, setzte er hinzu, und deine Füße das flüchtige Wild nicht mehr einholen, dein Arm den Bogen nicht mehr spannen kann, so komme hierher: ich will dir eine Hütte bauen, in der du nach deiner Weise leben kannst, während ich für dich sorge. Hast du je Ursache zu Thränen, so will ich sie dir trocknen, wie du die meinigen getrocknet hast. Auch dein getreuer Hund soll meine Pflege genießen, wenn er alt wird: ich will ihm Futter und Ruhe geben, wenn er dir nicht mehr folgen kann. — Dann setzte er hinzu, indem er den Wilden bei der Hand nahm: Seht hier Nachbarn und Freunde, meinen Bru-

der! Der Name, den mein Kind bisher führte, soll von nun an vergessen sein. Es soll künftig wie sein Oheim und Retter, Tewessina heißen.

Alle Anwesenden gaben diesem neuen Bunde ihren Beifall. Während aber Jeder seinen Gefühlen freien Lauf ließ, saß Tewessina still und sah mit der rauchenden Pfeife im Munde stumm vor sich hin, wie die Wilden zu thun pflegen, wenn sie in ihren Versammlungen sprechen wollen. Nachdem er sich nun gehörig gesammelt hatte, bekräftigte er nach der Sitte seines Landes den angebotenen Bund und sagte: Mein Bruder, ich habe Nichts für dich gethan, was du nicht auch für mich gethan hättest. Es war der Wille des guten Geistes, der über uns wacht, daß ich zur rechten Zeit in dein Haus kam, um dir zu helfen. Bist du glücklich, so bin ich es auch; freust du dich, so freue ich mich nicht weniger. Wenn du zu unsern Hütten kommst, so sollst du in keiner andern wohnen als in der meinigen: mein Feuer soll das deinige sein; du sollst auf meiner Bärenhaut ruhen und an keines Andern Seite schlafen als an der Seite deines Bruders Tewessina.

Von dieser Zeit an führte der kleine Derik den Namen seines Retters, und als dieser gestorben war, begab er sich nach seiner Wohnung und nahm eines der Kinder des Verstorbenen, das auch den Namen Tewessina führte, zum Bruder an. So dauerte dieses Bündniß der Dankbarkeit noch lange fort, und oft kam der junge Wilde über die blauen Berge, seinen Bruder zu besuchen, der ihn nie unbeschenkt entließ und auch von ihm kleine Gaben empfing, so wie ein Wilder sie reichen kann.

---

67. Der Mittag auf dem Königssee. (7. Aufl. S. 121.)

Fr. Jakobs.

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hier und da zarte Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf und gönnen den Blicken in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des See's aber liegt ein kleines Eiland und auf ihm eine Kapelle, dem heiligen Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, Alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer ziehn. Indem er mit stillem Fluge einem Schwimmenden gleich die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wieder: der Geier schrak heftig zusammen, drehte sich die weit ausgespannten Fittige stärker schlagend um sich selbst herum, stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe und entschwebte kaum noch sichtbar mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserm Gesichtskreise. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Thiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten, um sie ihren Jungen

zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinziehn, wo es dann wohl geschehe, weil sie von ihrer Last beschwert nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten; und von solchen wären die Bilder auf dem Jagdschlosse zu sehn. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einstmalen versucht, ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hinein gesehn, und zwei junge Geier hätten darin gesessen und Aetzung erwartend die Schnäbel weit aufgerissen. Einen davon habe er ergriffen, und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Geschrei der Eltern, die ihren Jungen zu Hülfe eilten; und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrissen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee, so tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr ging vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Thiere und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie gleichsam unwillig über ihre verfehlte Rache zu ihrem Felsenneste zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die unter den Bäumen lustwandelnd oder im Schatten lagernd die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hingen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehen pflegt, Wahrheit und Dichtung mischte, die aber insgesammt mehr oder weniger einen Anstrich hatten, der mit dem Charakter der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend im Einklang war.

Alles hier, sagte einer der Reisenden, ein Hanseate, ist gewaltig, ungeheuer und kühn: nur der Mensch ist wie überall. — Mit nichten, entgegnete ein Schweizer; auch die Menschen in unsern Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder und vor allen Dingen herzhafter und kühner als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf seiner einsamen Alm wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreisten, irrenden Ziegen über die schroffsten Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verschlingen drohen, oder sammelt über der Tiefe hängend aus den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterschläge, die in den Gebirgen ganz anders rasen als auf euern Haiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! Der kennt die Furcht kaum dem Namen nach; ja, er liebt die Gefahr und sucht sie begieriger auf als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen: wie oft aber muß er, um eine einzelne Gemse zum

Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet, und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wie oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun mit einer Last von oft sechszig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, dazu noch Büchse, Ranzen und anderes Zubehör, muß er den schroffen, schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen: und wenn er endlich sich und Alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen, ein Preis, den er auf andere Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt: er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht eben auf diese Art erobern müßte. Er weiß, daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstete Thier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht: und dennoch kühlt das Alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewiß, daß diese großartige und erhabene Natur auch auf die Menschen einwirkt und ihnen einen Charakter aufdrückt, der ihrer eigenen Beschaffenheit angemessen ist.

Es ist halt mit der Gefahr wie mit der Arbeit, sagte ein Anderer. Es ist eine Gewohnheit. Wie sauer einem auch die Arbeit ankommt, wer einmal daran gewöhnt ist, der kann sie nicht entbehren, und wenn sie ihm fehlt, sehnt er sich darnach und nimmt wohl ganz unnütze Dinge vor. Ein Paar Schlachten, ein Paar Seefahrten machen auch den Feigsten beherzt. Erst thut's die Noth, dann die Gewohnheit. In Bengalen geht man eben so keck auf die Tigerjagd als anderwärts nach Hasen und Rehen. Der Mensch gewöhnt sich an Alles.

Allerdings, sagte ein eifriger Naturforscher; wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich durch Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Bären, Wölfen und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen und ebenso wie eure Gemsenjäger um geringen Gewinnes willen ihr Leben aufs Spiel setzen. Ich kam einstmals auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Einsiedlern zu Hause, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um desto mehr, je seltener die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kommt. Beim Eintritt in das Haus war das Erste, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maaße, das erst vor Kurzem abgezogen schien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beschäftigt Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein muntrer elfjähriger Knabe hülfreiche Hand leistete. An den Wänden hingen Fischnetze und mancherlei Gewehre umher, und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehangen. Meine

Bitte um eine Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnstuhl saß und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegenkomme. Ich bin seit einigen Tagen invalid, fuhr er fort; aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl an's Kamin.

In Kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee, und der Knabe röstete einen Toast am Kaminfeuer. Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirthes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte. Vorige Woche, sagte er, ging ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stand schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe — Sie werden sein Fell draußen gesehen haben — ganz wohlgemuth vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt nicht sein mochte. Ihn dahin zu verfolgen war jetzt zu spät; auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: du entgehst mir nicht! Eine gute Lection hast du schon, und morgen ist auch noch ein Tag. Ein Bär ist eine gute Beute, wenn er todt ist. Man kann nicht bloß sein Fell brauchen: auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut, — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben oder doch hinlänglich geschwächt sein. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause: sie war mir unnütz; denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn er ließ mir keine Ruhe, ich mußte ihn mitnehmen; und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig Etwas sieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Die Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequemer hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerissene Felsstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts an der schroffen Seite wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meinen Bären gewahr, der halb vom Buschwerk versteckt den Kopf schlaff nach der Erde gesenkt. Er macht sein Testament, sagte Billy. Nun antwortet' ich, wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen. Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Steinen über das Wasser und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah', daß ich die Heu-

gabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen: aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß zu, wohin er kam, und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Athem verging. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig; aber was half das? Der Bär fürchtete sich so wenig vor ihm als vor mir, und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen Könige eingefallen, der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestoßen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals, und während wir uns in dem Wasser umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Wasser zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf den Schädel, daß ihm der Rest des Athems ausging. Der Junge führt einen guten Hieb, setzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth seines Knaben hinzu. Ich war übel zugerichtet, das ist wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das Schlimmste. Beim Sturze von der Höhe hab' ich mir die linke Hüfte beschädigt: ich bin seitdem nicht bloß lahm, sondern leide auch bei der geringsten Bewegung die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte: aber ich hatte doch meine Absicht erreicht und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer hereinschaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie sehen, daß es kein alltäglicher Bär war.

Das war freilich ein wunderlicher Kampf, sagte ein Kaufmann aus Ungarn: aber Noth macht stark und bricht, wie das Sprichwort sagt, auch wohl Eisen; und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches in seiner Art aber noch Außerordentlicheres trug sich im vorigen Jahre in meiner Heimath in der Nachbarschaft von Bistritz zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm: an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Wittwe auf dem Dorfe. Diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht zwölf, der andere erst acht Jahre alt. Wie sie mit ihren Schlitten an der Kirche vorüber kamen, sagte der jüngere: Janko, mir ist wunderlich zu Muthe; es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen: laß uns erst in die Kirche gehn. Der älteste antwortete: Ich bin auch dabei: mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr, nur daß ich blutete. Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür stehn, gingen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andere tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen war unmöglich; ein Baum auf dem sie sich hätten retten können, war

nicht in der Nähe; denn rings umher war nur Buschholz, und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten, und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in ihrer Noth? Der ältere, ein entschlossener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann, und ruft ihm zu: Bete, aber rühre dich nicht: ich habe Muth. — Ach, mein Gott, sagte der Kleine weinend, wenn wir umkämen: die Mutter stürbe vor Gram. Der eine Knabe steckte also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber stellte sich mit der Axt in Positur, und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andere Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf und versetzt dem Wolfe einige Hiebe auf dem Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind und würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich der Andere nicht blitzschnell aufgerafft und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hülfe und ihren Muth Herren von zwei furchtbaren Raubthieren geworden ohne selbst eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offnen Rachen todt auf dem Rücken lagen, und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben gesehn, wie sie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir die Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe und fromme Knaben.

Diese Geschichte, die mit Theilnahme gehört worden war, führte noch einige andere Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so wehr- und waffenlos von Natur er ist, doch durch Klugheit, Muth und Entschlossenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker wie in Gedanken versunken still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhob er seine Blicke wieder und sagte: Es ist mir bei den interessanten Erzählungen dieser Herren die Erinnerung an einen Kampf vor die Seele getreten, von dem ich selbst Zeuge gewesen bin, und der vielleicht der außerordentlichste, gewiß aber wegen seines Ausgangs der schrecklichste ist, den man sich denken kann. Mehr als zehn Jahre sind seitdem verflossen: aber noch ist der Eindruck davon so gewaltig in mir, daß, so oft ich daran denke, mein ganzes Gemüth davon bewegt und erschüttert wird.

Wir baten um Mittheilung der Geschichte, und der Redende erzählte nun auf folgende Weise: Was dem Ereignisse, das Sie zu hören

wünschen, ein eigenthümliches Interesse giebt, ist die Jugend und die ganze Eigenthümlichkeit des Unglücklichen, den es betrifft. Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haiti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Erndte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesicht zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling Aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinem Geschäfte zusahn und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leicht hin verrichtete, als ob es Nichts wäre, und Alles beachtete, ob er sich gleich um Nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wohl zu sagen: Ist's ein Wunder? Ein guter Irländer ist von Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewasser gekostet, eh' er „Vater" sagen konnte. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn ins Wasser warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an, und wie er kaum zwei Jahre alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft an's Ufer und stürzt sich in's Wasser: und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe, kommt Etwas hinten nachgeschwommen; und da ich hinsehe, — wer soll's sein, als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsere Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrieen, er stände unter dem Schutze seiner großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch Nichts und hatte innerlich selbst meine Freude an seinem Ungehorsam. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei und wird auch für zwei bezahlt.

Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen, und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm Alle gern zu, weil er ein so treuherziger Mann war. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neworleans verloren hatte und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzu-

suchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kommt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand festhält, rudert er mit der rechten dem Schiffe nach. Das Verdeck hat sich jetzt mit Menschen angefüllt. Alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin, vor Allen, wie man denken kann, der Vater des Kindes, welcher die Bewegungen des Matrosen mit seinen eigenen begleitete, in die See hinausrief und dem zitternden Kinde Muth einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte so schnell er mit einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah', als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns Alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache; aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Fluth mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung: Einer lief gegen den Andern; die Einen schrieen, um das Thier zu schrecken, Andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam; Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein, des Vaters Zustand aber nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Lachtern entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu sein. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hülfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Cajüte des Capitains gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feinde hinkehrte, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach: zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der Wellen seiner Hand; endlich hält er es fest und wird mit dem Kind auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thiers zu entziehen und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut: aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrockenen Kämpfer verließ die Kraft. Er mußte eilig auf dem Schiffe Rettung suchen: er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmte, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick, und er war in Sicherheit. Es sollte nicht sein. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt, wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kraft, schwingt sich auf, erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des

Leibes, reißt ihn von einander und verschlingt vor unsern Augen die **erbeutete** Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam herauf kam. Sprachlos stand Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohnes; seine Züge verzerrten sich, und er sank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe in's Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: Wo ist Volney? dann, als besänn' er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite und leistete ihm jede Hülfe, welche die Umstände forderten: und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischte, und sagte: Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung; reden Sie aber nicht von Belohnungen. Ihr Kind hab' ich gerettet, weil es eben ein hülfloses Kind war: es ist mir lieb es Ihnen erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt Nichts, gar Nichts. Es ist aus mit mir. Nach diesen Worten fing er von neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen hatte. Dann stand er auf und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dies auf dem Verdeck geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier unserer Wuth spottend zwei- und dreimal das Schiff; dann wendete es sich nach der offenen See, und lange noch sahn wir, als es die Fluth langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.

---

68. Der doppelte Schwur der Besserung. (7. Aufl. S. 131.)

Jean Paul Friedr. Richter.

Heinrich war ein funfzehnjähriger Jüngling, das heißt, voll guter Vorsätze, die er selten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereute: er hatte seinen Vater und seinen Lehrer innig lieb, aber seine Vergnügungen oft stärker; er wollte gern das Leben für Beide aufopfern, aber nicht seinen Willen; und seine aufbrennende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Thränen, als ihm selber. So irrte schmerzlich sein Leben zwischen Bereuen und Sündigen umher, und zuletzt nahm sein langer Wechsel zwischen guten Entschlüssen und verderblichen Fehltritten seinen Freunden und sogar ihm die Hoffnung der Besserung.

Jetzt kam dem Grafen, seinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Akademie und auf Reisen, wo die Irrwege des Lasters immer blumiger und abschüssiger werden und wohin keine zurückziehende Hand, keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche sinken und endlich mit einer besudelten, entnervten Seele wiederkehren werde, die ihre reinen Schönheiten und Alles verloren, sogar den Widerschein der Tugend, die Reue.

Der Graf war zärtlich, sanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Die Gruft seiner Gemahlin stand gleichsam unter dem Fußboden seines Lebens und unterhöhlte jedes Beet, wo er Blumen suchte. Jetzt wurde

er an seinem Geburtstage und vielleicht durch diesen krank, so wenig ertrug die gelähmte Brust einen Tag, wo das Herz stärker an sie schlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht sank, so ging der gequälte Sohn in das englische Wäldchen, worin das Grabmal seiner Mutter und das leere war, das sein Vater sich in der Leichenklage hatte bauen lassen, und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiste den Krieg mit seinem Jähzorn und mit seinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: Die dünne Erde, die deinen Vater hält und ihn vom Staube deiner Mutter absondert, wird bald einbrechen, vielleicht in wenig Tagen, und dann stirbt er bekümmert und ohne Hoffnung, und er kommt zu deiner Mutter und kann ihr nicht sagen, daß du besser bist. O, da weint' er heftig: aber, unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne dein Bessern.

Nach einigen Tagen erhob sich der Vater wieder und drückte im kränklichen Uebermaße von Rührung und Hoffnung den reuigen Jüngling an die fieberhafte Brust. Heinrich berauschte sich in der Freude über die Genesung und über den Kuß: — er wurde froher und wilder; — er trank: — er verwilderte mehr. — Sein Lehrer, der die sieche Weichheit des Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen suchte, bestritt das Aufschwellen des Freudentaumels. — Heinrich wurde glühend, den Geboten ungehorsam, die er für keine weiche, väterliche hielt; — und da der Lehrer fest, stark und nothwendig sie wiederholte, verletzte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des strengen Freundes zu tief: — und da flog auf das so oft getroffene, kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde und sank auf das Krankenbette zurück.

Ich will euch, liebe Kinder, weder Heinrichs Gram noch Schuld abmalen: aber schließt in das strenge Urtheil, das ihr über seine Schuld sprechen müsset, auch jede ein, die ihr vielleicht auf euch geladen. Ach, welches Kind kann an das Sterbebette seiner Eltern treten, ohne daß es sagen muß: Wenn ich ihrem Leben auch keine Jahre nahm, o, so kost' ich ihnen doch Wochen und Tage! Ach, die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, habe ich vielleicht selber gegeben oder verstärkt, und das liebe Auge, das so gern noch eine Stunde lang ins Leben blicken wollte, drücken ja bloß meine Fehler früher zu! Aber der wahnsinnige Sterbliche begeht seine Sünden so kühn, bloß weil sich ihm ihre mörderischen Folgen verhüllen: — er kettet die in seine Brust eingesperrten reißenden Thiere los und lässet sie in der Nacht unter die Menschen dringen; aber er sieht es nicht, wie viele Unschuldige das losgebundene Unthier ergreift und würgt.

Leichtsinnig wirft der wilde Mensch die glimmenden Kohlen seiner Sünden umher: und erst wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf von seinen eingelegten Funken, und die Rauchsäule zieht als eine Schandsäule auf sein Grab und steht ewig darauf.

Heinrich konnte, sobald die Hoffnung der Genesung verschwand, die verfallende Gestalt des guten Vaters vor Qualen nicht mehr anschauen: er hielt sich bloß im nächsten Zimmer auf und knieete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben spielten, wie ein Missethäter still und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerschmetternden Schrei: Er ist todt! —

Endlich mußte er vor den Kranken kommen, um Abschied zu neh-

men und die Vergebung zu empfangen: aber der Vater gab ihm nur seine Liebe, aber nicht sein Vertrauen wieder und sagte: Aendere dich, Sohn; aber versprich es nicht.

Heinrich lag niedergedrückt von Scham und Trauer im Nebenzimmer, als er, wie erwachend, seinen alten Lehrer, der auch der Lehrer seines Vaters gewesen, diesen einsegnen hörte, als ziehe schon die längste Nacht um das kalte Leben. Schlummre süß hinüber, sagte er, du tugendhafter Mensch, du treuer Schüler! Alle guten Vorsätze, die du mir gehalten, alle deine Siege über dich und alle deine schönen Thaten müssen jetzt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehen! Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich und lächle, wenn du mich hörst, und wenn in deinem brechenden Herzen noch eine Entzückung ist.

Der Kranke konnte sich unter dem schweren über ihn gewälzten Eise der Ohnmacht nicht ermannen: die gebrochenen Sinnen hielten die Stimme des Lehrers für die Stimme des Sohnes, und er stammelte: Heinrich, ich sehe dich nicht; aber ich höre dich: lege deine Hand auf mich und schwöre es, daß du besser wirst. Er stürzte herein zum Schwur: aber der Lehrer winkte ihm und legte seine Hand auf das erkaltende Herz und sagte leise: Ich schwöre in deinem Namen.

Aber plötzlich fühlt er das Herz gestorben und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. Flieh, Unglücklicher, sagte er: er ist ohne Hoffnung gestorben.

Heinrich floh aus dem Schloß. O, wie hätte er eine Trauer schauen oder theilen dürfen, die er selber über die väterlichen Freunde gebracht! Er ließ seinem Lehrer bloß das Versprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er ins englische Wäldchen und sah die weißen Grabmäler wie bleiche Skelette die grüne Umlaubung durchschneiden. Aber er hatte nicht den Muth, die leere künftige Schlummerstätte des Vaters zu berühren: er lehnte sich blos an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte, das nicht durch seine Schuld gestorben war, das mütterliche, das schon lange still stand im Staub der zerfallenden Brust. Er durfte nicht weinen und nicht geloben: schweigend, gebückt und schwer trug er den Schmerz weiter. Ueberall begegneten ihm Erinnerungen des Verlustes und der Schuld: — jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hoch einhergetragenen Aehrenlese entgegen lief; — jedes Geläute kam aus einer Todtenglocke; — jede Gruft war ein Grab; — jeder Zeiger wies, wie auf jener königlichen Uhr (im château royal zu Versailles, die nur ging, wenn ein König starb), nur auf die letzte väterliche Stunde.

Heinrich kam an. Aber nach fünf dunkeln Tagen voll Reue und Pein sehnt' er sich zum Freunde des Vaters zurück und schmachtete, ihn durch die Erstlinge seiner Veränderung zu trösten. Der Mensch feiert seinen Geliebten ein schöneres Todtenfest, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er seine vergießet; und der schönste Blumen- und Cypressenkranz, den wir an theure Grabmäler hängen können, ist ein Fruchtgewinde aus guten Thaten.

Er wollte erst Nachts mit seiner Schamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen ging, stand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes schauerhaft zwischen dem lebendigen Gezweig,

wie im Blau des reinen Himmels die graue Dampfwolke eines zusammengebrannten Dorfes schwimmt. Er lehnte das sinkende Haupt an die harte, kalte Säule und konnte nur dumpf und sprachlos weinen und im dunkeln, mit Martern angefüllten Herzen war kein Gedanke sichtbar. Hier stand er verlassen: keine sanfte Stimme sagte: Weine nicht mehr! kein Vaterherz zerschmolz und sagte: Du bist genug gestraft. Das Rauschen der Wipfel schien ein Zürnen und die Dunkelheit ein Abgrund. Dieses so Unwiederbringliche im Verluste lagerte sich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und niemals fällt.

Endlich erblickt er nach dem Fall einer Thräne einen sanften Stern am Himmel, der milde, wie das Auge eines himmlischen Geistes, zwischen die Wipfel herein sah: da kam ein weicherer Schmerz in die Brust; — er dachte an den Schwur der Besserung, den der Tod zerrissen hatte, und nun sank er langsam auf die Knie und blickte zum Stern hinauf und sagte: O Vater, Vater! (und die Wehmuth erdrückte lange die Stimme), hier liegt dein armes Kind an deinem Grabe und schwört dir. — Ja, reiner, frommer Geist, ich werde anders werden: nimm mich wieder an! — Ach, könntest du ein Zeichen geben, daß du mich gehört hast!

Es rauschte um ihn: eine langsame Gestalt schlug die Zweige zurück — und sagte: Ich habe dich gehört und hoffe wieder! Es war sein Vater.

Das Mittelding zwischen Tod und Schlaf, die Schwester des Todes, die Ohnmacht hatte wie ein gesunder tiefer Schlummer ihm das Leben wieder bescheret, und er war dem Tode wieder entgangen. Guter Vater! und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen, dein Herz hätte nicht froher zittern und süßer überströmen können, als in dieser Auferstehungsminute, wo dein vom schärfsten Schmerze umgeänderter Sohn mit dem bessern an deines sank und dir die schönste Hoffnung eines Vaters wiederbrachte! —

Aber indem der Vorhang dieser kurzen Scene fällt, so frag ich euch, geliebte junge Leser: habt ihr Eltern, denen ihr die schönste Hoffnung noch nicht gegeben habt: o dann erinnere ich euch wie ein Gewissen daran, daß einmal ein Tag kommen wird, wo ihr keinen Trost habt und wo ihr ausruft: Ach, sie haben mich am meisten geliebt; aber ich ließ sie ohne Hoffnung sterben, und ich war ihr letzter Schmerz!

---

69. Lykurg und seine Gesetzgebung, 888 a. Chr. (7. Aufl. S. 134.)

Joh. v. Müller.

Lacedämon oder Sparta war ein sehr großer Flecken am Flusse Eurotas am Fuß des Taygetus, wo die Hügel, welche von den höchsten Bergen des Peloponnesus, den arkadischen, ausgehen, sich gegen die See verlieren. Das Loos, durch welches die meisten Stellen anfänglich vergeben wurden, brachte sie nicht immer in die geschicktesten Hände, welche die Leidenschaften mächtiger Männer in Ordnung hätten halten können. Anderthalbhundert Jahre aber nach dem Einfall der Herakliden gab Lykurgus, Vormund Königs Leobotus, den Lacedämoniern Gesetze, welche auf die Ruinen aller anderen Wünsche und Gefühle der Menschen und mit einem Anschein roher und unordentlicher Sitten einen Heldencharacter gründeten, welcher nur Ein Gefühl, Einen Stolz zuließ, nämlich, Lacedämonier zu sein. Es ist möglich, daß er auf Kreta zu Lyktos, wo er Verwandte

hatte, dergleichen Gedanken aufgefaßt, eben wie Minos von den Aegyptiern gelernt haben mag. Auch ist wahrscheinlich, daß eine geheime Verbrüderung, dieses mächtige Revolutionsmittel, das Werk der Umbildung der Denkungsart seines Volks ihm erleichtert hat. Um seinen Vorträgen Eingang zu verschaffen, bediente er sich, wie Minos, der Hülfe Apollons und anderer Götter, wie nach ihm auch die Ephoren (Staatsaufseher) zu thun pflegten.

Alle Helden, Gesetzgeber, die edelsten Weisen Griechenlandes wurden von dem delphischen Gott unterstützt: ihr Verständniß mit seiner Priesterin, wie jene des römischen Senats mit den Collegien der Pontifen und Augurn, gab in Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten den Ausschlag; und man muß dem Orakel nachsagen, daß Erhaltung der Freiheit und Ordnung, daß Milderung der Sitten gemeiniglich der Geist seiner Antworten war.

Obwohl zu Lacedämon die Macht hauptsächlich in den Händen beider Könige, der fünf Ephoren und eines Rathes von XXVIII war, und obwohl die Volksgemeinde nur zu Wahlen beiwirkte, ja die Rathswürden lebenslänglich waren; obwohl sogar nur Vermöglichere in die Volksgemeinde Zutritt hatten: gleichwohl wird Lacedämons Verfassung von den Alten oft eine Volksregierung, ja die kräftigste der Demokratien genannt. Denn man suchte die Demokratie nicht so sehr in den Formen als im Geiste der Verwaltung: man fühlte, daß eine Volksgemeinde nicht regieren kann; aber man wollte populäre Gleichheit der Sitten.

Die beiden zusammenregierenden Könige waren der Eckstein der Verfassung: jeder hinderte seinen Collegen an Errichtung tyrannischer Macht; ihr größtes Interesse war, daß die Ephoren den Rath, er aber das Volk nicht unterdrücke. Hinwiederum war auch ihnen das Ansehen der Ephoren vortheilhaft (welche König Theopompus vielleicht eben deßwegen eingeführt hatte), weil diese verehrte Würde ein Theil der Verantwortlichkeit bei schlimmer Wendung der Geschäfte übernahm. Die Religion schützte das Königthum: das Regentenhaus, vom Stamm des obersten aller olympischen Götter, dessen Sohn Herkules war, konnte die höchsten Opfer für das Glück von Lacedämon am würdigsten darbringen; als Enkel des Helden, als Nachkommen der Eroberer waren die Könige die natürlichsten Feldherren und übten als solche die uneingeschränkte Gewalt.

Auf diese beiden Verhältnisse bezogen sich die Einkünfte. Die Könige hatten ihr Theil von den Opfern, die an Korn, Fleisch und Wein je am ersten und siebenten Tage jedes Monates ordentlich dargebracht wurden. Auf daß bei schneller Bedürfniß ihnen nie ein Opferthier fehle, bekamen sie ein Ferkel, so oft eine Sau Junge warf; von den öffentlichen Mahlzeiten hatten sie gedoppeltes Theil, bei ihrem Hause einen großen Fischteich, überdem viele Landgüter, ihr erobertes Erbe. Die nach Delphen gehenden zwei Standesboten wurden von ihnen ernannt, wohnten bei ihnen und hatten mit ihnen das Archiv der Orakelsprüche unter Aufsicht. Da die Ehe in wohlgeordneten Staaten als ein heiliges Band verehrt wird, hing auch die Verheirathung der der Eltern beraubten Töchter von den Königen ab. Daß einer in ein fremdes Haus an Kindesstatt aufgenommen wurde und also Theil am Dienste fremder Hausgötter bekam, geschah unter ihrer Leitung. Ueberall, im Rath, bei den Schauspielen hatten sie den ersten Rang: Jedermann, die Ephoren aus-

genommen, stand auf, wenn der Könige einer erschien. Im Krieg erkannte das Heer keine andere Befehle: der Einfluß der Ephoren hatte ein Ende, sobald es zusammengebracht war.

Die sechs Eintheilungen (Regimenter), die es hatte, wurden jede von einem Polemarchen (Kriegsobersten) geführt; jede war in vier Scharen unter so vielen Hauptleuten (Lochagen) vertheilt, jede anfangs aus hundert Mann bestehende Schar in zwo Abtheilungen von 50 (Pentekosteren), endlich jede der letzteren in Abschnitte von 25 (Enomolien). Dieses unter den ältesten Königen aus nur 2000 Bürgern errichtete Heer, da es nachmals viel zahlreicher wurde, behielt gleiche Eintheilung, nur mit verstärkten Zahlen. Wie wenig oder viel, dieses war des Königs und seiner Kriegsräthe Geheimniß, welche, um die Stärke zu verbergen, manchmal in gleichem Heer zu einer Abtheilung mehrere oder geringere Mannschaft verordneten.

Ueberhaupt gab die einfache Organisirung und gute Ordnung des Commando den Lacedämoniern am frühesten den Vorzug einer guten Tactik. Auch bedienten sie sich vor anderen der Kriegsmusik, sowohl zur Regulirung des Marsches als um ohne Worte den Willen des Commandirenden geübten Ohren verständlich zu machen. Die Erlernung dieser Melodieen, welche um dem Feind unverständlicher zu bleiben, viele Varietät hatten, war eine Hauptbeschäftigung ihrer Schulen. Die Lacedämonier waren auch die ersten, welche Uniform trugen; sie wählten hierzu die rothe Farbe, auf daß dem Feind weniger sichtbar sei, ob und wie starke Wunden er beigebracht habe. Sie pflegten als Zeichen der Freiheit, einen schönen langen Haarwuchs zu tragen, welcher den Handwerksleuten so wenig erlaubt war, als einem Sclaven die Waffen zu berühren. Beim Anscheine und während eines Krieges waren die Kriegsobersten immer bei dem Heer, übten es Vormittags in Marsch, Handgriffen, Wendungen, aßen mit dem Krieger, stimmten in seine Loblieder auf Götter und Helden, und schliefen wie er bei den Waffen. Auf der vaterländischen Grenze opferten sie dem Jupiter und der Göttin der Kriegskunst, Pallas; Feuer von diesem Altar nahmen sie mit und wiederholten das Opfer vor jeder Schlacht. Sehr aufmerksam waren sie, den Glanz der Waffen und Rüstung zu erhalten. Nach dem Kriege legte der König über die Führung desselben Bericht und Rechenschaft ab. Fiel er für das Vaterland, so wurde sein Andenken mit andern verewigten Helden verehrt. Ueberhaupt pflegte das ganze Land, wenn der König starb, Trauer zu tragen; zehn Tage lang standen die Geschäfte still.

Sonst hatte in Friedenszeiten das Collegium der Ephoren und der Rath größere Macht: jeder König hatte bei den Berathschlagungen mehr nicht als Eine Stimme. Die Ephoren waren so gewaltige Aufseher des gemeinen Wesens, daß sie die Könige und alle obrigkeitliche Personen, die ihre Macht überschritten, absetzen, gefangen nehmen, sogar hinrichten konnten; alle den übrigen Gerichten entgangene Uebertretungen wurden durch sie gebüßt, und sie hatten zu dem Ende jeder eine Klasse von Civilsachen unter besonderer Aufsicht. Nur konnten sie nicht ohne den Rath Jemanden hinrichten lassen. Hierin und in der Art seiner Wahl hatte dieser mit dem attischen Areopagus Aehnlichkeit. Es scheint, daß die Ersten des Raths, um im Nothfall Stellvertreter der Könige zu sein, Pairs derselben genannt wurden. Diese und die Ephoren und Könige

waren der geheime Rath, welcher in geheimen und großen Geschäften mit oder ohne Zuziehung eines Ausschusses der Bürgerschaft allein entschied. In der Art, wie diese Gewalten sich das Gleichgewicht hielten, fanden die Lacedämonier die Sicherheit ihrer Verfassung, welche Argus und Messene vergeblich in dem Grad im Eide suchten.

Um Bürger von ausnehmender Gemüthskraft und, welche mit aller Anstrengung derselben allein das Vaterland liebten, zu bilden, beschäftigten sich die Gesetze sofort mit den Müttern, mit Kindern, die noch an ihrer Brust säugten. Die Weiber gaben sich nicht ausschließlich mit Haussachen ab: hiefür mußten die Sclaven sorgen. Die Jungfrauen trieben die Leibesübungen der Männer, um ihre eigenen Körper zu stärken und mannhafte Gefühle den Kindern mit der Muttermilch einzuflößen. Ueber das ganze Erziehungswesen waren Pädonomen, die auch dafür sorgten, daß alle Kinder jährlich Einmal bekleidet wurden. Uebrigens gingen letztere barfuß; besonders wurden sie geübt, alle Jahreszeiten, Hunger und Durst auszuhalten. Stehlen durften sie und wurden gelobt, wenn es mit Geschicklichkeit geschah: wenn sie aus Unvorsichtigkeit oder Langsamkeit sich fangen ließen, so ließ der Pädonome sie um so härter geißeln, da man sie auch lehren wollte, Schmerz auszustehen: Weinen war hiebei die größte Unehre. Alle Knaben waren in Rotten getheilt, welche von ihres Gleichen angeführt wurden. Aber alle Alten wurden von ihnen als Vorsteher geehrt, so daß, obwohl man gern sah, daß sie in den Gassen sich schlugen, bei hoher Strafe das bloße Wort eines der gemeinsten Bürger mitten in der Hitze des Streites sie auseinander bringen mußte; denn Gehorsam wurde für die erste Bürgertugend gehalten. Die zweite war die Bescheidenheit: bei den Mahlzeiten fing nie ein Knabe an zu reden; befragt antwortete er kurz. Es wurde für schändlich gehalten, auf den Gassen die Blicke rechts und links herumschweifen zu lassen: Jeder sah vor sich und hielt die Hände in den Mantel gehüllt. Aus den heranwachsenden Jünglingen wählten die Ephoren drei Hippagreten (Hauptleute zu Pferd), deren jeder hundert andere zu sich nahm. Er mußte aber die Ursachen seiner Auswahl angeben. Man war eifersüchtig darauf; es veranlaßte einen edlen Wettkampf guter Aufführung. Diese 300 wurden von dem geheimen Rathe zur Ausführung seiner Befehle oft besonders gegen die Heloten gebraucht. Es waren aber letztere die alten Bewohner sumpfiger Gegenden auf der Seeseite, welche die Lacedämonier zu Sclaven gemacht hatten und sehr hart hielten.

Alle Bürger aßen zunftweise (in Syssitien), öffentlich, alte und junge miteinander, auf daß des Alters finsterer Ernst durch den Anblick der aufblühenden Jugend erheitert werde, und auf daß die Jünglinge aus den klugen Reden der Männer sich bilden. Ueberhaupt hatte man das Meiste, auch Sclaven, Pferde, Hunde, die in Laconien besonders gut waren, gemein. Die Jagd war ein Lieblingsvergnügen, überhaupt, was gesund und muthvoll machte, als Weg zur höchsten Tugend betrachtet. Wer vor dem Feind geflohen war, durfte nie mehr auf öffentlichen Plätzen erscheinen; vor jungen Leuten mußte er aufstehen; Oel und Salben waren ihm verboten; Stockschläge mußte er leiden; sein Leben war härter als mehrfacher Tod.

Alle Künste des Gewinnes waren den Bürgern verboten, weil man für unziemlich hielt, daß ein freier Mann um sein Dasein von fremdem

Willen abhänge. Silber und Gold wurden abgeschafft; die eiserne Münze war so groß und schwer, daß ein paar hundert Thaler einen Wagen füllten. Das ganze Land aber war in 30,000 Güter getheilt, wovon anfänglich jeder Bürger eines hatte. Verboten waren die Wissenschaften eigentlich nicht: aber nur die nützlichen, Taktik, Sprachkenntniß, Geschichte, wurden mit Beifall getrieben. Es gab keine Schriftsteller: alles Andenken der Tugenden dieser Republik ist man dem Fleiß der Athenienser schuldig. Die Lacedämonier sahen auf Leibeskraft, Gesundheitsblüthe, Standhaftigkeit; gleichwohl bewiesen sie in Führung der Geschäfte lange eine besondere Vorsicht und Mäßigung, und Viele, die weder lesen noch rechnen konnten, machten durch ihren gesunden Verstand den Witz berühmter Philosophen stumm.

Die Fehler dieser Verfassung waren folgende. Den Weibern waren zu große Rechte gegeben, zumal daß die Landgüter auch auf sie erbten, daß sie sie auch geschenksweise oder durch Testamente erwerben konnten: hiedurch geschah, daß, obwohl man die liegenden Gründe nicht veräußern durfte, dennoch dieser einzige Reichthum der Spartaner zuletzt in wenige zusammengeheirathete Familien kam. Da so viele Männer im Kriege fielen, geriethen zwei Fünftheile des Landes in weibliche Hände. Zum andern, da die Triebe der Natur ihre Rechte immer behaupten, Lykurgus aber sein Volk über die Menschheit erhoben hatte, so konnte es nicht fehlen: es mußte sehr viele Heuchler geben. In der That, je weniger man haben und genießen durfte, desto geiziger verbargen die verdorbenen Bürger, was sie durch unerlaubte Mittel zu erwerben gewußt. Selbst Ephoren, die oft arm waren, ließen sich dieses zu Schulden kommen und vergaben auch dem Rath viel, damit er ihre Sachen weniger prüfe. Die, welche zu den öffentlichen Mahlzeiten Nichts beitragen konnten, waren durch ein Gesetz, das vielleicht nicht von Lykurgus ist, von denselben und allem Antheil der Geschäfte ausgeschlossen. Hierzu kam, daß, da die Gesetze nicht geschrieben waren, in Zeiten einreißender Verderbniß die Partheien sie nach Gutdünken deuteten. Die Einführung der Würde eines Admirals (Nauarchen), die sehr große Gewalt und vielen Reichthum gab, veranlaßte Eifersucht. Die Bürgerschaft, von Kriegen erschöpft und selten oder nie durch neue Aufnahmen ergänzt, nahm dermaßen ab, daß sie endlich anstatt 1500 Mann zu Pferde und 30,000 zu Fuß aus nur noch tausend Mann bestand und ihre 30,000 Landportionen in den Händen von 700 waren.

Das aber ist wahr, daß diese Ausartung sich erst nach sechstehalbhundert Jahren zu äußern anfing: solche Kraft hatte der heroische Eindruck, den Lykurgus hinterließ. Welch ein Mann muß er gewesen sein, der die reichen Leute seines Landes zu gleicher Vertheilung der Güter und Vernichtung des Geldwerthes zu überreden wußte! der eine ganze Republik in eine einige Familie verwandelte und einer verdorbenen Bürgerschaft eine wunderwirkende Vaterlandsliebe gab! der ein Volk bildete, welches nie vor dem Feinde floh, selbst nicht nach dem unglückseligen Tage bei Leuktren! ein Volk, bei welchem selbst in dem ersten Sittenverfall siebenhundert Jahre hindurch keine bürgerliche Kriege ausgebrochen, weil Bürger Bürgern Alles vergaben; ein Heer, das nicht fragte, wie stark der Feind, sondern blos wo er sei, das gar keine Furcht kannte; eine Jugend voll Gehorsam, voll Verehrung des Alters, eben dieselbe fest entschlossen, für

Lacedämoniens Freiheit zu siegen oder zu sterben; ein Greisenalter, welches nach dem leuktrischen Unfall mit nur hundert Jünglingen den einbrechenden Sieger in seinem Fortgang aufhielt; Weiber, die nicht weinten, wenn ihre Söhne fürs Vaterland fielen, wohl aber, wenn sie ihre Feldherren und Freunde zu überleben sich nicht scheuten: im Ganzen eine Nation, in kurz abgebrochenen Sprüchen und oft schweigend beredtsam, in der endlich dritthalbtausend Jahre den Freiheitsgeist nie ganz getilgt haben. Denn, als die Oberherrschaft, als Lacedämon selbst unterging, vermochte weder die römische Kraft, noch die Verwirrung und Erniedrigung unter dem schwachen Reich von Konstantinopel, noch die Waffen der osmanischen Türken die Bürger Lykurgs gänzlich zu unterjochen. Die edelgesinntesten, wie ihnen der Sohn des Agesilaus vorlängst gerathen, verließen das gefallene Vaterland, flohen mit Weibern und Kindern ins Gebirge: nachdem sie Alles verloren, erhielten sie sich selber. Und oft fielen sie vom Taygetus herunter, zu ärnten, was ihre feigeren Landsleute für die Unterdrücker gesäet. In dieser Unabhängigkeit leben sie noch im Gebirge von Maïna unter zween Fürsten, unzugänglich den Janitscharen. Einige haben sich auf Corsica, einige nach dem nordamerikanischen Florida geflüchtet. Die Maïnotten selbst, gesunde, schöne, martialische Männer, erinnern an die Lacedämonier.

---

70. Die Perser und Griechen bei Thermopylä, 480 a. Chr.

Nach Herodot von K. F. W. Lanz. (7. Aufl. S. 139.)

Als König Xerxes, Darius Sohn, gegen Hellas heranzog, versammelten sich Abgesandte von den hellenischen Staaten, welche wohlgesinnt waren, auf dem Isthmus und hielten Rath, wie sie den Krieg führen wollten und an welchen Orten. Diese beschlossen den Paß bei Thermopylä, welcher unweit der Stadt Trachis im Lande der Malier den Eingang nach Hellas bildet, zu vertheidigen. Es ist aber der Paß gen Abend von einem unzugänglichen, steilen und hohen Berg begrenzt, der sich bis in den Oeta erstreckt, gen Morgen aber kommt gleich das Meer und Morast, also daß der Weg nur etwa ein halbes Plethrum breit ist und an zwei Stellen vor und hinter Thermopylä hat er nur eine Wagenbreite. Auch war da eine Mauer gebaut, und es befand sich vor Zeiten ein Thor darin. Diese war zwar größtentheils schon eingefallen: nun aber beschlossen sie, dieselbe wieder aufzurichten. Dieser Ort schien den Hellenen wohlgelegen zu sein, weil die Barbaren da weder von ihrer Menge noch von ihrer Reiterei Gebrauch machen konnten. Daher beschlossen sie, gerade hier den anrückenden Feind zu erwarten.

Das Heer aber, welches Xerxes heranführte, betrug an Fußvolk Derer, die aus Asien herüberkamen, eine Million und siebenmalhunderttausend Mann, an Reitern achtzigtausend, und außerdem noch Araber auf Kameelen und Libyer zu Wagen zwanzigtausend. Hierzu kamen noch, die aus Europa mitzogen, aus Thracien, Macedonien und Thessalien und den an der Thracischen Küste liegenden Inseln, zusammen etwa dreimalhunderttausend Mann ohne die Dienerschaft in ihrem Gefolge, die wohl eben so stark war. Wenn man nun noch die Flotte dazu rechnet, die nicht weit vom Landheer am thessalischen Vorgebirg Sepias vor Anker lag und aus zwölfhundert und sieben Kriegsschiffen und dreitausend Funfzigruderern

bestand und zusammen über fünfmalhundert und siebenzehn tausend Mann an Bord hatte, — diese alle zusammengezählt, betrug die ganze streitbare Mannschaft zwei Millionen und sechsmalhundert vierzigtausend Mann. Die Dienerschaft aber und der ganze Troß zählte wenigstens eben so viel Köpfe. Also folgten dem Xerxes bis nach Sepias und Thermopylä in Allem etwa fünf Millionen und dreimalhunderttausend Menschen.

Mit dem Landheer nun war König Xerxes bei Trachis gelagert, da wo die breiteste Stelle der ganzen Gegend ist zwischen den Bergen und dem Meer, die Hellenen aber in dem Paß. Er war Herr von allem Land in Mitternacht bis Trachis, sie dagegen von Allem, was gen Mittag liegt auf diesem Festland.

Die Hellenen aber, welche den Perser an selbiger Stätte erwarteten, waren zusammen um fünftausend, nämlich diese: dreihundert Schwergerüstete aus Sparta; tausend Tegeaten und Mantineer, von jeder Stadt die Hälfte, von Orchomenus in Arcadien hundert und zwanzig, aus dem übrigen Arcadien tausend; ferner von Korinthus vierhundert, von Mycene achtzig; die waren aus dem Peloponnes gekommen: von den Böotern aber siebenhundert Mann aus Thespiä und vierhundert aus Theben. Dazu kamen noch die Opuntischen Lokrer, die aufgeboten waren mit aller ihrer Macht und tausend Mann Phoceer. Der Oberste des gesammten Heerhaufens war Leonidas, König von Sparta. Derselbe hatte sich seine dreihundert Begleiter besonders ausgewählt, alle von gesetztem Alter und die schon Kinder hatten. Diese waren denn auch die Tapfersten der ganzen Schar: die Thebaner aber waren die Schlechtesten; denn dieselben waren nicht mit willigem Herzen mitgezogen, sondern Leonidas hatte sie mitgenommen, weil man sie sehr in Verdacht hatte, daß sie persisch gesinnt wären; er hatte sie also zum Kriege aufgeboten, um zu sehen, ob sie Beistand schicken oder ganz offenbar von dem hellenischen Bunde sich lossagen würden. Dies war die gesammte Schar derer, die sich den Persern bei Thermopylä entgegenstellten. Es waren ihrer aber nicht mehr, weil gerade ein Fest vor der Thüre war. Dieses wollten die Hellenen erst feiern und dann mit gesammter Macht ins Feld ziehen: denn sie glaubten gar nicht, daß der Kampf in Thermopylä so schnell würde entschieden werden; darum schickten sie diese nur einstweilen voran.

Als aber das ungeheure Perserheer dem Paß sich näherte, fürchteten doch die Hellenen, sie seien zu schwach, sie abzuwehren, und hielten Rath, ob sie nicht abziehen sollten. Die Peloponnesier nun wollten nach dem Peloponnes gehen und den Isthmus besetzen: Leonidas aber, als die Phoceer und Lokrer sich dieser Meinung heftig widersetzten, stimmte dahin, daselbst zu bleiben und Boten in die Städte zu senden, die da sollten um Verstärkung bitten.

Wie sie so berathschlagten, sandte Xerxes einen Späher zu Pferde ab, um zu sehen, wie stark sie wären und was sie vornähmen. Und als der Reiter an das Lager heranritt, überschaute und sah er zwar nicht das ganze Lager, — denn die jenseits der Mauer standen, welche sie aufgerichtet hatten, konnte er nicht übersehen — sondern er bemerkte nur die, welche außerhalb vor dem Eingang lagerten. Es hatten aber gerade zu derselbigen Zeit die Lacedämonier draußen die Wache, und er sah, wie einige Männer turnten, andere aber ihr Haar kämmten. Als er das erblickte, verwunderte er sich und merkte sich ihre Zahl. Und

als er sich Alles genau gemerkt, ritt er ganz ruhig wieder zurück; — denn keiner verfolgte ihn, und sie bekümmerten sich gar nicht um ihn — und als er zurückkam, sagte er dem Xerxes Alles, was er gesehen. Als Xerxes das hörte, begriff er nicht, daß sie sich eigentlich bereiteten zum Tode oder zum Siege nach allen Kräften, sondern ihr Thun kam ihm lächerlich vor. Darum ließ er zu sich rufen den Demaratus, welcher früher König von Sparta gewesen und nachher aus seinem Vaterlande vertrieben zu den Persern gegangen war. Wie der nun kam, fragte ihn Xerxes nach Allem; denn er wollte gern wissen, was die Lacedämonier thäten. Der aber sprach: Schon zuvor, als wir aufbrachen nach Hellas, hab ich mit dir, o König, über diese Männer geredet, und du hast mich ausgelacht, als ich dir sagte, wie diese Sache nach meiner Einsicht kommen würde; denn es ist für mich ein gefährliches Amt, Herr, die Wahrheit zu reden vor dir: jedoch vernimm sie auch jetzt. Diese Männer sind gekommen, um uns den Paß streitig zu machen, und dazu bereiten sie sich; denn das ist Sitte bei ihnen: wenn sie ihr Leben aufs Spiel setzen wollen, dann schmücken sie ihr Haupt. Wisse aber, wenn du diese und was in Sparta geblieben, bezwingest, so ist kein Volk auf der Erde mehr, das es wagt wider dich, o König, den Arm aufzuheben; denn jetzt hast du es mit den tapfersten Männern zu thun. Das däuchte aber dem Xerxes ganz unglaublich, und er fragte zum andern, auf welche Art ein so kleiner Haufe sein Heer sollte bekämpfen können. Jener aber sprach: Herr, du sollst mich für einen Lügner ansehen, wenn es nicht so kommt, wie ich sage.

Xerxes aber glaubte ihm dennoch nicht. Er ließ nun vier Tage vorbeigehen; denn er hoffte immer, sie würden davon laufen. Um diese Zeit, als ein Trachinier zu dem Spartaner Dianakas sagte, wenn die Feinde ihr Geschoß abschössen, würde die Sonne verdunkelt werden, so groß wär' ihre Menge, da antwortete dieser ganz unerschrocken und unbekümmert um ihre Menge: das wäre ja recht schön für sie: wenn die Perser die Sonne verdunkelten, so würde man mit ihnen im Schatten fechten. Und das war derselbe Spartaner, der nachher vor allen den Preis der Tapferkeit erhielt. Am fünften Tage endlich, als Xerxes deutlich einsah, die Hellenen wären unverschämt und unklug genug, stehen zu bleiben, schickte er von Wuth entbrannt aus seinem Heere die Meder und Kissier gegen sie ab und befahl ihnen sie lebendig zu fangen und vor sein Angesicht zu führen. Als nun die Meder andrangen und ihren Angriff machten auf die Hellenen, fielen eine Menge von jenen; die andern aber rückten näher und konnten sie nicht zum Weichen bringen, obwohl ihr Verlust beträchtlich war. Da ward es denn aller Welt und vornämlich dem Könige offenbar, daß es wohl viel Menschen wären, aber nur wenig Männer. Das Treffen aber dauerte den ganzen Tag. Nachdem aber die Meder hart zugerichtet waren, so wichen sie zurück, und an ihre Stelle rückten die von den Persern vor, welche zehntausend an der Zahl auserlesen waren von allen Persern, und die der König die Unsterblichen nannte; denn wenn einer an der Zahl fehlte entweder durch Tod oder durch Krankheit, so wurde sogleich ein anderer genommen, und es waren niemals weder mehr noch weniger als zehntausend Mann; sie aber hatten am meisten Glanz vor Allen und waren auch die Tapfersten im ganzen Heere der Perser. Diese nun

ließ der König jetzt vorrücken, als würden sie eher mit den Hellenen fertig werden. Als aber auch sie mit ihnen handgemein wurden, richteten sie nicht mehr aus als das medische Heer, sondern es ging ihnen ebenso, weil sie in dem engen Paß stritten und kürzere Speere hatten als die Hellenen und von ihrer Uebermacht nicht Gebrauch machen konnten. Die Lacedämonier aber fochten wacker und brav und zeigten, daß sie den Krieg verstanden, der Feind aber nicht, besonders dadurch: sie wandten ihnen zuweilen den Rücken und flohen dann alle auf einmal: die Feinde aber, die sie fliehen sahen, jagten ihnen nach mit Lärm und Geschrei; sie aber wandten sich, wenn jene nahe an sie gekommen den Feinden entgegen und auf die Art erlegten sie eine unzählige Menge von Persern; es fielen aber auch von den Spartanern einige Wenige. Als nun die Perser den Paß nicht erstürmen konnten, wiewohl sie in einzelnen Scharen nud mit der ganzen Macht angriffen, zogen sie sich zurück. Während dieses Handgemenges soll Xerxes, der da zusah, dreimal von seinem Stuhle aufgesprungen sein aus Besorgniß für sein Heer.

Damals nun kämpften sie also: am folgenden Tage aber fochten die Feinde nicht glücklicher. Nämlich sie griffen an in der Hoffnung, weil der Hellenen nur so Wenige wären, so würden sie alle verwundet und nicht mehr im Stande sein einen Arm zu rühren. Aber die Hellenen standen in ihren Gliedern nach den Völkerschaften und fochten Jeder an seinem Theil ohne die Phoceer: die standen auf dem Berge, einen heimlichen Fußpfad zu bewachen, auf welchem man den Paß umgehen und nach Hellas gelangen konnte. Da es nun die Perser um Nichts anders fanden als den vorigen Tag, so zogen sie sich zurück.

Als aber Xerxes nicht wußte, was er dabei thun sollte, trat vor ihn Ephialtes, ein Hellene von Geburt, in der Meinung, eine große Belohnung von dem Könige zu erhalten, und verrieth ihm jenen Fußpfad und verderbte also die Hellenen, welche bei Thermopylä standen. In der Folge entwich er aus Furcht vor der Strafe aus seiner Heimath; aber es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und als er wieder heim kam, erschlug ihn ein Mann aus Trachis. Dieser Ephialtes nun kam zum Xerxes und bot ihm an, er wolle sein Heer auf jenem Wege hinüberführen. Dem Könige aber gefiel, was Ephialtes auszurichten verhieß, und er ward alsbald sehr erfreut und schickte mit ihm den Obersten Hydarnes und die Schar der Unsterblichen ab. Diese brachen um die Zeit, da man die Leuchten anzündet, aus dem Lager auf und zogen auf dem Fußpfade einher die ganze Nacht durch, und als die Morgenröthe hervorkam, waren sie auf der Höhe des Berges. Hier standen eben, wie schon zuvor gesagt ist, tausend Mann schwergerüstete Phoceer, um den Fußpfad zu bewachen. Diese merkten aber, daß jene heraufstiegen, auf die Art. Die Perser nämlich waren unbemerkt bis oben auf den Berg gekommen. Weil das Laub unter ihren Füßen rauschte, sprangen die Phoceer auf, und legten ihre Rüstung an; und alsbald erschienen auch die Feinde. Und da sie dort Männer sahen, die ihre Rüstung anlegten, verwunderten sie sich; denn sie hatten gehofft, es würde ihnen sich Nichts entgegen stellen; und nun stießen sie auf einen Heerhaufen. Da fürchtete Hydarnes, die Phoceer möchten Lacedämonier sein, und fragten den Ephialtes, was für Leute das wären: und als er es erfuhr nach der Wahrheit, stellte er die Perser in

Schlachtordnung; und als die Phoceer von einem dichten Pfeilregen getroffen wurden, entflohen sie auf den Gipfel des Berges; denn sie glaubten, die wären eigentlich ihretwegen gekommen, und bereiteten sich zum Tode. Also dachten sie: die Perser aber mit dem Ephialtes und Hydarnes kümmerten sich um die Phoceer gar nicht, sondern gingen eilends den Berg hinab.

Dem Leonidas aber sagten Ueberläufer und die Späher, die er auf den Höhen aufgestellt hatte, an, daß die Perser über den Berg gingen. Und wie er das erfuhr, berief er eine Versammlung und hieß die Andern nach Hause zurückziehen; er aber mit seinen Lacedämoniern wolle bleiben und in den Tod gehen. Die entlassenen Bundesgenossen gehorchten dem Leonidas und zogen ab; die Thespier und Thebaner aber blieben allein da bei den Lacedämoniern: die Thebaner blieben wider ihren Willen und ungern, — denn Leonidas hielt sie fest und betrachtete sie als Geiseln — die Thespier aber mit freudigem Herzen und sagten, sie wollten den Leonidas und seine Leute nicht verlassen und nach Hause gehen; sondern sie blieben da und starben mit ihnen.

Xerxes aber rückte einige Stunden nach Sonnenaufgang aus seinem Lager gegen Thermopylä heran; denn so hatte er es mit dem Ephialtes verabredet. Und die Hellenen unter Leonidas, weil sie nun in den Tod hinauszogen, gingen jetzt viel weiter vor in die Breite der Schlucht als am Anfang. Die vorigen Tage waren sie in die Enge hervorgekommen zum Streit; nun aber trafen sie sich jenseits der Engen: und da fiel eine Menge der Feinde; denn hinter ihren Gliedern standen die Hauptleute mit Geißeln; die hieben darauf los und trieben sie immer vorwärts. Viele von ihnen nun stürzten ins Meer und ertranken, weit mehr aber wurden lebendig zertreten, es mochte sterben, was starb. Denn weil die Hellenen wußten, ihr Tod wäre ihnen gewiß durch die, welche den Berg umgangen, so setzte ein Jeglicher alle seine Kraft daran wider die Feinde und schonte weder sein noch des Feindes.

Nun waren aber damals schon den Meisten ihre Lanzen zerbrochen: da gingen sie den Persern mit dem Schwert zu Leibe. Und Leonidas fiel in diesem Getümmel, nachdem er heldenmäßig gekämpft, und viele Spartaner. Aber auch von den Persern fiel eine große Zahl und darunter zwei Brüder des Königs selbst. Und über dem Leichnam des Leonidas entstand ein großes Gedränge der Perser und Lacedämonier, bis daß die Hellenen ihn durch ihre Tapferkeit fortbrachten und den Feind viermal in die Flucht jagten. Das dauerte so lange, bis die mit dem Ephialtes dazu kamen. Als aber die Hellenen diese ankommen sahen, da gewann der Streit eine andere Gestalt; denn sie wichen zurück in die Enge des Weges und gingen wieder hinter die Schutzmauer und kamen und setzten sich auf dem Hügel fest alle zusammen auf einen Haufen ohne die Thebaner. Hier wehrten sie sich mit den Schwertern, die noch Schwerter hatten, und mit Hand und Mund: aber die Feinde begruben sie unter ihren Schlägen; denn ein Theil jagte ihnen nach und riß die Schutzmauer nieder, die Andern aber umringten sie von allen Seiten; und da fielen sie denn alle bis auf den letzten Mann. Sie wurden später an der Stelle begraben, auf welcher sie gefallen waren, und wurde daselbst zu ihrem Gedächtniß eine Inschrift errichtet.

Zwei aber von den Dreihundert, Eurytus und Aristodemus, wa-

ren vor dem Kampfe von Leonidas aus dem Lager fortgeschickt worden und lagen in einer benachbarten Stadt an einer schlimmen Augenkrankheit darnieder. Als diese erfuhren, daß die Perser über den Berg gegangen wären, legte Eurytus schnell seine Rüstung an und befahl seinem Knechte ihn zu den Kämpfenden zu führen. Und als ihn dieser dahin geführt, lief der Führer davon: er selbst aber fiel in dem Haufen und ward erschlagen. Aristodemus aber hatte sein Leben zu lieb und rettete sich durch die Flucht: als er jedoch nach Lacedämon zurückkam, fiel er in Schimpf und Unehrlichkeit, und Keiner sprach mit ihm, und man nannte ihn nur den Flüchtling Aristodemus. In der Schlacht bei Platää aber tilgte er durch Tapferkeit seine Schuld wieder aus.

Aber die Thebaner hatten so lange mit den Hellenen wider des Königs Heer gefochten, als sie mußten: als sie aber sahen, daß die Perser die Oberhand gewannen, da die Hellenen auf dem Hügel zusammengedrängt wurden, so trennten sie sich von ihnen und streckten ihre Hände aus und gingen den Feinden entgegen, indem sie sagten, wie es denn auch in der That ganz richtig war, daß sie schon längst persisch gesinnt wären, daß sie aber aus Noth gedrungen nach Thermopylä gekommen und ganz unschuldig wären an dem Verluste, den der König erlitten. Dadurch nun retteten sie zwar ihr Leben: aber sie kamen doch nicht ganz glücklich davon; denn als sie herankamen, faßten die Feinde sie, und tödteten ihrer Etliche; die Meisten aber brandmarkten sie auf Xerxes Befehl mit dem königlichen Male. Also kämpften die Hellenen bei Thermopylä und erschlugen von den Feinden bei zwanzigtausend.

---

71. Die Schlacht am Granikus, 334 a. Chr. (7. Aufl. S. 145.)

Joh. Gust. Droysen.

Alexander hatte, sobald er auf asiatischem Boden stand, richtig erkannt, wie wichtig ein möglichst baldiges Zusammentreffen mit dem Feinde für ihn sein müsse, und er suchte dasselbe. Desto mehr hätten die persischen Feldherrn ein solches vermeiden sollen. Memnon, der Anführer der Griechen im Perserheere, hatte auf das lebhafteste im Kriegsrathe die Gründe entwickelt, weßhalb ein Kampf, der kaum einen Sieg, und wenn diesen, kaum einen Vortheil hoffen ließe, mit dem Macedonier zu vermeiden sei. Allein er war nicht gehört worden, und die persischen Satrapen stimmten eben so sehr aus Kampflust als aus Abneigung gegen den Fremdling, der ihnen schon zu viel beim Könige galt, für den Angriff. So rückten denn die Perser den Macedoniern bis an den Fluß Granikus entgegen und beschlossen, an den steilen Ufern dieses Flusses gelagert jedes Weiterrücken Alexanders zu hindern. Sie hatten sich an dem rechten Ufer so aufgestellt, daß unmittelbar am Flusse die persische Reuterei, in einiger Entfernung hinter ihr die griechischen Söldner lagerten.

Indeß rückte Alexander über die Ebene Adrastea dem Granikus zu, das schwere Fußvolk in die zwei Colonnen des rechten und linken Flügels getheilt, auf der rechten Flanke die macedonische, auf der linken die thessalische und griechische Reuterei; die Packthiere mit dem größeren Theil des leichten Fußvolkes folgten im Rücken; die Vorhut bildeten die Plänkerer und etwa fünfhundert Mann leichtes Fußvolk unter Hegelochus Führung. Schon näherte sich die Hauptmasse dem Flusse, als eilends

einige von den Plänkerern zurückgesprengt kamen mit der Nachricht, die Feinde ständen jenseits des Flusses in Schlachtordnung, und zwar die Reuter in ausgedehnter Linie längs dem steilen und lehmigen Flußufer, eine Strecke rückwärts das Fußvolk auf den Anhöhen, welche die Ebene jenseits beherrschten. Alexander durchschaute die Fehler der feindlichen Disposition, welche die Waffe des ungestümen Angriffs zur Vertheidigung eines schwierigen Terrains und die trefflichen Griechischen Söldner zu müssigen Zuschauern eines Kampfes machte, dem nur sie gewachsen waren: ein Angriff seiner ritterlichen Scharen mußte hinreichen, das jenseitige Ufer und damit die Schlacht zu gewinnen, deren Erfolg zu sichern und zu benutzen ihm seine Phalangen und Bundesgenossen zu Gebote standen. Sofort ließ er rechts und links aufrücken in die Disposition der üblichen Schlachtordnung, während sich seine Generale um ihn zur Berathung versammelten. Einige widerriethen den Kampf, namentlich der vorsichtige Parmenion: es sei rathsam sich vorerst an dem Ufer des Flusses zu lagern; denn der Feind, an Fußvolk schwächer, werde nicht wagen in der Nähe der Macedonier zu übernachten: er werde sich zurückziehen und es so möglich machen, daß man am andern Morgen, bevor die Perser ausgerückt und aufgestellt seien, den Uebergang ohne Gefahr bewerkstellige. Jetzt dagegen scheine ein Uebergang nicht ohne Gefahr: der Tag neige sich; der Fluß sei an manchen Stellen tief und reißend, das Ufer jenseits steil; man könne nicht in Linie passiren, man müsse colonnenweise durch den Fluß setzen; die feindliche Reuterei werde sie in die Flanke nehmen und niederhauen, ehe sie zum Fechten kämen. Der erste Unfall aber sei nicht bloß für den Augenblick empfindlich sondern für die Entscheidung des ganzen Krieges höchst bedenklich. Darauf antwortete Alexander: Wohl erkenne ich das, o Parmenion: aber ich würde mich schämen, wenn ich den Hellespont leicht überschritten hätte und dies kleine Wasser uns abhalten sollte überzusetzen, wie wir sind. Auch würde das weder mit dem Ruhme der Macedonier, noch mit meinem Sinn der Gefahr gegenüber stimmen: die Perser, glaube ich, würden Muth fassen, als könnten sie sich mit Macedoniern messen, weil sie nicht sofort erführen, was sie fürchten! Mit diesen Worten entsandte er Parmenion an den linken Flügel, während er selbst zu den Geschwadern des rechten hinabsprengte.

An dem Glanze seiner Waffen und an der weißen Feder seines Helmes, an der tiefen Ehrfurcht der um ihn beschäftigten Umgebung sahen die Perser jenseits, daß Alexander ihrem linken Flügel gegenüber stand, und daß von dorther der Hauptangriff zu erwarten sei: sie eilten den Kern ihrer Reuterei in dichten Reihen ihm gegenüber an das Ufer zu stellen. Dort war Memnon mit seinen Söhnen und der cilicische Satrap Arsames mit der persischen Reuterei; dann folgte in der Schlachtlinie der phrygische Satrap Arsites und der lydische Spithridates, dann die weiteren Reuterhaufen des Centrums und die des rechten Flügels unter Rheomithres. Eine Zeitlang standen beide Heere einander schweigend gegenüber voll banger Erwartung der nächsten Zukunft. Dann schwang sich Alexander auf sein Schlachtroß, rief seinen Macedoniern zu ihm zu folgen und als Männer zu kämpfen und gab das Zeichen zum Vorrücken. Voran die Edelschar des Sokrates, die Päonier und die Plänkerer und eine Abtheilung der Hypaspisten unter Amyntas und

Ptolemäus. Etwas später ging Alexander an der Spitze des rechten Flügels, unter dem Schall der Trompeten und des Schlachtgesanges gegen den Fluß: er wollte, während Ptolemäus durch seinen Angriff den äußersten linken Flügel beschäftigte, mit den macedonischen Geschwadern des rechten Flügels halb links aufrückend, rechts an Ptolemäus links an die nachrückende Phalanx gelehnt, auf das Centrum der Feinde einbrechen und dasselbe sprengen. Parmenion selbst sollte den rechten Flügel der Feinde in Unthätigkeit halten, während seine Fronte sich gleichfalls allmählig dem Flusse zu in schräger Linie in Bewegung setzte.

Sobald sich nun Sokrates und Amyntas dem rechten Ufer des Flusses nahten, begann das Gefecht: die Perser widersetzten sich mit aller Macht ihrem Hinaufdringen, indem sie theils vom hohen Ufer herab ihre Wurflanzen schleuderten, theils unmittelbar an das Wasser aufrückten und die heraufkämpfenden Macedonier zurückdrängten. Diese, durch den schlüpfrigen Lehm am Ufer noch mehr behindert, mußten trotz des tapfersten Kampfes und nachdem Viele niedergehauen waren, sich auf Alexander zurückziehen. Denn schon war der König mit seinen macedonischen Rittern im Strome; er stürmte schon gegen die Stelle des Ufers an, wo die dichteste Masse der Feinde und die Heerführer zusammenwaren. Sofort begann der heftigste Kampf um die Person des Königs, während dessen eine Abtheilung nach der andern das linke Ufer erreichte und sich zum Durchwaten und zum Angriff formirte. Es begann eine Reuterschlacht, die in ihrer Hartnäckigkeit, Stätigkeit und der Wuth des Handgemenges eher einem Kampfe des Fußvolkes glich: Roß an Roß, Mann an Mann gedrängt kämpften die Macedonier mit ihren Speeren, die Perser mit ihren leichteren Wurflanzen und bald mit ihren krummen Säbeln, jene, um die Perser vom Ufer zurück auf das Blachfeld zu werfen, diese um die Macedonier nicht auf das Land zu lassen oder sie in den Strom zurückzustoßen. Alexanders weißen Helmbusch sah man im dichtesten Getümmel. In der Wuth des Gefechtes zersplitterte sein Speer: er rief seinem Stallmeister zu ihm einen andern zu reichen. Auch dem war sein Speer zerbrochen: so kämpfte der König mit dem umgekehrten Stumpf und machte sich freie Bahn. Aber kaum hatte ihm der Korinther Demaratus seinen eigenen Speer gereicht, so sprengte auch schon ein neuer Schwarm erlesener persischer Reuter auf ihn los. Der wilde Mithridates, ihr Führer, jagte weit voraus und auf Alexander zu; sein Wurfspieß verwundete des Königs Schulter: ein Speerstoß Alexanders streckte den persischen Fürsten todt zu Boden: laut auf schrieen beide Heere. In demselben Augenblick jagte des Gefallenen Bruder Rhösaces auf Alexander los und zerschmetterte mit einem Hiebe dessen Helm, so daß der Säbel noch die Stirnhaut ritzte: Alexander bohrte ihm den Speer durch den Harnisch bis tief in die Brust, und Rhösaces stürzte rücklings vom Pferde. Zugleich war der lydische Satrap Spithridates an Alexander hinangesprengt; schon hatte er über des Königs Nacken, ohne daß dieser es merkte, seinen Säbel zum tödtlichen Schlage erhoben: da kam ihm der schwarze Klitus zuvor: mit einem Hiebe trennte er des Barbaren Arm vom Rumpf und gab ihm den Todesstoß. Immer wilder wurde der Kampf: die Perser fochten mit ungeheurer Tapferkeit, den Tod ihrer Fürsten zu rächen, während von den Macedoniern immer neue Scharen über den Fluß setzten, eindrangen, niedermetzelten. Umsonst suchten die

Feldherren Niphates, Petines und Mithrobuzanes zu widerstehen; umsonst Pharnaces, des Darius Schwager, und Arbupales, der Enkel des Artaxerxes, die sich schon lösenden Massen zu halten: bald lagen sie erschlagen auf dem Felde. Das Centrum der Perser war völlig durchbrochen; die Flucht wurde allgemein. Etwa tausend, nach Anderen zweitausendfünfhundert Perser waren geblieben; die übrigen flohen weit zersprengt vom Schlachtfelde. Alexander verfolgte sie nicht weit, da noch die ganze Masse des feindlichen Fußvolkes unter Omares auf den Höhen stand, entschlossen den Ruhm griechischer Söldner gegen die macedonischen Waffen zu bewähren. Es war das Einzige, was ihnen übrig blieb: müßige Zuschauer eines blutigen Kampfes, den ihre Mitwirkung gewonnen haben würde, ohne bestimmte Befehle für den Fall, den der Stolz der persischen Fürsten unmöglich geglaubt hatte, blieben sie von Erstaunen und Rathlosigkeit gefesselt auf ihren Höhen, die wenigstens einen ehrenvollen Rückzug zu sichern vermocht hätten. Die blinde Flucht der Reuterscharen hatte sie Preis gegeben: auf sich beschränkt, erwarteten sie den Angriff des siegreichen Heeres und den eigenen Untergang, den sie so theuer als möglich zu machen bereit waren. Alexander rückte mit der Phalanx auf sie ein und ließ zugleich von allen Seiten seine Reuter angreifen. Nach kurzem, aber sehr hartnäckigem Kampfe, in welchem dem Könige ein Pferd unter dem Leibe erstochen wurde, waren die Söldner, von allen Seiten zugleich angegriffen, bald bewältigt: es entkam Niemand, außer wer sich etwa unter den Leichen verborgen hatte; zweitausend von diesen Söldnern wurden gefangen genommen. Alexanders Verlust war verhältnißmäßig gering: beim ersten Angriff waren fünfundzwanzig Mann von der macedonischen Ritterschaft geblieben, außerdem etwa sechszig Mann von der Reuterei und dreißig vom Fußvolke gefallen. Am folgenden Tage wurden sie in ihrer Waffenrüstung und mit allen militärischen Ehren begraben, ihren Eltern und Kindern daheim alle Steuern erlassen. Für die Verwundeten trug Alexander persönlich die größte Sorgfalt: er ging zu ihnen, besah ihre Wunden, fragte, wie sie sie empfangen, und hörte eines Jeden Erzählung theilnehmend an. Die persischen Heerführer ließ er beerdigen, so auch die griechischen Söldner, die im Dienst des Feindes den Tod gefunden hatten; die gefangenen Griechen dagegen wurden in Fesseln geschlagen und zu öffentlicher Strafarbeit nach Macedonien abgeführt, weil sie wider den gemeinsamen Beschluß Griechenlands und für die Perser gegen Griechenland gefochten hatten; nur die Thebaner erhielten Verzeihung. Das reiche persische Lager fiel in Alexanders Hände: die Beute des Sieges theilte er mit seinen Bundesgenossen; seiner Mutter Olympias schickte er nach Macedonien eine Menge der goldenen Becher und purpurnen Teppiche und anderer Kostbarkeiten, die in den Zelten der persischen Fürsten gefunden waren. Zugleich gebot er zum Andenken der fünfundzwanzig Ritter, die zuerst im Kampfe gefallen waren, eben so viel Bronzestatuen von dem berühmten Bildhauer Lysippus gießen und in Dium aufstellen zu lassen. Endlich sandte er dreihundert vollständige persische Rüstungen nach Athen als Weihgeschenk für Pallas Athene mit der Aufschrift: Alexander, Philipps Sohn, und die Griechen, mit Ausnahme der Lacedämonier, von den persischen Barbaren.

---

72. Die Cimbern und Teutonen, 113—101 a. Chr.

Nach Plutarch von K. F. W. Lanz. (7. Aufl. S. 149.)

Kaum war der Krieg mit Jugurtha beendigt, als von Norden her eine Gefahr über Italien hereinbrach, die alle Gemüther mit Furcht und Schrecken erfüllte. Die Cimbern und Teutonen, wilde, furchtbare Völker von unbekanntem Stamme, waren mit Weib und Kind in unzählbaren Scharen vom hohen Norden herabgezogen, um unter dem freundlichen Himmel des milderen Südens sich ein neues Vaterland zu suchen. Ihre früheren Wohnsitze waren vermuthlich an den Küsten des nördlichen Meeres. Daß sie germanischen Stammes seien, schloß man aus ihren blauen Augen und ihrer ganz besonderen Leibesstärke. Sie waren an Muth und Kühnheit unwiderstehlich und in Schlachten brachen sie wie das Feuer mit reißendem Ungestüm ein, daß ihren Angriff Niemand auszuhalten vermochte. Bereits hatten sie große Länderstrecken durchzogen, alle Völker, die ihnen vorkamen, mit leichter Mühe überwältigt und selbst mehrere römische Feldherren mit großen Heeren, welche Gallien jenseits der Alpen schützen sollten, schimpflich aufgerieben. Jetzt standen sie an den Grenzen Italiens, an Zahl mindestens dreimalhunderttausend streitbare Männer in Waffen mit einem Schwarm von Weibern und Kindern, der noch weit größer war.

In dieser Noth sah man sich nach einem großen Feldherrn um: alle Blicke richteten sich auf Cajus Marius, der im Kriege mit Jugurtha sich so glänzende Lorbeeren erworben hatte. Während aus den vornehmen Häusern Keiner den Muth hatte oder das Geschick sich zutraute, den Staat von der großen Gefahr zu erretten, ward Marius, indem er noch abwesend war, zum Consul ernannt, im Widerspruch mit zwei Gesetzen; denn es war verboten einen Abwesenden und vor Ablauf von zehn Jahren denselben Consul wieder zu erwählen. Allein bei dem Drang der Gefahr glaubte das Volk zur Rettung des Staates ebensowohl vom Gesetz abweichen zu müssen als damals, da Scipio gegen die Gesetze Consul wurde. Marius kam aus Afrika und suchte vor allen Dingen das Heer durch alle mögliche Uebungen und Strapatzen abzuhärten. Dabei verfuhr er mit unerbittlicher Strenge: aber willig und mit Vertrauen folgten ihm die Soldaten: sein finsterer Ernst schien ihnen heilsam, sein hitziges Temperament, seine rauhe Stimme, sein wilder Blick nur für die Feinde furchtbar zu sein. Glücklicherweise zogen die Barbaren für jetzt an Italien vorbei, um erst Hispanien zu überschwemmen. Dadurch gewann Marius Zeit, seine Truppen noch ferner durch Uebung zu stärken und dadurch ihren Muth zu heben, auch ihnen immer vertrauter zu werden. Indessen ging sein Consulat zu Ende. Er wurde für das folgende Jahr wieder gewählt, und als auch in diesem die Barbaren noch nicht wieder erschienen, ward er zum viertenmal Consul und mit ihm Lutatius Catulus, ein Mann, der beim Adel und Volk in gleicher Achtung stand.

Jetzt zogen die Barbaren heran. Marius ging ihnen entgegen über die Alpen und bezog am Rhodanus ein festes Lager, das er sehr reichlich mit Vorräthen versah, um nicht durch Mangel zum Treffen genöthigt zu werden, bevor er es vortheilhaft hielt. Nun theilten sich die Feinde in zwei Haufen: die Cimbern wendeten sich östlich im Norden der

Alpen, um durch Noricum in Italien einzudringen; die Teutonen und Ambronen dagegen wollten an der Meeresküste durchs Land der Ligurier ziehen. Jenen rückte Lutatius entgegen; die letzteren trafen auf Marius. Sie erschienen vor dem römischen Lager in zahlloser Menge, gräßlich anzusehen, mit einem Geschrei, so fürchterlich, wie man's noch nie gehört hatte, und forderten den Marius sogleich zum Kampfe heraus. Allein dieser hielt seine Soldaten mit Strenge im Lager zurück, und indem er sie der Reihe nach auf den Wall treten und sich umsehen ließ, gewöhnte er sie an den fürchterlichen Anblick und das gräßliche Geschrei der Feinde, daß sie beides ohne Furcht auszuhalten vermöchten und Rüstung und Bewegung derselben kennen lernten. Dadurch verminderte sich nicht nur in der That das Entsetzen, welches anfangs die römischen Soldaten befallen hatte, sondern es reizten auch die Drohungen und unerträglichen Großsprechereien der Barbaren ihren Muth und setzten ihre Seelen in Feuer und Flammen, als jene die Gegend umher verwüsteten und mit Hohn und Spott die Verschanzungen angriffen. Darüber brachen denn endlich die Soldaten in laute Klagen über den Feldherrn aus: daß er ihnen solche Feigheit zutraue und sie wie Weiber vom Treffen zurückhalte! wozu denn die Strapatzen alle, womit er sie vorgeübt? besser sei es ja, unglücklich wie Carbo und Cäpio gegen den Feind zu kämpfen, als unthätig den Verwüstungen länger zuzusehen! Solcherlei Reden hörte Marius mit Vergnügen und suchte seine Leute durch die Versicherung zu begütigen, daß er volles Zutrauen zu ihnen habe und nur durch Göttersprüche aufgehalten werde, welche ihm Zeit und Ort, wie sie zum Siege günstig wären, andeuten würden.

Endlich, nachdem die Barbaren vergeblich das Lager bestürmt, zogen sie ab, vor den Römern vorbei. Und da konnte man an der Länge und Dauer des Zuges erst recht abnehmen, wie ungeheuer groß ihre Menge sein mußte; denn sechs Tage lang dauerte derselbe ununterbrochen fort. Als sie dem Walle nahe waren riefen sie mit lautem Gelächter: ob sie Etwas an ihre Weiber zu bestellen hätten; denn bald würden sie bei ihnen sein. Marius rückte ihnen auf dem Fuße nach mit der größten Vorsicht, indem er sich immer auf haltbaren Plätzen lagerte und dieselben noch dazu verschanzen ließ. So kamen sie zusammen bis nach Aquä Sextiä am Fuße der Alpen. Hier beschloß Marius mit ihnen zu schlagen und wählte zum Lager einen Platz, der zwar fest genug, aber nicht hinlänglich mit Wasser versehen war, um seine Soldaten desto mehr anzufeuern. Als sie über diesen Mangel murrten, zeigte er ihnen mit der Hand den Fluß neben dem Lager der Feinde mit den Worten: Dort ist Getränk für Blut zu verkaufen. Um so ungeduldiger waren sie nun, zu kämpfen.

Marius hemmte diese Ungeduld noch ein wenig, indem erst das Lager befestigt werden mußte. Unterdessen liefen die Troßknechte, die ihr Vieh nicht tränken konnten, mit Aexten, Spießen und Schwertern bewaffnet an den Fluß, um sich Wasser zu erkämpfen. So entspann sich dort ein Kampf anfangs unter Wenigen: als aber immer Mehrere von beiden Seiten zusammenliefen und die Feinde in Masse kamen, da ließen sich auch die Soldaten nicht länger halten. Zuerst rückte der streitbarste Haufen der Barbaren heran, welcher bereits früher die Römer unter Manlius und Cäpio geschlagen hatte, nämlich die Ambronen, für sich allein dreißigtausend Mann stark: zudem waren

sie eben durch reichliche Mahlzeit gesättigt und durch Wein ihr Muth noch erhöhet. Sie kamen nicht in wilder Unordnung, sondern marschirten in gleichem Schritt, indem sie mit den Waffen den Takt dazu schlugen und in wiederholten Zwischenräumen ihren Namen Ambronen mit fürchterlicher Stimme riefen. Ihnen entgegen zogen zuerst die Ligurier und stimmten in das Geschrei ein. Und da sie nun an Stärke der Stimme einander zu überbieten suchten, so wurde der Muth dadurch desto mehr angefeuert. So wie die Ambronen über den Fluß herüberkamen, ließen ihnen die Ligurier keine Zeit sich in Schlachtordnung zu stellen, sondern stürzten gleich im vollen Laufe auf sie los, und so kam es alsbald zum Handgemenge. Die Römer kamen den Liguriern zu Hülfe, drangen von den Höhen herab mit Gewalt auf die Barbaren ein und brachten sie zum Weichen: die Meisten derselben hieben sie gleich am Ufer zusammen und füllten den Fluß mit Blut und Leichnamen, also daß Keiner von denen, die herübergekommen waren, entrann; die übrigen verfolgten sie bis zu dem Lager und den Wagen. Hier aber kamen ihnen die Weiber mit Schwertern und Aexten entgegen und hieben mit wüthendem Geschrei auf die Fliehenden sowohl als auf die Feinde ein: sie mengten sich mitten unter die Kämpfenden, rissen den Römern mit bloßen Händen die Schilde weg, fielen ihnen in die Degen und ließen sich mit unbesiegtem Muthe bis zum Tode verwunden und in Stücken hauen. Erst bei einbrechender Nacht, nachdem ein großer Theil der Ambronen zusammen gehauen war, kehrten die Römer zurück, brachten aber nicht wie sonst nach erfochtenem Siege die Nacht in Lust und Jubel oder in erquickendem Schlafe zu, sondern in Furcht und Bangigkeit. Denn ihr Lager war nicht verschanzt, von den Barbaren war noch eine ungeheure Zahl unbesiegt, und die entflohenen Ambronen erhoben mit jenen vermischt in der Nacht ein fürchterliches Klaggeschrei, das nicht dem Winseln jammernder Menschen, sondern dem Geheul und Gebrüll wilder Thiere glich und an den Bergen und Thälern verstärkt wiederhallte. Ein schauderhaftes Getöse erfüllte die ganze Ebene und setzte selbst den Marius in bange Besorgniß, es möchte während der Nacht ein ungeordnetes und verwirrtes Gefecht erfolgen.

Jedoch die Feinde erschienen weder in der Nacht, noch am folgenden Tage, indem sie die ganze Zeit hindurch sich rüsteten und ordneten. Unterdessen ließ Marius die waldigen Anhöhen über dem Haupte der Barbaren durch dreitausend Mann Fußvolk unter Claudius Marcellus besetzen, um während der Schlacht zu günstiger Zeit aus diesem Hinterhalt hervorzubrechen und den Feinden in den Rücken zu fallen: die übrigen Truppen, die indeß sich erholt hatten, stellte er mit Anbruch des folgenden Tages vor dem Lager in Schlachtordnung und schickte die Reiterei in die Ebene voraus. Als die Teutonen sie erblickten, warteten sie nicht so lange, bis die Römer in die Ebene herabgekommen waren, sondern rückten voll Grimm in aller Hitze den Hügel hinan. Marius ließ seine Soldaten nach allen Seiten hin ermahnen ruhig auf ihrem Posten zu bleiben, die Wurfspeere gar nicht zu gebrauchen, sondern abzuwarten, bis die Feinde ganz nahe gekommen wären: dann sollten sie zum Schwert greifen und mit dem Schilde sie zurückstoßen; denn bei dem abhängigen und schlüpfrigen Boden würden die Feinde weder mit Nachdruck einhauen, noch sich in geschlossenen Reihen halten können. So machten es denn die Römer und leisteten dem stürmenden Angriff der Feinde den

muthigsten Widerstand, daß diese zurückgeworfen sich wieder in die Ebene hinabzogen. Bevor sie hier sich wieder ordnen konnten, ersah Marcellus den rechten Zeitpunkt, fiel in vollem Laufe mit lautem Feldgeschrei ihnen in den Rücken und brachte die hintersten Reihen in Unordnung und Verwirrung, die von da aus über das ganze Heer sich verbreitete. Nunmehr hielten die Barbaren nicht lange mehr Stand und ergriffen in wilder Eile die Flucht. Die Römer setzten ihnen auf dem Fuße nach und richteten ein ungeheures Blutbad an: über hunderttausend Mann wurden theils gefangen, theils niedergehauen.

Unterdessen hatte Catulus, der den Cimbern entgegen gerückt war, die Vertheidigung der Alpenpässe aufgegeben, aus Besorgniß durch Vertheilung seines Heeres dasselbe zu sehr zu schwächen. Er hatte an der Etsch ein Lager bezogen, über diesen Fluß eine Brücke geschlagen und auf beiden Seiten derselben starke Verschanzungen angelegt. Die Feinde zogen voll Trotz und Verachtung heran: um ihre Stärke und Kühnheit zu zeigen, ließen sie sich nackt beschneien, erkletterten über Schnee- und Eismassen die Berggipfel, legten sich dann auf ihre breiten Schilde und ließen sich auf denselben die steilen Felsenwände herab in den Abgrund hinunter gleiten. Als sie in der Nähe der Römer sich gelagert hatten, unternahmen sie es den Fluß auszufüllen. Gleich den alten Giganten trugen sie die umliegenden Hügel ab, schleppten gewaltige Bäume mit sammt den Wurzeln, ungeheure Felsstücke und mächtige Massen Erde in den Strom und hemmten ihn so in seinem Laufe. Zudem ließen sie schwere Lasten gegen die Brückenpfosten antreiben, daß sie von den Fluthen fortgerissen die Brücke durch heftige Stöße erschütterten. Dadurch geriethen die römischen Soldaten in solche Furcht, daß sie zum großen Theil das Lager verließen und sich auf die Flucht begaben. Da nun Catulus sah, daß sich die Soldaten durch keine Vorstellungen bewegen ließen auf ihrem Posten zu bleiben, sondern von Bestürzung ergriffen ausrissen, so ließ er den Adler aufnehmen, eilte zu dem vordersten Haufen der Abziehenden und stellte sich an ihre Spitze, damit es das Ansehen habe, als wenn sie nicht flöhen, sondern auf Befehl und unter Anführung des Feldherrn der Rückzug angetreten würde. Darauf eroberten die Barbaren die Verschanzungen jenseits der Etsch und bewilligten der Besatzung, weil sie sich wacker gehalten hatte, freien Abzug. Sodann überschwemmten sie das wehrlose Land und verwüsteten es weit und breit.

In dieser Lage der Dinge wurde Marius nach Rom gerufen. Er schlug den Triumph aus, bevor seine Soldaten daran Theil nehmen konnten, und eilte ins Lager des Catulus, sprach diesem Heere Muth ein und berief schleunig seine siegreichen Truppen herbei. Als sie kamen, zog er über den Padus den Feinden entgegen. Diese aber wichen dem Treffen beständig aus, indem sie vorgaben, daß sie die Teutonen erwarteten und über ihr langes Ausbleiben sich verwunderten: und als ihnen die Nachricht von der Vernichtung derselben hinterbracht wurde, mißhandelten sie die, welche es ihnen meldeten und wollten es nicht glauben, bis daß Marius die gefangenen Könige der Teutonen, welche auf der Flucht waren eingebracht worden, ihnen gefesselt vorführen ließ. Nun gingen sie gleich auf den Marius los, der aber ruhig in seinem Lager blieb. Da kam Böorix, König der Cimbern, mit einem kleinen Gefolge heran geritten und forderte ihn auf, an einem

beliebigen Tage und Orte um den Besitz des Landes zu streiten. Und sie bestimmten den dritten Tag und zur Wahlstätte die Ebene von Vercellä, welche den Römern zum Gebrauch ihrer Reiterei bequem war und auch den Barbaren gestattete ihre große Menge auszubreiten.

Beide Theile zogen am genannten Tage heraus und stellten sich in Schlachtordnung auf. Catulus hatte zwanzigtausend und dreihundert Mann, Marius zwei und dreißigtausend. Letztere vertheilte er auf die beiden Flügel, so daß Catulus mit seinen Truppen die Mitte einnahm: dies that er in der Hoffnung, daß die Feinde sich besonders auf die Flanken werfen und dadurch der Sieg hauptsächlich seinen Soldaten würde zugeschrieben werden, Catulus aber wenig zum Gefecht käme, da bei einer großen Fronte die Mitte meist eine Vertiefung bekommt. Das cimbrische Fußvolk rückte gemächlich heraus und stellte sich in einer Tiefe, die der Fronte gleich war, so daß jede Seite der Schlachtordnung dreißig Stadien lang war. Sie trugen Helme, die den Rachen fürchterlicher Thiere glichen und andere seltsame Gestalten hatten, und darauf hohe Federbüsche in Form von Flügeln. Ferner hatten sie eiserne Harnische und glänzend weiße Schilde und führten als Geschoß zweizackige Spieße, im Handgemenge aber große, schwere Säbel.

Den Angriff machten die Cimbern nicht in der Fronte, sondern sie wandten sich rechter Hand und rückten immer weiter vor, um die Feinde nach und nach zwischen sich und ihr Fußvolk, das zur linken Seite stand, zu bringen. Die römischen Feldherrn merkten zwar die List: aber sie konnten ihre Soldaten nicht mehr zurückhalten, da sie auf das Geschrei, die Feinde suchten zu entfliehen, zu ihrer Verfolgung hin eilten. Indessen rückte auch das Fußvolk der Barbaren gleich den Wogen eines ungeheuren Meeres heran. Die römischen Feldherrn wendeten sich mit Gebet und Opfer und Gelübden zu den Göttern. Indem erhob sich ein entsetzlicher Staub und bedeckte die beiden Heere so sehr, daß Marius die Feinde gänzlich verfehlte und neben ihrer Schlachtordnung vorbeizog, während dieselben zufällig auf den Catulus stießen, so daß dieser mit seinen Legionen zum Haupttreffen kam. Den Römern kam dabei die Hitze und die Sonne, welche den Cimbern gerade ins Gesicht schien, sehr zu statten; denn diese, an das kalte Klima gewöhnt, wurden durch die Hitze entkräftet und dabei mußten sie die Schilde vors Gesicht halten. Auch daß der Staub die Feinde verbarg, war für die Römer vortheilhaft, da sie die ungeheuere Menge, welche sie erschrecken mußte, nicht sahen, sondern nur die, mit welchen sie eben stritten. So wurde denn auf dieser Seite der größte und streitbarste Theil der Feinde niedergemacht; denn um nicht getrennt zu werden, hatte sich das erste Glied mit Ketten, die an den Gürteln befestigt waren, zusammengefesselt. Zu ihren Verschanzungen zurückgetrieben wurden sie hier von ihren Weibern empfangen, die in schwarzer Kleidung auf den Wagen standen und die Flüchtlinge tödteten, mochten es auch ihre Brüder oder Väter oder Männer sein: ja mit eignen Händen erdrosselten sie die kleinen Kinder, warfen sie unter die Räder und die Füße der Lastthiere und brachten sich dann selbst um. Die Männer banden sich mit dem Halse an die Hörner oder Beine der Ochsen, reizten dann diese mit Stacheln und wurden so von den wüthenden Thieren fortgeschleift und zertreten. Wiewohl viele auf diese Weise umkamen, wurden doch mehr

als sechszigtausend Mann zu Gefangenen gemacht; die Zahl der Todten aber soll zweimal so groß gewesen sein.

Den Truppen des Marius fiel die reichste Beute in die Hände; die Waffen, die Fahnen und die Trompeten aber wurden in des Catulus Lager gebracht: dies wurde zum Beweise angeführt, daß auf seiner Seite der Sieg gewesen; sowie auch der Umstand dafür sprach, daß die Meisten der erlegten Feinde mit Speeren durchbohrt waren, auf deren Schaft des Catulus Name eingeschnitten war. Dennoch schrieb man, theils wegen des vorigen Sieges, theils weil Marius Consul, Catulus aber nur Proconsul war, jenem das ganze Werk zu. Er bewies aber die Mäßigung, daß er den Triumph, welchen er allein halten sollte, mit Catulus gemeinschaftlich hielt.

---

73. Karl der Große (768 — 814 p. Chr.) und Wittekind.

E. von Houwald. (7. Aufl. S. 155.)

Karl ließ einen Hauptzweck seines Lebens nicht aus dem Auge: die Sachsen im Glauben wie in der Verfassung mit den übrigen Deutschen zu einigen, auf daß alle Deutsche fortan nur Glieder eines Leibes würden. Aber das edle Volk der Sachsen vertheidigte seinen alten Glauben immerfort um der heiligen alten Freiheit willen. Es breitete sich in vielen großen Stämmen von der Elbe bis gegen den Niederrhein aus und von den Mündungen der Ems und Weser bis zu den Gränzen der Hessen und Thüringer: zwischen dem Rhein und der Weser saßen die Westphalen, von diesem Strome bis an den Harz und den Diemelfluß die Engern, an der Saale und Elbe hinauf bis zur Trave die Ostphalen, und in Holstein die Nordalbingier. Die alle lebten noch nach der uralten deutschen Verfassung in drei Ständen (nämlich: Edle, Freie und Freigelassene) und erkannten nur im Kriege das Ansehen von Herzogen an. Aber die Edlen wollten gar gerne ein Uebergewicht über die bloß Freien erringen, und die Tapfersten unter jenen versammelten große Gefolgschaft um sich und brachen oft auf Abenteuer in das Land der verhaßten Franken ein. Dafür mußte das ganze Volk mitbüßen. Schon ein Jahr vor dem Kriege gegen die Longobarden war Karl gegen die Sachsen ins Feld gezogen und zwar so unvermuthet, daß sie dem Ueberfall nicht widerstehen konnten. Da mußten sie in ihrer starken Veste Eresburg an der Diemel in der Gegend, wo heutzutage Stadtberg liegt, das Thor öffnen, und Karl legte zum Trotze wider sie fränkisch Kriegsvolk hinein; ihr Heiligthum, die Irminsäule, wurde zerstört. Bis an die Weser kam der siegreiche Karl: dort friedete er mit ihnen, daß sie ihm Geiseln gaben. Aber wie er aus ihrem Lande wieder fortgezogen war, ergrimmten sie vor Scham, daß er so leichten Kaufs sollte gewonnen haben, und wählten tapfere Heerführer zum Kampf um die Freiheit. Die Edelsten von diesen waren Albion bei den Ostphalen und Wittekind bei den Westphalen. Dann brachen sie ins Land der Hessen ein und drangen bis gen Bierberg nicht weit von Fritzlar. Wie aber Karl aus Italien wiederkehrte, sandte er vier Heerhaufen aus, welche die Sachsen zurückdrängten; dann zog er selber gegen sie ins Feld von Bonn aus über Siegburg und Eresburg bis gen Brunisberg nicht weit von Höxter an der Weser; von dort aus verfolgte er sie bis an

den Ockerfluß. Da gaben viele von den Ostphalen, und als er durchs Bückeburgische zurückzog, gaben auch viele von den Engern ihm Geiseln, und zwei Anführer ließen sich taufen; auch die Westphalen waren indessen in einer Schlacht unterlegen. Aber schon im nächsten Jahre, während Karl abermals in Italien war, um den Herzog von Friaul zu bekämpfen, rief Wittekind das Volk wieder auf, die theure Freiheit zu rächen. Da eroberten die Sachsen ihre Eresburg wieder und bedrängten des Königs Veste Siegburg mit Macht. Kaum vernahm's Karl, so zog er, schnell wie immer, herbei: sie aber wichen klug zurück. Karl jedoch hielt sich an die, welche er friedlich auf ihren Höfen fand, und ließ diesen die Wahl, ob sie die Wassertaufe oder die Bluttaufe von ihm haben wollten. So bedrängt nahmen ihrer Viele das Christenthum an und gaben Geiseln. Hierauf stellte Karl die Eresburg wieder her, erbaute Karlstadt am Ursprung der Lippe, zu Paderborn eine Kirche und sich selbst ebendort eine königliche Pfalz: dadurch wollte er den Sachsen zeigen, daß er ohne Bang schon als Herr im Land wohne. Nach Paderborn berief er auch im nächsten Jahre (777) den Reichstag und lud die Sachsen darauf; sie sollten in Frieden kommen und denselben beschwören. Da kamen viele Edle mit ihren Gefolgschaften, verbürgten den Frieden mit Hab und Gut, Freiheit und Leben und nahmen die Taufe. Nur Wittekind kam nicht: der konnt' es in der Luft der Knechtschaft nicht aushalten; drum war er zu seinem Schwager, dem Dänenkönig, geflohen, das treue Herz voller Beschlüsse, wie er seine Landsleute wider den fremden Machtherrn zur Eintracht bringe. Denn wenn sie nicht Alle treu zusammen hielten, fürchtete er, daß sie endlich doch der Uebergewalt erliegen würden.

Auf jenen Reichstag zu Paderborn war auch ein Fürst der Araber gekommen, der zu Saragossa in Spanien herrschte; der hatte viel von Karls Macht und Heldenthaten gehört und flehte um seinen Beistand gegen den Fürsten zu Cordova. Karl erkannte darin einen Fingerzeig Gottes, daß er, wie sein großer Ahnherr Karl der Hammer gethan, gegen die Ungläubigen ausziehen und den heiligen Glauben in Spanien ausbreiten solle, weil dies eines christlichen Königs erste Pflicht sei. Also zog er aus Sachsen fort, bot alle Deutschen, die zu seinem Reiche gehörten, wie auch die Longobarden zum Heerbann auf und führte denselben gen Spanien in den heiligen Krieg. In zwei große Armeen theilte er den Strom seines Heeres: der eine schlang sich im Osten zwischen den Abhängen der Berge und dem mittelländischen Meere ins Land hinein; der andere wälzte sich von Westen her über die Höhen der Pyrenäen hin und brauste durch deren einsame Thalschluchten. Und es eroberte Karl die Städte Pampeluna und Saragossa, und alsbald huldigte ihm alles Land bis an den Ebrofluß. Hierauf verwandelte er die Landschaft Catalonien in eine Gränzmark des christlichen Frankenreichs gegen die Ungläubigen. Kaum hatte er wie im Sturme gesiegt, so kehrte er wie im Fluge gen Deutschland heim; ein Theil des Heeres gerieth in der engen Schlucht bei Roncesvalles in einen Hinterhalt der wilden, freiheitstrutzigen Basken, und diese erschlugen viele berühmte Helden Karls mit dem besten von allen, dem Markgrafen Roland, von dessen wunderbaren Waffen und Thaten allerorten viele Lieder gesungen wurden.

Während nun König Karl in Spanien focht, war durch ganz Sach-

senland auf einmal die Kunde geflogen: Der Wittekind ist wieder da! Und der Wittekind flog wie ein Adler hintendrein von Hof zu Hof und rief: Rach' und Freiheit, Landsleute! Wer geht mit in's Frankenland? Da sprangen sie von ihren Herden auf, schüttelten den Eid, welchen sie dem fremden Herrn geschworen, wie ein Joch von sich ab und folgten dem Wittekind wie die Wolken dem Sturme. Alle Burgen Karls und alle Kirchen bis Deutz am Rhein warfen sie nieder; dann zogen sie den Strom hinauf bis Coblenz und erschlugen so viele Franken als sie konnten, besonders die christlichen Priester.

Im andern Jahre kam Karl selbst und trotzte den Sachsen Frieden und Geiseln ab. Er bezwang den Bardengau, der zwischen der Weser und der Elbe lag, setzte Priester ins Land, baute Gotteshäuser und Klöster und gebot den Sachsen, daß sie der Kirche den Zehnten geben sollten, wie er's auch in seinen andern Ländern eingeführt hatte. Wohl ergrimmten die freien Sachsen darüber: aber da des Königs Hand schwer auf ihnen lag, mußten sie ihren Grimm verbergen. Da wähnte Karl in freudigem Stolze, nun hätte er sie endlich doch unterjocht, und fuhr sorglos gen Rom. Dort taufte ihm der Papst Hadrianus seinen Sohn, welcher den Namen Pipin und die Herrschaft über das Königreich Italien erhielt; seinen andern Sohn Ludwig setzte er als König von Aquitanien; sein ältester Sohn Karl aber zog allenthalben mit dem Vater und focht dessen Schlachten mit.

Die Sachsen schliefen indessen nicht. Wie einst Hermann und die Cherusker die stolzen Römer getäuscht hatten, so machte jetzt Wittekind mit seinen Sachsen den König sicher, daß dieser dem Volke dessen eigene Edlen zu Grafen über die Gaue gab und es (788) sogar zum Heerbann wider das slavische Volk der Serben aufbot, welches zwischen der Elbe und der Saale saß und in Thüringen eingebrochen war. Die Sachsen kamen auch in Wehr und Waffen: aber plötzlich kehrten sie sich gegen die Franken um und schlugen sie an der Weser auf dem Süntelberge. Da schwur der König es den Sachsen zu gedenken und kam mit ungeheurer Heeresmacht. Nicht mehr wie Feinde, sondern wie Sklaven, die sich empört hatten, behandelte er sie in seinem Zorne: er legte ihr Land wüst und ließ an einem Tage 4500 gefangene Sachsen zu Verden, wo die Aller in die Weser rinnt, enthaupten. Das ist ein ewiger Schandfleck auf seinem Angedenken: zu solchen Unthaten kann auch einen großen Mann der Besitz unbeschränkter Macht und das Bewußtsein verführen, daß er Niemandem auf Erden Rechenschaft zu geben braucht! Aber die Seele des Sachsenvolkes hatte er nicht tödten können: darin war die heilige Freiheit geborgen; — und auch Wittekind lebte noch. Ehe ein Jahr vergangen war, stand ganz Sachsenland in lichterlohem Kampfe, wie nie zuvor, und der Wittekind wie der Geist der Rache an der Spitze des Landsturms. Auch die Friesen, die es immer mit den Sachsen gehalten hatten, erhoben sich jetzt wieder: doch erlagen sie bald. Bei Detmold geschah nun eine fürchterliche Schlacht zwischen Karl und den Sachsen, doch ohne andern Erfolg, als daß Karl nach Paderborn zurückwich, um neue Scharen aus Frankenland herbei zu ziehen. Mit diesen verstärkt wandte er sich jetzt zum zweitenmal gegen die Sachsen und besiegte ihr Heldenthum durch seine Kriegskunst und Uebermacht. Dennoch unterwarf sich das Volk ihm noch nicht, sondern focht zwei Jahre lang trotzig um die Frei-

heit fort, während Karl unablässig das Land mit Feuer und Schwert verwüstete. Endlich erkannte er, daß er mit seiner ganzen Kriegsmacht gegen die unbesiegbare Kraft, welche ein Volk von der Freiheit empfängt, nichts Besseres vermöge als wie ein Henker zu würgen, und nun stand er von dem Vorsatz ab, die milde Lehre Jesu Christi durch Menschenopfer einzuführen: darum behandelte er jetzt die, so sich ihm unterworfen hatten, sanfter und gnädiger, schrieb einen Tag zu Paderborn aus und gab den Sachsen ein Gesetz, welches in vielen Stücken klug erdacht und heilsam war, aber den Zweck dadurch verfehlte, daß die Strafen, durch deren Androhung Karl die Einführung des Christenthums und die Ehrfurcht davor sichern wollte, zu streng waren. Besonders erbitterte die Sachsen das Gebot, daß sie der christlichen Kirche zum Unterhalte der Priester den Zehnten geben sollten. Diesen hielt Karl für eine heilige Pflicht: aber die Sachsen sahen nichts weiter darin als einen Tribut, den sie ihren Ueberwindern entrichten müßten. Gleichwohl waren sie jetzt für einen offenen Kampf allzuerschöpft; darum ließen sie das Harte über sich ergehen, um wenigstens ungestört ihre Kraft wieder sammeln zu können. Von Paderborn aus schickte Karl auch zu dem Wittekind in den Bardengau und lud ihn zu einem Friedensgespräche zu sich; dafür versprach er ihm frei Geleit und gab ihm Geiseln zu dessen Bürgschaft.

Da empfand auch Wittekinds unbeugsames Herz gar schmerzlich die Noth seines Volkes und begann an der Macht seiner Götter zu verzweifeln, die den Kampf für sie nicht mit Sieg krönen wollten, ob sie gleich mit Menschenopfern übersättigt worden waren. Eine geheime, unwiderstehliche Gewalt zog ihn fort, den furchtbaren Karl auch außer der Schlacht zu sehen, und ob er dessen Einladung gleich öffentlich mit Verachtung zurückgewiesen, so beschloß er doch nebst seinem Freunde Albion sich in Bettlerkleidung gehüllt unerkannt in Karls Nähe zu begeben. Sie verließen im Geheim das Heer der Sachsen, traten ihre Wanderung an und erreichten gerade an einem Festtage die Stadt, in welcher Karl sein Hoflager hielt. Ein großes, erhabenes Gebäude, das sie für die Wohnung hielten zog ihre Blicke auf sich, und da sie die Pforten desselben weit geöffnet und viele Menschen hineingehen sahen, zögerten auch sie nicht und folgten. Aber sie traten nicht in das Haus des Königs, sondern in das Gottes, in die Kirche, und erblickten hier den gewaltigen Karl, den sie sonst nur in Kampfeswuth mit dem rauchenden Schwert in der Hand gesehen, in tiefer Andacht und Demuth und in einfach schmuckloser Kleidung mit vielen fränkischen Edeln vor dem Altar knieend, wo eben das Abendmahl ausgetheilt wurde. Da ahnten sie bald, wo sie waren. Doch hier stand kein blutiger Opferaltar; hier tönte nicht das Todesächzen unglücklicher Schlachtopfer, nicht das Beschwörungsgeschrei wüthender Priester; jede Leidenschaft schien daheim geblieben und der heilige Frieden unzerstörbar, der hier in seiner Wohnung Alle umfing. — Wittekind und Albion wurden tief erschüttert: ihre starkfühlenden Herzen ahneten, daß der unsichtbare Gott der Christen ihnen näher stehe als ihre Götzen; und als die Andächtigen Alle auf ihre Knie sanken, zog auch sie der wahren Andacht stille Allgewalt in den Staub nieder.

Als der Gottesdienst beendigt war, verließen sie schweigend die Kirche und gesellten sich zu einer Anzahl von Bettlern, die an der Thüre den König erwarteten, der ihnen Almosen zu spenden pflegte. Witte-

kind saß auf den Stufen, hielt sein Auge fest auf den aus der Kirche tretenden Karl geheftet, in dessen ernsten, schönen Zügen noch Andacht und Begeisterung ruhten, und streckte, um unerkannt zu bleiben, auch seine Hand nach Almosen aus. Aber Karls durchdringender Blick erkannte in dem kräftigen, ausdrucksvollen Antlitz gar bald den Helden, der ihm den Kopf so oft heiß gemacht hatte.

Ich habe hier kein Almosen für dich: aber ich will dir ein Köstlicheres gewähren, wenn du mir folgst! sprach Karl und reichte ihm sanft die Hand und führte ihn in sein Gemach. Nach einer langen, ernsten Unterredung lagen sich die frühern Glaubensfeinde endlich in den Armen, und Wittekind, der dem grausamen Beherrscher der Franken nimmer weichen wollte, beugte sich jetzt in stiller Demuth vor dem christlichen Könige.

Wittekind und Albion bekannten sich alsbald öffentlich zum christlichen Glauben und wurden im Beisein Karls des Großen auf das Feierlichste getauft. Dem Beispiele seiner Fürsten folgte willig das ganze Volk der Sachsen, und was in 32 Jahren dem Schwerte nicht möglich gewesen war, errang in kurzer Zeit der Glaube und die Liebe.

Die Sachsen haben, seitdem sie Christen wurden, diese Wahrheit nicht wieder vergessen; und deßhalb hängt auch bis auf den heutigen Tag so Fürst als Volk mit Glaube und Liebe an Gott und an einander selbst.

---

74. Peter der Einsiedler und die Entstehung der Kreuzzüge. (1095.) (7. Aufl. S. 160.)

F. Wilken.

Zu der Zeit, als in Frankreich König Philipp, in Deutschland Kaiser Heinrich der Vierte mit dem Papstthum in heftigem Kampfe waren, dürsteten die Gemüther der Christen nach Rache wegen der Schmach, welche dem Grabe Christi von den Türken widerfuhr, und waren daher empfänglich für den Plan, mit den Waffen die heiligen Oerter des gelobten Landes von ihrer schimpflichen Herrschaft zu befreien. Ein Einsiedler, Peter, aus Amiens gebürtig, faßte diesen Plan und forderte die Christenheit auf ihn auszuführen.

Peter hatte den Waffenrock, welchen er wegen seines schwächlichen Körpers ohne Ruhm trug, mit der Einsiedlerkleidung vertauscht und lebte im südlichen Frankreich mit einer Enthaltsamkeit, zu welcher keine große Aufopferung erfordert wurde. Denn er enthielt sich nur des Brotes und des Fleisches, labte sich aber dafür an allen andern Speisen und am Wein. Dennoch machte ihn diese Lebensart ehrwürdiger und heiliger in den Augen derer, welche ihn kannten, als Bischöfe und Aebte. Seine auffallende Gestalt, die hellen, feurigen Augen in seinem hageren verschrobenen Körper und mit diesem der Strom seiner Beredsamkeit, der Alles mit sich fortriß, wohin er sich ergoß, vermehrten das Ansehen, welches bei seinen Zeitgenossen sein den Werken der Frömmigkeit gewidmetes Leben ihm gab.

Auch er unternahm in den Jahren 1093 und 1094, um zur vollkommenen Heiligkeit zu gelangen, eine Wallfahrt nach Jerusalem. Von einem Christen daselbst, der ihn gastfreundlich in sein Haus auf-

nahm, hörte er mit Entsetzen die Erzählung der Bedrückungen, welche die Christen zu Jerusalem von den Türken erfuhren, und fand Gelegenheit, von ihrer Wahrheit durch eigene Erfahrung sich zu überzeugen. Von heiligem Eifer entbrannt ging er zu dem Patriarchen Simeon, überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er so ruhig es ansehe, wie die heiligsten Oerter von den Türken entweiht, die Gaben der frommen Christen geraubt, die Pilgrime gemißhandelt werden. Der fromme Patriarch antwortete mit Klagen über die unglückliche Lage seiner Kirche, welche bei der Ohnmacht des griechischen Kaisers verzweifeln müsse, wenn nicht die Christenheit des Abendlandes sich ihrer erbarmen und ihre Schmach an den Türken rächen werde. Darum, sprach der Patriarch, sende ich dich als Gesandten der Kirche zu Jerusalem an ihre Tochter im Abendlande, daß du von ihr Erbarmen und Hülfe für ihre unglückliche Mutter erflehen mögest. Bereitwillig übernahm Peter den Auftrag und die Briefe an den Papst und die Könige und Fürsten des Abendlandes, welche der Patriarch ihm gab.

Eines Abends war Peter, beschäftigt mit Planen für die Ausführung des heiligen Auftrags, in der Kirche der Auferstehung, um im Gebet den Beistand Gottes und der Heiligen zu seiner baldigen Abreise sich zu erflehen. Von den Anstrengungen der Andacht ermüdet fiel er in tiefen Schlaf. Im Traum erschien ihm Christus, und Peter vernahm von dem Heilande die Worte: Auf, Peter, eile, verrichte mit Muth, was du übernommen hast! Ich werde mit dir sein; denn es ist Zeit, daß mein heiliger Ort von den Türken gereinigt und meinen Verehrern geholfen werde. Peter erwachte bei diesen Worten, verrichtete noch einmal sein Gebet, eilte zum Patriarchen mit der frohen Nachricht von der Erscheinung des Erlösers und trat am andern Tage die Reise nach Antiochien an. Hier fand er ein Schiff zum Absegeln nach Apulien bereit und kam nach einer glücklichen Fahrt zu Bari ans Land.

Von dort eilte er nach Rom zum Papst Urban, überreichte ihm den Brief des Patriarchen und unterstützte dessen Anliegen mit der schauderhaftesten Erzählung der Leiden, welche die Mutter aller Kirchen von ihren Tyrannen erdulde. Zu dieser Zeit, wo Urban in Rom selbst seines Lebens kaum sicher war vor dem Gegenpapst Guibert und dessen Anhängern, gab er dem Flehen der morgenländischen Kirche um Hülfe gegen ihre Bedrücker Gehör; denn die Päpste verrichteten oft die gewaltigsten Thaten, wenn ihre Macht in Rom am schwächsten war. Urban lobte Peters Eifer und bevollmächtigte ihn durch Briefe an die Großen der Christenheit als seinen und der Kirche zu Jerusalem Gesandten. Nun durchstrich Peter zuerst ganz Italien, überstieg dann die Alpen und fand allenthalben Beifall und Gehör. Er trat nicht bloß vor den Großen, sondern lieber vor dem Volke auf, las die Briefe des Patriarchen und anderer Christen vor und bestätigte und unterstützte die bittern Klagen, erzählte das Gesicht, in welchem der Sohn Gottes selbst zu seinem Gesandten ihn erklärt, ja, er wies einen vom Himmel gefallenen Brief vor, in welchem Alles, was er berichtete und versprach, bestätigt wurde. Die Geschenke, mit welchen die frommen Christen ihn überhäuften, wandte er an, um Arme zu unterstützen oder Weiber auszusteuern und ihnen Männer zu verschaffen. Er stellte Einigkeit und Friede her, wo er Uneinigkeit und Streit fand; denn seine Aussprüche wurden als

Aussprüche Gottes geachtet. Das Volk ehrte ihn als einen Heiligen und soll sogar die Haare, welche seinem Maulthiere abfielen, als Reliquien gesammelt haben.

Die Wirkungen von Peters Predigten zeigten sich schon auf der Kirchenversammlung, welche Urban der Zweite bald nachher zu Piacenza hielt. Wenngleich dies Concil versammelt wurde, um dem Könige von Frankreich die Gewalt des Stuhls zu Rom zu zeigen, den römischen Kaiser Heinrich zu demüthigen und den ehelosen Stand der Geistlichen zu befestigen, so geschah doch schon hier ein wichtiger Schritt zur Ausführung des großen Unternehmens. Die Wichtigkeit der zu verhandelnden Sachen machte dies Concil zahlreicher als eines der vorigen. Viertausend Geistliche und dreißigtausend Laien versammelten sich zu Piacenza, und es wird als ein besonderer Umstand angemerkt, daß dies Concil wegen der Menge der Anwesenden nicht wie bisher in einer Kirche, sondern auf einem Felde versammelt wurde. Hier traten Gesandte des Kaisers von Konstantinopel auf und baten um Hülfe gegen die furchtbare Macht der Türken, welche ihre der Christenheit schmähliche Herrschaft bereits bis an die den Mauern der Hauptstadt gegenüberliegende Küste ausgedehnt, und Urban unterstützte ihre Bitten mit aller Kraft seiner Beredtsamkeit. Schon damals schwur eine große Menge nach Konstantinopel zu ziehen, um mit dem Kaiser der Römer wider die Feinde der Christenheit zu fechten.

Aber die Vollendung behielt Urban einem glänzendern Concil vor. Nachdem er zu Vercelli die italienischen Geistlichen zur Beförderung der Reise des Herrn aufgefordert, begab er sich über die Alpen nach Frankreich. Denn Frankreich war das Land, wo von jeher der größte Eifer für das heilige Land gewesen, und sein ungehorsamer König Philipp konnte am leichtesten gedemüthiget werden, wenn seine getreusten und mächtigsten Anhänger auf andere Weise beschäftigt und ihm entzogen wurden. Frankreich sollte also der Schauplatz dieser Verhandlungen sein.

Nachdem auf Provinzialversammlungen zu Puy und an andern Orten die Geistlichkeit vorbereitet war, wurden auf den achten Tag nach dem Feste des heiligen Martin die Geistlichen und Laien zum allgemeinen Concil nach Clermont in Auvergne berufen. Urban bereitete Alles zu dieser Kirchenversammlung so vor, daß sie eine der glänzendsten werden mußte. Den Geistlichen ward bei Verlust ihrer Pfründe geboten zu erscheinen und den Bischöfen insbesondere aufgegeben, die weltlichen Herren in ihrer Diöces zu bewegen, daß sie sich auf dem Concil einfänden. Ganz Frankreich war auch schon durch Peter so für die heilige Unternehmung eingenommen, daß außer vierzehn Erzbischöfen, zweihundert fünf und zwanzig Bischöfen, vierhundert Aebten und vielen geringern Geistlichen die Anzahl der Laien unzählbar war. Nachdem die andern Angelegenheiten der Kirche, welche die Aufmerksamkeit des päpstlichen Stuhls erforderten, verhandelt waren, der Gottesfrieden von neuem eingeschärft und der Bannstrahl feierlich gegen den widerspenstigen Philipp geschleudert war, versammelte Urban die Geistlichen und Laien in eine breite Straße. Mit so vielem, auch brennenderm Feuer, als der Papst hier redete, sind viele Reden gehalten: aber so glänzender Wirkungen hat nie eine Rede sich rühmen können. Er schilderte die bedrängte Lage der Christen in dem heiligen Lande mit düstern Farben,

die Grausamkeiten der Türken, als hätte er sie selbst erfahren, und Seufzer und Thränen hemmten oft den Strom seiner Rede. Jene Barbaren, welche Gott fremd sind, und mit welchen sein Geist nicht ist, sprach er, vertreiben die armen Christen aus ihren Häusern, und diese müssen es als großen Gewinn ansehn, wenn sie durch Betteln unter uns kümmerlichen Unterhalt finden. Denn sie müssen, wenn sie den Unholden nicht entfliehen, für diese als Sklaven die Felder bauen, welche ihnen selbst gehören, und grausame Behandlung ist dafür ihr Lohn. Die heiligen Kirchen werden von den Ungeheuern entheiliget, in Viehställe verwandelt oder sind die Schauplätze der entehrendsten und schmählichsten Grausamkeiten gegen die Christen. — Nachdem er auf diese Weise die Leiden der Christen und die Tyrannei der Ungläubigen beschrieben, rief er aus: Ich rufe als Zeugen der Wahrheit meiner Schilderung euch, die ihr mit euern Augen Alles sahet; ich rufe noch mehr als Zeugen euch, die ihr von den grausamen Händen der Barbaren starbt! Er sprach mit Wehmuth von der Heiligkeit der Oerter, welche die Ungläubigen entweihten: Selig die Steine, welche den Urmärtyrer Stephan mit der Krone des Märtyrerthums krönten! Wie selig des Jordans Stellen, welche dir, Johannes, dienten zur Taufe des Erlösers! Dann erinnerte er an die Helden der christlichen Zeit, Karl den Großen und dessen frommen Sohn Ludwig, welche die Reiche der Sarazenen zerstört und durch sie der wahren Kirche Herrschaft erweitert. Urban ward während der Rede durch das Rufen der Menge: Gott will es, Gott will es! unterbrochen, und es mußte Stillschweigen geboten werden, damit er fortreden konnte. Der Enthusiasmus stieg immer höher, je länger Urban redete. Dann rief er mit heftigem Unwillen: Ihr, die ihr Wittwen und Waisen beraubet, die Unschuldigen unterdrückt, die Kirchen mit Waffengetümmel erfüllet und entehrt und des Ritterthums Gürtel nur tragt als ein Zeichen, daß ihr gewohnt seid, nicht die Kirche und ihre Diener, wie ihr gelobt, zu schützen, sondern des Erlösers Schafstall zu verwüsten, euch einander selbst zu zerfleischen und wie die Geier den Leichnamen so den Kriegen und Fehden in entfernte Gegenden nachzuziehen, legt ab den Gürtel eines solchen Ritterthums, welches von Gott fern ist, werdet Ritter Christi und eilet herbei zum Schutz der morgenländischen Kirche, welche die Milch des göttlichen Worts in euern Mund träufelte. Er bat die Alten und Schwachen und Alle, welche außer Stande seien die Waffen zu führen, nicht mitzuziehen, damit sie nicht der Sache schadeten, sondern lieber durch Geld und auf andere Weise die Streitenden zu unterstützen, wofür er ihnen in gleichem Maße als denen, welche wirklich mitzögen, vollkommene Vergebung ihrer Sünden ankündigte. Den Geistlichen verbot er aber strenge, ohne die Erlaubniß ihrer Bischöfe ihre Kirchen zu verlassen; denn ohne priesterlichen Segen werde ihr Unternehmen doch keinen glücklichen Fortgang gewinnen. Dann machte er bekannt, wer an der bewaffneten Pilgerschaft Antheil nehmen wolle, möge nach alter Pilgrime Sitte mit dem Kreuze sich bezeichnen. Ihr, meine Brüder und Mitbischöfe, Mitpriester und Miterben Christi, redete er am Schluß die Geistlichen besonders an, predigt in den euch anvertrauten Gemeinden das Kreuz, schildert ihnen die Noth der Christenheit und entflammt ihre Herzen, auf daß sie helfen. — Viele der Anwesenden wurden durch

diese Rede zu Thränen erweicht, andere sah man zittern, als sähen sie die Leiden, welche der Papst beschrieben, mit eignen Augen, andre ermahnten ihre noch bedenklichen Nachbarn zum Beitritt zu diesem heiligen Unternehmen.

Nachdem der Papst seine Rede geendigt, drängte sich zuerst der Bischof Ademar von Puy mit heiterm Angesichte zu ihm hin, warf sich vor ihm nieder und bat um seine Erlaubniß in den heiligen Krieg zu ziehen und um seinen Segen. Als er beides erhalten, folgte seinem Beispiel der Bischof Wilhelm von Ausarg und nach diesem der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien. Dann legte einer der Kardinäle, welcher den Papst begleitete, im Namen aller Pilgrime, welche zur Erde niederfielen, das Bekenntniß der Sünden ab, und Urban ertheilte die Absolution. Hierauf nähten sie alle auf ihre rechte Schulter ein rothes Kreuz.

Bald hernach wurden dem Papst Gesandte des Grafen Raimund von St. Gilles vorgestellt, welche ihm und dem Concil anzeigten, daß ihr Herr das Pilgerkreuz bereits angenommen und eine beträchtliche Anzahl Ritter versammelt habe; daß er noch mehr Kriegsvolk in seiner Grafschaft in Sold nehmen und jeden Ritter, der in seinem Heer streiten wollte, mit Geld und andern Bedürfnissen unterstützen werde. Der Zutritt eines so mächtigen und tapfern Herrn, die Unterstützung und Belohnung, welche er verhieß, bewog noch Viele, welche durch Urbans Rede nicht entflammt waren, zur Annahme des Kreuzes.

Nach einigen Tagen berief Urban die Bischöfe und weltlichen Herren zu sich, um mit ihnen wegen der weitern Einrichtungen sich zu berathen. Sie baten den Papst dringend, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen, welches für Christum ausziehen werde. Aber die innern Gefahren der römischen Kirche gaben ihm einen scheinbaren Grund ihr Verlangen abzulehnen. Doch versprach er ihnen nachzufolgen, sobald das Heil der Kirche es gestattete. Mit ihrer Einstimmung ernannte er den Erzbischof Ademar von Puy, der durch seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit geachtet und beliebt, durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er das Kreuz zuerst genommen, um die Sache verdient, des Krieges nicht ganz unkundig und überhaupt durch Erfahrung in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten am geschicktesten war, zu seinem Stellvertreter als geistliches Oberhaupt des Heers. Ehe das Concil entlassen wurde, machte der Papst bekannt, daß die Kirche die Güter der Kreuzfahrer in ihren Schutz nehme: allgemeiner Friede unter den Christen ward verkündigt und den Geistlichen befohlen, in ihren Gemeinden das Kreuz fernerhin zu predigen. Die Zeit des Auszugs ward einer weitern Bestimmung überlassen.

Kein Samenkorn war auf unfruchtbares Land gefallen. Die Geistlichen und Laien, welche zu Clermont das Kreuz angenommen, eilten in ihr Vaterland zurück und theilten die empfangene Begeisterung mit. Die Geistlichen predigten das Kreuz und gaben denen, welche es annahmen, die Versprechungen der Sündenvergebung und Seligkeit, wozu sie vom heiligen Vater bevollmächtigt waren. Die Laien munterten mit gleicher Thätigkeit ihre Freunde und Verwandten auf, sich Christo zu weihen. Der Papst selbst reiste nach dem Concil in Frankreich herum und ermahnte zur Pilgerschaft mit desto glänzenderm Erfolg, als sein Ansehen und seine

Würde größer waren. Außerordentlich waren die Wirkungen, welche ihre vereinigten Bemühungen hervorbrachten. In Franzien, Gallizien, Britannien und Gascogne war fast keine Familie, aus welcher nicht mehrere, Vater oder Sohn, das Kreuz genommen hatten. Das weibliche Geschlecht hatte alle Besorglichkeit für Männer und Verwandte verloren: die Gattinnen ermunterten selbst ihre Männer Christo sich darzubringen, trauerten, wenn die Ermunterungen nicht fruchteten, und freuten sich, wenn sie sich bewegen ließen das Kreuz anzunehmen. Mancher spottete zuerst der Abenteuerlichkeit der Unternehmung: aber nach wenigen Tagen sahen auch die Spötter im Strom sich fortgerissen, verkauften ihre Habe und zogen mit denen, welche sie verlacht hatten. Wer sich widersetzte, ward verspottet und verhöhnt. Darum nahmen Viele das Kreuz an, bloß um nicht für muthlos gehalten zu werden, Manche auch, um ihre Freunde nicht zu verlassen.

Aber die allgemeine Bewaffnung blieb nicht bloß bei den waffenfähigen Männern, wie Urban mit Klugheit gewünscht und mit Ernst und Strenge zu Clermont befohlen hatte: auch die Mönche verließen ihre Zellen und übten sich in den Waffen; sie entflohen heimlich, wenn ihre Aebte ihnen die Erlaubniß das Pilgerkreuz zu nehmen verweigerten. Selbst Greise, kranke und schwache Personen bekreuzten sich, um wenigstens durch die Gefahren und Mühseligkeiten der Reise den Himmel zu erwerben. Auch Verbrecher aller Art benutzten die Gelegenheit, durch Annahme des Kreuzes der verdienten Strafe zu entgehen. Manche Schwärmer, nicht zufrieden auf ihre Kleider ein Kreuz zu heften, brannten es mit glühenden Eisen in ihre Haut ein, und einige Männer und Weiber wollten damit von Gott selbst bezeichnet sein. Ein Abt brannte sich ein Kreuz auf die Stirne und gab vor, ein Engel habe es ihm eingebrannt. Das Volk glaubte ihm, verehrte ihn als Heiligen und überhäufte ihn mit Geschenken.

Peters schwärmerische Predigten, Urbans feurige Rede, die Erzählungen der heimkehrenden Pilger von den ertragenen Mühseligkeiten, der mitleidswürdige Zustand der in Europa bettelnden Christen aus dem Orient waren wirksame Beweggründe dieses wunderbaren Eifers für das heilige Land.

---

75. Sturm auf Jerusalem. (1099.) (7. Aufl. S. 166.)

Fr. von Raumer.

Nachdem die Kreuzfahrer 5 Wochen lang vor Jerusalem gelegen und die nöthigen Vorbereitungen gemacht hatten, begann der Sturm. Zuerst schleuderten sie aus all ihrem Geschütz Pfeile und Steine gegen die Mauer: allein ihre Kraft ging an den Säcken voll Stroh und Spreu, an dem Flechtwerk und andern weichen Gegenständen verloren, welche die Belagerten zum Schutze aufgehängt hatten. Kühner, als könnte persönlicher Muth allein entscheiden, nahten hierauf die Pilger den Mauern: aber Steine und Balken schmetterten sie zu Boden, brennende Pfeile setzten ihr Kriegszeug in Brand, hinabgeworfene Gefäße, mit Schwefel und kochendem Oele gefüllt, vermehrten die Gluth, und durch unaufhörliches Gießen von Wasser, durch Anstrengungen aller Art konnte man die Gefahren nicht besiegen, sondern kaum hemmen. So verging der erste Tag ohne Entscheidung, und nur Ein Umstand erhöhte den Muth der Christen, daß die Saracenen ungeachtet aller Bemühungen nicht im Stande waren ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurme

Gottfrieds von Bouillon errichtet hatte. Die Nacht verfloß in gegenseitiger Furcht eines Ueberfalles, und die Wachen wurden verdoppelt; Wenigen aber war es gegeben, sich nach solcher Anstrengung und in der nahen Aussicht auf größere Thaten durch ruhigen Schlaf zu stärken.

Auch erneute sich mit der Morgenröthe der Kampf heftiger noch als am vergangenen Tage; denn die Christen waren erbittert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuscht worden, und die Saracenen ahneten ihr Schicksal im Falle der Eroberung Jerusalems. Deßhalb beschlugen die Letzteren einen ungeheuren Balken ringsum mit Nägeln und eisernen Haken, befestigten zwischen diesen Werg, Stroh und andere brennbare Dinge, gossen Pech, Oel und Wachs darüber hin, steckten Alles an mehreren Stellen zugleich in Brand und warfen dann den Balken mit ungeheurer Anstrengung zum Thurme des Herzogs von Lothringen. Schnell wollten ihn die Christen wegziehen: allein es mißlang, weil die Belagerten eine starke Kette um dessen Mitte geschlungen hatten und ihn festhielten. Da hoffte man wenigstens die Flammen zu löschen, welche gewaltig um sich griffen und alle Werkzeuge der Pilger zu zerstören drohten: aber kein Wasser minderte die Gluth, und erst durch den glücklicher Weise für solche Fälle herbeigeschafften Essig wurde der Brand gehemmt. So dauerte das Gefecht schon sieben Stunden ohne Erfolg, und viele Christen wichen ermüdet zurück. Der Herzog von der Normandie, Robert, und der Graf von Flandern, Balduin, verzweifelten an einem glücklichen Ausgange und riethen zur Rastung bis auf den folgenden Tag; der Herzog von Lothringen hielt nur mit Mühe seine Mannschaft beisammen, und die Belagerten freuten sich schon der Errettung: da winkte ein Ritter von dem Oelberge her mit leuchtendem Schilde gegen die Stadt. Seht ihr, rief der Herzog, seht ihr das himmlische Zeichen? gewahrt ihr den himmlischen Beistand? — Und Alle drangen rastlos wieder vorwärts; selbst Kranke, selbst Weiber ergriffen die Waffen, um die heilbringenden Gefahren zu theilen. In demselben Augenblicke warf das Geschütz der Franken die größten Steine über die Mauern, und weil alle andere Mittel fruchtlos blieben, so wollten die Belagerten durch Zauberei dagegen wirken: aber ein Stein tödtete die beiden herzugerufenen Beschwörerinnen nebst drei Mädchen, welche sie begleitet hatten, und dies galt den Pilgern für ein zweites Zeichen des Himmels. Binnen vier Stunden war die äußere Mauer gebrochen, der Boden geebnet und des Herzogs Thurm der innern Mauer genähert. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk, oder was die Belagerten sonst zum Schutze der Mauer aufgehängt hatten, ward in Brand gesteckt; der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und fast erstickt wichen alle Vertheidiger. In höchster Eile ließen die Pilger jetzt eine Fallbrücke vom Thurme des Herzogs auf die Mauer nieder und stützten sie mit Balken. Zwei Brüder aus Flandern, Ludolf und Engelbert, betraten aus dem mittleren Stockwerke des Thurmes zuerst die Mauer; ihnen folgten aus dem oberen Stockwerke herbeieilend Herzog Gottfried und Eustathius, sein Bruder, dann viele Ritter und geringere Pilger. Man sprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: Gott will es, Gott hilft uns! stürzten die Christen unaufhaltsam in die Straßen.

Unterdessen war Raimund, der Graf von Toulouse, an der andern

Seite der Stadt auf das äußerste bedrängt und sein Thurm so beschädigt worden, daß ihn Keiner mehr zu besteigen wagte. In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr erhielten aber die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und schnell versprachen sie dem Grafen die Uebergabe des Thurmes Davids gegen künftige Lösung und sicheres Geleit bis Askalon, ein Dorf in Palästina. Raimund erfüllte ihre Forderungen, erfuhr aber später wegen dieser löblichen Milde den ungerechten Tadel der Kreuzfahrer. Mit solcher Eile drangen nunmehr auch die Provençalen (Bewohner der Provence in Frankreich) in die Stadt, daß 16 von ihnen im Thore erdrückt wurden. Unkundig der Straßen gelangte Tankred fechtend bis zur Kirche des heiligen Grabes, hörte erstaunt das „Herr erbarm' dich unser!" singen, fand hier die jerusalemischen Christen versammelt und gab ihnen eine Wache zum Schutze gegen etwaige Anfälle der Saracenen. Aber schon retteten sich diese fliehend von den Straßen in die Häuser, vor Allem 10,000 in den Tempel und dessen von Mauern eingeschlossenen Bezirk. Auch dahin drangen die Christen. — Alle sind Frevler und Heiligthumsschänder, kein einziger werde verschont! so riefen das Volk, die Fürsten und die Geistlichen, und man metzelte, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabrieselte, bis der Dunst der Leichname selbst die Sieger betäubte und forttrieb. Doch bemächtigten sie sich vorher mit gieriger Hast der großen Tempelschätze, welche einen dauernden Reichthum hätten begründen können, wenn gewaltsamen Eroberern das Geschick des Erhaltens nicht allemal zur Strafe ihrer Frevel versagt wäre.

Von dem Tempel eilte man zur Synagoge, wohin sich die Juden gerettet hatten: sie wurden verbrannt. Aufgehäuft lagen jetzt die Leichname selbst in den abgelegensten Straßen; schrecklich war das Geschrei der Verwundeten, furchtbar der Anblick der einzelnen, zerstreut umher geworfenen menschlichen Glieder: dennoch kehrte höhere Besinnung noch immer nicht zurück. Es war schon früher zur Mehrung der Grausamkeit und des Eigennutzes der Grundsatz angenommen und vor der Eroberung Jerusalems ausdrücklich bestätigt worden, daß Jeder eigenthümlich behalten sollte, was er in Besitz nähme: deßhalb theilten sich die Kreuzfahrer nach Auseinandersprengung der größeren Masse ihrer Feinde in einzelne kleine Raubhorden. Kein Haus blieb unerbrochen; Greise und Weiber, Hausgesinde und Kinder wurden nicht bloß getödtet, sondern mit wilder Grausamkeit verhöhnt und gemartert. Man zwang Einige von den Thürmen herabzuspringen; man warf Andere zu den Fenstern hinaus, daß sie mit gebrochenem Genicke auf der Straße lagen; man riß die Kinder von den Brüsten der Mütter und schleuderte sie gegen die Wände der Thürpfosten, daß das Gehirn umherspritzte; man verbrannte Mehrere an langsamem Feuer; man schnitt Andern mit wilder Gier den Leib auf, um zu sehen, ob sie nicht Gold oder andere Kostbarkeiten der Rettung wegen verschluckt hätten. Von 40,000, oder, wie morgenländische Geschichtschreiber melden, von 70,000 Saracenen blieben nicht so Viele am Leben, als erforderlich waren ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Arme Christen mußten nachher bei diesem Geschäfte Hilfe leisten, und viele Leichname wurden verbrannt, theils damit sich nicht bei längerer Zögerung ansteckende Krankheiten erzeugen möchten, theils weil man hoffte, selbst in der Asche noch Kostbarkeiten aufzufinden.

Endlich war Nichts mehr zu morden und zu plündern: da reinigten sich die Pilger vom Blute, entblößten Haupt und Füße und zogen unter Lobgesängen zur Leidens- und Auferstehungskirche. Feierlich wurden sie hier von den Geistlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Lösung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten, Keinen aber mehr erhoben als Peter den Einsiedler, weil dieser ihnen vor fünf Jahren Hilfe zugesichert und sein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freude, konnten sich nicht satt sehen an den heiligen Stätten, wollten Jegliches berühren und beichteten ihre Sünden und gelobten Besserung mit lauter Stimme. So feurig war der Glaube, daß Viele nachher beschwuren, sie hätten Gestalten der in früheren Schlachten umgekommenen Brüder neben sich wandeln gesehen, ja der Bischof Ademar von Puy habe einem erstaunt Fragenden geantwortet, nicht er allein, sondern alle verstorbenen Kreuzfahrer wären auferstanden, um an dem Kampfe und an den Freuden des Sieges Theil zu nehmen. — Der Himmel sei Allen erworben, Gott sei Allen gnädig für das große Werk: — das war die feste Ueberzeugung, die unwandelbare Hoffnung.

So ward Jerusalem erobert am 39. Tage der Umlagerung, am 15. Julius des Jahres 1099. Den Tag darauf wurden aller Gegenbemühungen Tankred's ungeachtet diejenigen niedergehauen, welche sich auf das Dach des Tempels geflüchtet hatten, und drei Tage nachher faßten die Pilger den einstimmigen Beschluß, alle noch geretteten Saracenen — jährige Kinder nicht ausgenommen — umzubringen, damit sie ihnen bei Annäherung eines ägyptischen Heeres keine Gefahr bereiten möchten und die an den Heiligthümern begangenen Frevel vollständig gerächt würden.

---

76. Wilhelm Tell und die Bundesverbrüderung auf dem Rütli.

J. H. T. Zschocke. (7. Aufl. S. 169.)

Das Land der Schweizer gehörte in alten Zeiten zu Deutschland und gehorchte wie jedes andere Land im deutschen Reiche Allem, was der Kaiser oder die Reichsversammlung beschloß. Es war aber wie das übrige Deutschland in mehrere Gebiete abgetheilt, und von diesen waren einige erblichen Fürsten und Herren untergeben, andere wählten sich selbst ihre Obrigkeit aus ihrer Mitte. Zu den letzteren gehörten vornehmlich die drei kleinen gebirgigen Landstriche, welche um den Waldstädter See herum lagen und die Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, hießen. Diese gehorchten natürlich dem Kaiser als dessen Unterthanen und zahlten ihm die Steuern, die er ihnen auferlegte, und stellten die Truppen zu seinem Heere, die er verlangte; und der Kaiser ernannte Reichsvögte, welche von Zeit zu Zeit in die Waldstädte gingen, um sie anzuhalten zu dem, was sie dem Kaiser schuldig waren, und ihre Streitigkeiten zu schlichten, wenn sie uneins wurden unter einander. Auch lag es diesen Vögten ob, im Namen des Kaisers Recht zu sprechen über Leben und Tod, wenn Einer eines schweren Verbrechens angeklagt war. Die Waldstädte aber waren wohl zufrieden damit und dünkten sich glücklich, daß sie den Schutz und Schirm des mächtigen Kaisers genossen. Auch gehorchten sie immer willig und froh seinen Geboten und waren dafür geliebt von Allen, die auf dem deutschen Kaiserthrone saßen. Besonders

gnädig und gewogen aber war ihnen der edle Kaiser Rudolph von Habsburg. Dieser bestätigte ihnen von freien Stücken alle ihre Rechte und beschirmte sie kräftig und blieb ihnen gewogen bis an seinen Tod; denn er war selbst ein Schweizer und liebte das Land seiner Geburt.

Aber andere Zeiten kamen, als er gestorben war und sein Sohn Albrecht, Herzog von Oestreich, an seiner Stelle oberster Herr und König in Deutschland wurde. Denn von diesem ward bekannt, wie er nur darauf ausgehe, die Länder, die sein Familieneigenthum waren, zu vermehren, und wie er deßwegen die Freiheiten der Städte und Länder wenig achte. Darum fürchtete sich Jeder; und als die drei Waldstädte dies hörten, so traten sie zusammen im Jahre 1291 und erneuerten in Erwägung der bösen und gefährlichen Zeiten einen alten Bund unter sich und schwuren einander, sich und die Ihrigen mit Hab' und Gut gegen Alle und Jede, wer sie auch seien, zu vertheidigen und einander mit Rath und That Hilfe zu leisten. Davon wurden sie Eidgenossen genannt. Auch andere Länder schlossen Bündnisse unter einander zu Schutz und Trutz gegen Albrecht's Absichten, und die deutschen Wahlfürsten wählten den Grafen Adolph von Nassau zum König und Herrn von Deutschland. Nun entstand Parteiung und Krieg aller Orten für und wider Albrecht oder Adolph von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Am Rhein nicht weit von Worms kam es zu einer blutigen Schlacht zwischen Beiden: Adolph verlor von Albrecht selbst verwundet sein Leben auf dem Schlachtfelde, und Albrecht ward auf diese Weise Herr in Deutschland. Darüber erschraken die drei *Waldstädte* nicht wenig; denn sie hatten zu Adolph gehalten: sie sendeten aber sogleich Abgeordnete zu Albrecht und baten, daß er ihre alten Freiheiten bestätigen und schirmen wolle, wie sein glorwürdiger Vater gethan. Er aber antwortete, daß er gedenke ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes anzutragen. Deß erschrak denn die Eidgenossenschaft am Waldstädter See noch mehr.

Bald darauf meldete ihnen Albrecht, daß er sie zu seines königlichen Hauses lieben Kindern haben wolle, und daß sie wohl thun würden sich in den Schirm Oestreichs zu begeben als treue Unterthanen, da sie ja ihm und seinem unermeßlichen Heere doch nicht würden widerstehen können. Weil aber jene antworteten, sie begehrten viel lieber in den alten Rechten ihrer Väter zu bleiben und unabhängige Glieder des deutschen Reiches zu sein, so schwieg Albrecht zwar dazu und schickte ihnen, weil es von jeher Gebrauch war, die kaiserlichen Reichsvögte: aber er wählte dazu harte und böse Leute aus und befahl diesen, sie sollten die Waldstädte auf alle Weise drücken und quälen, damit sie froh wären, vom deutschen Reiche abzukommen und sich unter die Herrschaft des Hauses Oestreich zu begeben. Diese Vögte waren Hermann Geßler v. Brunegg und Beringer v. Landenberg.

Diese nun thaten, was nie zuvor die Reichsvögte gethan hatten, und nahmen ihre beständige Wohnung im Lande: Geßler baute sich einen Twinghof in Uri, und Landenberg zog auf ein Schloß Albrechts bei Sarnen in Unterwalden. Die Zölle wurden erhöht, die kleinsten Vergehen mit Kerker und schwerer Buße gestraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung mißhandelt. Als Geßler vor dem neuen, schönen Hause Werner Stauffachers, eines angesehenen und begüterten Land-

mannes zu Steinen im Lande Schwyz, vorbeiritt, sprach er höhnisch: „Kann man's auch dulden, daß das Bauernvolk so schön baue?“ Und als Arnold Anderhalden von Melchthal im Unterwaldener Lande, der ein sehr eifriger Anhänger der alten Einrichtungen war, wegen eines geringen Fehlers um ein paar schöne Ochsen gestraft ward, riß Landenbergs Knecht die Ochsen vom Pfluge und sprach: „Bauern können ihren Pflug selber ziehen.“ Aber der junge Arnold, über diese Rede ergrimmt, schlug den Knecht so, daß er demselben zwei Finger zerbrach. Darum floh er ins Gebirge: Landenberg ließ aber zur Strafe dem alten Vater Arnolds beide Augen ausstechen. Wer hingegen mit den Vögten hielt und ihren Willen that, dem ward Alles nachgesehen, und er hatte immer Recht.

Weil nun auf diese Weise Recht und Gerechtigkeit nicht mehr im Lande zu finden war, so geschah es, daß Jeder sich selbst half und viel Unheil entstand. Die Vögte aber lachten und fuhren fort nach ihrer Weise, also, daß sie nicht nur des Volkes vom Kaiser verliehene und bestätigte Rechte mit Füßen traten, sondern selbst das ewige Recht verhöhnten, das Gott jedem Menschen als sein unveräußerliches Gut verliehen hat.

Als in den Thälern der Waldstädte Demuth weinte und Hochmuth lachte, sprach im Dorfe Steinen des Werner Stauffacher Frau zu ihrem Manne: „Wie lange muß Hochmuth lachen und Demuth weinen? Sollen Fremdlinge Herren dieser Erde und Erben unseres Gutes sein? Wozu taugen die Männer des Gebirges? Sollen wir Mütter an unseren Brüsten Bettler säugen und Leibeigene den Ausländern erziehen? Das sei ferne!“ Darauf ging schweigend Werner Stauffacher hinab zum Orte Brunnen am See und fuhr über das Wasser nach Uri zu Walter Fürst in Attinghausen. Bei demselben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimme des Landenberg über das Gebirg entwichen war. Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländischen Vögte, die ihnen der König zuwider ihren angestammten Rechten und Freiheiten gesandt hatte. Auch gedachten sie, wie sie gegen die Bosheit der Vögte vergebens geklagt hätten vor dem König, und wie dieser selbst gedroht, sie müßten trotz Siegel und Briefe alter Kaiser und Könige ab vom Reiche und der Herrschaft von Oestreich zugewendet werden. Da nun Gott keinem Könige Gewalt gegeben, auf daß er Unrecht thue, sei keine andere Hilfe als durch Gott und eigenen Muth, und der Tod sei viel leichter als so schmähliches Joch. Darum beschlossen sie, Jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen und erforschen, weß Sinnes das Volk sei, und was es für Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle. Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem heimlichen Orte am See. Der lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwyz auf einer schmalen, umbüschten Wiese am Fuße von den Felsen des Seelisberges gegenüber dem Dörflein Brunnen: — man hieß ihn vom ausgerotteten Gestrüppe das Rütli — da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Bald brachte Jeglicher frohe Botschaft mit: allem Volke sei viel leichter der Tod als das schmähliche Joch.

Wie sie aber in der Nacht des siebenzehnten Wintermonats des dreizehnhundert und siebenten Jahres zusammen kamen und Jeder von den Dreien mit sich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entschlossen die alte Landesfreiheit über Alles, das Leben

für Nichts zu achten, erhoben die frommen Drei ihre Hände zum gestirnten Himmel und schworen zu Gott dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich sind: in Treuem für die Rechte des unschuldigen Volkes zu leben und zu sterben; Alles gemeinschaftlich, Nichts eigenmächtig zu wagen und zu tragen; kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu thun; des Grafen von Habsburg Recht und Eigenthum zu ehren und keinem der Königsvögte Uebels zuzufügen; aber auch den Vögten zu wehren das Land zu verderben. Und die dreißig andern streckten die Hände auf und thaten den Eid wie jene zu Gott und allen Heiligen, die Freiheit mannhaftig zu behaupten. Und sie wählten die Neujahrsnacht zum Werke. Dann gingen sie auseinander, Jeder in sein Thal zu seiner Hütte, und winterten das Vieh.

Dem Vogte Hermann Geßler aber ward nicht wohl zu Muthe; denn er hatte böses Gewissen. Es dünkte ihm, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger aussähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oestreich erhöhen auf einer Stange in Uri und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wollte er erkennen, wer wider Oestreich sei.

Und Wilhelm Tell, der Schütze aus Bürglen, ging vorüber, Einer von den Mannen aus dem Rütli: aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Vogt, und dieser sprach ergrimmt: „Trotziger Schütze, so strafe dich deine eigene Kunst! Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins, den schieße herab und fehle nicht!“ Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Aepfel und führten den Schützen weit davon. Er zielte: da schwirrte die Bogensehne; da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?“ Es antwortete Tell: „Hätte der erste nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!“

Deß erschrak der Vogt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern schien wegen des Volkes nicht rathsam; ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen war wider des Landes Rechtsame. Darum fürchtete der Vogt Zusammenlauf des Volkes und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Föhnwind blies. Der See ging hohl, und die Wellen schlugen schäumend über, daß Allen bange ward und die Schiffsleute verzagten. Je weiter im See, je größer die Todesnoth; denn da steigen Uferberge jäh aus dem Abgrunde des Gewässers wie Mauern zum Himmel. In schwerer Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abthun, damit derselbe als guter Schiffer das Fahrzeug lenke. Aber der Tell lenkte gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenig Schritte weit in den See hervortritt. Schwung und Sprung: — der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus in die See.

Nun kletterte der Erlösete den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: Wohin entfliehen dem Zorne des Gewaltherrn? Und entrinne ich seiner Bosheit, so hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfand. Was wird nicht der Geßler gegen die Meinigen verhängen, wenn Landenberg schon um zwei gebrochener Finger seines Knechtes willen dem Alten von Melchthal

beide Augen ausbohrte! Wo ist der Richterstuhl, vor den ich Geßler lade, wenn der König selbst des ganzen Volkes Klagen nicht mehr anhört? Ist aber kein Gesetz giltig und Keiner, der da richtet zwischen mir und ihm, so stehen wir, Geßler, du und ich, gesetzlos Beide, und Nothwehr richtet. Soll Eins von Beiden fallen, unschuldig Weib und Kind und Vaterland oder, Vogt Geßler, du: so falle du, und Freiheit steige nieder!

So dachte der Tell und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht und harrte in der hohlen Gasse bei dem Ort. Da kam der Vogt; da schwirrte die Bogensehne; da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn.

Das ganze Volk erschrak freudig, als es den Tod seines Unterdrückers vernahm. Die That des Tell verlieh höheren Muth: allein noch war die Nacht des Neujahrs nicht gekommen.

Es kam die Nacht. Da ging einer der Jünglinge, die im Rütli geschworen hatten, zur Burg Roßberg in Unterwalden und kam durch List heimlich hinein. Drunten aber im Burggraben warteten noch zwanzig Andere; die zog er an einem Seile hinauf. Als Alle droben waren, bemeisterten sie sich des Amtmanns und seiner Knechte und der ganzen Burg.

Als es Tag ward, ging zu Sarnen Landenberg aus der königlichen Burg hervor zur Messe. Da kamen ihm aus Unterwalden zwanzig Männer entgegen und brachten Hühner, Geißen und andere Gaben zum Neujahrsgeschenke. Der Vogt hieß sie freundlich in die Burg hineingehen. Da stieß unter dem Thore einer von ihnen ins Horn. Schnell zogen sie Alle scharfe Eisen hervor, steckten dieselben auf ihre Stäbe und nahmen die Burg ein, während dreißig Andere zu Hilfe kamen, die im Erlengebüsche versteckt gewartet hatten. Landenberg floh erschrocken nach der Landesgrenze zu: sie aber fingen ihn und ließen ihn und alle die Seinigen Urfehde schwören, die Waldstädte zu meiden ewiglich. Dann gestatteten sie ihm abzuziehen nach Lucern. Keinem war Leides gethan worden.

Mit den Leuten von Schwyz zog Stauffacher an den Lowerzer See und brach die Burg Schwanau daselbst ab. — Es zogen die Leute von Uri hinaus, und Geßler's Twinghof ward eingenommen.

Hoch loderten die Freudenfeuer in den Alpen. Das war der Freiheit Neujahr. Am nachfolgenden Sonntage kamen die Boten der drei Länder zusammen und beschworen den uralten Bund wieder auf zehn Jahre; und der Bund ward oft erneuert und dauerte ewiglich. Sie hatten ihr altes Recht an sich genommen, keinen Tropfen Blut vergossen und Nichts beschädigt von Allem, was dem Könige oder Habsburg im Lande angehörte.

Der König Albrecht ward, als er die Begebenheiten vernahm, höchlich entrüstet, ließ Kriegsvolk versammeln und zog aus gegen die Waldstädte: aber unterwegs wurde er von seinem Neffen und Mündel, dem Herzoge Johann von Schwaben, dem er das väterliche Erbtheil beständig vorenthielt, ermordet.

---

77. Schlacht bei Sempach. (1386.) (7. Aufl. S. 174.)

Joh. v. Müller.

Als der Herzog hörte, wie stark der Kern der Eidgenossen mit allen Bürgern Zürich verwahrte, beschloß er in dem Kriegsrath folgenden

Plan: Der Gewalthaufen des Heers von Oesterreich soll unter dem obersten Befehl des Freiherrn Johannes von Bonstetten um Brugk im Aargau Lager nehmen, zu nahe bei Zürich, als daß die Stadt ohne Furcht sein dürfte, und vor Ueberfällen sicher durch die Aare und Rüß; er, der Fürst von Oestreich, die Herren, die Ritter und ihre Knechte wollen das Land hinaufziehen, wo Aargau zwar fast unmerklich und in mäßigen Hügeln sich erhebt; es gezieme, daß des Landes Herr die Rebellen zu Sempach strafe und hierauf aus dem Rotenburger Amt, welches durch die ungerechte Gewalt ihm entrissen worden, die Stadt Luzern, die Vormauer der Waldstätte, durch Ueberraschung einnehme, ehe die Mannschaft sich getraue Zürich zu verlassen, unverwahrt wider Bonstetten. Die Eidgenossen, sobald sie den Aufbruch des Fürsten vernommen, waren durch die Kenntniß, welche sie von seiner Gemüthsart hatten, auf einmal zweier Dinge gewiß: erstlich, daß das Kühnste und Größte an dem Orte, wo er selber hinziehe, und nicht ohne ihn geschehen werde; zweitens, daß keine vortheilhafte Waffenthat, so lange nicht Leopold selber geschlagen werde, das Glück dieses Krieges entscheiden könne. Darum faßten sie folgenden Schluß: Die Züricher, zu deren Belagerung dem Herrn von Bonstetten auch der nöthige Zeug fehle, sollen auf jede schnelle List von seiner Seite wachsam und gerüstet sein; die eidgenössische Besatzung soll alsobald ausziehen über die Rüß durch das Rotenburger Amt in Ober-Aargau nach Sempach; die Zuger und Glarner sollen ihrer Landmarken wohl warten, diese wegen des Hauses Monfort, wegen Gastern, Rapperschwyl und Geßler, die Zuger, auf daß nicht Bonstetten schnell das Rüßthal herauf zu allgemeiner Verwirrung Stadt und Amt plötzlich überwältige. Die Uebrigen sollen wider den Herzog stehen, obschon Wenige wider die Mehreren, mit Gott für das Land.

Alsofort brachen diese auf; zu Zürich wurden die Thürme und Mauern bewacht von den Bürgern. Die Eidgenossen thaten ihren Zug mit ununterbrochener Eilfertigkeit: Viele von Zug und Glaris, Viele von Entlibuch, und aus den Dörfern, wo sie durchzogen, da sie die Schweizer wider den Herzog an die Schlacht eilen sahen, gesellten sich ihnen bei. An demselben Tage, als die Eidgenossen in Aargau kamen, erschien das Kriegsvolk der Stadt Bern wenige Stunden Weges von Sempach vor der Hasenburg bei Willisau, zwar durch Anlaß einer Streitsache wider Maria, Gräfin Wittwe von Valangin: doch ist wahrscheinlich, daß wenn der Herzog ohne Schlacht oder nach einem Siege auf Luzern gezogen wäre, Bern ihn befehdet oder vielleicht mittelst eines Ueberfalls im Rücken oder einer Trennung von Zufuhr und Hülfe den Eidgenossen Gelegenheit gegeben haben würde, den Schaden der Versäumniß oder der mißlungenen Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß durch die freien Aemter Aargau hinauf über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt drei Stunden von Luzern oben an einem zwei Stunden langen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfelder, und über diesen stand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Als Johannes von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trotzigen Adel warnte, — Hoffahrt sei zu Nichts gut, und es wäre wohl gethan

Herrn Hans von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe, — hielten sie seine Klugheit für unedel. So, als Einige dem Herzoge selbst Vorstellungen machten, — wie Schlachtfelder das Vaterland unvorhergesehener Zufälle seien; wie dem Fürsten zukomme für Alle zu wachen, und ihnen für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heere der Verlust seines Hauptes als einiger Glieder sein würde, — sprach er anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Herzog Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Lande für mein Volk mit euch will ich siegen oder umkommen."

Die Eidgenossen standen an der Höhe, bedeckt vom Wald. So lange die Ritter saßen, däuchte es ihnen schwer in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen und sicherer in dem anscheinenden Vortheile ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volkes für den Krieg entscheidend werden: ihren Tod betrachteten sie als den Weg zum ewigen Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Walde in das Feld herab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen in schmaler Ordnung mit kurzen Waffen: vierhundert Luzerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstetten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten; einige hatten statt Schilden ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie und beteten zu Gott nach ihrem alten Gebrauche. Die Herren banden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch; der Tag war schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebete rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei, welches Alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer und von den hervorragenden Spießen wie von einem Walde eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung als zu einem halben Monde, womit er die Feinde zu umgehen dachte. Zu derselben Stunde schien der Stadt-Banner von Luzern lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß, Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein Mailänder, zu Flüelen im Lande Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene! die sind hohl." Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft: sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den Hintern sofort ersetzt wurden. Da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung un-

behülflich zur Bildung eines halben Mondes: im Uebrigen stand sie ungebrochen fest. Sechszig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbekannten Bewegung der Hinterhut oder Ueberraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter. Er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen!“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und meine Kinder; treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!“ war an dem Feind, umschlang mit seinem Arm einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und weil er ein großer und starker Mann war, drückte er im Fallen sie mit auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin: da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen, wodurch durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten, indessen aus dem Walde herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Herr Friedrichs, der Herr von Brandis, ein handfester, hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen die Eidgenossen allein zu bestehen: das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Escheloh das Hauptbanner von Oesterreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwang das Banner hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „Retta, Oesterreich, retta!“ Da drang der Herzog Leopold herbei und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Scharen hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber Viele umringten den Fürsten und lagen ihn an für sein Leben. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, sein Sohn, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Hermann von Eschenz zwischen seinen zween Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogs Rath, Graf Wallram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen: ich will mit ihnen ehrlich sterben!“ verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen und suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen: mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedränge der Scharen fiel der Herzog zur Erde: voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung, weil er nicht ungerochen umkommen wollte, um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn in dieser Bemühung; da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürst von Oesterreich.“ Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es däuchte ihm,

die Schlacht hebe alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde alsobald den Geist aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freyburg im Breisgau trug: versteinert stand er; das Banner fiel ihm aus der Hand. Plötzlich fiel er über Leopolds Leichnam her, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht würde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Orte stritt bis in den Tod Rudolf, der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Scharen suchten den Fürsten; vergeblich. Da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oesterreich grauenvoll auf die Flucht; also schrien alle Edlen: „Die Hengste da her! Die Hengste da her!“ Da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf dem ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig ihren Herrn zu rächen und Jeder, wie er konnte, sein Leben wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Herr Otto, Truchseß von Waldburg, den rühmlichen Tod, und Ysni kam in vollkommene Freiheit. Von Ysni, seiner Stadt im Allgau, war er hieher gekommen und verschrieb ihr um achttausend Pfund Pfennige, den Sold für seine Reisigen, auf seinen Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Conrad, Landamman von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Sigrist von Tisselbach, Landammann derer von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Conrad Grüninger, ein tapferer Mann. Dafür gaben die Männer von Schwyz desselben Sohn das Landrecht bei ihnen. Indessen verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen. Ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen. Der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amte lassen; das rathe ihnen der Gundoldingen, und er wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg;“ unter welchen Worten ihn das Leben verließ. Aber in dem feindlichen Heere half dem von Hasenburg nicht sein Unglück vorgesehen zu haben: es fiel mit ihm Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Sigfried, vom Hause Erlach, dem nicht gegeben war glücklich wider die Freiheit zu streiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breisach, Hatstatt, Rathsamhausen, drei Berenfels, Flachsland; auch welschen Adels, der Monsterol, der Castelnau, Hans von Vauxmarkus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Beute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod; nur Hemmann, der Jüngling, erhielt gleich den Fabiern ihr altes Geschlecht. Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da ging der Stadt Banner von Schafhausen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter und der Stadt Schultheiß, Hans von Randegk, der Herzoge Vogt,

von den Edlen Im-Thurn, zween von Stokar, Hans von Fulach, seiner zehen Kinder sonst glücklichem Vater, und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihrer Aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Lo, der Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürsten ihren Dank ab um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brande versucht hatte ihnen aufzuhelfen; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oesterreich den Ruhm solcher Treue durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewigt; nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß Nicolaus Gutt, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten: damit sich keine feindliche Gemeinde dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücke und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend. Von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören: „Der Stadt Banner von Zofingen so zu hüten, wie der Schultheiß Nikolaus Gutt.“ Sechshundert sechs und funfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre unterging und im Lande gesprochen wurde: „Gott sei zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trutz der Herren von Adel.“ Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und der Hitze des Tages: ruhig folgten die Oestreicher der Begierde des Lebens, die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

---

78. Bruchstücke aus der bremischen Geschichte. (7. Aufl. S. 179.)

A. Storck.

Kriege.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Periode der Entwicklung der politischen Verhältnisse eines Staats größere Talente und wichtigere Ereignisse hervorbringt, als die Zeit, wo Alles in Ruhe gekommen ist. In dem Maaße, wie in den Staaten der Möglichkeit Unruhen zu erregen vorgebeugt wird, verliert ihre Geschichte an Interesse: die Beispiele erhabener Vaterlandsliebe und edler Aufopferung werden seltener, und die Geschichte wird ihres Schmuckes beraubt.

Ein unglücklicher Krieg gegen die Butjadinger beschäftigte eine kurze Zeit die Bremer. Von gefährlicherer Art war die Fehde des Erzbischofs Albert und der Stadt Bremen gegen die verdensche und lüneburgische Ritterschaft und den Herzog von Braunschweig-Lüneburg.

Fehden mit den umwohnenden Häuptlingen liefen glücklich ab, und König Wenzel bestätigte im Jahre 1391 der Stadt Privilegien. Von den häufigen Kriegen gegen die seeräuberischen Friesen, zum Theil in Verbindung mit der stiftischen Ritterschaft und den benachbarten Grafen von Oldenburg, Delmenhorst und Diepholz, hatte die Stadt Vortheil. Besonders lebhaft waren seit dem Jahre 1407 diese Fehden fast sechszehn Jahre hindurch, da die Seeräubereien der Friesen den immer mehr zunehmenden Handel der Bremer außerordentlich hemmten. Die Stadt erlangte es endlich, daß sie das Schloß Fredeburg nicht weit von Atens

an dem Flusse Lehste erbauen konnte, um ihre Schifffahrt zu sichern. Dem Grafen Christian dem Achten von Oldenburg war dieses unangenehm. In einem Kriege wurde er von den Bremern gefangen und mußte sich mit schwerem Lösegelde und wichtigen Verpfändungen und Verschreibungen loskaufen.

Die Gebrüder Dedo und Gerold.

Die Häuptlinge von Stadtland und Esens hatten gewiß ungern zugeben müssen, daß die Bremer zur Sicherung ihres Handels die Fredeburg baueten. Nur die Noth hatte ihre Einwilligung so wie das Versprechen ferner die Schifffahrt der Bremer nicht zu stören, ja sogar zu fördern, erzwungen. Neue Versuche und der Bruch des gegebenen Wortes zogen einen Krieg nach sich (1418); diesem folgte eine kurze Ruhe. Aber einige Jahre später vereinigten sich fast alle Friesen, um die Burg zu zerstören. Am Abend St. Cosmä und Damiani näherten sich ohne die Hauptschar abzuwarten des verstorbenen Lubke Ommekens, Häuptlings von Esens, beide Söhne, Dedo und Gerold, mit vier und zwanzig Friesen und zwanzig deutschen Schützen. Es gelang ihnen die Außenwerke zu zerstören und den Befehlshaber in der Burg, der zum Fenster hinaus die Seinen ermunterte, zu tödten: sie konnten aber nicht der ganzen Burg Meister werden. Die Besatzung lief aus den Häusern zusammen, schoß aus den Thürmen herab auf die Friesen: die Hülfe kam nicht. Viele waren verwundet; sie benutzten also die Dunkelheit der Nacht, um sich zu verstecken.

Als der Morgen kam, rieth der jüngere Bruder zur Rückkehr. Der nächtliche Ueberfall, sprach er, hat uns nicht so weit gebracht, daß wir den Burgfrieden gewonnen hätten: es ist besser, wir versuchen es ein ander Mal. Seine vernünftige Rede fand kein Gehör: Feigheit wurde ihm vorgeworfen. Gut, sprach Gerold; meinen Rath habt ihr gehört: übrigens thue ich, was ihr thut.

Sie begannen wieder zu stürmen. Bald aber sahen die Friesen, daß die deutschen Schützen mit der Besatzung von Uebergabe redeten, daß in demselben Augenblicke die Wurdener zu Hülfe zogen und sich schon der Brücke näherten. Düre war nach der Brücke gestürzt und gab das Zeichen zum Abzuge: aber von Innen wurde den Zuziehenden gerufen, sie möchten eilen. Da war alle Rettung hin. Die Friesen wurden sämmtlich gefangen und nach Bremen gebracht.

Man führte die Gefangenen alsbald hinaus zum Tode. Dedo, der ältere Bruder, ward zuerst enthauptet. Gerold nahm das Haupt des geliebten Bruders und küßte in innigster Wehmuth den bleichen Mund.

Viele des Raths sahen dies nicht ohne Rührung: es regte sich die Neigung dem herrlichen, trauernden Jünglinge das Leben zu schenken. Bleibe bei uns in Bremen, sprachen sie; verheirathe dich unter uns; du magst dir eine angesehene Bürgerstochter zum Weibe wählen und ein geehrter Mann unter uns sein. Der Jüngling hob sein Haupt empor, blickte sie stolz an und sprach: „Ich bin ein edelfreier Friese: eure Pelzer- und Schuhmachertöchter sind nicht für mich. Wollt ihr mir aber das Leben schenken, so will ich euch einen halben Scheffel voll Gulden geben.“

Das stolze Wort gefiel jüngeren Rathleuten und machte sie geneigt sein Erbieten anzunehmen: aber Arend Balleer, ein alter Rathmann,

sprach: „Nicht so: der wird nimmer den Kuß auf seines Bruders todte Lippen vergessen. Ihr habt nie etwas Gutes von ihm zu gewarten.“

Da ging auch der hochherzige Gerold zum Tode. Ihm folgten zwanzig Friesen; die wurden aufs Rad gelegt. Die Deutschen wurden begnadigt um ihres Verraths an den Friesen willen. Der grausame, obwohl kluge Balleer wurde später von einem Friesen erschossen.

Ein Gastfreund Gerolds in Bremen ließ ihm zum Gedächtniß am Ende des Doms-Umganges ein steinern Bild mit langen Haaren errichten. Ein Richtschwert steht vor der Gestalt. Tausende mögen vorbei gehen und dieses nun übertünchte, nicht von Meisterhand verfertigte Steinbild übersehen: aber wer diese Zeilen liest, wird vielleicht hingehen, über eine barbarische Zeit seufzen, die dem Tode früh anheim gefallene Jugend beklagen und dem biedern Gastfreund ein Andenken weihen.

Rüstringer Krieg.

Die fünf Kirchspiele des Butjadingerlandes gehorchten eben so vielen Häuptlingen, welche die Kirchen stark befestigt hatten und sie als Burgen gebrauchten. Unter ihnen war Sybeth der mächtigste und unternehmendste, ein Verbündeter jener hingerichteten Jünglinge.

Ihre Unterthanen, mit Abgaben überladen, riefen die Bremer zu Hülfe und trugen sich ihnen zu Unterthanen an. Hierauf rüstete der Rath und schickte den Rathmann Johann Frese mit tausend Bürgern und Geschütz (1418). Die befestigten Kirchen wurden eine nach der andern erobert; diejenige aber, in welcher der Häuptling Sybeth selbst saß, und welche die festeste war, widerstand vier Wochen. Das Elend wurde groß; das im Bollwerk befindliche Vieh starb aus Mangel an Nahrung und verbreitete pestilenzialischen Gestank, und Sybeth mußte kapituliren; die Thürme wurden sämmtlich unterminirt, mit Pfählen gestützt, diese in Brand gesteckt, worauf die ganze Steinmasse zusammenstürzte.

Ein Krieg mit den Herzogen von Braunschweig in demselben Jahre war von keinen bedeutenden Folgen.

Das Blut der Rüstringer Häuptlinge war nicht vergessen; die Fredeburg und ihr Droste, der Rathmann Frese, der allgewärtig das Land beherrschte, waren drückend. Die Häuptlinge Ocko Kenen von dem Brocke und Focko Ukena, die berühmtesten Helden der Friesen, brachen ins bremische Gebiet, ehe der Rath den Absagebrief erhalten haben konnte. Der mächtige Thurm zu Golswarden wurde dem bremischen Hauptmann Schlangstorff durch Drohungen entrissen. Als dies der Droste Frese auf der Fredeburg vernahm, kapitulirte er ebenfalls. Hamburg und Lübeck suchten eine Versöhnung zwischen Bremen und den Friesen zu vermitteln, die auch endlich in der Art zu Stande kam, daß die Schlösser Golswarden und Fredeburg, welches letztere sechszehn Jahre gestanden, geschleift wurden.

Einig, so lange sie einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen hatten, griffen die Häuptlinge Ocko und Focko nach beendigter Fehde gegen die Bremer einander selbst an. Ocko war mit Oldenburg und Braunschweig durch Heirath verwandt und konnte auf die Hülfe dieser Häuser rechnen; mit ihm hatte sich Erzbischof Nikolaus von Bremen verbunden. Furchtbar war die Schlacht bei Deterden (1426). Unüberlegtes Verfahren, Kälte, Nässe, nächtliches Kampiren im Freien, Mangel an

Nahrung, Alles hatte den Kriegsmann unmuthig gemacht; dieses und panischer Schrecken gaben Focko Ukena den Sieg: fünftausend lagen todt auf der Wahlstatt, unter ihnen Johann von Hoya, Heinrich von Altona, Ritter, Graf Curt von Diepholz, Graf Johann von Rittberg, die in Rastede begraben wurden. Auch Diedrich, Junker von Oldenburg, und der Graf von Teklenburg wurden nicht wieder gefunden. Dreitausend waren gefangen, mit ihnen der verwundete Erzbischof, um dessentwillen in allen Kirchen Bremens öffentliche Gebete angestellt wurden.

Um Pfingsten des Jahres 1427 versuchte der Rath zu Bremen die Häuptlinge zu versöhnen und die Loslassung des Erzbischofs und des Grafen von Hoya zu bewirken, für welche 2000 Gulden und Urfehde von dem ganzen Stifte gefordert wurden. Der Mann, dem dieses wichtige Geschäft anvertraut worden, und der durch Beredsamkeit und Klugheit Alles zum glücklichen Ende hinausführte und den Sieger sogar dahin brachte den Erzbischof ohne Lösegeld auf sein Ehrenwort loszulassen, war der bremische Bürgermeister Johann Vaßmer. Ihm war zugesellt jener Befehlshaber der Fredeburg, Johann Frese.

Seit den früher geschilderten Unordnungen im Rathe war es lediglich bei dem alten Herkommen geblieben. Man wollte sich mit einer bessern Einrichtung des Raths nicht übereilen; daher kam es, daß erst im Jahre 1399 der Rath zu 24 Mitgliedern mit Inbegriff der vier Bürgermeister bestimmt wurde. Die Regierung sollte von Halbjahr zu Halbjahr wechseln und nach zwei Jahren von vorne angehen. So blieb es, bis durch das Unglück der Zeiten herbeigeführte Mißstimmung erst Verwirrung und Parteiung im Staate, dann Gewaltthat an Unschuldigen, dann allgemeines Unheil erzeugte.

Unglück der Zeiten.

Das Unglück des Erzbischofs, Ansprache auf Entschädigung durch die Stadt von Seiten Aller, die im Friesenkriege mit ihm gehalten, Schuldenlast aus den anhaltenden Fehden und Staatsbauten, Verwüstung des Landes, daraus entstandene Theurung, endlich ansteckende Krankheit, Folge eines zu warmen Winters, — alles Dieses hatte eine verderbliche Stimmung hervorgebracht.

Der gemeine Mann pflegt bei unabwendbaren Unfällen gern die Schuld auf die Obern zu wälzen. Fehlt es an Geld, müssen Schulden gemacht werden, so haben nach seiner Meinung die Vorgesetzten sich bereichert, Betrug geübt; ist ein Heer geschlagen worden, so waren die Anführer Verräther; treffen Calamitäten das Land, so ist's Strafe des Himmels für die Mißgriffe der Obrigkeit.

So erhoben sich Klagen gegen den Rath: unredliche Verwaltung des Staatsguts, Bereicherung der Rathsglieder wurde von den Unzufriedenen bei jeder Gelegenheit zur Rede gebracht. Der Bürgermeister Duckel nebst einigen anderen Rathsherren mußten darum sogar auf öffentliche Anklage ihr Amt niederlegen und eine ansehnliche Geldstrafe erlegen, um welcher Ungerechtigkeit willen Bremen abermals (1427) aus der Hansa gestoßen wurde. Trauriger waren die Folgen für das innere Staatswesen.

Der neue Rath.

Den durch gehässige Nachreden verdächtig gemachten alten Rath

durch neue Einrichtungen zu entfernen und einen ganz neuen zu bilden war jetzt das Streben der Unzufriedenen, wozu der erste Schritt durch ungesetzliche Eindrängung vier neuer Rathsherrn von ihrer Partei gethan wurde.

Schon daß nur drei durchs Loos bestehende Rathsherrn, dahingegen eben so gewählte sechs Glieder der kaufmännischen und Zünfte-Deputirten an die Stelle der halbjährlich abgegangenen sieben Herren vom Rathe, die selbst nicht wieder zur Wahl kommen konnten, aus der Bürgerschaft wählen sollten, ließ voraussehen, daß bald von dem bestimmten Rathe kein einziges Mitglied mehr da sein werde: und so geschah es. Hierauf verließen viele der abgegangenen Rathsglieder die Stadt, und selbst die mit den zurückgebliebenen eingegangene Sühne oder Eintracht konnte nur die gänzliche Unterdrückung zur Folge haben.

Jene Entwichenen des alten Raths, die sich indessen bei mehreren Reichsständen um Hülfe bemüheten, wurden, da sie der Einladung zur Rückkehr von Seiten des neuen Raths kein Gehör gaben, ihrer Güter verlustig erklärt. Die zurückgebliebenen sechszehn Herren des alten Raths wurden in den Thurm geworfen. Sie durchbrachen aber das Gewölbe so weit, daß ein Mann hindurch kommen konnte, machten Seile aus Decken und Stroh und ließen sich daran hinunter an den Fluß, wo von Freunden ein Schiff zur Flucht bereit gehalten wurde. Nur Einer blieb zurück, der zu dick war für die Oeffnung und auch von der Gefängnißluft erkrankt darnieder lag. Sie flohen sämmtlich zu den andern Ausgewichenen, wohin ihnen ihre Freunde folgten.

Johann Vaßmer.

Jener beredte und kluge Patriot, der so trefflich in dem unglücklichen Friesenkriege gewirkt, war der einzige vom alten Rath, der die Hoffnung nicht verlor der guten Sache ohne Gewalt den Sieg zu verschaffen und der theuern Republik auf dem Wege der Güte die innere Ruhe wieder zu geben. Ein ganzes Jahr war er rastlos in seinem Bemühen. Er verkannte, daß es dem neuen Rath nicht um Vertragung mit dem alten, sondern um gänzlichen Sieg über jenen zu thun war.

Aber auch bei den Ausgewichenen, die sich um den früher so schwer verletzten Bürgermeister Duckel in Stade versammelt und indessen mächtige Freunde und selbst die Hansa für sich gewonnen hatten, fand er einseitige Stimmung: daher wandte er sich um Vermittelung an den Grafen von Oldenburg, den er sich durch Befreiung des Erzbischofs Nikolaus, vom Hause Oldenburg, aus der Friesen Gefangenschaft verpflichtet hatte. Das war aber gegen die Meinung des neuen Raths.

Am 6ten Juni des Jahres 1430 zog der edle, beredte Greis Johann Vaßmer von Stade, wohin er sich begeben, gen Oldenburg zum Grafen. Ein wenig diesseits der Mühle, als er nach Reckum abbeugen wollte, wurde er von einem Fleischer erkannt und den Gerichtsboten, die ihm der über sein Bemühen ergrimmte Rath nachgesandt, verrathen. Den andern Morgen um 6 Uhr ward er in die Stadt gebracht und in den Hurrelberg, ein unterirdisches Criminal-Gefängniß in der Hakenstraße, gesetzt.

Sonnabends, als des Herrn Leichnam in Procession getragen wurde, erschien Rixa, Gräfin von Delmenhorst, des Erzbischofs Nikolaus Mutter, eingedenk jener durch Vaßmer ihrem von Focko Ukena gefangenen

Sohne erzeigten Dienste, auf dem Rathhause und bat herzlich um die Loslassung Vaßmers. Weder ihr Geschlecht noch ihr Rang noch ihr ehrenvolles Alter konnte auf die Leidenschaftlichen Eindruck machen: der Rath gab nur Vaßmers Knecht los.

Am Dienstage wurde Vaßmer ohne Untersuchung gebunden auf den Markt vor das durch den erzbischöflichen Vogt und zwei Beisitzer (einer derselben war Vaßmers Schwiegersohn) aus dem Rath gehegte Blut- oder Nothgericht geführt und Klage gegen ihn erhoben, daß er und sein Sohn an der beschworenen Eintracht meineidig geworden. Umsonst versicherte Vaßmer seine Unschuld und verlangte einen Mann, der ein Urtheil über ihn fände. Der Ankläger erklärte hierauf, der Rath habe die Sichting *) darin gegeben. Demohngeachtet bestand Vaßmer auf seinem gerechten Begehren.

Da rief der Vogt unter der umstehenden Menge den Tonnenmacher Barthold auf. „Suche ein Urtheil," sprach Vaßmer, „das recht ist; denn der Rath und die Gemeine beschuldigen mich des Meineides mit Unrecht. Als Kläger, Zeugen und Richter in einer Person können sie nicht gegen mich auftreten; das untersagt ihnen das Gesetz. Als ich den Erzbischof Nikolaus ohne Lösegeld aus Focko Ukens Gefangenschaft frei gemacht, da habt ihr Bürger mir oft wiederholt, ihr könntet nie weder mir noch meinen Kindern genug Dank dafür vergelten: jetzt ist der Tag gekommen, wo ihr mir diesen Dank beweisen könnt, indem ihr nur das Einzige mir gewährt, was Jedem zusteht, mein Recht." Hierauf bat er den Vogt, daß er dem Barthold geböte ein gerechtes Urtheil zu finden.

Als der Vogt die zwei beisitzenden Rathmänner fragte, ob sie Etwas dagegen einzuwenden hätten, gingen sie zweimal aufs Rathhaus, fragten den Rath um Verhaltungsregel und brachten die Antwort zurück, daß nach gegebener Sichting weiter von keiner Urtheilsfindung die Rede sein könne.

Umsonst suchte der Vogt dem ungerechten Urtheile auszuweichen: der erzbischöfliche Beamte hatte mehr Erbarmen als Vaßmers Schwiegersohn, Johann von Minden, der jenem drohete und erklärte, daß nicht ihm, sondern nur dem Scharfrichter zukäme das Urtheil zu sprechen. „Bist du derjenige," sprach hierauf Vaßmer zu seinem Eidam, „bist du derjenige, der gegen mich alle Rechte übertritt? Ach Gott, wie gnädig ist mir der Richter!" „Ich thue Euch kein Unrecht," sprach der Vogt. „Ich meine Euch nicht," antwortete Vaßmer, „sondern die ungerechten Richter."

Nach einigem Hin- und Widerreden erklärte der Scharfrichter, daß der Rath wolle Vaßmern begnadigen und ihm den Kopf abhauen lassen. „Sehet zu, was ihr thut," sprach der redliche Vogt. Vaßmer verlangte, daß auf Kosten seiner Familie von irgend einem Notarius der ganze Vorgang aufgeschrieben würde, und sprach die Appellations-Formel aus: „Ick schelde, dar ick schelden mag," und wollte weiter reden: da erstickte der Tumult seine Worte; da riß ihn das Gedränge fort zum Osterthore hinaus auf den St. Pauls Berg, und das silbergelockte Haupt, ergraut unter den Sorgen für das Wohl des Staats, ward durch das Richtschwert von dem Körper getrennt.

---

*) Erklärung des Raths, daß der Prozeß, ob er nun geführt worden oder nicht, beendigt sei, das Urtheil vollzogen werden könne und er es auf seine Verantwortung nehme.

Freunde trugen den Leichnam in die St. Paulskirche und begruben ihn vor dem Taufsteine.

Vaßmers Gattin wollte zur Ruhe der Seele des unschuldig Gemordeten Vigilien und Seelenmessen lesen lassen: die auch durch seinen Tod noch nicht versöhnte Wuth des neuen Raths untersagte ihr nicht allein die Erfüllung dieser frommen Pflicht, sondern zog auch ihr Vermögen ein. Schmerz und Herzeleid zogen sie und ihre Töchter, deren einige schon mit dem Blumenkranze geschmückt waren, dem theuern Gatten und Vater bald nach in die Gruft. Vaßmers Bruder, der in Nienburg wohnte, starb in demselben Jahre aus Gram über des verehrten Bruders Tod, nachdem er vorher verordnet, daß Vaßmers zwei Söhne aus seinem Besitzthume unterstützt werden sollten, um die Wiedererlangung ihres Eigenthums zu bewirken. Der eine Sohn, Johannes, starb in Rom.

Der Gräuel geschah am 21. Juni 1430. Er lag auf dem Gewissen des Raths, der die Verantwortung dreist übernommen. Die Vergeltung blieb nicht aus.

Heinrich Vaßmer.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Von einer ganzen herrlich blühenden, in hohem bürgerlichen Ansehen stehenden Familie, durch tyrannische Oligarchen in der Ermordung ihres ehrwürdigen Hauptes vernichtet, blieb nur Heinrich Vaßmer übrig, der Mann, dem Vergeltung zu üben und des Vaters geschändeten Namen zu Ehre zu bringen vorbehalten war.

Heinrich Vaßmer zog an Kaiser Siegmunds Hof, klagte den Rath an und forderte Genugthuung. Nach langen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm endlich, daß auf dem Reichstage zu Nürnberg die Stadt Bremen in die Acht und Oberacht erklärt und den benachbarten Fürsten und Städten die Vollziehung des kaiserlichen Mandats aufgetragen wurde. Es war ein harter Kampf kindlicher Treue gegen eine verirrte Stadt, die auch jetzt Schutz bei den verwandten Hansestädten fand, so daß des Kaisers Wille unvollzogen blieb. Auch des Kaisers Räthe waren bestochen worden, und Heinrich Vaßmer fand zum zweiten Male kein Gehör, indem man ihm zu verstehen gab, Siegmund sei ungehalten auf ihn.

Demungeachtet reiste er dem Kaiser nach bis Wien, folgte ihm nach Ungarn, erreichte ihn in einem Walde, ritt auf ihn zu, sprang vom Pferde, griff des Kaisers Pferd in den Zügel, kniete nieder, flehte um Recht und klagte, wie er von einer Zeit zur andern vertröstet und so oft abgewiesen worden. In der ersten Stadt werde ich dir helfen, sprach Siegmund.

Zu Preßburg erhielt Heinrich Vaßmer ein strengeres Mandat an viele niederdeutsche Fürsten, Bischöfe und Städte. Mit diesem ritt er nach Nürnberg, verbreitete von dort eine Menge beglaubigter Abschriften desselben, zog darauf nach Hamburg, wo damals sich viele Bremer aufhielten, und erlangte von dem Rath kraft kaiserlichen Befehls ihre Gefangennehmung, und so warf er auch an anderen Orten die Bremer, wo er sie fand, in Gefängnisse.

So vielfältig geängstet und beschädigt mußte die Stadt Bremen ihm sein väterliches Vermögen zurückgeben und alle Unkosten vergüten: und da sie wegen bedeutender Summen, die sie dem Kaiser, um der Acht

erlassen zu werden, gegeben, ihm nicht das Versprochene sogleich leisten konnte, so wurden ihm bis zur gänzlichen Abtragung der Weinkeller und die Ziegelbrennereien zum Unterpfande verschrieben. Dem Andenken seines Vaters mußte die Stadt in Ansgarii Kirche einen Altar zur Ehre des heiligen Leichnams und eine an demselben zu feiernde ewige Seelenmesse stiften und die Belehnung dieser Vicarie dem Aeltesten von dem Geschlechte des Gemordeten übergeben. In die Abtei St. Pauli wurde eine Tafel mit einer Aufschrift in deutschen Versen gehangen. Auf der Stelle, wo er enthauptet worden, wurde ein steinernes Kreuz errichtet, das noch bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Vaßmers Kreuz oder auch das steinerne Kreuz vorhanden ist, und dessen Unterhaltung mit zu den Verpflichtungen des Organisten an der Lieb-Frauen-Kirche gehört. Die kaum mehr lesbare Inschrift desselben heißt also: „Im Jahre unsers Herrn 1430 des Dingstedages na Johannis Batisten wurd Her Johan Vaßmer Borgermeister hir enthövedet. Biddet Gott vor sine Sehle."

Auf Vaßmers Leichensteine stand die in ihrer Einfachheit vielsagende und rührende Inschrift: „Hir ligt de unschuldige Vaßmer!"

---

79. Die Eroberung Constantinopels durch die Türken 1453.

Karl von Rotteck. (7. Aufl. S. 187.)

Auf dem ehrwürdigen, doch morschen Throne Constantin des Großen saß nach langer Folge und blutigem Wechsel der Geschlechter Constantin XI. Auf daß dieser Thron, den so viele unbedeutende, elende, abscheuliche Imperatoren entehrt hatten, doch noch mit Ruhm falle, dazu schien das Schicksal den männlichen Constantin aufbehalten zu haben. Daß der dürre Stamm, der in den Stürmen der Jahrhunderte bereits seine Krone und seine stolzen Aeste verloren hatte, nicht mehr zu verjüngen sei, das fühlte er wohl: aber ihm lag ob, so lange als möglich das tödtende Beil vom Stamme selber abzuhalten. Unsere Zeiten — so hatte des Kaisers Vater, der weise Manuel, oft geklagt, — vertragen die Größe und den Ruhm der Helden nicht: uns ist nur die Sorgfalt des bekümmerten Hausvaters übrig, der die Trümmer seines ehemaligen Glückes ängstlich hütet! — Getreu dieser Lehre, so viel Selbstverleugnung sie auch dem hochherzigen Constantin kostete, hatte er beim Anbeginn seines Reiches dessen letzte Provinz an seine herrschsüchtigen Brüder überlassen und sich auf den nächsten Bezirk in Constantinopel eingeschränkt, damit nicht im Bürgerkriege des Volkes Blut verspritzt werde; er hatte durch eine feierliche Gesandtschaft bei Amurath, dem stolzen Sultane, um Anerkennung geworben. Aber was ist ein Staat, in welchem der Keim bürgerlicher Zwietracht liegt? was ein Monarch, der von der Anerkennung eines Mächtigern abhängt? Constantin verbarg sich seine Lage nicht; und wie der erfahrene Schiffer den Sturm voraussieht, der seinem zerbrechlichen Boote Zerstörung droht, so stand am Tage der Thronbesteigung vor des Kaisers Seele der Untergang seines Reiches. Daher blieb er still und düster, als das Volk von Constantinopel ihn jubelnd empfing. Und als sein treuer Phranza von der Sendung nach Georgien zurückkehrte, um dessen schöne Fürstinn er für Constantin geworben hatte, so rührten den Kaiser zwar die vielstimmigen Glückwünsche seiner Bürger:

aber er warf sich im ersten zwanglosen Augenblicke an seines Freundes Brust, um seinen Kummer darinnen niederzulegen. Ich habe, sprach er, als ich dich nach Georgien sandte, dem Verlangen des Volkes nachgegeben, das einen Thronerben wünscht; aber andere Sorgen als die Bereitung des hochzeitlichen Festes heischt das Schicksal von uns. Mir ahnet, diese Mauern werden früher des Krieges Donner als den bräutlichen Gesang vernehmen. Das Volk frohlockt in seinem Leichtsinne darüber, daß Amurath, der Furchtbare, todt ist! wohl war er furchtbar, doch gerecht und der Waffenthaten müde; aber der junge Löwe, der nun auf seinem Throne sitzt, wird er träge auf den Lorbeeren seines Vaters schlummern? wird er nicht lüstern nach eigenen Trophäen sein? und was werden Gründe des Rechts und der Menschlichkeit gegen Herrschbegier und jugendlichen Thatendrang vermögen? Darum geh, mein Getreuer, und rufe die kriegerischen Nationen des Abendlandes zu unserem Beistande auf. Ihnen Allen droht des Sultans Macht, wenn Constantinopel, die Schutzwehr Europas, fällt. O möchten sie einen Augenblick über der allgemeinen Gefahr ihrer kleinlichen Eifersucht vergessen! Wir Alle sind gerettet, wenn wir einig sind. Und dann, mein Phranza, wenn das Gewitter vertobt hat, dann wollen wir auf häusliche Freuden denken, dann erst sollst du die Braut, der mein Herz entgegenschlägt, meinen Umarmungen zuführen.

Von Constantinopels düsterer Burg laßt uns wegblicken nach den Zinnen Adrianopels, wo ein jugendlicher Monarch, die Pracht der alten Sultane verachtend, auf eine bedeutungsvolle Weise den Antritt seiner Regierung durch Entlassung des unnützen Hofstaats und durch kriegerische Spiele feierte. Was soll ich vom Charakter Mohameds *II.* sagen? Sein Name war der Schrecken des Zeitalters, sein Arm die Geißel der Völker. Nur zu lange hat die Verblendung beschränkter Schriftsteller und die thörichte Gutmüthigkeit der Völker den Gewaltigen Weihrauch gestreut, von denen sie geplündert und geschlachtet wurden. Die Philosophie, die Allem seine rechte Stelle anweist, hat die Eroberer ihres angemaßten Glanzes beraubt und sie, wenn sie sonst Nichts als Eroberer waren, der Verachtung und dem Abscheu der Menschen preisgegeben. Sollte Mohamed ein günstigeres Urtheil verdienen? Zwar gab er den Scepter, welchen Amurath, sein weiser und des Herrschens müder Vater, ihm hinterließ, zweimal willig zurück, als die öffentliche Noth eine kräftigere Hand ans Ruder des Staats rief; und diese edle Selbstverleugnung hat die Bewunderung der Nachwelt erregt: allein man vergaß, daß die Erfüllung der gemeinen Sohnespflicht nicht so viel Lob als die Uebertretung derselben Tadel verdiente; man vergaß, daß Mohamed, dem Knabenalter kaum entwachsen, seinem erfahrenen Vater ohne Tollkühnheit nicht trotzen konnte; man vergaß endlich, daß er den Vezirен, die den Vorschlag der Wiedereinsetzung Amuraths gethan hatten, sein Leben lang gram blieb. Ueberhaupt muß der Charakter eines Menschen nicht aus einer einzelnen That, die von sehr verschiedenen Beweggründen herrühren kann, sondern aus unzweideutigen Handlungen und aus dem ganzen Tone des Lebens ermessen werden. Mohamed, als er seinen neubestiegenen Thron mit dem Blute seiner unmündigen Brüder befestigte, verrieth die herrschende Leidenschaft in seiner Seele; und die Sagen von der schönen Geliebten, die er vor den Augen seiner Bassen ermordet, um ihnen zu beweisen, daß er kein Sclave der Liebe sei, und

von den zwölf Pagen, denen er den Leib habe aufreißen lassen, um darin eine entwandte Melone zu suchen, beweisen wenigstens, wozu seine Zeitgenossen ihn fähig hielten. Die Summe seiner Handlungen war Krieg und despotische Willkür: aber die glänzendste und nach seiner eigenen Schätzung die rühmlichste, jedoch nach dem Ausspruche der Gerechtigkeit die verabscheuungswürdigste, war der Umsturz des griechischen Reichs.

Unter den Gesandten, die fern von Morgen und Abend um den Thron Mohameds glückwünschend sich drängten, waren jene von Constantin die beflissendsten gewesen. Zu allen sprach der Sultan das Wort des Friedens und der Freundschaft: aber nur auf seinen Lippen war das Wort; im Herzen brütete der Krieg. Der stolzeste aller Menschen erniedrigte sich aus Herrschsucht zur verächtlichsten Tücke. Daher, als er auf einem schnellen Kriegszuge einige aufrührerische Provinzen beruhigt hatte, entriß er schnell die Larve ablegend den sorglosen, schlummernden Griechen die schönsten Ländereien, deren Besitz er ihnen kurz zuvor aufs Feierlichste versichert hatte; und es erging der Befehl zur Erbauung eines festen, drohenden Schlosses an der Meerenge im Angesichte von Constantinopel. Damals schon beschloß Constantin mit ächt römischem, moralischem Sinn das Schwert zu ziehen, weil er es lieber früher, aber mit Ruhm und mit Erfolg, als später hoffnungslos ergreifen wollte: aber die Zaghaftigkeit der Menge und der unpatriotische Geist der Großen zwangen ihn, sein Heil in Unterhandlungen zu suchen, in denen so wenig als im Kriege das schwache Recht gegen die starke Raubgier etwas vermag. Mohamed wollte Krieg, und so blieb auch dem Kaiser, wenn er nicht etwa schändlich vom Throne herabsteigen und als freiwilliger Sclave die Gnade eines übermüthigen Herrn verehren wollte, nichts Anders übrig. Er bewilligte jenen Bau, und die Türken zerstörten ringsum Paläste und Tempel, um Mauersteine zu erhalten! sie tödteten einige kühne Vertheidiger der heiligen Altäre und mordeten grausam die Mannschaft eines Schiffes, das sich geweigert hatte, dem Schloßhauptmann einen widerrechtlich geforderten Zoll zu entrichten. Constantin trauerte und schwieg: aber da ließ ein übermüthiger Bassa seine und seines Gefolges Pferde im reifen Korn um Constantinopel weiden. Zürnend ob dem Raub und empört durch den Hohn erschlugen die Landleute einige Frevler, und Mohamed, als wäre er selbst der Beleidigte, sandte seine mordlustigen Scharen aus, die das unglückliche Dorf in Asche legten und weit umher die unschuldigen Schnitter würgten. Jetzt wurden die Thore Constantinopels geschlossen, die Straßen füllten sich mit bestürzten Volkshaufen, und der Feigste sah ein, daß nur die Entscheidung des Schwertes übrig sei. Es giebt auf der ganzen Welt keinen größeren und erhabeneren Anblick, als wenn ein Volk beim Hereinbrechen der äußersten Gefahr sich ermannt und zur Rettung des Kostbarsten und Heiligsten, zur Vertheidigung seines Daseins und seiner Ehre mit der Entschlossenheit der Verzweiflung die Waffen ergreift. Hier hört aller Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes auf; alle ihre Gedanken und Bestrebungen sind erhöht, alle Kräfte entfesselt und die allgemeine Kraft schwillt mächtig wie ein Strom durch das Zusammenfließen der Kräfte aller Einzelnen. Ein Volk von diesem Geiste ergriffen ist furchtbar, wenn es gleich klein ist. Mögen ihm die Gewaltigsten dräuen: es ist doch gewaltiger, es wird

stehen und des Daseins und der Freiheit würdig sein! — Nicht also das ausgeartete Römer- und Griechenvolk. Nur Wenige waren ihres Namens und Kaisers werth. Die Reichen entzogen ihre Schätze dem allgemeinen Bedürfniß: sie bewahrten sie für die Türken auf. Die Priester, die Constantin zu einem Beitrage zwang, schalten ihn einen Kirchenräuber, uud als er die Hülfe des Abendlandes zu erwerben eine Vereinigung mit den lateinischen Brüdern schloß, fluchten sie ihm als einem Abtrünnigen vom Glauben. So entwendeten sie dem Fürsten das Herz seines Volkes und gaben dem Feigen einen Vorwand den Ruf des Vaterlandes zu verschmähen. In einer Stadt, die Myriaden wohlhabender Bürger zählte, fanden sich nach sorgfältiger in allen Straßen und Häusern angestellter Forschung nur 4970, die fähig und willig waren, die Waffen zur Vertheidigung ihres Herdes und ihrer Ehre zu führen. Schweigend übergab Phranza die klägliche Liste seinem Herrn. Verzage nicht, mein Getreuer, sprach der Kaiser: klein ist der Haufen, aber auserlesen. Sieh, dort stehen noch 2000 tapfere Fremdlinge, die der edle Justiniani uns zuführte; und kämpfen nicht auch mit uns das Recht und die Noth der Verzweiflung?

Um des Sultans Thron sammelten sich indeß die Soldaten der Pforte, die schlachtgewohnten Janitscharen, die schnellen Spahis und die stolzen Bassen, jeder mit einem Heerhaufen, und alle Vasallen des Reichs; und als die heilige Trompete erklang und das Versprechen der Plünderung erging, da schwoll das Heer noch mächtiger von hundert fanatischen und raubgierigen Scharen. Schon wälzt sich die unabsehbare Masse heran, drohend wie aufgethürmte Wetterwolken und *ihren Weg* durch Zerstörung bezeichnend. Die. Bürger Constantinopels erblassen, da sie den furchtbaren Halbmond erblicken, wie er die Stadt allmälig mit weitem Bogen umspannend seine mächtigen Hörner bis an beide Gestade stößt; es beben die griechischen Mütter, als nun das Schlachtgeschrei aus hunderttausend rauhen Kehlen schallend in dumpfer Ferne tönt.

Dort, wo Europas und Asias Küsten sich zweimal einander nähern und zwischen den beiden gewundenen Engen majestätisch sich der zweite Spiegel der Propontis ausdehnt, wo der Wanderer von den lieblichsten Erinnerungen der Dichtung umgeben in feierlicher Stimmung die Pracht der Natur und der Menschenwerke anstaunt, dort am Eingange der Meerenge steht, so wie das alte Rom von sieben Hügeln herab über zwei Welttheile hinschauend, das ungeheure Constantinopel. Auf zwei Seiten von den Fluthen bespült und auf der dritten durch Kunst und kühnes Bollwerk vertheidigt, hatte es der Macht der Cosroes, der Chalifen und mehr als eines barbarischen Volkes getrotzt. Aber der Strom der Jahrhunderte, stärker als der vorübergehende Stoß der Waffen, hatte die gigantischen Mauern und Thürme untergraben; und was unbezwinglich war den einfachen Maschinen der früheren Belagerungskunst, das mußte den neuersonnenen Werkzeugen der Zerstörung erliegen. Vor einem Menschenalter erst war in Europa zufälliger Weise eine Waffe erfunden worden, die, dem Donner des Himmels an Kraft und Schrecken ähnlich, der Wissenschaft und der friedlichen Kunst, dem Menschen und Menschenwerk einen schnellen Untergang zu drohen schien. Mohamed, der Würger der Nationen, nahm die Erfindung und die Meister in der neuen Zerstörungskunst mit freudigem Eifer auf; ungeheure Feuerschlünde,

durch seinen Wink geschaffen, donnerten gegen die Mauern: aber neben ihnen — die Schrecken des alten Kriegs mit jenen des neuen zu vereinbaren — drohten Sturmböcke und Ballisten; von beweglichen Thürmen flogen Schauer von scharfen Pfeilen und von tödtendem Bleie herab, und es wetteiferten an verwüstender Kraft das griechische und lateinische Feuer.

Gegen die vereinte und immer sich erneuernde Macht des sogenannten türkischen Reiches, gegen die wüthendsten, unablässigen Angriffe eines unabsehbaren Heeres und einer mächtigen Flotte sah sich Constantin ohne Hoffnung eines Beistandes auf die Hülfsquellen seines eigenen Genies beschränkt und auf den Arm von nicht 10,000 Streitern. Die Mächte Europas waren gleichgültig bei seiner Noth geblieben: Furcht hielt die Einen, die Anderen Verblendung, gehässige Leidenschaft oder kurzsichtiger Eigennutz von der dringenden Hülfe ab; die Fürsten schienen jeder um den traurigen Vorzug zu werben, der Letzte in der Reihe der dem Untergange Geweiheten zu sein. Zwar noch stand es bei dem Kaiser, durch Unterwerfung sein Leben und vielleicht durch die Gnade des Siegers selbst Wohlleben zu erkaufen: aber er, der erste unter den Römern an Rang und Geist, achtete es seiner und des römischen Namens würdiger, der Nachwelt ein großes Beispiel von Heldensinn zu hinterlassen. „Weil aber weder das Vorhalten deiner früheren Eide, noch meine äußerste Nachgiebigkeit dich entwaffnen kann“, antwortete der christliche Fürst auf des Sultans übermüthige Aufforderung, „so beharre in deinem verbrecherischen Beginnen. Wenn der Herr die Stadt in deine Hände liefert, so werde ich in seinen heiligen Willen ohne Murren mich fügen: aber so lange Gott nicht zwischen uns entschieden hat, ist es meine Pflicht zu streiten für Recht und Ehre!“

Schon zweiundfunfzig schreckliche Tage waren über die Bürger von Constantinopel hingegangen. In den Donner des Geschützes mischte sich das Jammern der Angst und des Schreckens; durch die Stille der Nächte tönte das Aechzen der Verwundeten, das Wehklagen der Verwaisten. Was half es den tapferen Streitern, daß ihr Schwert der Türken Scharen fraß? Die Lücken füllten sich bald aufs neue, und der glänzendste Erfolg war zu theuer durch ihr kostbares Herzblut erkauft. So schwand allmälig die Hoffnung, und Mohamed, da er die Thürme durch seine Batterien zertrümmert, die Mauern zerbrochen sah, erließ den Befehl zum allgemeinen Sturme. In der Nacht sollten die Zubereitungen geschehen. Die Christen sahen weithin an den Gestaden unzählige Wachtfeuer lodern und das Meer von vielen tausend Leuchten heranrudernder Schiffe glänzen; ein großes, prachtvolles, aber schreckliches Unglück weißagendes Schauspiel! — Dazu der dumpfe Ton der sich bewegenden und drängenden Heerscharen, das tausendfache Klirren der Waffen, — und bald — mit dem ersten Morgenstrahle — der laute Donner des Geschützes, das Geprassel hundertfältiger Zerstörungswerkzeuge und das hunderttausendstimmige Schlachtgewühl blutdürstiger Krieger.

Nicht unvorbereitet waren die Griechen: der wachsame Constantin hatte der Feinde Bewegungen erspäht. Er rief in der Mitternachtstunde seine Verwandten, seine Freunde und die Edelsten der Nation auf die Burg, um seine eigene Todesverachtung in ihre Seelen zu hauchen. Er beschwor sie bei Roms heiligem Namen und bei den großen Erinnerungen, die ihn umschweben; er hieß sie das Urtheil der Welt und Nach-

welt scheuen, zeigte ihnen, daß dieses die Stunde sei, die über ihr und der Ihrigen Leben, Freiheit und Glück, über des Reiches Fortdauer oder Zerstörung unwiderruflich entscheiden müsse, und was demnach Religion, Pflicht und Ehre von ihnen als Christen, Bürgern und Männern heische. — Sie umarmten sich, weinten, schwuren zu sterben fürs Vaterland, und jeder ging an seinen Posten mit dem Entschlusse des römischen Namens würdig zu bleiben. Aber der Kaiser, in dessen Gemüth die Hoffnung erloschen war, die er bei seinen Freunden zu entzünden gesucht hatte, begab sich in den Sophien-Tempel, um daselbst nach der religiösen Stimmung seiner Zeiten das heilige Abendmahl zu empfangen, und von da flog er auf den äußersten Wall, um unter seinen Bürgern bis zum letzten Augenblicke die Pflichten des Feldherrn und des gemeinen Reiters zu erfüllen und dann zu sterben. — Die Noth und der Fall des letzten Constantins, sagt ein vortrefflicher Schriftsteller, sind glorreicher als all' seiner Vorfahren Herrlichkeit und Glück.

Und schon hatte der ungleiche Kampf begonnen; schon war der Tod umhergegangen unter tausend Gestalten; Land und Meer rötheten sich vom Blut. Doch was bekümmert dies den Sultan? — Er hatte Streiter genug, um mit ihren Leichen die tiefen Gräben Constantinopels zu füllen und dann erst über sie hin den Weg zum Siege zu betreten. Noch waren nach zweistündigem Gemetzel die Griechen von keinem Punkte gewichen: aber ihr Arm fing an vom Schlachten müde zu werden, und jetzt führte Mohamed den Kern seiner Truppen, die schrecklichen Janitscharen, frisch in den Kampf. Der tapfere und kriegskundige Justiniano, Befehlshaber der kleinen abendländischen Hülfsschar und vom Kaiser zum Oberanführer des ganzen Heeres erhoben, wurde von einem Pfeile verwundet. Gewohnt dem Tode zu trotzen, konnte er doch dem Schmerz seiner Wunde nicht widerstehen, floh gegen die Stadt, um sich verbinden zu lassen. Da rief der Kaiser, dessen Blicke überall waren, ihm zu: „Freund! deine Wunde ist leicht, die Gefahr dringend: du bist hier nothwendig und wohin willst du fliehen?“ — „Hier durch will ich mich retten, wo Gott selbst den siegreichen Türken den Weg gebahnt hat“, sprach der vom Schmerz besiegte Mann und drängte sich durch einen Riß der Mauer in die Stadt. Viele seiner Landsleute folgten ihm: und Constantinopel war verloren! Uebermannt, zurückgedrängt von den Außenwerken flohen die Griechen gegen die innere Mauer; schon wehte der Turban von mehreren Thürmen, schon vernahmen die zitternden Bürger das triumphirende Allah, und ach! schon war Constantin nicht mehr! — Nur wo Er stand, war noch ein Kampf gewesen. Die Edelsten und Besten seines Volkes drängten sich um ihn! er bat ihn zu tödten, daß er nicht lebend in der Ungläubigen Hände falle, und warf den Purpur weg, um unbekannt unter seinen Mitstreitern zu fallen. Alle starben hier den schönen männlichen Tod. Aber kein Feind rühmte sich, den Kaiser getödtet zu haben; sein Körper lag unter seinen erschlagenen Gefährten, und ringsum thürmte sich ein Hügel von feindlichen Leichen. — Soll ich die Schrecknisse schildern, die jetzt folgten? — das Angstgeschrei der Fliehenden, die Streiche der erbarmungslosen Wuth, die Blässe des Entsetzens, das tausendstimmige Zeter der Verzweiflung? — Die Häuser standen verlassen; wehrlos, zitternd, wie verscheuchte Schafe drängten sich die unglücklichen Bewohner in den Straßen und Plätzen oder füllten

die Tempel, um an den Altären eine Freistätte zu suchen. Umsonst: Alles schwamm im Blut, und was dem Mordschwert entging, wurde der Raubsucht Opfer. Sich selber nur die Gebäude vorbehaltend hatte Mohamed die Schätze Constantinopels sammt ihren Bewohnern seinen stürmenden Soldaten geschenkt, und sie eilten dieses frevlerische Geschenk geltend zu machen. Alle Kostbarkeiten der Stadt, die Meisterwerke griechischer Kunst und Pracht wanderten, viele zertrümmert, nach dem türkischen Lager, und bald kehrten die Räuber zurück, der Geplünderten selbst neben ihrer Habe sich zu versichern. Ohne Rücksicht des Standes und des Alters, ohne Schonung der heiligsten Bande der Natur und des Herzens, so wie der Zufall, das Recht der ersten Angreifung oder das Machtwort eines Stärkeren sie austheilte, sahen die unglücklichen Griechen sich von gefühllosen Tyrannen in die Sclaverei geschleppt. Man band sie zusammen wie verächtliche Thiere. Das edle Mädchen mit dem Mann des Pöbels, der Patrizier mit dem niedrigsten Knecht, die Nonne mit dem Galeerensclaven zusammen gekoppelt, fühlten der nämlichen Geißel Hieb. Der Geliebte wurde getrennt von der weinenden Braut, der Freund vom Freunde; des alten Vaters Armen entwand man den Sohn, und die Mutter, die ängstlich nach der geliebten Tochter blickte, sah sie von sich weggerissen in einen fernen, unbekannten Kerker ziehen. Vielen gab die Verwirrung Hoffnung zur Flucht; ganze Scharen knieeten auf dem Strand und beschworen die wegrudernden Schiffer, sie in ihre Barken aufzunehmen. Unerbittlich blieben die Einen; Andere, die ihre Fahrzeuge mit Flüchtigen überluden, versanken auf hohem Meere. Manche flohen gegen die Gebirge: aber wen der nachfolgende Feind ereilte, der blutete unter seinen Streichen.

Die Glücklichsten irrten viele Tage in Wildnissen umher; Senatoren, Reiche aller Klassen, dem Schooße der Bequemlichkeit, der Fülle der Lebensgenüsse entrissen, lernten zuerst des Hungers verzehrende Qualen kennen und trugen stöhnend unter der Bürde weniger geretteter Habseligkeiten die wunden Füße durch Dickicht und Dornen. Stolze Höflinge verbargen sich in ein Packträgergewand, um die Speculation der Menschenräuber, die ihre Gefangenen nach der Aussicht auf das Lösegeld schätzten, irre zu führen. Noch füllte Mord, Raub und jede Gewaltthat die unglückliche Stadt: da betrat Mohamed im Triumphgepränge die bluttriefenden Straßen, und ein Herold verkündete Gnade dem elenden Ueberreste des Griechenvolkes. Mit einer eisernen Keule bewaffnet ritt er wilden und trotzigen Blickes unter seinen Bassen und Emiren daher, zerschmetterte mit frevelhaften Schlägen einige Statuen, die er für Götzenbilder hielt, und schaute scheel und voll neidischer Verwunderung nach den stolzen Schöpfungen des griechischen Genies, nach den Palästen und Hallen, die seine Türken wohl zu erobern und zu zerstören, aber nicht zu bauen verstanden. Das edelste dieser Meisterwerke, den prächtigen Sophien-Tempel, Justinianus des Großen unvergängliches Denkmal, schuf ein Wink zur ersten Moschee des Reiches um, und seine Laune verschenkte die schönsten öffentlichen und Privatgebäude an rohe Krieger oder verschmitzte Sclaven, die bald den anmuthigen Aufenthalt der Grazien und Musen in Sitze schnöder Lust verwandelten oder in den Schauplatz häuslicher Tyrannei.

Der Zerstörungsscenen satt verließ Mohamed die Straßen und be-

gab sich nach Constantins ehrwürdiger Burg: sie war öde und verlassen; die Mauern und Gemächer ihres Schmuckes beraubt; hie und da hing noch eines alten Kaisers Bild, das über die entweihte Wohnung zu trauern schien. Mohamed fühlte einen geheimen Schauer: es drängte sich in das Gemüth die Vorstellung von der Unstätigkeit menschlicher Dinge, und man hörte aus seinem Munde die bedeutungsvolle Strophe eines alten persischen Liedes: Die Spinne hat ihr Gewebe aufgehangen in den kaiserlichen Palast, und der Eule Nachtgesang tönt durch die Hallen von Afrasiab. —

Aber was soll ich weiter von Mohamed sagen? — Nie wurde er des Mordens und Raubens satt: von den begnadigten Griechen ließ er ganze Scharen schlachten in wiederkehrenden Anfällen der Wuth. Zwei Kaiserthümer, zwölf Königreiche, 2000 Städte fielen vor seinem Schwerte, und soeben hatte er zum Schrecken der Christenheit das starke Otranto erobert und seine gierige Hand nach den Schätzen Roms ausgestreckt, als er starb. Er hatte befohlen, auf seinen Leichenstein die denkwürdigen Worte zu setzen: „Ich war im Begriff, Rhodus und das stolze Italien zu erobern.“ Sein Tod war für hundert Völker Signal der ausschweifendsten Freude, und seinen Namen hat die Geschichte mit blutigen Zügen in ihr Buch eingetragen, damit er auf ewig mit Timur, Dschengischan und Attila die Verwünschungen der Geschlechter theile.

---

80. Die Schlacht bei Granson. (1476.) (7. Aufl. S. 159.)

Joh. v. Müller.

Nach der Einnahme von Granson rathschlagte man im Lager Karls, des Herzogs von Burgund, ob die Unterwerfung der Schweiz, welche die von Deutschland bereiten würde, durch die Umkehrung von Freyburg und Bern, oder leichter durch die Verheerung des ganzen offenen Landes, oder etwa edler bei offenkundiger Uebermacht vermittelst großmüthigen Benehmens zu erhalten sein möchte. Der Herzog wollte das erste und gedachte Bern über Neufchatel und Aarberg anzugreifen. So fand ihn der Bericht von der Nähe des Feindes. Da ließ er durch das Lager posaunen, Jeder habe früh Morgens zum Streit wider die Deutschen gerüstet zu sein. Er selbst, vollgerüstet, bestieg ein großes graues Streitroß, versammelte die Befehlshaber und ermahnte sie, gegen dieses Bauernvolk, obwohl nicht würdig ihres Krieges, tapfere Männer zu sein. Da vertraute er die Vortrupp Anton, seinem Bruder, Balduin und Prinz Wilhelmen von Oranien; in der Mitte, bei den Savoyern und Italienern, auf welche er sich am meisten verließ, wollte Karl selbst sein; der Jüngling von Cleve, Herzog Johannes gleichnamiger Sohn, und Friedrich von Egmond, Herr zu Ysselstein, sollten die Nachtrupp führen.

Die Eidgenossen, kaum ein Drittheil so stark als der Feind, hatten die Absicht, vermittelst guten Gebrauchs der Wälder und Höhen die Uebermacht ihm unnütz zu machen. Die Burgunder stützten sich rechts an den See, links an den Thevenon, in dieser Gegend Name des Juragebirges, dessen Fuß theils durch die Sümpfe, theils durch tiefe Gräben gesichert war; nordwärts gegen den Feind waren die Ufer des Arnou mit vieler und schöner Artillerie vortrefflich, der Rücken durch die Wagenburg auch mit vielem Geschütze wohl besetzt und verwahrt. Man mußte Karl herauslocken oder von der schwächsten Seite angreifen. Daher wollten ei-

nige den See und ihn umgehen, um den Rücken anzufallen; andere, zugleich dort und am Arnon den Angriff wagen: aber die Meinung siegte, welche auf seine Gemüthsart berechnet war. Die Eidgenossen beschlossen einen Versuch auf Vaurmarcus: sein Zorn und sein Stolz werde ihn verblenden, das Werk seiner Wissenschaft, sein gutes Lager, zu verlassen. Alle Hauptleute warnten wie fast immer vergeblich.

Morgens an dem dritten März war ein kleiner Haufe von Schwyz und aus dem Berner Oberlande, vornehmlich Thun, zuerst auf; unterwegs durch freudige Krieger verstärkt kamen sie in der Lucerner Nachtlager, deren Priester eben mit der Messe eilte. Auf einer Höhe bei Vaurmarcus sah sie der von Rosimboz, gab ein Zeichen hinter sich. Der Herzog war mit Berichtigung seiner Schlachtordnung beschäftigt. In der Meinung, daß der Feind sich nicht so weit wagen würde, hatte er das Erdreich als für einen Marsch eher als für eine Stellung in Augenschein genommen. Die Vortrupp zog so unbesorgt als jene Schwyzer, die eben so wenig dachten, daß der Herzog schon aufgebrochen. Rosimboz schien der einzige Widerstand: sie warfen ihn. Sobald sie auf der Höhe waren, erblickten sie den ganzen Feind. Nicht mehr sie allein: sobald man sie im Gefecht bemerkt, rannte jeder, Bern, Freyburg zumal, ihnen zu. In festem Schritt, unerschrocken, ohne Eile bewegte sich durch beschneite enge Straßen die Vortrupp unter Scharnachthal und Hallwyl, hielt in der kleinen Ebene unter Lance, einer Carthause des frommen Alterthums von Granson; Felix Schwarzmurer von Zürich, Hemmann von Müllinen, seines Hauses der erste Berner, und welcher den Rosimboz vertrieb, sie zwei waren mit leichtem Fußvolk in den Flanken. In den Weinbergen gemäß der Väter Sitte fielen sie auf die Knie, breiteten die Arme aus und riefen zu dem Herrn der Heere; so daß der Feind, solcher Andacht unkundig, in grimmiges Gelächter ausbrach, weil er glaubte, sie ergeben sich, Barmherzigkeit flehend. Plötzlich erhoben die Burgunder ein überaus großes Geschrei, machten einen Keil, sprengten heran und wollten einrennen, welches aber durch die Lanzen verhindert wurde. Die Eidgenossen-Scharen drangen mit größter Gewalt auf sie herein: Müllinen und Schwarzmurer, die Flanken suchend, begegneten der Uebermacht, welche das Heer der Schweizer überflügeln sollte. Die Ordnung der Eidgenossen war ein langes Viereck: die Venner in der Mitte hielten die Banner empor; große Schwerter und Hallbarden umgaben sie; die Lanzen empfingen den Feind; aus Zwischenräumen feuerten die Büchsen. Hinwiederum Karl, mit der großen Standarte von Burgund und gelegter Lanze, nachdem sein zu hoch gestelltes Geschütz mit geringem Erfolge losgefeuert, bemühte sich einzubrechen, indeß bergabwärts der General der Cavallerie Ludwig Herr von Chateauguyon, Bruder von Oranien, an der Spitze von sechstausend Pferden, mit großer unaufhaltbarer Schnelligkeit herunterfiel, um zu den Bannern durchzubrechen.

Hier war der heftigste Krieg, da einerseits jener mit äußerster Anstrengung der Wuth (sie hatten ihm Granson, Orbe seinem Bruder genommen) Alles versuchte, sie ihrerseits die Scharen mächtig fortwälzend die ganze Gensdarmerie des rechten Flügels zurück, ihn aber endlich in eine Wiese unfern der Arnonbrücke drängten. Da spornte er sein großes Pferd, martialisch blitzte sein Gesicht, zweimal faßte seine Hand das

Landbanner von Schwyz, — als Heinrich Elsner von Lucern ihm sein eigenes entriß, und Hanns in der Gruob, ein Berner, ihn erschlug. Als nun die Krieger grauenvoll den hohen Mann fallen sahen und unweit von ihm Romonts Oheim, Graf Johann von der Marle-Luxemburg, hier den edlen Lalain und Poitiers, Ligny, Mery, Mont S. Sorlin, Burgunder und Niederländer vermengt, und Pietro da Lignano, den Hauptmann des mailändischen Volks, und Grafen Ludwig Raulin dasselbe Schicksal traf, in diesem Augenblicke zog ein fürchterlicher Schall die Augen der Scharen auf die Höhen zwischen Bonvillers und Champigny. Ein neues Kriegsvolk bedeckte den Berg. Um die dritte Stunde Nachmittags klärte sich der Himmel: die Sonne beleuchtete die schimmernden Waffen. „Was ist das für ein Volk," rief der Herzog von Burgund zu Brandolfen von Stein, den er gefangen mitführte, „was ist das für ein wildes Volk? sind es auch Eidgenossen?" „Das erst", sprach der von Stein, „das, gnädiger Herr, sind die wahren alten Schweizer vom hohen Gebirg, die Männer, welche die Oesterreicher schlugen; dort sind die Bürgermeister von Zürich, von Schaffhausen; dort führt der Tschudi sein Volk." Dreimal erschallte in diesem Augenblick der Uristier, Tod verkündend; und wunderbar erklang der Unterwaldner Landhorn.

Der unerhörte, das Gebirg durchfahrende Hall, der Anblick der trefflichen Männer bewirkte Erstaunen. Der Herzog sprach: „Was wird aus uns werden: schon die wenigen haben uns ermüdet!" Hierauf, den Augenblick fühlend, ritt er durch das Heer, feuerte an mit Wort und Beispiel. Aber als der vereinigte schweizerische Schlachthaufe sein Geschütz mit vortrefflicher Geschicklichkeit losgebrannt, Mann an Mann kam und aus den Hohlwegen und hinter dem Buschwerk immer neue Scharen emporstiegen, in derselben Stunde verbreitete sich über die ganze Armee Entsetzen: die Schlacht war verloren. Eine verstellte Bewegung der Reiterei, welche die Eidgenossen in eine nachtheilige Stellung locken wollte, schien dem Fußvolk Zeichen der Flucht. Karl, das erste Mal unglücklich, stellte sich mit Reisigen dem andringenden Schwall der Flucht wüthend mit bloßem Schwert vergeblich entgegen. Wie mußte ihm sein, da er bei vielleicht kaum fünftausend Mann Verlust den Ruhm der Unüberwundenheit verlor, da unaufhaltbar hinter dem Arnon, unter Granson, in den Gefilden, am Eingang der Päſſe, hier einer in Granson, dort andere in Schiffe flohen, hier die Condottieri, dort die Scharen von Burgund in Auflösung und Flucht ihn fortrissen; so daß die Sieger, zuerst in Ordnung, hierauf in vollem strengen Lauf (Rudolf Hafner, Fahnenträger von S. Gallen, fiel entseelt hin) das ganze Lager durch, hier über Montagny le Corbe, dort Champvent zu, so lang den Feind verfolgten, bis kein Krieger mehr seinen Kameraden zu unterscheiden vermochte; er, in trostlosem Grimm, sprengte mit nur fünf Gefährten durch den nächsten Jurapaß, acht Stunden weit, nach Joigne. Vor vierzehn Tagen hatte Chateauguyon, noch hoffnungsvoll glänzend, in dem verbrannten Schloß ihm einige Zimmer einrichten lassen: er, nicht vom Feind so viel als von brennendem Unmuth verfolgt, wollte kein Halt bis Rozeroy, wo der Prinz von Tarent ihm zuerst einigen Trost zusprach.

Als Müdigkeit und frühe Nacht weitere Verfolgung dem schweizerischen Fußvolk und ihren sechzig Reisigen unmöglich machte, fielen alle auf die Knie, für den großen wohlfeilen Sieg ein lautes Dankgebet

auszusprechen. Das eroberte Lager erregte nicht einerlei Empfindung. Die von Bern erblickten wüthend jene aufgehängte Besatzung; viele erkannten Freunde, Brüder: sie ließen ihren Zorn hören. Dessen erschrak der Feind, welcher die Burg noch hatte. Sie hinauf: die burgundischen Herren ergaben sich zitternd. Man wollte sie als Gefangene vertheilen. Plötzlich die junge Mannschaft von Bern und Freyburg herein, rissen Herren und Knechte fort, hingen ein Theil an die Bäume, von welchen sie die ihrigen ehrenvoll herabnahmen; andere führten sie auf den höchsten Thurm, stürzten sie hinab auf den Fels. Einige Edelknaben fanden für Jugend und Schönheit Erbarmung. Die Berner Hauptleute, Brandolfs von Stein eingedenk, verbargen einen vornehmen Edelmann in verstellten Kleidern unter die Luzerner: gegen den wurde Brandolf ausgewechselt. Ehe das Heer in die Nachtlager ging, berief Niclaus von Scharnachthal, Schultheiß von Bern, als der älteste Ritter die Helden des Tages und ertheilte die Ritterwürde dem Hallwyl und Waldmann, den Hauptleuten der Scharen von Zürich, Basel, Freyburg, Solothurn, Biel, dem Freiherrn Roll von Bonstetten, dem Schwarzmurer, Hemmann von Müllinen, zum Gedächtniß dieser That.

Schon aber seit Anfang der Flucht hatten die vom Troß und Freiwillige hin und wieder in großen Zelten die Kostbarkeiten und Cassen der Fürsten und Herren geplündert, also daß mancher unerwartet in großen dauernden Reichthum kam. Da wurden von den Siegern Beutemeister verordnet, von dem Heer ein Eid genommen Alles zu gemeinsamer Vertheilung redlich zu liefern; an alle Wirthe, in die umliegende Gegend erging der Befehl. Es war, wie Karl selber geschätzt, seines Eigenthums an Werth über eine Million Gulden in dem Lager; sechs Fürsten, die Blüthe des niederländischen und burgundischen Adels, die ganze Generalität, — Alle wetteiferten sehr zu glänzen, — mochten eben so viel haben, die Magazine, die Artillerie die dritte Million machen, welches nach dem Geldwerth unserer Zeiten zehnmal so hoch zu nehmen ist. Nebst Korn, Wein, Hafer, gesalzenem Fleisch und Fischen war durch die südlichen Früchte und Spezereien auch für die Lust gesorgt, und in etwa tausend Buden von viermal so vielen Krämern und Dirnen aller Ueberfluß zum Kauf ausgesetzt. Man fand über vierhundert große Hauptbüchsen, Batteriestücke, Feldschlangen, achthundert Hakenbüchsen, dreihundert Tonnen Pulver, Zugpferde bei zehntausend. Alsobald wurden hundert und achtzig der vortrefflichsten Stücke zu Wasser und Land nach Nidau und in die Grenzplätze abgeführt, und kein Heerhaufe zog ab, ohne ein Theil dieser Zeichen des Siegs! Getheilt wurde die unzählige Menge der Spieße, Mordärte, und zum Theil vergifteten Pfeile von englischer Fabrik, nebst Karls zierlich mit Elfenbein eingelegten Handrohren und mehrern tausend bleiernen, mit eisernen Stacheln versehenen Kolben, Handbogen, Armbrüste und Sehnen dazu, zuletzt sieben und zwanzig Hauptbanner und über sechsthalbhundert Fahnen.

Wie aber, da sie hinaufzogen, wo über vierhundert mit Seide behängte prächtige Zelte unter sieben der kostbarsten (wo die Canzlei, die Hofcapelle gewesen und die nächsten um den Herrn gewohnt) über alle das eigene Hauptquartier Karls sich erhob, welches Zelt nach dem des osmanischen Sultans für das herrlichste in Europa galt! Von außen glänzten Wapenschilde, mit Gold geziert, mit Perlen versetzt; inwendig

war es mit Sammt ausgeschlagen. Da stand sein goldener Stuhl, von dem er Gesandte empfing: da lag reich und geschmackvoll der herzogliche Hut, leuchtete unter vielen Waffen vom schönsten damaschkischen Stahl sein Prachtschwert hervor: sieben große Diamante, so viele Rubinen, und nebst Sapphiren und Hyacinthen fünfzehn ungemeine Perlen zierten den Handgriff. Nicht weniger zog das goldene Vließ die Blicke auf sich. Da fand man in der Capelle den goldenen Rosenkranz Philipps des Guten, Edelsteine statt Kugeln; von Perlen und Rubinen glänzend ein Kästchen wundersamer Heiligthümer; ein eben so kostbares, worin die zwölf Apostel im reichgearbeiteten Körper jeder seine Reliquie verbarg; und in goldgeziertem Krystall S. Andreas wunderwirkenden Arm. Hier wurde das in rothen Sammt gebundene, mit Gold und Malereien herrlich gezierte Gebetbuch gefunden. Da hoben sie von dem Altar die große goldschwere Monstranz. Sie traten in die Staatscanzlei, nahmen das Hauptsigill des Hauses Burgund, an Gold ein Pfund schwer, und machten Feuer von den Urbarien der Zinse und Rechte und von den Catastern. Alsdann leerten sie im Speisezelt die von silbernen und goldenen Pokalen, Schüsseln, Tellern zur Bewunderung von Kaisern und Königen hochgethürmten Stafeleien: römische Kunst glänzte neben dem belgischen Fleiß. Endlich wurden vierhundert Reisekisten geöffnet, welche die silbernen und goldenen Stoffe, die nie so herrlich gesehene Leinwand und unerhörten Ueberfluß von Seide enthielten. Die Krieger achteten diese wie Landtuch und gaben um wenige Groschen silberne Teller, die ihnen Zinn däuchten. Die Cassen und Geldvorräthe wurden mit Hüten vertheilt, die gestickten Stoffe der unvergleichlichen Zelte wie in einem Kramladen ausgemessen und zerschnitten.

Nachdem die Eidgenossen die Wahlstatt von Granson ihrer Sitte gemäß drei Tage behauptet, brachen alle Banner siegfreudig auf in ihre Städte und Länder: die ganze Schweiz war ein großes Feldlager.

---

81. Die Schlacht der Dithmarschen bei Hemmingstedt. (1500.)

Fr. Chr. Dahlmann. (7. Aufl. S. 200.)

König Hans von Dänemark verließ im November 1499 Kopenhagen, fest entschlossen die freien, in Wort und That kühnen und kecken Dithmarschen seine Macht fühlen zu lassen. Am 27. November war er in Rendsburg. Ein dithmarsches Volkslied erzählt, daß auf seine Ladung dort vor ihm ihre Sendboten erschienen:

„Herr, lieber Herre,
Was ist vom Lande euer Begehren?"

Er forderte aber eine Schatzung von 15,000 Mark von ihnen; daneben wollte er ihnen drei Schlösser ins Land bauen: das eine sollte zu Brunsbüttel stehen, das andere an der Eyderfähre und das dritte zu Meldorp, alle drei aber ihm zu Gebote stehen.

„Da riefen die Dithmarschen überlaut:
„„Das geschieht nun und nimmermehr!
Darum wollen wir wagen Hals und Gut
Und wollen Alle d'rum sterben,
Ehe daß uns der König von Dänemark
So soll unser schönes Land verderben.""

Der König erfuhr durch diese Botschaft nur, was er schon wußte. Nicht um Unterhandlung, um Krieg war er herüber gekommen in winterlicher Zeit und faßte die Gelegenheit rasch am Stirnhaar. Zahlreiche Heerhaufen Dänen und Verbündeter folgten ihm; seine Hauptrechnung aber war auf ein in damaliger Zeit bestehendes übelberüchtigtes Söldnerheer, „die große Garde“, gestellt, mit welcher er in Unterhandlung getreten war. Sie bestand ganz aus Fußvolk, bald 4000, bald 6000 Mann stark, in steter Kriegsübung, unverzagte Abenteurer aus allen Orten und Enden von Deutschland, mit dem Auswurfe Englands, Schottlands, Frankreichs, Spaniens, Italiens, selbst mit Mauren untermischt. Unbarmherzige Sieger, keines Alters und Geschlechtes schonend, praßten sie im Ueberfluß und Wohlleben, so lange es gut ging: ging es schlecht, so mußten sie dafür gewärtig sein, als Räuber auf das Rad gelegt zu werden. Dieses Mal kamen sie aus Geldern herbei; den Oberbefehl über sie führte Thomas Slenz, ein Edelmann aus Köln. — Im Ganzen bestand des Königs Heer aus etwa 13,500 Mann, die Bedienung beim Geschütz und bei den unzähligen Karren und Wagen ungerechnet. Wenn die Lieder und Schriften der Dithmarschen bis auf 24,000 und 30,000 Mann steigen, so darf es nicht Wunder nehmen, aber auch nicht irre führen.

Der Heereshaufen war so stattlich, daß Junker Slenz den König mit spöttischer Verwunderung fragte: ob denn Dithmarschen mit Ketten an den Himmel geschlossen sei. Die Dithmarschen dagegen, von ihren Bundesgenossen, namentlich von Hamburg, Lübeck und Bremen im Stiche gelassen und aufgeopfert, sahen sich auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, das heißt auf etwa 6000 Fußgänger mit eisernem Brustharnisch, deren kurze Hellebarde, zum Hiebe so gerecht wie zum Stoße, es allenfalls mit dem Speere des Feindes aufnahm; blutwenige Söldner hatten sie in der Eile für ihren Dienst gewonnen, aber waren dadurch nur um eine Sorge reicher. Denn Diesen, die an der andern Seite Fürstenglanz und Sieg und gewisse Beute sahen, war durchaus nicht zu trauen.

Unter solchen Umständen den Feind an der Landesgrenze in offener Feldschlacht empfangen, hieß so viel, als sich unter die Hufe der Ritterpferde werfen. Man mußte nach dem Beispiele der Vorfahren im günstigsten Falle die Stadt und den dritten Theil des Landes der Verwüstung Preis geben und sich in die Marsch und die Hammen werfen und die Zeit walten lassen. Aber wird in solcher Noth nicht vollends die Einheit des kriegerischen Widerstandes verschwinden, die sich mit der Fürstlichkeit so leicht, so schwer mit der Volksfreiheit gattet? Darum ließen sich auch einzelne Stimmen für die Nothwendigkeit vernehmen, sich einer Gewalt von solcher Ueberlegenheit, wie sie nie über die Vorfahren gekommen, in Ergebung zu unterwerfen. Die Landesversammlung blieb aber dem Vaterlande getreu; die Andachtsübungen wurden verdoppelt; ein Wandern und Fortschaffen in die Marsch begann. Indeß versammelte sich der Feind schon an der Grenze, harrte dort noch einige Tage, ob vielleicht die Unabwendbarkeit der Gefahr die hartnäckigen Herzen bräche. Als Alles still blieb, rückte man am 11. Februar über Hanerau in die Landesmitte ein, besetzte nordwärts wendend das verlassene Alversdorp. Man hatte so den Weg zu den Hammen eingeschlagen. Auf den Rath einiger Dithmarschen, welche den Feinden

ihres Vaterlandes für Sold dienten, ging man aber am 12. auf einem Wiesenwege zurück auf die Meldorper Straße; die Fürsten übernachteten in Windbergen, wo man so unerwartet eintraf, daß die vorausgeschickten leichten Truppen auf den Sang und Klang eines Hochzeitzuges stießen, der jetzt in schleunige Flucht sich auflöste. Am dritten Tage fiel Meldorp auf den ersten Angriff. Man hatte einige Schanzen um die Stadt aufgeworfen, die Söldlinge als Besatzung zurückgelassen. Diese schossen ein Paar Mal, wurden dann feldflüchtig, riefen durch das Land, Alles sei verloren. Die große Mehrzahl der städtischen Bevölkerung war ausgewandert: was von Greisen, Weibern, Kindern sich noch vorfand, ward planmäßig ohne Unterschied niedergestochen. Schrecken sollte die Unterwerfung erzwingen. Für die 120 Gemordeten wurden hernach jährliche Seelenmessen in Meldorp gelesen. König und Herzog nahmen im Kloster Quartier; das dänische Banner prangte hoch auf dem Kirchthurme. In der Stadt und den umliegenden Dörfern ward geplündert; die Flamme von drei Dörfern leuchtete in die Marsch hinein. Hier saßen die Dithmarschen in der Gegend von Oldenwörden zusammen. Als eine Unglückspost die andere drängte, fielen wieder leise Worte von Uebergabe; nach diesem und jenem Landeshaupte sah man sich vergebens um: wie, wenn der Mann in Meldorp schon seinen Frieden machte? Ein Theil rieth, sich mit der ganzen Bevölkerung nach der Insel Büsum, ihrem Salamis, einzuschiffen, dort zu harren, bis die Kriegsvölker sich verlaufen hätten, dann das Land wieder einzunehmen. Aber die Landesversammlung blieb sich gleich; ungeregelter ist keine gehalten: zum ersten Male hörte man auch Frauen ihre Stimmen erheben, sie wollten selber mit im Kampfe sein. Noch sei Nichts verloren, sprach man, als was man selbst vom Anfang her verloren gegeben. „Unser sind die Hammen, wo jede Manneslänge die Leiche eines Edelmannes getragen hat, unser die Schleusen in den Deichen, die zur Ebbezeit geöffnet das überflüssige Wasser der Gräben so friedlich ausströmen lassen: aber in der Fluthzeit dringt durch diese Oeffnungen, sobald wir wollen, die wilde salzige See ein zum Verderben von Menschen, die die Welt mit Worten fressen möchten." „Die haben sich bisher nur in dem Morde von Wehrlosen hervorgethan, sie, die es mit Kaiser und Papst aufnehmen wollen, ja mit Gott selber, der unnöthige Kriege straft. Und diese wollen uns unsere angeerbte, mit theurem Blute besiegelte Freiheit nehmen, unsere freigebornen Kinder nicht freie Hälse und Helden sein lassen, sondern Knechte und leibeigen. Wer in Unterthänigkeit oder Leibeigenschaft geboren ist, trachtet nach allen Kräften sich frei zu machen; und wir, die wir frei und zur Freiheit geboren sind, sollten uns zur Knechtschaft überliefern? der Schande, einer Herrschaft anzugehören, vor der ein Bauer und ein Jagdhund gleichen Marktpreis haben!"

Wenn die Dithmarschen groß von sich dachten, so kann man auch nicht sagen, daß ihre Feinde den Krieg auf die leichte Achsel nahmen. Sie rasteten drei Tage in Meldorp, immer der freiwilligen Uebergabe gewärtig. Von den ausgesandten Spähern kehrte Niemand zurück: sie fielen der Wuth des Landmanns zum Opfer bis auf Einen, einen Friesen aus Eyderstedt, der sein Leben durch das Versprechen rettete, der Fürsten Anschläge zu offenbaren. Es war Sonnabend nach St. Valentins Tag. Nächsten Montag, sprach er, bricht man auf über Hem-

mingstedt nach Heide. Dieses Wort ward den Dithmarschen ein Fingerzeig zur Rettung. Heide liegt kaum anderthalb Meilen entfernt von Meldorp; so ziemlich in der Mitte von beiden, doch näher an Heide, liegt Hemmingstedt. Der Ort steht auf der Geest wie Meldorp: aber der einzige Verbindungsweg führt durch die Marsch, schmal, mit breiten Wassergräben an beiden Seiten: erst den Sommer zuvor hatten die Bauern, deren Aecker hier anstießen, mit schweren Kosten die Gräben reinigen und die aus der Tiefe ausgewühlte zähe Marscherde auf den Weg werfen lassen, der dadurch in nassem Wetter vollends unergründlich ward. Hier ersah eines von den Landeshäuptern, Wolf Isebrand, eine Stelle am Wege unfern von Hemmingstedt, einen alten Erdaufwurf, der wegen mancherlei Spuks den verrufenen Namen Tausendteufelswarf führte, als den rechten Platz für eine Schanze. Die ganze Mannschaft von drei Kirchspielen, Oldenwörden, Hemmingstedt und Nienkerken, griff unter seiner Leitung in der Nacht vom Sonntag auf den Montag das Werk an und vollbrachte es. Geschütz ward aus den nahen Hammen hineingeschafft. Die drei Kirchspiele übernahmen die Vertheidigung des Werkes ihrer Hände, mit Dem, was noch zu ihnen stieß, gewiß nicht unter tausend Mann. Die übrige Macht ward an verschiedenen Orten, besonders zum Schutze von Oldenwörden aufgestellt, um nicht das ganze Heil des Vaterlandes an die Aussage des Friesen zu wagen. Ein betagter Mann eilte aus dem drei Meilen fernen Lunden mit fünf Söhnen in die Schanze, unter ihnen der Vater des Achtundvierzigers und Geschichtschreibers Johann Russe. Die Losung war: Hilf, Maria milde!

Sonntags hatte sich ein ungetreuer Bürger von Heide, der zu den Regenten des Landes gehörte, Karsten Holm, in das königliche Hauptquartier geschlichen, um den Fürsten seine Dienste anzubieten, lud sie auf den nächsten Tag in sein und seines Bruders Haus nach Heide, bot sich zum Führer nach Lunden an, schlich dann, um keinen Argwohn zu erregen, wieder zurück. Er mußte wohl verschweigen, was er selbst nicht wußte, das Geheimniß Isebrands, durch die Arbeit einer Nacht den Weg nach Heide zu sperren.

Als der Montag erschien, waren Wind und Wetter umgesprungen: statt des Frostes Thauwetter; es wollte nicht helle werden; der Nordwest trieb den Fürstlichen Hagel und Regen ins Gesicht. Da rieth Ritter Hans Alefeld, Marschall der Herzogthümer, welchem die Reichsfahne, das Danebrog, vertraut war, ernstlich zum Aufschub; Junker Thomas Slenz, der die bösen Marschwege kannte, war derselben Meinung: aber die anderen Capitäne der Garde wollten nicht warten. Nach Heide, hieß es, könne man am Ende schon kommen; und sie trugen es bei dem Könige davon. Eine Besatzung blieb in Meldorp. Der Kern des Heeres rückte in drei Treffen aus: voran die Garde mit Geschütz, auch Faschinen und Brettern, um mit den Wassergräben fertig zu werden. Laut scholl ihre Losung: Wahr' dich, Bauer, die Garde kommt! Dann die Mannschaften der Bürger und Bauern, zuletzt die Ritterschaft, welche höchst unbedacht sich einen dichten Zug von Packwagen auf dem Fuße folgen ließ, als gälte es schon für die heitere Feier des Sieges zu sorgen. Es ging langsam vorwärts, immer gradaus nach Norden, aber doch vorwärts. Die Rosse sanken bis an die Kniee ein: aber man getröstete sich, die

Garde davorn, die der wüste Nebel dem Auge ganz verbarg, werde schon aufräumen. Auch that diese ihre Schuldigkeit. Es war um ein Uhr Mittags, als die Kugeln Isebrands plötzlich ihren rauhen Gruß aus der Schanze sprachen. Die Ueberraschung war groß: aber Junker Slenz ließ das Geschütz auffahren; man langte die Faschinen hervor: unten Spieße, darüber die Faschinen gelegt, bahnte man sich über die Seitengräben den Weg und dehnte die Schlachtordnung aus. Man hoffte die Schanze, auf deren Dasein man aus ihrer Wirkung schloß, umgehen zu können. Allein auf Gräben folgten Gräben: was man auch that, man blieb in der Enge. Der Wind ward zum Sturme; der strömende Regen machte das Geschütz unbrauchbar: wenige Steinkugeln wurden entsendet. Einen Ausfall der Dithmarschen, die das Geschütz umwerfen wollten, schlug die Garde zurück. Als aber jene sich nun begnügten, aus ihrem sicheren Hinterhalte in die dichten Reihen der Feinde zu feuern, rief die kriegerische Wuth eine letzte Anstrengung der Angreifer hervor: mit aller Kraft ward die Umgehung der Schanze abermals versucht. Das war für durchkältete, im lehmigten Grunde fest gewordene Füße eine saure Arbeit: aber man schritt vor. Dahin durften es die Dithmarschen nicht kommen lassen. Plötzlich drangen ihrer Drei- bis Vierhundert, langbärtige Männer nach Landesart, aus der Schanze hervor, zum Todeskampf gegen soviel Tausende, eine Jungfrau voran mit dem Bilde des Gekreuzigten und der Lanze. Sie warfen den schweren Brustharnisch von sich, den Eisenhut, das Schild und selbst die Schuhe, sprangen barfuß mit der gewohnten Hülfe der Springstöcke leichtfüßig über die Gräben, warfen sich auf die Männer der Garde, schleuderten sie in die Wassergräben hinein. Zweimal schaffte sich die Garde Luft: die Eingeborenen flohen. Als sie zum dritten Male zurückkehrten, brachten sie einen neuen Bundesgenossen mit. Schon war die Fluthzeit eingetreten. Als die Wachen auf den Deichen im Norden der Meldorper Vogtei an dem Kanonendonner aus der Schanze die rechte Stunde erkannten, öffneten sie die Seeschleusen; der Sturm aus Nordwest trieb die Fluth gewaltig landeinwärts, und bald waren in der ganzen Marsch zwischen Meldorp und der Schanze Land und Gräben nicht mehr zu unterscheiden. Jetzt riefen die Bauern: Wahr' dich, Garde, der Bauer kommt! Einer unter ihnen, der lange Reimer von Wimerstedt, aus dem Kirchspiel Neuenkirchen, ersah sich jetzt den Anführer, der nicht aufhörte vom Rosse herabzurufen: es solle nur Einer kommen und es mit ihm aufnehmen. Der Bauer schlug mit seiner groben Hellebarde den langen Ritterspieß zur Erde, traf den Junker, daß die Waffe im Panzer festblieb und er mit dem Pferde stürzte. Reimer sprang mit dem Fuße auf die Hellebarde, daß sie tief in die Brust eindrang, und schleppte dann mit Anderer Hülfe Mann und Roß in den nächsten Graben. Davon spricht eins der Siegeslieder:

Der uns die große Guardie todtschlug, das will ich euch wohl sagen:
Das hat der große Reimer von Wimerstedt gethan, der hat die große Guardie geschlagen.
Der uns das neue Liedlein sang, ganz neu hat er's gesungen:
Das hat der große Reimer von Wimerstedt gethan, mit seinen langen, gelben, krausen Haaren.

Als die Garde ihre Trümmer nicht mehr vertheidigte und nur seitwärts durch die Flucht zu retten suchte, da fiel der Sieger, durch die Mannschaft der Osterdöffte verstärkt, auf das zweite Treffen der Bürger und Landleute, die bisher unbewegliche Zuschauer des Kampfes waren.

Hier begann ein fast widerstandloses Morden und ins Wasser Stoßen. Die Gräben füllten sich mit der Menge der Ertränkten. Als es darauf an die Ritter kam, so gab es kein Vorwärts und kein Rückwärts auch für diese. An den Seiten aber waren die Dithmarschen geschäftig, mit Spießen und Pfeilen blos die Pferde zu verwunden, die dann sich bäumten und ihre Reiter abwarfen. Durch dieses Gewirre, die Ausdünstung der Rosse, durch den auf dem Boden lastenden Pulverdampf ward beim Sinken des Tages der Qualm so groß, daß die Augen Nichts mehr zu unterscheiden vermochten. Die vordersten Reiter schafften sich zur Seite Bahn über die Leichen des Fußvolks, welche die Gräben ausfüllten: man floh, unbewußt wohin. Die in der Mitte aber starben ohne nur das Schwert zu zücken eines dreifachen Todes, gestürzt, zertreten, ertränkt. An wenig Leichen fand man Wunden. Wie die Noth wuchs, sahen sich die Letzten im Zuge mit ängstlichem Bemühen nach dem Rückwege um, den die Wagen zusperrten. Hier war um so schwerer durchzukommen, weil das verwundete Zugvieh das Fuhrwerk in die Quere warf, so daß Alles sich wie zu einer künstlichen Wagenburg verschränkte. Es ist unbekannt, auf welche Weise die fürstlichen Führer den Rettungsweg nach Meldorp zurückfanden. Hier boten sie die Besatzung auf zur Hülfe des geschlagenen Heeres. Aber als die Männer des Südstrands nun erschienen und ihr Geschütz vor Meldorp auffuhren, da erwählten sie den schnellsten Rückzug nach Holstein. Wäre der Strandmann zwei Stunden früher zur Stelle gewesen: weder König noch Herzog wäre davon gekommen.

In dieser Schlacht von drei Nachmittagsstunden nahm der Tod unzählige Opfer. Der tapfern That folgte die Plünderung, und manche Hand, die dem Kampfe sich entzog, war jetzt eifrig im Ausplündern der Todten, bis sie ganz nackt dalagen, ihrer Waffen, ihrer Kleider, der gefüllten Gürtel, selbst der Hemden beraubt, im Erwürgen von Halbtodten, im Wüthen selbst gegen Leichen. Wenige wurden am nächsten Tage mit dem Leben begnadigt. Einige tausend Leichen begrub man: aber die adeligen Leichname mußten auf freiem Felde verwesen.

Die Hälfte des dänischen Heeres fand hier den Tod, nach mäßiger Schätzung 6000 Mann. Die Garde allein verlor 1426 Mann; 50 Bürger von Rendsburg blieben. Die Sieger zählten 52 Todte von den Ihren, 8 von den Söldnern. Die Dänen schlugen ihren ganzen Verlust auf mehr als 200,000 Gulden an, und die Beute war übergroß: der Schatz an goldenen und silbernen Geschirren, unzählige Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsgeräth, einige tausend Pferde, das sämmtliche Geschütz, groß und klein, 4 Last Pulver. Die herrlichste Trophäe aber war mit 7 andern Fahnen die Danebrogsfahne Waldemars des Zweiten. Sie fand ihren Platz in der Kirche von Oldenwörden.

---

82. Luther auf dem Reichstage zu Worms. (1521.)

G. Pfizer. (7. Aufl. S. 206.)

Luther hatte nicht gezögert, sobald ihm die Ladung zukam, die verhängnißvolle Reise anzutreten, deren Wichtigkeit er ebensowohl als ihre Gefahr erkannte. Zwar hatte er das kaiserliche Wort in Händen, das ihm Sicherheit zusagte: aber es war doch denkbar, daß verwegene Leute,

dem Papst zu Gefallen, sich unterwegs an ihm vergriffen; und vor seiner Seele stand das Schicksal des Huß, der kaiserlicher Zusage zum Trotz hundert Jahre früher zu Constanz unter ähnlichen Umständen verbrannt worden war, obgleich das damals versammelte Concilium das Bedürfniß einer Reformation lebhaft empfand und anerkannte. Aber Luther hatte sich mit dem Gedanken an das Märtyrthum bereits so vertraut gemacht, daß ihn auch diese Aussicht nicht abschrecken konnte. Er trat in den ersten Tagen des April 1521 die Reise an, in Gesellschaft von Justus Jonas, Nicolaus Amsdorf, Peter Suaven und Hieronimus Schurf, einem Rechtsgelehrten, der ihm gewissermaßen als Advokat dienen sollte, und der kaiserliche Herold geleitete sie. Einige Andere schlossen sich unterwegs noch an. Ueberall erregte seine Ankunft das größte Aufsehen: Freunde und Feinde wunderten sich über den kühnen Muth des Mannes; am unerwartetsten und unwillkommensten war die Nachricht seines Anzugs seinen Gegnern in Worms selbst, die ihm diesen Muth kaum zugetraut hatten, und eine nachtheilige Wendung der Sache für sich befürchteten. In Weimar und Erfurt mußte sich Luther dazu verstehen zu predigen. In Erfurt wurde er aufs feierlichste vom Rector der Universität und vierzig zu Pferd auf zwei Meilen Entfernung eingeholt; auch an andern Orten war der Zudrang des Volks groß, das den christlichen Sachsen sehen wollte. Er widerstand ebenso standhaft den Besorgnissen der Wohlgesinnten als den Drohungen der feindlich Gesinnten, wodurch er von Fortsetzung seiner Reise sollte abgehalten werden. Als man ihm prophezeite, er werde eben wie Huß zu Pulver verbrannt werden, antwortete er: Wenn sie gleich ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, wolle er doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen. Wahrscheinlich darauf berechnet, ihn zu schrecken, war es wohl auch, daß das kaiserliche Mandat, Luthers Schriften auszuliefern und zu verbrennen, trotz dem Widerrathen der Stände dennoch verbreitet und angeschlagen wurde, was eigentlich schon eine Verdammung Luthers und seiner Lehre in sich schloß. Sogar der kaiserliche Herold, hierüber betroffen, fragte Luthern: „Herr Doctor, wollt Ihr fortziehen?“ worauf dieser versetzte: „Ja, unangesehen, daß man mich in den Bann gethan und das in allen Städten publicirt, will ich doch fortziehen und mich an das kaiserliche Geleit halten.“ Auch krank wurde er unterwegs, so daß man ihm Blut ablassen mußte; doch erholte er sich schnell wieder, um die Reise fortzusetzen. Von Frankfurt aus schrieb er an Spalatin: „Wir kommen, mein Spalatin, obgleich der Satan mit mehr als einer Krankheit mich zu hindern gesucht; denn den ganzen Weg von Eisenach biß hierher bin ich unpaß gewesen, und auch jetzt noch, auf eine mir zuvor unbekannte Weise. Ich sehe auch, daß das Mandat Caroli mir zum Schrecken verbreitet worden. Aber Christus lebet noch; derohalben wollen wir hinein in Worms, zu Trotz allen höllischen Pforten und denen, die in der Luft herrschen. Andere Briefe hab' ich nicht wollen schreiben, ich habe denn zuvor gesehen, was zu thun ist, daß wir nicht den Satan aufblähen, welchen ich mir vielmehr fürgenommen zu schrecken und zu verachten. Mache also die Herberge zurecht.“ Luther wurde auch aufgefordert, statt geradeswegs

nach Worms zu gehen, vorher sich auf die Sickingen zugehörige Ebernburg zu begeben, um sich mit dem kaiserlichen Beichtvater Glapio daselbst zu besprechen. Sickingen ließ Luther durch Bucer einladen und ihm die Gefahren vorstellen, welchen er sich in Worms aussetze. Was auch Glapio's Absicht oder Auftrag gewesen sein mag: die Gesinnung des Ritters bürgt dafür, daß er nichts Schlimmes gegen Luther beabsichtigen konnte. Er hatte vielleicht den Wunsch sich mit Luther persönlich und ausführlich zu besprechen. Aber vielleicht hatte ihn der Kurfürst von Mainz, mit dem er in genauer Verbindung stand, in böser Absicht dazu veranlaßt: wenigstens sah Luther in dem Vorschlage eine Praktik dieses Fürsten, darauf berechnet ihn hinzuhalten, bis die Frist des sichern Geleites erloschen sei. Er antwortete also ablehnend: „Nicht nach der Ebernburg, sondern nach Worms sei er beschieden; und dort sei er zu sprechen." Und als ihm der sorgliche Spalatin bei Oppenheim entgegenschickte, um ihn abzumahnen nach Worms zu kommen, gab er die Antwort: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern: noch wollte ich hinein!" — „Denn," so erzählte er selbst kurz vor seinem Tode, „ich war unerschrocken und fürchtete mich nicht. Gott kann einen wohl so tolle machen. Ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre."

Seine Ankunft und sein Einzug in Worms wird folgendermaßen beschrieben: „Heute, am 16. April, kam Doctor Martinus auf einem sächsischen Rollwagen gefahren hier an, in Begleitung dreier, nämlich eines Bruders, L. Amsdorfen und eines Dänischen von Adel, Suabenii. Vor dem Wagen ritt der kaiserliche Herold in seinem Habit mit dem Adlerswappen und sein Knecht. Dem Wagen folgte L. Justus Jonas von Nordhausen mit seinem Famulo. Viele vom Adel sind ihm entgegengegangen, und zwar von sächsischem Bernhard von Hirschberg u. s. w. und viel andere fürstliche Hofleute. Um den Mittag 10 Uhr kam er in die Stadt: doch begleiteten ihn mehr als zweitausend Menschen in sein Quartier, welches er mit den sächsischen Räthen Friedrich Thunau und Philipp Feilitsch, wie auch Ulrich Pappenheim, Reichsmarschall, gemein hat. Man sagt, die Papisten seien durch seine Ankunft nicht wenig erschreckt worden; denn sie hatten gehofft, er werde nicht kommen, und sie also Gelegenheit haben, mit ihm desto schärfer zu verfahren." Einfach erzählt Luther selbst: „Ich fuhr in einem offenen Wägelein in meiner Amtstracht in Worms ein: da kamen alle Leute auf die Gasse und wollten den Mönch Dr. Martin sehen, und fuhr also in Herzog Friedrichs Herberge; und war auch Herzog Friedrich dabei bange gewesen, daß ich gen Worms kam." Daselbst hatte er von Abend an bis in die späte Nacht von vielen Grafen, Freiherrn, Rittern und vom Adel geistlichen und weltlichen Standes Zuspruch, die seinen unerschrockenen Muth und Fröhlichkeit bewunderten. Gleich am folgenden Tage, dem 17. April wurde er vor die Reichsversammlung geladen, und der Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim holte ihn selbst dahin ab. Ehe er dahin ging, stärkte er sich durch ein uns aufbehaltenes Gebet. — Um vier Uhr begab er sich, von dem Reichsmarschall und dem kaiserlichen Herold geleitet, vor die Reichsversammlung: aber sie konnten wegen des zudrängenden Volks, das Luthern sehen wollte, nicht auf dem gewöhnlichen Wege dahin gelangen, sondern mußten durch Gärten und Häuser

gehen. Aber viele stiegen, um zu seinem Anblick zu gelangen, sogar auf Häuser und Dächer. Als er in den Saal des Rathhauses, wo die Versammlung war, treten wollte, klopfte ihm der berühmte deutsche Feldhauptmann Georg von Frundsberg auf die Schulter mit den Worten: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost: Gott wird dich nicht verlassen.“ Im Saale selbst richteten manche von den Reichsgliedern tröstende und ermuthigende Worte an ihn, und namentlich rief ihm einer die Worte Christi zu: „Wenn sie euch überantworten werden, so sorget nicht, was oder wie ihr reden wollet; denn es wird euch zu derselbigen Stunde gegeben werden, wie ihr reden sollet.“ — Andere riefen ihm zu, sich nicht zu fürchten vor Denen, die nur den Leib tödten können. Der Reichsmarschall aber erinnerte ihn, daß er sich darauf beschränken müsse, nur auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten. Johann von Eck, Official von Trier, begann die Verhandlung mit der an Luther gerichteten Frage, ob er die aufgehäuft daliegenden Schriften für die seinigen erkenne und ob er deren Inhalt widerrufen wolle? Die erste Frage hätte Luther in heldenmüthiger Entschlossenheit unvorsichtig sofort bejaht, wenn nicht *sein* Beistand, der Rechtsgelehrte Schurf, dazwischen gerufen hätte, man solle die Titel der Bücher einzeln verlesen; dies geschah, und Luther bekannte sich zu allen den vorliegenden Schriften. Auf die zweite Frage aber, den Widerruf betreffend, antwortete Luther: „Weil dies eine Frage vom Glauben und der Seelen Seligkeit ist und Gottes Wort belanget, welches der größte Schatz im Himmel und auf Erden ist und wir billig allzumal in Ehren halten sollen, so wäre es vermessentlich und gefährlich von mir gehandelt, etwas Unbedächtiges anzuzeigen, sintemal ich weniger, denn es die Sache erfordert, oder mehr, denn es der Sachen gemäß wäre, unbesonnen oder unbedacht behaupten und für gewiß sagen könnte; welches beides mich in das Urtheil bringen würde, das Christus gefällt hat, da er sagt: „Wer mich vor den Menschen verleugnen wird, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater,“ — derohalben bitte ich von kaiserlicher Majestät aufs allerunterthänigste und demüthigste Bedenkzeit, auf daß ich ohne Nachtheil Gottes Worts und ohne Gefahr meiner Seelen Seligkeit auf die fürgehaltene Fragstücke richtig antworten möge.“ Auf diese Bitte wurde ihm vom Kaiser, jedoch mit der rügenden Bemerkung, daß er zum Besinnen Zeit genug gehabt hätte, noch ein Tag Bedenkzeit verwilligt, Luther entlassen und die Versammlung aufgehoben.

Gegen fünftausend Menschen sollen im Saal, in den Gängen und um die Fenster herum versammelt gewesen sein; Luther wurde unter beifälligem Zurufen der Menge nach Hause geleitet. — Manche möchten es befremdend finden, daß Luther hier noch mit einer entschiedenen Antwort zögerte, und seine Feinde haben nicht ermangelt, darin den Beweis von Zweifel und Muthlosigkeit oder wenigstens davon zu finden, daß er nicht zu den ächten Jüngern und Zeugen Jesu gehöre, welchen das, was sie zu antworten haben, gemäß jener Verheißung zur rechten Zeit solle eingegeben werden. Man bedenke fürs Erste, daß auch

auf das stärkste Gemüth die Ueberraschung durch neue, ungewohnte Umgebung und die Befangenheit in einer seltsamen Lage für den Augenblick einen mächtigeren Eindruck machen kann als die gewisse und nackte Gefahr. Die Reichsversammlung war so groß und glänzend, daß Luther, dem dergleichen fremd, wohl einigermaßen durch diesen Anblick hätte bewegt werden mögen: aber die oben gegebene Antwort zeigt nicht einmal die Spuren von Schüchternheit und Befangenheit. Wahrscheinlicher ist wohl dies: Luther war gewiß mit einem festen Entschluß nach Worms gekommen; aber schwerlich hatte er sich gedacht, daß es mit seiner Vernehmung so rasch gehen werde, als der Fall war, und was vielleicht absichtlich von seinen Gegnern eingeleitet wurde, um ihn zu überraschen; in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes hatte er bei dem großen Zulauf kaum die Zeit zu gehöriger Sammlung finden können, und so wenig er über das Was seiner Antwort einen Augenblick in Zweifel sein konnte, war es doch sehr natürlich, daß er über das Wie, über die Form, in der er sie zu geben hätte, sich noch länger zu bedenken wünschte, um so mehr, als sich ihm in diesem Augenblicke, in diesen Umgebungen die unendliche Wichtigkeit der Sache für so viele Seelen lebhafter als je aufdrängte. Es scheint auch nicht, daß irgend einer der ihm Wohlgesinnten mit seiner Antwort unzufrieden gewesen sei oder die Gegner darüber zu triumphiren wagten, und in jedem Falle hätte sein Benehmen am folgenden Tage jede Besorgniß jener zerstreuen, und jeden Jubel dieser beschämen müssen. Am 18. April wurde er wieder um 4 Uhr abgeholt, mußte aber unter einer großen Menge Volks außen warten bis um 6 Uhr, wo im Saale schon alle Fackeln angezündet waren. Als er in den Saal getreten, fing der Official Johann von Eck wieder an zu reden: „Gestern Abend hat kaiserliche Majestät dir, Martin Luther, diese Stunde ernennet, sintemal du die Bücher, so wir gestern erzählet, für die deinen öffentlich erkannt und angenommen hast. Weil du aber auf die Frage, ob du etliche von denselben für nichtig gehalten, oder Alles, dazu du dich bekennest, für recht halten und billigen wollest, Bedenkzeit gebeten hast, welche nun aus ist, — wiewohl du hättest von Rechtswegen nicht sollen länger Bedenkzeit erlangen, weil du eine so lange Zeit wohl gewußt hast, wozu du erfordert bist worden, und des Glaubens Sachen Allen und Jeden so gewiß, und ein Jeglicher darin dermaßen berichtet sein sollte, daß er, zu welcher Zeit es von ihm gesucht und begehret wird, desselben gewissen und beständigen Grund, Ursache und Rechenschaft geben könnte, geschweige denn du, der du ein solcher großer und geübter Doctor der heiligen Schrift bist, — wohlan, so gieb endliche Antwort auf der kaiserlichen Majestät Suchen, welcher milde Güte du in der erlangten Bedenkzeit erfahren hast: Willst du deine erkannte Bücher allzumal vertheidigen, oder aber Etwas widerrufen?" Dies sagte der Official lateinisch und deutsch. Hierauf hob Luther an zu reden und zwar, wie ein Bericht lautet, „aufs allerunterthänigste und demüthigste, schrie nicht sehr noch heftig, sondern redete fein sittig, züchtig und bescheiden, doch mit großer christlicher Freudigkeit und Beständigkeit und also, daß die Widersacher wünschten und begehrten, er hätte verzagter und kleinmüthiger geredet, als die sich mehr versehen und gehofft hatten, nachdem er Bedenkzeit gebeten, er würde widerrufen haben." Luther begann mit folgenden Worten: „Allerdurchlauchtigster, großmäch-

tigster Kaiser, durchlauchtigste Fürsten, gnädigste und gnädige Herren! Auf den Termin und Bedenkzeit, mir des gestrigen Abends angestellt und ernennt, erscheine ich als der Gehorsame und bitte durch die Barmherzigkeit Gottes, Eure kaiserliche Majestät und Gnaden geruhen, als ich hoffe, die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit gnädiglich anzuhören. Und so ich von wegen meiner Unerfahrung Jemand entweder seinen gebührlichen Titel nicht geben würde oder aber mit einigen Geberden und Weise wider die höfliche Sitte handeln, mir solches gnädiglichen und zu verzeihen, als Einem, der nicht an fürstlichen Höfen erzogen, sondern in Mönchs-Winkeln aufkommen und erwachsen. Welcher ich von mir nichts Anderes anzeigen kann, denn daß ich bisher mit solcher Einfalt des Gemüths geschrieben und gelehrt habe, daß ich auf Erden nichts Anderes denn Gottes Ehre und die unverkümmerte Unterweisung der Christgläubigen gesucht habe." Von den zwei ihm vorgelegten Fragen habe er gestern schon auf die erste eine bejahende Antwort gegeben, bei welcher er auch fest bleibe und ewiglich bestehen wolle, daß nämlich die angezeigten Bücher sein seien, es wäre denn, daß durch den Betrug Mißgünstiger Etwas darin verändert oder verkehrt ausgezogen wäre, wozu er sich nicht bekennen könne. Was aber den andern Theil der Frage betreffe, so bitte er kaiserliche Majestät, sie wolle ein „fleißig Aufachten haben, daß seine Bücher nicht alle einerlei Art seien." Er macht mehrere Unterscheidungen: in etlichen sei der Glaube und die Sitten*lehre* so evangelisch und schlicht gehandelt, daß auch seine Widerwärtigen sie für nützlich und unschädlich anerkennen müssen und für allenthalben würdig von christlichen Leuten gelesen zu werden. Erkläre ja sogar die so heftige Bulle etliche seiner Bücher für unschädlich, wiewohl sie sie durch ein widernatürlich Urtheil verdamme. Diese könne er nicht widerrufen ohne der christlichen Wahrheit abzusagen. Ein anderer Theil seiner Schriften sei gegen das Papstthum, seine Einrichtungen und Satzungen gerichtet, als wider die, so mit ihren bösen Lehren und Exempeln die christliche Welt an Leib und Seele verwüstet haben; denn das könne Niemand leugnen, daß dadurch die Gewissen der Christgläubigen aufs allerinnigste gefangen, beschwert, gemartert und gepeinigt, auch Hab' und Gut der hochberühmten deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlungen und ersäuft werde. Widerrufe er diese Schriften, so würde er nur diese Tyrannei stärken und bestätigen, und der Gottlosigkeit und Bosheit Thür und Thor öffnen. „Mein lieber Gott! wie ein großer Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei würde ich sein!" Die dritte Art seiner Bücher seien die gegen Privatpersonen geschriebenen, die sich unterstunden die römische Tyrannei zu vertheidigen und die von ihm gelehrte gottselige Lehre zu dämpfen. Wider dieselben bekenne er heftiger und schärfer gewesen zu sein, denn dem christlichen Wesen und Stande gezieme. Denn er mache sich selbst nicht zu einem Heiligen und disputire nicht von seinem Leben, sondern von der Lehre Christi: „Doch wie dem sei, weil ich ein Mensch, nicht Gott bin, so mag ich meine Büchlein durch keine andere Handhabung erhalten, denn mein Herr Jesus Christus seine Lehre unterhalten hat, welcher, als er von Hannas von seiner Lehre gefragt und vom Diener auf einen Backen geschlagen ward, sagte er: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei." So nun der Herr selbst sich nicht geweigert hat, anzuhören Gezeugniß gegen

seine Lehre, auch von dem allerschnödesten Knecht, wie viel mehr sollen die, die Nichts anders vermögen, denn irren, wie ich, begehren und erwarten, ob mir Jemand Zeugniß wollte geben wider meine Lehre." So fordere er denn Alle und Jede, Höchste und Niedrigste auf, ihn aus evangelischen oder prophetischen Schriften seines Irrthums zu überweisen. Und so er überwiesen werde, sei er willig und bereit alle Irrthümer zu widerrufen und wolle selbst der erste sein, seine Bücher ins Feuer zu werfen. „Aus welchem Allem ich meine, daß offenbar werde, wie ich genugsam bedacht, erwogen und ermessen habe, die Gefahr besorglicher Zwietracht, Aufruhr und Empörung, von meiner Lehre in der Welt erwachsen, daran ich gestern ernstlich und festiglich bin erinnert worden. Wahrlich mir ist das das Allerlustigste, zu sehen, daß von wegen des göttlichen Worts Parteiung, Mißhelligkeit und Uneinigkeit werden. Denn das ist der Lauf und Ausgang des göttlichen Worts, wie der Herr selbst sagt: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Dann warnte er vor dem Unheil, das aus leichtsinnigem und ungöttlichem Handeln in dieser Sache hervorgehen könnte und schloß: „Ich sage das nicht darum, daß so großen Häuptern meine Lehre und Unterweisung vonnöthen sei, sondern daß ich meinem deutschen Heimathlande meinen Dienst nicht habe sollen und wollen entziehen. Und hiemit Euer kaiserliche Majestät und Gnaden ich mich unterthänigst befehle, in Demuth bittend, sie wollen durch meiner Abgünstigen üble Meinung mich nicht verunglimpfen und in Ungnade bringen lassen." Als Luther diese seine ziemlich ausführliche Antwort in deutscher Sprache gegeben hatte, verlangte man von ihm, er solle sie noch einmal lateinisch wiederholen. „Aber," erzählt er selbst, „ich schwitzte sehr, und war mir des Getümmels wegen sehr heiß, und daß ich gar unter den Fürsten stunde. Doch sagte Herr Friedrich von Thunau zu mir: „Könnt Ihr es nicht thun, so ist's genug, Herr Doctor." Aber ich wiederholte alle meine Worte lateinisch; das gefiel Herzog Friedrich, dem Kurfürsten, überaus wohl." Mit dieser ausführlichen Antwort waren aber der Kaiser und andere Stände nicht zufrieden: er habe, erwiderte ihm der kaiserliche Orator, nicht zur Sache geredet; zum Disputiren sei hier nicht der Ort; es werde von ihm eine schlichte, einfältige Antwort begehrt, ob er widerrufen wolle oder nicht. Darauf antwortete Luther: „Weil denn Euer kaiserliche Majestät und Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich durch Zeugniß der Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien alleine nicht, weil es am Tag und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben, und ihnen selbst sind widerwärtig geweßt), und ich also mit den Sprüchen, die von mir angezogen und eingeführet sind, überzeuget, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen sei: so kann und will ich Nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, Etwas wider das Gewissen zu thun. Hier steh' ich: ich kann nicht anders; Gott helfe mir; Amen!" Der Official antwortete nur kurz, man könne nicht beweisen, daß die Concilien geirrt haben; aber Luther erbot sich zu diesem Beweise. Hierauf trennte sich die Versammlung, in welcher Luther gegen zwei Stunden geredet hatte. Als er nach Hause ging, verlachten ihn

die Spanier. Aber der alte Herzog Erich von Braunschweig schickte ihm eine silberne Kanne mit Eimbecker Bier und hieß ihn sich damit erquicken. Luther fragte, was für ein Fürst seiner also in Gnaden gedenke? und da er vernahm, daß ihn ein päpstlicher Herr damit beschenke, der selbst zuvor aus dieser Kanne getrunken, daß er sich nichts Böses deßhalb zu versehen habe, trank er auch und sprach: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampf."

Dieser Worte, lautet ein Bericht, gedachte besagter Herzog in seiner letzten Stunde und begehrte von einem bei dem Bette stehenden Edelknaben, er solle ihn mit evangelischem Trost erquicken. Ueberhaupt konnte der Eindruck, welchen Luther durch sein Benehmen hervorbrachte, bei den nicht allzu sehr gegen ihn Eingenommenen nur günstig sein, und die am schlimmsten auf ihn zu sprechen waren, warfen ihm „bäurische Grobheit" vor, weil er sich in Worten und Geberden nicht habe so weit verstellen können, daß man nicht alsobald gemerkt hätte, wer er wäre; aber die Ausstellungen dieser Ceremonienmeister, wie sie ein protestantischer Schriftsteller treffend nennt, können nur Lächeln erregen. Der Kaiser selbst, der bei dem ersten Auftritt Luthers geäußert, daß dieser ihn schwerlich zum Ketzer machen könnte, soll doch beim Schluß von Luthers Rede gesagt haben: „Der Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Muth." Diejenigen aber, welche Luthern zuvor schon günstig gewesen, wurden gar sehr durch seine Worte erbaut und gewonnen und bedachten sich auch nicht, ihn persönlich ihrer Theilnahme und ihrer besten Wünsche zu versichern. „Es ist gewißlich wahr," erzählt Spalatin, „daß Gott den Doctor Martinus auf dem Reichstag zu Worms also ehrete, daß er viel mehr Zusehen und Ansehen hatte, denn alle Fürsten und Herren. So voller Volks war es ein und alle Tage in seiner Herberge, so lang' er zu Worms war. So hab' ich über andern Grafen und Herren selbst bei ihm in seiner Herberge gesehen Landgrafen Philipp von Hessen (Luther selbst erzählt die muntern und treuherzigen Reden dieses damals noch sehr jungen Fürsten, der noch nicht auf seiner Seite war), Herzog Wilhelm zu Braunschweig und Grafen Wilhelm zu Henneberg." Durch solche Theilnahme haben die Großen Luthern, aber auch sich selbst geehrt und bewiesen, daß die Fürsten der damaligen Zeit nicht ihren Ruhm darein setzten, unter den abgemessenen, peinlichen Formen einer ängstlich und kleinlich bewachten und zur Schau getragenen äußern Würde die ächten und warmen Empfindungen eines erregbaren Gefühls zu verbergen, und sich nicht schämten, ein aufrichtiges Interesse für etwas Anderes als ihren Vortheil zu haben und zu äußern. Kurfürst Friedrich hatte sich besorgt, Luther möchte verzagt werden, wenn er vor dem Kaiser und Ständen sollte antworten; nachdem er aber Zeuge seiner Standhaftigkeit gewesen, ließ er Spalatin, der bei Luthern gewesen, noch spät Abends zu sich holen, nahm ihn mit sich in seine Schlafkammer und sagte voll Verwunderung: „O wie schön hat Pater Martinus vor dem Kaiser und Ständen deutsch und lateinisch geredet! er ist genug, oder zu viel herzhaft gewesen;" und hieß dann Spalatin wieder zu Luther zurückkehren. — Der Kaiser schickte gleich folgenden Tages in den Reichsrath einen Zettel des Inhalts: „Weil Luther nicht widerrufen wolle, so wolle er nach dem Exempel seiner Vorfahren den alten Glauben schützen, dem rö-

mischen Stuhl Hülfe leisten, Lutherum nebst seinen Anhängern in Bann und Acht thun und in andre Wege verfolgen und vertilgen, doch aber das freie Geleit halten." Aber er hatte hiebei nicht die üblichen Formen beobachtet, wonach zuvor das Gutachten der Fürsten einzuholen nöthig war, so daß hiedurch nur längere Berathungen entstanden. Auch willigte der Kaiser selbst auf Zureden einiger Stände ein, das sichere Geleit für Luther noch um einige Tage zu verlängern, damit man weitere Verhandlungen mit ihm versuchen könnte. Zur Sprache kam während dieser Frist nun auch die Frage, ob man wirklich verpflichtet sei, Luthern das Geleit zu halten, oder ob man nicht mit ihm wie mit Huß in Constanz verfahren sollte. Ganz entschieden ist aber nicht, ob dies in der Versammlung der Reichsstände oder nur in Privatgesprächen verhandelt worden. So befremdend und betrübend es ist, daß auch nur der geringste Zweifel hierüber sich aussprechen durfte, und daß der Rath eines solchen Treubruchs unter deutschen Fürsten Vertheidiger finden konnte, so ist dabei doch erfreulich, daß sich die edlere Gesinnung Andrer bei dieser Gelegenheit kräftig aussprach. Der treffliche Kurfürst am Rhein, Pfalzgraf Ludwig, sagte, es sei noch zur Zeit unvergessen, daß man dem Johann Huß nicht Wort gehalten; darum dieselben, so darein gewilligt, hernachmals eben wenig Sieg und Glück mehr bekommen hätten. Dieser Fürst soll sich nach Luthers eigner Erzählung im Streit mit dem Kurfürsten von Brandenburg, der andrer Meinung war, so erhitzt haben, daß beide zu den Messern griffen. Der Luthern persönlich abgeneigte Herzog Georg von Sachsen erklärte frei: „Die deutschen Fürsten werden diese Schande, daß man das Geleit sollte brechen, zumal auf dem ersten Reichstag des Kaisers, nimmermehr zulassen; es komme solches mit der alten deutschen Redlichkeit nicht überein: was man versprochen, müsse man auch halten! — welches schön und fürstlich geredet, und billig auch an dem sonst heftigen Feinde zu loben ist. Und Kaiser Karl selbst soll erklärt haben: „Wenn Treue und Glauben nirgends mehr gelitten würden, so sollten sie doch an fürstlichen Höfen ihre Zuflucht finden!" Karl soll in späteren Zeiten im Kloster es als ein Unrecht angesehen und bereut haben, daß er dem Ketzer, der einen Größern beleidigt hatte als ihn, nämlich Gott selbst, das Geleit hielt. Wenn in den dumpfen Mauern des trübsinnigen Klosters sich solche Vorstellungen in seiner Seele festsetzen konnten, so ist dagegen erfreulich, daß die Kaiserkrone auf seinem Haupte ihn vor solchem bigotten Wahnsinn schützte und eine freiere, edlere Gesinnung, obwohl von ihm selbst nachmals verdammt, ihm ein Verbrechen ersparte. — Vielleicht aber wäre es auch nicht einmal gefahrlos gewesen, gewaltsam gegen Luther zu verfahren. Der kühne, entschlossene Franz von Sickingen und der eifernde Hutten, der Luthern durch feurige Briefe stärkte, beobachteten scharf den Verlauf der Dinge zu Worms: ein feindseliger Schritt gegen Luther wäre von jenen Helden schwerlich ungerächt geblieben. Ein in Worms angeschlagenes Blatt mit der verfänglichen Unterschrift: „Bundschuh! Bundschuh!" zeigte an, daß mehrere hundert Bewaffnete in der Nähe bereit seien, jedes Luther angethane Leid zu rächen, und sowohl diese als die Schriften Huttens sollen in Worms große Gährung verursacht haben. Es bleibt ungewiß, ob es mit jener Drohung ernstlich gemeint, oder ob es nur eine List war, um Luthers Feinde zu schrecken, oder ob der Anschlag gar von diesen selbst ausging, um Neid und Haß

gegen Luther zu entzünden. Doch schrieb Hutten, der die Sache zwar von sich und seinen Freunden ablehnte, über Sickingens Gesinnung in jener Zeit: „Franz hat feierlich geschworen, daß er für die Sache der Wahrheit Alles wagen und thun wolle. Du weißt, daß eine solche Verheißung aus seinem Munde so unverbrüchlich wie ein Göttersspruch ist.“ Der Kaiser selbst hielt den Anschlag für eine eitle Drohung; immerhin aber gewann dadurch Luthers Sache an Bedeutung und Gewicht.

Die Luthern noch zugegebene Frist von einigen Tagen verstrich unter fruchtlosen Verhandlungen zu gütlicher Beilegung der Sache. Der Kurfürst von Trier, der Luthern freundlich begegnete, nahm sich der Sache besonders an, und er, Markgraf Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen, die Bischöfe von Brandenburg und Augsburg beriefen Luther auf den 24. April vor sich, nicht zu einer Disputation, sondern um ihn, wie der das Wort führende badische Kanzler Vehus sich ausdrückte, aus christlicher Liebe und Gnade gnädiglich und brüderlich zu ermahnen. Er machte ihn besonders auch auf die Gefahren aufmerksam, die aus seinen Lehren der bürgerlichen Ruhe und Ordnung drohten, und den Mißbrauch, den das Volk aus Mißverstand, z. B. mit der Lehre von der christlichen Freiheit treiben würde, vertheidigte auch die Concilien, und behauptete ihre Uebereinstimmung unter sich. Luther erklärte sich zu Allem bereit, was man von ihm verlange, nur daß er nicht gezwungen würde, Gottes Wort zu verleugnen. Darauf stellte der badische Kanzler das Ansinnen an ihn, er solle seine Bücher und Schriften kaiserlicher Majestät und dem Reich, darüber zu urtheilen, unterwerfen. Luther erklärte, daß er dieses Urtheil durchaus nicht fliehe und verwerfe; nur aber solle solches durch Gottes Wort und heilige Schrift geschehen. In mehreren Besprechungen blieb er bei diesem Entschluß, wie er denn immer fester und entschiedener sich allein auf das Wort Gottes gründete. Auch den weitern Vorschlag, seine Sache auf Erkenntniß eines künftigen Conciliums zu stellen, nahm er nur unter der Bedingung an, daß über seine Behauptungen aus der heiligen Schrift gesprochen und geurtheilt und das Widerspiel mit denselben Zeugnissen bewiesen würde. Darauf handelte noch der Erzbischof von Trier in Person aufs allergnädigste mit Luther, wo Luther ihm Nichts verhielt und frei sagte, es würde in keinem Wege zu thun sein eine so große und wichtige Sache denen zu vertrauen und zu untergeben, die in öffentlichem, stehendem Geleit ihn mit neuen Mandaten angetastet, seine Bücher verdammt und des Papstes Bulle gebilligt und bestätigt hätten. Aufgefordert von dem Erzbischofe, selbst anzugeben, wie der Sache könne gerathen und geholfen werden, antwortete Luther: „Kein besser Rath noch Hülfe ist, denn so Gamaliel gegeben, wie St. Lucas zeuget, Apostel-Gesch. 5: Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird's untergehen: ist's aber aus Gott, so werdet ihr's nicht dämpfen können. Eh' will ich Leib und Leben, Stumpf und Stiel darüber fahren lassen, denn Gottes klar und wahr Wort übergeben.“ Bald darauf zeigte ihm der Triersche Official in seiner Herberge an, daß, da alle Vermahnungen an ihm vergeblich wären, der Kaiser als Vogt des katholischen Glaubens procediren müsse. Kaiserliche Majestät befehle, daß er binnen einundzwanzig Tagen von dannen wieder in sein Gewahrsam mit freiem Geleit kommen möchte; doch solle er unterwegs das Volk nicht mit Predigen oder Schreiben erregen. Luther

dankte demüthig und bescheiden für gnädige Anhörung und Haltung des Geleits und versicherte die Reinheit seines Willens. Dann am andern Tage den 26. April, nachdem er seine Herren und Freunde, deren sehr viele zu ihm gekommen, gesegnet und ein Süpplein und Frühstück genommen hatte, zog er um zehn Uhr vor Mittag mit Denen, die ihn geleitet hatten, davon. Caspar Sturm, der Ehrenhold, folgte ihm nach etlichen Stunden, fand ihn zu Oppenheim und geleitete ihn auf mündlichen Befehl Kaiser Karls.

---

83. Herzog Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt. (1547.) (7. Aufl. S. 216.)

Fr. Schiller.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken auch durch Schwaben und Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Sauvegarde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee Nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort: seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht der Sauvegarde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben aus Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gutbesetzte Tafel erwarteten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes: was dem ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs Aeußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Diener-

schaft sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiderte ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsche von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten wären. „Das wollen wir doch sehen!“ antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige werden, oder bei Gott!“ — indem sie, drohend, ihre Stimme anstrengte — „Fürstenblut für Ochsenblut!“ Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg den ganzen Vorgang ins Lächerliche zu kehren und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie sich ruhig zu verhalten und nahm es auf sich den Herzog von Alba zu Allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben hat.

---

84. Die Vertheidigung von Szigeth durch Niclas Zrini. (1566.)

Joh. Graf Mailáth. (7. Aufl. S. 218.)

Schon zwölf Mal war Suleiman, ein Schrecken der Feinde, an der Spitze seiner Scharen in das Feld gezogen. Ein Greis, altersschwach und krank, erhob er sich noch einmal gegen die Feinde des Islam, damit er den Pflichten seiner Religion genüge, damit er ende, wie er begonnen: ein zündender Blitzstrahl, Verderben bringend. Von Constantinopel über Belgrad nach Semlin wälzte sich die Wolke des Krieges. Im Plane des Sultans lag die Eroberung von Erlau. Doch als er hörte, Niklas Zrini habe den Sandschak von Tyrhala bei Siklos überfallen, sammt Sohn getödtet, das Lager geplündert, entbrannte sein Zorn, und er beschloß ihn zu züchtigen. Bei Vukowar wurde eine Brücke über die Donau geschlagen. Doch der zürnende Strom schüttelte das fremde Joch ab und zerbrach die Brücke. Da wandte sich der Sultan nach Essek. In 17 Tagen stand über der Drau und ihren Morästen eine Brücke, 4800 Ellen lang, 14 breit. In 24 Stunden war das ungeheure Heer hinüber und der Sultan zog in Fünfkirchen ein. Vor seinem Wagen

sangen fünf Korans-Leser die Sure des Sieges und der Eroberung. Das Heer war zu beiden Seiten aufgestellt. Von hier zog der Sultan gegen Szigeth.

Szigeth, zwei Meilen von Fünfkirchen, liegt am Flüßchen Almás.

Es bestand aus drei Theilen: der neuen Stadt, der alten Stadt und der Festung. Im Innersten der Festung erhob sich ein Thurm mit Mauern umgeben. Hier, wenn Alles verloren, konnten sich todesmuthige Männer noch eine Zeit halten. Mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf war Szigeth reich versehen: doch die Wälle bestanden aus Erde und Reisig; die Zahl der Streiter war nicht zureichend.

Wie zum festlichen Empfange des Feindes ließ Zrini die Wälle mit Tuch schmücken, und als der Sultan vor der Festung erschien, donnerte die größte Kanone ihm den Gruß zu.

Zrini rief die Seinen zusammen, schwor, er wolle kämpfen bis zum letzten Hauch, und hingerissen von seinem Heldenmuth, schworen sie Gleiches.

Streng waren seine Befehle. Ungehorsam, das Lesen eines türkischen Briefes ward mit dem Tode bestraft. Stehlen, geheimes Besprechen, Verlassen des Platzes büßte man mit dem Haupte. Wer einen Fehler begehen sah und ihn nicht anzeigte, war des Todes. Die Thore wurden verrammelt, Gärten, Zäune, was dem Feinde zum Versteck dienen konnte, niedergebrannt. Die Janitscharen glaubten, ein aufgeworfener Erdhaufe, eine Handvoll Krieger könne ihrem Andrange nicht widerstehen. Von drei Seiten stürmten sie. Von Mittag bis tief in die Nacht raste der Kampf. Da zog sich Zrini am folgenden Tage in die alte Stadt: hinter seinen Schritten flammte die neue auf. Auf dem Schutte der neuen Stadt setzten die Türken die Belagerung fort. Sie zu vertreiben, fielen Nadvan und Danelo aus mit 200 Tapfern. Sie kamen nicht zurück. Die Janitscharen trockneten den Graben aus, füllten ihn mit Holz, schlugen Brücken über die Sümpfe, schossen Bresche, stürmten. Wie die empörte See Wogen wälzt auf Wogen gegen die Seiten des Schiffes, es zu zertrümmern, so flutheten wechselnd die Janitscharen Schar auf Schar an die Mauern, bis sie eindrangen durch die Bresche. Die Ungern mußten in die Festung weichen. Auf die Hälfte war ihre Zahl geschmolzen. Der alte Lorenz, Peter Batta, Balázs, Deak, Georg Matyas, sie alle erstritten sich den Tod. Dieser Eroberungen größtes Verdienst kam dem Aliportug zu: er leitete das Geschütz, Suleiman schenkte ihm als Belohnung 10,000 Aspern. Das beschleunigte seinen Tod. Denn angefeuert durch des Sultans Wohlgefallen, wagte er sich zu nahe der Festung: eine Kanonenkugel riß ihm das Knie weg; er fiel entseelt zur Erde.

Zrini's Sohn war im Lager des Kaisers; sein Trompeter und Fahnenträger geriethen in die Hände der Türken. Da versuchte der Sultan des Vaters Herz zu erschüttern. Vor seinen Augen im Lager der Türken wehte seines Sohnes Fahne und an des Vaters Ohr schlug die bekannte Kampfesweise des Sohnes. Für seine Lösung, so glaubte man, werde er die Festung übergeben. Doch das Gefühl der Pflicht siegte über die Regungen der Vaterliebe. Den Mann konnte der Besitz Kroatiens nicht rühren, den ihm der Sultan für die Uebergabe versprach. Ebenso fruchtlos wurden die Krieger versucht. Nun folgte Sturm. Es fiel Ali Pascha, der Statthalter von Aegypten, und zwei Fahnen eroberte

Zrini. Nach drei Tagen wurde wieder gestürmt. Die Türken rasten umsonst: sie wurden geworfen. So kam unter beständigem Kämpfen der entscheidende Tag heran. Von allen Seiten liefen die Türken zum Sturm. Feuer flog in die Festung: die Häuser standen in Brand. Zwischen Flammen und den Schwertern der Feinde kämpften Zrini und die Seinen wie Löwen; doch als die Flamme der Pulverkammer nahete, zogen sie sich in das innere Schloß. Hier erschöpften sich die Türken in ohnmächtiger Wuth. Der Sultan, krank und mürrisch, schrieb dem Großvezier: „Ist dieser Rauchfang noch nicht ausgebrannt und tönt noch nicht die Pauke der Eroberung?" Dieselbe Nacht starb er, und der Brand der Festung ward seine Todesfackel. Der Tod des Padischah wurde verheimlicht und die Belagerung fortgesetzt. Nach drei Tagen stieg die Hungersnoth im Schlosse so, daß Weiber und Kinder verschmachtend vor Hunger und Durst niedersanken. Die Türken schossen Feuer in das Schloß: es zündete; das Schloß loderte auf. Nun hieß es muthig sterben, und das that die Besatzung. Von seinem Kämmerer Franz Sorenk ließ sich Zrini kleiden wie zu einem Feste: kein Panzer umschloß ihn; auf dem Haupte wogte ein Federbusch; den Schlüssel der Festung barg er in seinen Kleidern und steckte hundert ungrische Ducaten zu sich, „damit", so sprach er, „wer mich findet, nicht über Mangel an Beute klage". Von vier Säbeln wählte er jenen, mit dem einst sein Vater gekämpft, und den auch er als Jüngling geschwungen, da er in den ersten Kampf ritt. So trat er unter die Seinen und öffnete das Thor. Eben stürmten die Türken heran. Einen großen Mörser, der unter dem Thore lag, feuerte er auf sie ab: sechshundert fielen, und mit dem lauten Rufe „Jesus!" stürzte er heraus, die Seinen ihm nach. Von zwei Kugeln und einem Pfeile getroffen fiel er. Die Janitscharen, siegtrunken, jubelnd, trugen ihn über ihren Häuptern zum Aga, legten ihn noch lebend auf Katzianers Kanone und schnitten ihm den Kopf ab. So endete Zrini. Das Schwert der Janitscharen, des Feuers Wuth tobten in dem ersiegten Schlosse. Entstand Hader über einen Gefangenen, so wurde er niedergehauen. Zrini's Kämmerer, Mundschenk und Schatzmeister wurden gefangen; man sengte ihnen den Bart ab und führte sie zum Großvezier. Der forschte nach Zrini's Schätzen; da antwortete der Mundschenk, ein stolzer Jüngling aus edlem Geschlecht: „100,000 ungrische Ducaten, 100,000 Thaler, 1000 Becher und Gefäße hat Zrini vernichtet; was noch übrig, liegt in einer Kiste und ist keine 5000 Ducaten werth: aber Pulver hat er viel und jetzt wird es auffliegen, und jenes Feuer, ohne welches ihr das Schloß nie erobert hättet, wird euch verderben." Und kaum als er ausgeredet, flog der Thurm in die Luft und brachte 3000 Türken den Tod. 20,000 Leichen der Türken lagen um die Wälle. Daß während der Belagerung Suleiman gestorben war, hatte der Großvezier verheimlicht: er führte nun das Heer heim, und Selim bestieg des Vaters Thron.

---

85. Alba's Zug nach den Niederlanden über die Alpen. (1567.)

Fr. Schiller. (7. Aufl. S. 221.)

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog von Alba, um den Aufruhr in den Niederlanden zu dämpfen, mit dreißig Galeeren, die Andreas

Doria und Herzog Cosmus von Florenz dazu hergeschafft hatten, zu Karthagena unter Segel und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn bestimmten Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn einige Tage unthätig in der Lombardei zu liegen, eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er sich wieder hergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti in Monferat eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren und nicht viel über 10,000 Mann Reiterei und Fußvolk betrugen. Er wollte sich auf einem so langen und gefährlichen Zuge nicht mit unnützem Trosse beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; diese 10,000 Veteranen sollten gleichsam nur der feste Kern einer größern Armee sein, die er nach Maßgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können.

Aber so klein dieses Heer war, so auserlesen war es. Es bestand aus Ueberresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl V. Europa zittern gemacht hatte; mordlustige, undurchbrechliche Scharen, in denen die alte macedonische Phalanx wieder auferstanden, rasch und gelenkig durch eine lang geübte Kunst, gegen alle Elemente abgehärtet, auf das Glück ihres Führers stolz und keck durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes, gesegnetes Land losgelassen und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Mordbegier, diesem Ruhmdurste und angestammten Muthe kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hülfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an welchem der spanische Heerführer diese rohen Banden führte. Mit absichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreißen. Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen beflissen war, so sehr preßte er sie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausspruch des atheniensischen Feldherrn Iphikrates in Ausübung, der dem wollüstigen, gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugestand. Je schmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwange zusammen gehalten wurden, desto wüthender mußten sie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelassen war.

Das ganze Fußvolk, ungefähr 9000 Köpfe stark und größtentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorsetzte. Alphons von Ulloa führte die neapolitanische Brigade, die unter 9 Fahnen 3230 Mann ausmachte; Sancho von Lodogno die mailändische, 2200 Mann unter 10 Fahnen; die sicilianische Brigade, die eben so viel Fahnen und 1600 Mann hatte, commandirte Julian Romero, ein erfahrner Kriegsmann, der schon ehedem auf niederländischem Boden gefochten, und Gonsalo von Bracamonte die sardinische, die durch 3 Fahnen neu mitgebrachter Recruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem 15 spanische Musketiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über 1200 Pferde stark, bestand aus drei italienischen, zwei albanischen und sieben spanischen leichten und schwergeharnischten Geschwadern, worüber die beiden Söhne

des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarschall war Chiappin Vitelli, Marquis von Catona, ein berühmter Officier, mit welchem Cosmus von Florenz den König von Spanien beschenkt hatte, und Gabriel Serbellon General des Geschützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrner Kriegsbaumeister, Franz Pacciotto aus Urbino, überlassen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Festungen nützlich werden sollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freiwilliger und die Auswahl des spanischen Adels, wovon der größte Theil unter Karl V. in Deutschland, Italien und vor Tunis gefochten; Christoph Mondragone, einer der zehn spanischen Helden, die ohnweit Mühlberg, den Degen zwischen den Zähnen, über die Elbe geschwommen und unter dem feindlichen Kugelregen von dem entgegengesetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiser nachher eine Schiffbrücke schlug; Sancho von Avola, den Alba selbst zum Soldaten erzogen, Camillo von Monte, Franz Verdugo, Karl Davila, Nikolaus Basta und Graf Martinigno — alle von edlem Feuer begeistert unter einem so trefflichen Führer ihre kriegerische Laufbahn zu eröffnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch diesen glorreichen Feldzug zu krönen.

Nach geschehener Musterung rückte die Armee in drei Haufen vertheilt über den Berg Cenis desselben Weges, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal soll gegangen sein. Der Herzog selbst führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Obersten Lodogno an die Seite gab, das Mittel und den Nachtrab der Marquis von Catona. Voran schickte er den Proviantmeister Franz von Ibarra nebst dem General Serbellon, der Armee Bahn zu machen und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mäßigen Tagreisen die savoyischen Alpen und mit dem vierzehnten Marsch war dieser gefährliche Durchzug vollendet. Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts längs der Grenze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone und zur Rechten die alliirte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von sieben Meilen vorbei kam, beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht ihre Grenze zu decken. Wie es auf den steilen abschüssigen Felsen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Isere setzte, oder sich Mann für Mann durch enge Felsenbrüche wand, hätte eine handvoll Menschen hingereicht seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatze immer nur auf einen einzigen Tag und für ein einziges Drittheil Proviant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß sie ihren Vortheil nicht wahrnahmen oder es wenigstens nicht wagten ihn zu benutzen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr sich mit möglichster Stille durch diesen gefährlichen Paß zu stehlen, überzeugt, daß es um ihn geschehen sein würde, sobald er beleidigte. Während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet: nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt, und nie ist vielleicht seit Menschengedenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so vor-

trefflicher Ordnung geführt worden. Ein schrecklicher Glücksstern leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen sein, ob die Klugheit seines Führers oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsere Verwunderung verdienen.

---

86. Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

Fr. Schiller. (7. Aufl. S. 223.)

Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Caesar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte und der List und der Liebe gleich unbetretbar war, — einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er nach der Weise des Hofs seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören; denn Alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht: aber seine Furcht war früher da als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung: aber er geizte mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde: aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft, — ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig: der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn Derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem Nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutselig-

keit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunter spinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt. — —

Nicht minder edlen Stammes als Wilhelm war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oestreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahre 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich wie eine eitle Mutter mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug: jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut und hatten nichts Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung Statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm: dieser sah die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen

finden, werden sehr leicht versucht den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Caesar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein wie in einer lieblichen Traumwelt dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleineren Pflichten gefangen: weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.

---

87. Proceß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn. (1568.) (7. Aufl. S. 226.)

Fr. Schiller.

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Escorte von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rathe der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprocurator Johann du Bois mußte die Anklage aufsetzen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagepunkte, und sechszig die andere, welche den Grafen von Hoorn anging. Es würde zu weitläufig sein, sie hier anzuführen. — Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, „daß beide Grafen in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen." Granvella's Vertreibung, Egmonts Absendung nach Madrid, die Conföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten ertheilt: — Alles dieses mußte nur in Hinsicht auf jenen Plan geschehen sein, Alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dies Urtheil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen zu antworten. Nachdem sie dieses gethan, erlaubte man ihnen Defensoren und Procuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verstattet wurde. Da sie des Verbrechens

der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Landas und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestiren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldenen Vließes nur von dem König selbst als dem Großmeister dieses Ordens gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen und darauf gedrungen, daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie verfahren würde. Egmont hatte auf zweiundachtzig Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden: jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Vertheidigung freigesprochen haben. Der Fiscal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog Alba ließ wiederholte Decrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Vertheidigung verlustig erklärt.

Während daß dieser Prozeß betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig. Egmonts Gemahlin, eine geborne Herzogin von Baiern, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfin von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestirten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorn als Reichsgraf noch besondern Anspruch machte, die niederländische Freiheit und die Privilegien des Ordens vom goldenen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung: der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Intercessionen belagert, die von Einem zum Andern gewiesen und von beiden verspottet wurden. Die Gräfin von Hoorn sammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutschland, Italien Certificate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba wies sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, deren man die Grafen beschuldige, seien in Angelegenheiten der niederländischen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländische Angelegenheiten zum alleinigen Richter gesetzt."

Vier Monate hatte man dem Fiscal zu seiner Klagschrift eingeräumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das letzte Urtheil verzögert, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung sein können: durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts

gaben sie dem Herzog die Gelegenheit an die Hand den Prozeß abzukürzen. Nach Ablauf des letzten, äußersten Termins am 1sten Junius 1568 erklärte sie der Rath der Zwölfe für schuldig, und am 4ten dieses Monats folgte das letzte Urtheil gegen sie.

Die Hinrichtung von fünfundzwanzig edlen Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markt zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksale, welches beide Grafen erwartete. Johann Casembrot von Beckerzeel, Secretär bei dem Grafen von Egmont, war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienste des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die Uebrigen waren entweder bei dem geusischen Aufstande mit den Waffen in der Hand gefangen oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Bittschrift des Adels als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Ursache mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Nassau hatte dem Grafen von Aremberg bei dem Kloster Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert und das Glück gehabt ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Muth seines Anhanges erhoben, und der Prinz von Oranien, sein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterstützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen nothwendig: aber ehe das Schicksal zweier so wichtiger Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen Brüssel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng katholische Theil gönnte dem Herzog den Triumph nicht zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davon trugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüssel war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit gesetzt wurden. Dazu kam, daß der Bittschriften und Intercessionen, die von Seiten der deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl als bei dem Könige in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja daß Kaiser Maximilian II. selbst der Gräfin von Egmont versichern ließ, sie habe für das Leben ihres Gemahls Nichts zu besorgen, welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheile der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgeben und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, daß diese Gnade zu spät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von dreitausend Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht und im Brothause auf dem großen Markte gefangen gesetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen versammelt: der Herzog erschien gegen seine Gewohnheit selbst, und die beiden Urtheile, convertirt und versiegelt, wurden von dem Secretär Pranz erbrochen und

öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, die conföderirten Edelleute in Schutz genommen und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiscus zugesprochen. Das Urtheil war von dem Herzog allein und dem Secretär Pranz unterzeichnet, ohne daß man sich um die Beistimmung der übrigen Criminalräthe bemüht hätte.

In der Nacht zwischen dem 4ten und 5ten Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängniß, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischof von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzog zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen, — worauf ihm mit harter, zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerst vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urtheil!“ rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. „So schwer glaubte ich seine Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber sein, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachtheile gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem Könige so gefällt.“ — Er drang hierauf in den Bischof ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sei. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er und empfing das Sacrament von dem Priester. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste sein würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete, daß kein eindringenderes Gebet sei als das, welches Christus der Herr selbst gelehrt habe, das Vaterunser, so schickte er sich sogleich an es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn: er ließ sich Feder und Dinte geben und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlin, den andern an den König von Spanien, welcher letztere also lautete:

„Sire! Diesen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion Etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen Etwas zugelassen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung geschehen und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Ma-

jestät es mir zu vergeben und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes. Brüssel den 5ten Junius 1569; dem letzten Augenblick nahe Ew. Majestät

treuester Vasall und Diener

Lamoral Graf von Egmont."

Diesen Brief empfahl er dem Bischofe aufs dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Copie desselben an den Staatsrath Viglius, den billigsten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt hernach alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die kraft des Urtheils dem königlichen Fiscus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, Alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Zwischen zehn und elf Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen: sie war mit Strängen versehen, ihm der Gewohnheit nach die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses und erklärte, daß er willig und bereit sei zu sterben. Von seinem Wamms hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldenen Tressen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann mit Namen Salinas und der Bischof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand Prevot des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, saß zu Pferde am Fuße des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeigt von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder wenn dies auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volkes leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anstande auf dem Gerüste auf und nieder und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sei, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichern Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sei, und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Execution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sacrament empfangen sollte, wie er harrend umhersah und noch immer Nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei. Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. —

Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieser, von einer heftigern Gemüthsart als sein Freund und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grade unrecht war. Er hatte sich harte Aeußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch und legte dem Bischof seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung wie sein Freund bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden wie Egmont in schwarzem Wamms und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sei. Da man ihm dieses bejahet hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach drei Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt.

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

---

88. Maria Stuart. Die Armada. (1587 u. 1588.)

F. C. Dahlmann. (7. Aufl. S. 232.)

Während die Reformation unter stets erneuten Kämpfen den jungen Freistaat der Niederlande ins Dasein rief, alterte die Königin von Schottland in langer achtzehnjähriger Gefangenschaft. Von ihrem Sohne hatte sie keine Hülfe zu erwarten, obgleich dieser seit seinem zwölften Jahre regierender König von Schottland war und jetzt zwanzig Jahre zählte. Er kannte die Mutter nur als eine des Mordes seines Vaters verklagte, abgöttische Frau, war mit der Königin von England in freundschaftliche Verhältnisse getreten, rechnete darauf sie zu beerben, zog seit kurzem ein Jahrgeld von ihr. Mittlerweile ging die Luft immer schärfer und schneidender durch die Welt. Jene so lange über dem Haupte Englands schwebende Vermählung mit dem Valois hatte alle gehässigen Leidenschaften gegen die römische Kirche aufgeregt; die Furcht vor dem Treiben verkappter Jesuiten wirkte um so gewaltiger, je unbestimmter die Nachrichten darüber lauteten, und die ganz neuerliche Ermordung des großen Oranien, so ganz zweifellos durch spanischen Haß herbeige-

führt, gab allem Argwohne den weitesten Spielraum. So geschah es, daß die hinsiechende, vor der Zeit ergraute, fast vergessene Maria Stuart wieder aller Augen auf sich zog, daß der Kreis, in welchem sie Bewegung und Erholung durch Reiten und Spazieren suchte, ihr immer mehr verengt ward und es nur eines Anstoßes bedurfte, um ihr Verderben zu entscheiden. Diesen führte die Verschwörung Babingtons und seiner Genossen herbei, deren Ziel war, Elisabeth zu ermorden und unter Mitwirkung einer Armee von Spaniern aus den Niederlanden her Maria Stuart auf den Thron zu setzen. Daß Maria eine allgemeine Kenntniß davon hatte, wird nicht abzuleugnen sein; allein weit ausgemachter ist es, daß einige der ersten Räthe der Krone von Anfang her darum wußten, die hirnverbrannten Urheber im Geheimen anstachelten, ihren Briefverkehr mit Marien vermittelten und erst Lärmen schlugen, als aus schwachen Funken eine Flamme geworden war. Es ist klar: man wollte ein Ende machen. Man nahm der Gefangenen plötzlich das Schreibgeräthe, bemächtigte sich ihrer Papiere. Als Maria ihre zerbrochenen Schränke erblickte, sprach sie zu ihrem Aufseher Amias Paulet: „Zwei Dinge sind noch übrig, Sir, die ihr mir nicht nehmen könnt: das königliche Blut, welches mich zur Thronfolge berechtigt, und die Treue, die mein Herz an die Religion meiner Väter knüpft." Sie nannte mit diesen beiden Worten die Ursache ihres Todes. Von nun an verwandelte sich das fürstliche Gewahrsam in eine enge Haft im northumberländer Schlosse Fotheringhay: hier auch fanden sich ihre Richter ein, zweiundvierzig an der Zahl. So lange die Königin sich weigerte vor der Commission zu erscheinen, ward sie bedroht, daß gegen sie als abwesend und widerspenstig erklärt werden solle: als sie endlich erschien, doch unter Vorbehalt ihrer königlichen Rechte, blieb ihr Vorbehalt unbeachtet, und vergeblich begehrte sie ihren mitschuldigen Anklägern gegenüber gestellt zu werden. In diesen Tagen erkennt man in Lord Burleigh nicht mehr den früheren, auf den wahren Ruhm Elisabeths bedachten Cecil: er theilt den fanatischen Eifer der Andern oder nimmt seinen Schein an, um den Leidenschaften seiner Gebieterin nachdrücklicher zu dienen. Als über die wehrlose Frau das Schuldig gesprochen war, weil sie nach dem Tode der Königin von England getrachtet, wurden die Acten dem Parlament vorgelegt, und beide Häuser baten die Königin, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Marien ward ihr Todesurtheil am 22. November 1586 verkündigt. Jetzt erklärte Paulet die Verurtheilte für todt in den Augen des Gesetzes, mithin für unberechtigt zu den Abzeichen königlicher Würde, ließ den Thronhimmel aus ihrem Gemache schaffen, setzte und bedeckte sich in ihrer Gegenwart. Elisabeth zögerte bis zum 1. Februar, ehe sie den Befehl zur Hinrichtung unterzeichnete. Die Verwendungen Frankreichs und des Königs von Schottland wurden zurückgewiesen. So kalt und unkindlich Jacob fühlte, so bezeichnete er doch den Weg, auf welchem ein Verbrechen konnte vermieden werden, ohne die Sicherheit Englands zu gefährden. Wenn die Königin mit Zuziehung des Parlaments Marien Stuart von der Thronfolge ausschloß und den König von Schottland schon jetzt die Huldigung in England empfangen ließ, was war von der Papistin in beiden protestantischen Ländern zu fürchten? Nach Jacobs Meinung litt es keinen Zweifel, daß seine Mutter vermocht werden könne, ihren sämmt-

lichen Ansprüchen zum Besten ihres Sohnes zu entsagen. Aber Elisabeth erwiderte kalt, eine Verurtheilte habe keine Rechte mehr abzutreten. Der Tochter Heinrich VIII. waren die zarten Regungen des Mitleids von jeher fremd, und Elisabeth hatte sich alle äußere Stützen verschafft, die ein Fürst, der eine wichtige That zu vollbringen gedenkt, nur wünschen kann. Denn ihr Volk, oder mindestens die mächtigere Hälfte ihres Volks, die protestantische forderte stürmisch diesen Tod, ebenso das Parlament, der geheime Rath. Dennoch zauderte die Königin, einen Streich zu thun, der gegen alle gekrönte Häupter gerichtet schien. Man sah sie leidenschaftlich ergriffen von dem innern Kampfe, welcher bei ihr gewöhnlich wichtigen Beschlüssen voranging. Man hörte die Worte von ihr:

Aut fer, aut feri; ne feriare, feri.

Sie zürnte auf Paulet, daß er ihr nicht das Aeußerste erspare, ließ den Mann sondiren, von dem bekannt war, daß er Marien schon als verstockte Katholikin eines vielfachen Todes würdig hielt. Allein er erwiderte als ehrlicher Mann, sein Leben stehe wie seine Habe ganz zu Diensten der Königin, nicht aber sein Gewissen und seine und der Seinigen Ehre. So galt denn kein Ausweichen mehr; und dennoch spähte Elisabeth nach einem Mittel, um einen Theil des Hasses von sich abzuwälzen. Als sie damals den Herzog von Norfolk, einen beliebten Großen, hinrichten ließ, mußte Burleigh die That auf seine Schultern nehmen: in dem jetzigen, weit schwereren Falle war ihr Secretair *Davison* dazu bestimmt. Dieser hatte das Geheiß der Königin, den Befehl der Hinrichtung mit dem großen Siegel zu versehen, an demselben Tage ausgerichtet, sagte das der Königin auf ihre Frage den Tag darauf, und sie mißbilligte seine Eile. Darüber ward Davison unruhig, ließ die Sache an Lord Burleigh kommen. Dieser kannte seine Gebieterin, versammelte sogleich den Rath, welcher die Vollziehung des Befehls beschloß; denn es sei Unrecht, sprach man, die Königin ferner zu belästigen: man müsse durchaus die Verantwortlichkeit auf sich nehmen. Die Ausführung ward den Grafen von Shrewsbury und Kent übertragen, welche unmittelbar darauf nach Fotheringhay abgingen. Am 8. Februar fiel Mariens Haupt, im neunzehnten Jahre ihrer Gefangenschaft, im fünfundvierzigsten ihres Lebens. Auch ihre Feinde bekennen, daß sie mit edler Ergebung und treu ihrem Glauben starb. Auf die Nachricht läutete man in London vierundzwanzig Stunden mit allen Glocken und zündete Freudenfeuer vor den Hausthüren an, wie am St. Johannis-Abend. Elisabeth aber schrak zusammen, als sie den Tod erfuhr, legte Trauerkleider an sammt ihrem Hofe, erklärte laut, das sei gegen ihren Befehl geschehen, zog sich in die Einsamkeit zurück, wollte Burleigh nicht vor Augen sehen, ließ den Davison mit Gefängniß und einer Strafe von 10,000 Pfund büßen, die den ehrlichen Mann zu Grunde richtete, der auch, so lange Elisabeth lebte, nicht auf freien Fuß kam. Als sie sich etwas gesammelt, schrieb sie einen Trostbrief an den König von Schottland, versicherte ihn, sie werde ihre Minister zu bestrafen wissen, entsetzte sie wirklich, bis sie dann wieder zu Gnaden angenommen wurden. Nach einiger Zeit ließ sie den französischen Gesandten Aubespine rufen, setzte ihm drei Stunden lang auseinander, welch ein Schade ihr durch Mariens Tod erwachsen sei; sie habe die Hinrichtung nicht vollziehen wollen außer im Falle eines Aufruhrs oder eines feindlichen Einfalles. Auch werde

sie diesen Streich ihren Ministern nimmermehr vergessen; sie wären in ihrem Dienste ergraut, hätten es auch gut gemeint: sonst würde es ihnen den Kopf kosten.

Zum Glück für England folgte dieser gemeinen That und dem gemeinen Behagen daran eine reinigende Erschütterung im großen Style des Lebens auf dem Fuße nach. Was der Schwager der Enthaupteten, der König von Frankreich, tadelte, aber geschehen ließ, was ihr leiblicher Sohn ertrug, das brachte Spanien in Waffen. König Philipp hatte eine lange Reihe unsäglicher Kränkungen erlitten: Elisabeth hatte das Werk ihrer Schwester, an welchem er treulich mitgearbeitet, zerstört, um England der Ketzerei wieder zu überliefern, hatte seine aufrührerischen Unterthanen zuerst heimlich, dann öffentlich unterstützt; ihr Leicester, welchen sie lieber zum Freund als den mächtigsten König der Erde zum Gemahl gewollt, hatte sich der Statthalterschaft der Niederlande angemaßt; ihr Francis Drake, der gefeierte Weltumsegler, hatte nicht genug an der Verheerung und Ausraubung seines Westindiens, an der Kaperung von Hunderten spanischer Handelsschiffe im fernen Ocean: jetzt war er selbst in Cadix eingedrungen, hatte im Hafen selber über achtzig theils Kriegs-, theils Handelsschiffe zerstört. Das geschah, als schon verlautete, Philipp habe etwas Gewaltiges im Sinne. Wir wissen sogar von einem Angriffsplane in riesenmäßigem Maßstabe, welchen kurz vor seinem Tode der Herzog von Alba ausarbeitete: England sollte durch eine Flotte von 600 Schiffen, worunter 150 von erster Größe, mit 60,000 Landungstruppen bezwungen werden unter Alba's eigener Führung. Aber Albas Feldherrnbahn ging mit der Eroberung Portugals zu Ende: er starb in halber Ungnade, und sein Plan blieb um so eher liegen, als damals immer noch zwischen beiden Höfen mehr von baldigst beizulegenden Mißverständnissen als vom wirklichen Kriege die Rede war. So lange auch die schottische Maria lebte, durfte Philipp noch hoffen durch ihre Thronbesteigung Alles zum Guten gekehrt zu sehen. Jetzt war diese Hoffnung dahin, Regierung und Verwaltung von England befanden sich in protestantischen Händen. Die Katholischen bildeten freilich der Zahl nach immer noch die gute Hälfte der Bevölkerung: allein sie bedurften eines gewaltigen Rucks von Außen, um das Ruder wieder ergreifen zu können. Dieser sollte ihnen jetzt werden. Schon hatte der Papst die Königin von England für vogelfrei erklärt, und wenig fehlte, so hätte eine Dienerin mit der Pistole in der Hand Rache für ihre Gebieterin genommen. Aber Gregor XIII. blieb dabei nicht stehen: er sagte eine Million Kronen Subsidien zu, sobald die Landung an der englischen Küste wirklich vollbracht sein werde. Die Kriegsanstalten blieben hinter Alba's Entwurfe freilich zurück, aber erregten noch immer das Staunen der Welt. Denn man sah bei Lissabon 135 Kriegsschiffe mit 8000 Matrosen und 19,000 Mann Landungstruppen sich versammeln. Und das war nicht die Hälfte der Mannschaften. Denn man hatte in Flandern einen ganzen Wald umgehauen: davon wurden flache Fahrzeuge gebaut, auf welchen, sobald die große Flotte nur den Canal beherrschte, der erste Feldherr der Zeit, Alexander Farnese, 30,000 Mann an die Küste von England führen sollte. Gegen diesen drohenden Machtverein bot Elisabeth die ganze Bevölkerung ihrer Grafschaften von achtzehn Jahren bis zu sechszig auf. Die Lordlieutenants sollen die Com-

pagnien bilden, aus welchen zwei Heere erwachsen müssen, eins von 36,000, welches der Königin folgen soll, ein anderes von 30,000 zum Schutze der Hauptstadt. Aber es war kaum der vierte Theil gehörig beisammen, als die Entscheidung einbrach, und diese fiel lediglich der Seemacht anheim. Man hob 7000 Matrosen aus und vertheilte sie auf 180 Schiffe aller Gattungen und Größen, wovon nur 34 der Krone gehörten und Kriegsschiffe von Bedeutung waren, 33 Schiffe stellte die Hauptstadt ganz allein dazu. Den Oberbefehl übernahm der Großadmiral Lord Howard, Unterabtheilungen führten Drake, Hawkins, Forbisher, furchtbare Namen in der indischen See. Ein Glück war es, daß Schottland in freundlicher Ruhe blieb; aber unendlich viel mehr werth war der gute Boden, welchen sich Elisabeth in den Jahren weiser Mäßigung bereitet hatte. Die katholische Hälfte der Bevölkerung fühlte bei weitem mehr vom Engländer als vom Papisten in sich, begehrte der Seligkeit nicht, die ein Despot bieten konnte. Ein Eifer entflammte die verschiedenen Gläubigen zum Kampfe gegen den auswärtigen Feind. Die Königin fand Vertrauen, weil sie Vertrauen gewährte. Lord Howard, der ihre Flotte führte, war Katholik, und wenn sie auch einzelne Verhaftungen und Haussuchungen geschehen ließ: alle Entwürfe blutdürstiger Feiglinge, Alles, was einer Bartholomäus-Nacht ähnlich sah, wies sie beharrlich ab. Und so geschah es, daß selbst viele wegen verbotener Religionsübung Verhaftete sich schriftlich erboten bis in den Tod für die Königin, und wäre es selbst gegen den Papst, zu fechten. Am 19. Juli 1588 erschien die unüberwindliche Armada im Canal, das Werk fünfjähriger Rüstung, wider Willen so verspätet. Denn schon im Mai hatte der Herzog von Medina Sidonia die Anker gelichtet, war vom Tajo ausgelaufen: aber Stürme ergriffen die Flotte, zwangen sie in Corunna eine Zuflucht zu suchen. So verrannen zwei für Englands Rettung wichtige Monate, die aber auch verderblich hätten werden können, weil Elisabeth auf das Gerücht, für dieses Jahr sei von der Armada Nichts mehr zu befürchten, haushälterisch den Befehl gab vier der größten Schiffe sogleich abzutakeln. Howard aber wagte es, nicht zu gehorchen, und der Erfolg gab ihm Recht. Denn der früher so zögernde Philipp wollte jetzt von keinem Aufschub mehr wissen und ließ selbst Parma's Rath, daß man doch auch auf mögliche Unglücksfälle Bedacht nehmen und sich zu dem Ende einen geräumigen und festen Hafen, am besten Vliessingen erobern möchte, unbeachtet. Medina Sidonia hatte den Befehl die feindliche Flotte nicht eher anzugreifen, als bis der Herzog von Parma gelandet wäre. So unansehnlich die englischen Schiffe sich gegen die spanischen ausnahmen, welche letzteren doch selber jetzt nur für Linienschiffe vierten Ranges gelten würden, so viel machte ihre Thätigkeit in Angriffen auf einzelne Schiffe dem Spanier zu schaffen, welchem auch manches Fahrzeug an den Klippen des unbekannten Fahrwassers zu Grunde ging. Es dauerte fast eine Woche ehe die Armada auf die Höhe von Calais gelangte, um hier des Herzogs von Parma zu warten, welcher inzwischen seine Macht in den beiden flanderischen Hafenplätzen Nieuenport und Dünkirchen zusammengezogen hatte. Am nächsten Tage sollte die Vereinigung stattfinden, als plötzlich in der Nacht vorher acht englische Brander durch das tiefe Dunkel wie leuchtende Kometen flogen und solch einen jähen Schrecken unter

den Spaniern hervorbrachten, daß diese die Ankertaue kappten und nach allen Seiten auseinander flogen. Der Anschlag ging von Francis Drake aus. Zwar kamen die Spanier insofern mit dem Schrecken davon, als die Brander ohne zu zünden mitten hindurch auf den Strand liefen: allein der Schaden war unsäglich, welchen die großen schwerfälligen Schiffe in der Verwirrung litten, und kaum hatte man sich einigermaßen aus der Bestürzung erholt, als ein Sturm aus Südwesten ein schweres Gewitter herbeiführte. Da lief eines der größten Schiffe bei Calais auf den Strand und ward genommen; die meisten Schiffe der Armada aber trieben nach Grevelingen, wo sie Drake einholte, welchem bald Howard die Hauptmacht nachführte. Und hier erhuben nun die Engländer einen gewaltigen Seekampf, der vom Morgen des 30. Julius 4 Uhr bis Abends 6 Uhr dauerte. Die Armada verlor dreizehn oder vierzehn ihrer schönsten Schiffe, und die sinkende Sonne sah die Niederlage der Spanier entschieden. Da ward es Nacht in Medina Sidonia's Seele. Er war an die Spitze dieses gewaltigen Unternehmens, welches die Herrschaft Roms über die Welt wieder herstellen sollte, durch kein anderes Verdienst gekommen, als daß er Grande von Spanien und ein gewandter Höfling war. Einem Krieger vom alten Schlage, auf der See ergraut, dem Admiral Santa Cruz, war anfänglich die Sache übergeben: der starb, als Alles fertig war, in königlicher Ungnade. Medina Sidonia hatte zu ernten gehofft, wo Andere säeten: aber wie ganz anders stand es nun! Alexander Farnese konnte nicht helfen und hätte es kaum gewollt. Er schlug es rein ab, mit seinen Transportschiffen sich in den Canal zu wagen, so lange die Engländer das Gewässer beherrschten, erinnerte an den weisen Rath, den er gegeben, und den man verachtet. So stark Medina Sidonia noch immer war: er gab jetzt den ganzen Angriff auf, dachte nur wie er nach Spanien zurückgelange. Aber die Rückfahrt verboten ihm beides, der Wind aus Süden und die sein wartende siegreiche Flotte. Mithin beschloß er Schottland zu umfahren, dann über Irland den Rückweg zu suchen. Aber Howard eilte ihm nach, um eine zweite Schlacht zu liefern, und man will wissen, daß Medina Sidonia in dieser Bedrängniß an Ergebung dachte. Wie dem nun sei: die englische Flotte drohte bloß, machte keinen Angriff. Für eine Schlacht reichte die Ammunition nicht mehr aus, bei deren Anschaffung die Königin nach ihrer Weise gekargt hatte. Wie es nun stand, kam ungeachtet aller Seeverluste, die noch folgten, ungefähr die Hälfte der Armada nach Hause. Da war nun im Palaste nicht die erlittene Einbuße und Schmach die Hauptsache, sondern die Schwierigkeit, dem Könige eine solche Nachricht beizubringen. Schwer, daß sich endlich ein Höfling dazu überwand. Dieser findet den Philipp am Schreibtische: er legt die Feder nieder, vernimmt was geschehen, dankt Gott, daß es nichts Schlimmeres sei, und fährt zu schreiben fort. Die Königin von England aber ward mit Jubel von ihrem Heere empfangen, als sie auf weißem Zelter, den Marschallstab in der Hand sich zeigte. Der erlittene Verlust war unbedeutend und unbegränzt die Glorie. Um dieselbe Zeit, als die Trümmer der Armada kümmerlich in Spanien anlangten, hielt Elisabeth ihren feierlichen Triumpheinzug in der Hauptstadt nach der St. Paulskirche. Ein Strom von vaterländischer Begeisterung ging durch England. Auf seinen Wellen wiegte sich ein junger

William der Eroberer im Reiche der Dichtkunst, der damals vierundzwanzigjährige noch ruhmlose William Shakespeare. Baron von Verulam, dieses Licht der Wissenschaft, war nur drei Jahre älter, und sein Geist strahlte bereits so wunderbar durch die Welt, daß er des alten Burleigh Eifersucht erregte. Die Zukunft Englands in jeder Art von Macht und Größe erschloß sich in diesen Tagen der Erhebung. Der Protestantismus und die Seemacht hatten ihre Probe zu gleicher Zeit bestanden. Mit beiden durfte es nun nicht wieder rückwärts gehen. Wie schnell entstand jetzt eine Kriegsflotte von zweiundvierzig Schiffen, die größten schon von vierzig Kanonen, vor den Augen der wachsamen Königin! Wie glücklich vollbrachte ihr kühner Sir Walter Raleigh jetzt jenseits des Oceans die Gründung einer brittischen Colonialmacht durch Niederlassungen in Nordamerika! Die Landschaft mußte vor allen Dingen den Namen Virginien tragen, in honorem Elisabethae Virginis.

---

89. Schlacht bei Leipzig. (1631.) (7. Aufl. S. 238.)

Fr. Schiller.

Früh Morgens am 7ten September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. Tilly, entschlossen die herbeieilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte ohnweit Leipzig ein festes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhatten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzuge begriffen waren, seine Stellung zu verändern und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuße dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwei Colonnen die schwedisch-sächsische Armee und hatte bei Podelwitz, einem vor der Tillyschen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu passiren. Um ihr den Uebergang über diesen Bach zu erschweren, wurde Pappenheim mit 2000 Kürassieren gegen sie beordert, doch erst nach langem Widerstreben des Tilly und mit dem ausdrücklichen Befehle, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verbots ungeachtet wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerstande zum Rückzuge genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte vorzurücken und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwei Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen und ohne die Ordnung zu stören der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert und durch mehrere Haufen Musquetiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen und die feindlichen Reiter herunterschießen sollten. In der Mitte commandirte der Oberst Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den

Schweden getrennt, eine Veranstaltung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Kurfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich bloß begnügt ihn zu genehmigen. Sorgfältig, scheint es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern: und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der Feind aus in einer langen, unabsehbaren Linie, welche weit genug reichte, um das schwedische Heer zu überflügeln, das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterei in eben so große unbehülfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebiete seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beinahe schließen, daß Tilly's Absicht vielmehr gewesen sei den Feind zu erwarten, als anzugreifen, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befehligte das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über 34 bis 35,000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden: — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. Dieser Tag war es, um dessentwillen Gustav das baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glücke anvertraute. Die zwei größten Heerführer ihrer Zeit, Beide bis hierher unüberwunden, sollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre letzte Probe bestehen: einer von Beiden muß seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Beide Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern diesen Tag herannahen sehen; bange erwartet die ganze Mitwelt den Ausschlag desselben, und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz mit dem Könige zu schlagen, eben so wenig Standhaftigkeit es zu vermeiden. Wider seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust; schwarze Ahnungen umwölkten seine immer freie Stirn: der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben.

Ein zweistündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend und trieb aus dem frisch beackerten ausgedörrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken und die Schnelligkeit, mit der solches ausgeführt ward, ließ dem Feinde nicht Zeit es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly seine Hügel und wagte den ersten Angriff auf die Schweden: aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er sich zur Rechten und fiel in die Sachsen mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Kurfürst selbst besann sich erst in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeit lang auf dem Schlachtfelde Stand und retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah

man diese in Unordnung gerathen, so stürzten die Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich der Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier commandirte der König selbst und unter ihm der General Banner. Sieben Mal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und sieben Mal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluste und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Tilly den Ueberrest der Sachsen niedergeworfen und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem sächsischen Heere entdeckte, mit schneller Besonnenheit drei Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblößte. Gustav Horn, der hier das Commando führte, leistete den feindlichen Kürassieren einen herzhaften Widerstand, den die Vertheilung des Fußvolks unter den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an zu ermatten, als Gustav Adolph erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptcorps zur Linken und griff die Hügel an, auf welchen das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind mußte jetzt das Feuer seiner eigenen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter grauer versuchter Soldaten ausgenommen, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenen Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie aufs neue Fronte gegen die Schweden machten und bis zu einbrechender Nacht, bis sie auf sechshundert Mann geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Mit ihnen entfloh der ganze Rest des Tillyschen Heeres, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf Gustav Adolph sich nieder, und die erste feurigste Siegesfreude ergoß sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfelde und Leipzig, da es nicht möglich war die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Siebentausend waren von den Feinden auf dem Schlachtfelde geblieben, über fünftausend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweitausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermißt.

Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über sechshundert Mann, Pappenheim nicht über vierzehnhundert zusammenbringen konnten. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst verdankte seine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser in Begriff ihn zu tödten, als ein Pistolenschuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz seinen Ruhm zu überleben und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte. Nichts blieb ihm übrig von seinen glänt zenden Kriegsthaten als die Flüche der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nichwieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Gebot seines Herrn kein entscheidendes Treffen mehr zu wagen. (Er starb den 16. April 1632 an seinen Wunden zu Ingolstadt.)

---

90. Schlacht bei Roßbach. (1757.) (7. Aufl. S. 242.)

J. W. von Archenholz.

Es war am 5ten November bei dem Dorfe Roßbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolph für Deutschlands Freiheit schlug und starb, daß eine der sonderbarsten Schlachten geliefert wurde. Die mit den Reichstruppen verbundenen Franzosen stellten eine Armee von 60,000 Mann dar; die Preußen waren nur 22,000 Mann stark. Der König lockte die Franzosen durch eine zurückziehende Bewegung aus ihrer vortheilhaften Stellung. Sie glaubten, er suche sich aus ihren Händen zu retten, und bemüheten sich daher ihm in den Rücken zu kommen. Bei diesem Marsch ertönte ihre ganze Kriegsmusik siegesmäßig. Die Preußen ergötzten sich daran und wünschten Nichts mehr, als sich sogleich zu schlagen: allein es war jetzt besser der französischen Lebhaftigkeit das deutsche Phlegma entgegen zu stellen. Während daß ein Theil der französischen Armee dem preußischen Lager gegenüber stehen blieb, bemüheten sich die übrigen Truppen, Franzosen und Reichsvölker, dem Könige in die rechte und linke Flanke zu kommen. Friedrich, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung konnten gestellt werden; er sah daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu und ließ seine Linien nicht einmal ausrücken. Das preußische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittag war, waren die Soldaten mit ihren Mahlzeiten beschäftigt. Die Franzosen, die dies in der Ferne sahen, konnten ihren Sinnen kaum trauen: sie hielten es für dumpfe Verzweiflung, wo man selbst auf alle Vertheidigung Verzicht thut. Erst um zwei Uhr Nachmittags brachen die Preußen ihre Zelte ab und setzten sich in Marsch, wobei der General Seydlitz mit der Cavallerie vorherzog. Die aufs höchste gespannte Erwartung der Franzosen, die so schnell und für sie unbegreiflich vereitelt wurde,

war die eigentliche Ursache des so geringen Widerstandes und des panischen Schreckens, der diesen Tag so denkwürdig macht.

Seydlitz, dieser große Feldherr, der durch sonderbare Kunst einen Theil der Cavallerie zu Centauren gebildet hatte, da Mann und Pferd sich als ein Körper bewegten und durch Verbindung mit der ganzen Masse Reiterei erstaunenswürdige Evolutionen ausführten, entwickelte hier die Vortrefflichkeit seiner Erfindungen. Nachdem er unter Begünstigung einiger Hügel, die das Manövre verdeckten, den rechten Flügel der Franzosen turnirt hatte, kam er mit der preußischen Reiterei auf einmal hervor und stürzte wie ein Donnerwetter mit künstlichen Evolutionen auf den hoffnungstrunkenen Feind los, noch ehe dieser Zeit hatte sich zum Schlagen zu formiren. Was vielleicht nie auf einem Schlachtfelde gesehen war, geschah hier: die leichte Reiterei griff die schwere Cavallerie an und warf sie über den Haufen. Die Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug, die französische Gensdarmerie anzufallen. Weder der angestammte Muth dieses edlen Corps, noch ihre colossalischen Rosse konnten hier entscheiden: sie wurden wie Spreu auseinander gestäubt. Es waren bei der französischen Armee auch zwei österreichische Cavallerie-Regimenter; diese versuchten einige Augenblicke Stand zu halten, aber vergebens. Alles wurde zurückgeworfen. Soubise ließ das Reservecorps vorrücken: allein kaum zeigte es sich, so wurde es auch aus dem Felde geschlagen. In eben dieser Zeit rückte die vorher so ruhig gebliebene preußische Infanterie plötzlich in Schlachtordnung an und empfing die französische mit einem entsetzlichen Kanonenfeuer. Hierauf folgte ein regelmäßiges Musketenfeuer wie bei Musterungen.

Die französische Infanterie sah sich nun von ihrer Cavallerie verlassen und von den Preußen vermöge einer geschwinden Schwenkung in der rechten Flanke angegriffen. In dieser bedrängten Lage hielt sie nur ein dreimaliges Feuer von den Preußen aus und nun warf sie sich mit Ungestüm auf ihren linken Flügel, der einen in der höchsten Unordnung befindlichen, ungeheuren Menschenklumpen darstellte. In dies Chaos stürzten einige preußische Cavallerie-Regimenter und wütheten entsetzlich. Ein sonderbarer Umstand gab hierzu die Veranlassung. Man hatte diesen Reitern, die größtentheils in der Mark Brandenburg zu Hause gehörten, den Tag zuvor erzählt, daß die Franzosen sich vorgesetzt hätten, ihre Winterquartiere in Brandenburg zu nehmen. Die Idee eines solchen Besuchs war für sie empörend. Als daher in der Schlacht die vor der Cavallerie fliehenden Franzosen Quartier riefen und dies nach deutscher Mundart aussprachen, hielten die Preußen dies Bittwort um ihr Leben für ein Gespötte und deuteten es auf die erwähnten Winterquartiere in ihrem Vaterlande; sie schrieen daher bei ihren Schwertstreichen: „Ja, wir wollen euch Quartier geben!“ Viele verloren durch dies Mißverständniß ihr Leben, bis Andere, mit der deutschen Sprache bekannt und durch die Erwiderung belehrt, endlich das Wort Pardon brauchten, das denn auch bei den Reitern seine Wirkung that.

Es war sechs Uhr des Abends und schon ganz dunkel. Diese wohlthätige Finsterniß rettete den Rest dieser sonst dem Untergang gewidmeten großen Menschenschar. Vergebens versuchte Soubise französische, auf falscher Theorie beruhende Experimente. Seine Folardschen Colonnen wurden mit leichter Mühe auseinander gesprengt, und Nichts blieb übrig

als eine allgemeine Flucht. Die Franzosen sowohl als die Reichssoldaten warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können. Nur einige Schweizer-Regimenter fochten noch eine Zeitlang und waren die letzten auf dem Schlachtfelde.

Die so furchtbare französische Artillerie war auch an diesem merkwürdigen Tage sehr unthätig gewesen, ungeachtet sich ihr Chef, der berühmte Graf Aumale, und der ebenfalls berühmte Oberst Briot persönlich bei dieser Armee befanden. Sie hatten hundert Officiere und mehr als tausend Artilleristen bei sich, womit sie Wunder zu thun versprachen; denn sie rühmten sich, daß, wenn auch ihre große Armee die Schlacht verlöre, sie solche mit ihrem Kanonenfeuer allein wieder gewinnen wollten. Der Sieg war indessen so geschwind entschieden, daß selbst die Ueberwundenen nicht einmal auf die Ehre eines starken Widerstandes Anspruch machten, sondern sich mit einem panischen Schrecken entschuldigten; dabei unterließen die Franzosen jedoch nicht den Reichstruppen alle Schuld beizumessen.

Nur sieben Bataillons Preußen konnten dem Feinde ihr Feuer zeigen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der den rechten Flügel commandirte und zehn Bataillons bei sich hatte, kam gar nicht zum Schlagen; denn die ihm gegenüber stehenden Reichstruppen liefen gleich bei den ersten Kanonenschüssen davon. Durch diese mit Schande bezeichnete Flucht wichen sie der Schlacht aus und überließen die Ehre oder Unehre dieses Tages ganz den Franzosen, die auch abgesondert von ihren Bundesgenossen allein fast doppelt so stark wie die Preußen waren. Die Schlacht dauerte nur anderthalb Stunden und kostete den Franzosen 10,000 Mann, von denen auf dem Schlachtfelde 7000 zu Gefangenen gemacht wurden. Einige Tausend andere fielen auf der Flucht in preußische Hände oder wurden niedergesäbelt. Viele sprangen in die Saale, um den sie verfolgenden Husaren zu entkommen. Der panische Schrecken war unter ihnen so groß, daß sich ganze Haufen einzelnen Reitern ergaben. In Reichartswerben nahmen zwei Dragoner über hundert Mann gefangen, die sich in einem Garten verborgen hatten. Die fliehende Cavallerie warf ihre Cuirasse und großen Reiterstiefeln von sich, so daß man damit die Straße von Erfurt wie besäet fand. Der französische Hof, der dem Marschall Etrées nach seinem Siege bei Hastenbeck das Commando genommen hatte, machte das Sonderbare dieses Tages dadurch vollkommen, daß er dem Prinzen Soubise für seine Niederlage bei Roßbach den Marschallstab ertheilte.

Schwerin starb einige Monate zu früh und war also nicht so glücklich diesen preußischen Triumph zu erleben. Nach seiner oft geäußerten Meinung, die zum Theil auf alten Vorurtheilen beruhete, war es nur ein Sieg gegen die Franzosen, der den kriegerischen Ruhm der Preußen krönen konnte. Viele einzelne Züge vermehren die Merkwürdigkeit dieses Tages. Der König fand auf dem Wahlplatz einen französischen Grenadier, der sich gegen drei preußische Reiter wie ein Rasender vertheidigte und sich nicht ergeben wollte. Friedrichs Befehl machte diesem ungleichen Kampfe ein Ende. Er fragte den Grenadier, ob er sich denn unüberwindlich glaube. Dieser antwortete: Ja, Sire, unter Ihrer Anführung. Der König ging auf dem Schlachtfelde herum und tröstete die verwundeten französischen Officiere, von denen er viele dem Namen nach kannte. Er sagte unter den schmeichelhaftesten Lobreden auf ihre Nation: Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen

als meine Feinde zu betrachten. Mehr bedurfte es nicht, den Edelmuth der unglücklichen Krieger zu beleben, die gerührt durch diese Herablassung ihn als den vollkommensten Eroberer begrüßten, der, nicht zufrieden ihre Körper bezwungen zu haben, nun auch ihre Herzen erobert hätte. Die Beute der Preußen war sehr groß. Unter Andern fielen eine Menge Ludwigskreuze den preußischen Husaren in die Hände, die sich damit schmückten. Es wurden dreiundsechszig Kanonen und zweiundzwanzig theils Fahnen, theils Standarten erobert. Die vereinigten Armeen hatten 3560 Todte und Verwundete, die Preußen aber nur 91 Todte und 274 Verwundete. Unter den letztern befanden sich auch der Prinz Heinrich von Preußen und der General Seydlitz, welcher letztere seine Person nie schonte; und so sehr wirkte das Beispiel dieses Feldherrn, daß selbst der Feldprediger seines Regiments, Balke, mit in den Feind einhieb. Ein so wohlfeiler und dabei so vollkommener Sieg gegen ein kriegerisches Volk war in der neuern Geschichte ohne Beispiel. Die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange; denn es war kein Rückzug, sondern eine Flucht in der höchstmöglichen Verwirrung.

Alle deutsche Völkerschaften, groß und klein, ohne Rücksicht auf Partei, Reichsbeschlüsse und eigenes Interesse, waren mit diesem Siege gegen die Franzosen zufrieden, den man als einen Nationaltriumph ansah. Der zwischen benachbarten Völkern durch Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und Sitten, durch zahllose Eigenheiten und noch mehr durch beständige Kriege gewöhnliche Haß war nicht allein die Ursache dieser Volksstimmung, die mehr oder weniger allen europäischen Nationen ohne Ausnahme, selbst den von Frankreich entlegenen eigen ist. Die Deutschen aber hatten außer den Gründen, die andere Völker dazu vermochten, noch weit mehr Bewegungsgründe zu diesem Nationalhaß. Die den Franzosen gewöhnliche, laute Verachtung des deutschen Namens, des deutschen Verdienstes, des deutschen Genies und der deutschen Sprache, die Bethörung deutscher Herrscher, großer und kleiner, von unwissenden französischen Schwätzern, die sich in die Cabinette der Fürsten drängten, ihre Rathgeber und dadurch nur zu oft die Geißel der Staaten wurden, — dies hatte seit einigen Generationen den fruchtbaren Samen des Hasses ausgestreut, der selbst bei den sanftmüthigsten, edelsten Menschen tiefe Wurzel fassen mußte. Denn Nichts war gewöhnlicher, als deutsche Staatsdiener jedes Ranges zurückgesetzt zu sehen, um französischen, der Landessprache unkundigen Landstreichern Platz zu machen, die ihre Lumpen geschwind ablegten, sich bereicherten und dann die Deutschen verspottend nach Hause zogen. Traten verdienstvolle deutsche Gelehrte und Künstler mit den Producten ihres Fleißes auf, so wurden sie von Deutschlands Fürsten mit einem kalten Dank, höchstens mit einer Schaumünze, am gewöhnlichsten aber mit gar Nichts belohnt, dahingegen man minder wichtige Werke dieser Art von Franzosen mit Bewunderung aufnahm und mit ansehnlichen Geldsummen erwiderte; französische Gaukler aber erhielten für ihre Possen Diamanten. Selbst geizige Fürsten waren hier verschwenderisch. Auch sogar bei den Heeren eines Volks, das seit Jahrtausenden ohne fremden Beistand zu siegen wußte und allein von allen je vorhandenen großen Nationen der Erde nie überwunden ward, hatten die Franzosen sehr oft den Vorzug. Der deutsche Pöbel, mit den

Verdiensten der französischen Nation unbekannt, nahm nur allein Rücksicht auf diese Vorliebe seiner Herrscher, auf die von den seinigen abweichenden Sitten der Franzosen und auf die allgemeinen Klagen aller Provinzen Deutschlands. Daraus entstand natürlich ein mit der größten Verachtung gepaarter Haß. Bei den aufgeklärten Deutschen aller Stände hingegen, nach dem Maß, daß sie unterrichtet waren, fand man Nichts von dieser Verachtung, vielmehr eine entschiedene Hochachtung für die hohe Cultur dieses großen Volks: desto tiefer aber fühlten diese den Schmerz von den Franzosen so unverdient herabgewürdigt zu werden, und dies war mehr wie alles Andere die Quelle ihres Hasses. So dachten in allen Kreisen Deutschlands hohe und niedrige Stände, nur eine Anzahl nachäffender Höflinge ausgenommen, obgleich sie selbst der Hauptgegenstand des Spottes französischer Witzlinge waren. Diese Volksstimmung äußerte sich allenthalben und erstickte oft alle andere Betrachtungen. Man sah ein merkwürdiges Beispiel davon selbst auf dem Schlachtfelde bei Roßbach. Ein preußischer Reiter, im Begriff einen französischen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblick, da er die Hand anlegen will, einen österreichischen Cuirassier hinter sich mit dem Schwert über seinem Kopf. „Bruder Deutscher!" ruft ihm der Preuße zu, „laß mir den Franzosen." „Nimm ihn;" antwortete der Oesterreicher und eilte davon.

Unter allen menschlichen Handlungen ist keine ernsthafter als eine Schlacht, wo Menschen einander zu Tausenden morden, und überdies haben alle civilisirte Völker längst den Grundsatz angenommen, selbst bei ihren Feinden das Unglück im Kriege, für welches weder vortreffliche Heerführer noch tapfere Krieger sichern, ohne Spott zu betrachten. Die Schlacht von Roßbach aber wurde von Freunden und Feinden wie eine lustige Farce betrachtet, und die Franzosen selbst waren hierbei nicht die letzten, nachdem die erste Betäubung vorüber war und die Hofleute ihre Verlegenheit, die Günstlinge ihre Scham und alle gute Bürger ihren Unwillen gezeigt hatten. Soubise, den man zu Versailles auf Kosten seiner Truppen rechtfertigen wollte, erhielt sogar vom König Ludwig ein Trostschreiben: dennoch wurde er öffentlich verspottet, und die pariser Witzlinge hörten nicht auf, Epigramme und Gassenlieder auf ihn und seine Soldaten zu machen. Jedoch andere Vorfälle in der nach neuen Gegenständen dürstenden Hauptstadt Frankreichs verschafften dem gedemüthigten Feldherrn endlich wieder Luft: man vergaß in Paris nach und nach die lächerliche Niederlage. In Deutschland aber blieb sie in frischem Andenken, und das Wort Roßbach tönte noch viele Jahre nachher vom baltischen Meer bis zu den Alpen ohne Ansehn des Standes allen Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte.

---

91. Schlacht bei Kunersdorf. (1759.) (7. Aufl. S. 247.)

J. W. v. Archenholtz.

Die vereinigte Macht der Russen und Oesterreicher, über 80,000 Mann stark, rückte vorwärts und verschanzte sich am Ufer der Oder, unweit Frankfurt. Der König von Preußen, noch in Schlesien, beschloß selbst zum Schutze seiner brandenburgischen Staaten an die Oder zu eilen. Die Zeit gestattete ihm nicht weder Fußvolk noch Reiterei von der schlesischen Armee mitzunehmen: bloß an der Spitze einer kleinen Bedeckung

von Husaren reisete er ab. Prinz Heinrich mußte einen großen Theil seiner Truppen aus Sachsen zur Verstärkung des Oder-Heeres schicken und sollte dann selbst in der Abwesenheit des Königs in Schlesien commandiren. Auch das Finksche Corps erhielt Ordre, Sachsen zu verlassen und nach der Oder zu marschiren. Der Zug des Königs war glücklich: seine ihm zugeschickten Truppen langten bei ihm an ohne allen Verlust.

Nun beschloß Friedrich ohne Verzug eine Schlacht zu liefern und ging über die Oder. Seine vereinigte Macht war jetzt 40,000 Mann, das verbündete Heer aber über 60,000 Mann stark. Es stand zwischen Frankfurt und Kunersdorf auf Anhöhen in einem verschanzten Lager, das von einer ungeheuern Artillerie vertheidigt wurde. Der rechte Flügel war durch die Oder und der linke durch Sümpfe und Büsche gedeckt. Vor der Fronte waren tiefe Gründe; auch hatten die Russen auf dem rechten Flügel eine Sternschanze errichtet, und die Zugänge zu ihrem Lager waren durch Verhacke gedeckt. Aller dieser Vortheile ungeachtet bestimmte der König den 12. August zum Angriff. Er formirte seine Armee in einem Walde in fünf Linien, von denen die ersten drei aus Infanterie und die beiden hintersten aus Cavallerie bestanden. Von hieraus fielen die Preußen, in stufenartige Linien gestellt, mit der größten Lebhaftigkeit auf den linken Flügel der Russen, der auf den sogenannten Mühlbergen stand, während daß Fink von einer Anhöhe das russische Lager aus allen Kräften beschoß. Der Entwurf des Königs war, den Feind zu gleicher Zeit von vorne, in der Flanke und im Rücken anzugreifen. Allein unglücklicher Weise war er mit der Gegend nicht genau bekannt. Unerwartete große Teiche hemmten den Marsch. Man machte starke Umwege, wodurch die Truppen ermüdet wurden und die kostbare Zeit verloren ging. Das schwere Geschütz, das man im Walde nicht umwenden konnte, mußte abgespannt, die Kanonen umgedreht und sodann die Pferde wieder vorgespannt werden.

Endlich kamen die Preußen aus dem Walde heraus und näherten sich den russischen Verschanzungen. Die wurden nun von drei Batterien beschossen. Die Russen beantworteten dies Feuer durch hundert Kanonen, die sie auf dem linken Flügel zusammengehäuft hatten. Nun gab der König Befehl die feindlichen Batterien zu stürmen. Die dazu bestimmten Grenadiere arbeiteten sich durch den Verhack, avancirten durch einen Grund und erstiegen endlich dessen Anhöhen, die ganz nahe an den russischen Verschanzungen waren, daher das Kartätschenfeuer in ganzen Lagen auf die Preußen traf. Sie ließen dennoch den Muth nicht sinken, sondern verdoppelten vielmehr ihre Schritte und erstiegen mit gefälltem Gewehr die Batterien der Russen; auch die Sternschanze wurde erobert. Nunmehr hörte hier aller Widerstand auf. Der Feind wurde mit einem entsetzlichen Gemetzel aus allen Verschanzungen herausgeschlagen. Der ganze russische linke Flügel suchte seine Rettung in der Flucht, nahm den Lauf nach dem Kirchhofe des Dorfes Kunersdorf und ließ alle Artillerie im Stich.

Die Schlacht fing zu Mittag an, und um sechs Uhr des Abends waren die Preußen schon Meister von allen Batterien dieses Flügels, von hundert und achtzig Kanonen und einigen tausend Gefangenen. Der Sieg schien so entschieden, als es die feindlichen von Kollin und Hochkirch nur immer gewesen waren, und schon wurden vom Schlachtfeld

Couriere mit dieser angenehmen Nachricht nach Berlin und Schlesien geschickt, als auf einmal das Kriegsglück sich auf eine höchst unerwartete Weise änderte.

Die preußische Infanterie hatte nun Alles gethan: allein der Sieg konnte nicht benutzt werden; denn die preußische Cavallerie befand sich auf dem andern Flügel, wo sie die Oesterreicher im Zaum hielt, und die Kanonen hatten nicht so geschwind folgen können. Dieser mißliche Umstand war desto nachtheiliger, da das Terrain so sehr die Wirkung des Geschützes begünstigte als die Bewegungen des Fußvolks einschränkte. Endlich kamen einige Kanonen auf den Anhöhen an, allein in zu geringer Anzahl, um das angefangene große Werk zu vollenden. Unterdessen rückte der König mit dem andern Flügel auch auf die Russen los; ein Gleiches that das Finksche Corps. Dies Vorrücken aber war wegen des Erdreichs mit vielem Verzug verbunden: bald mußten die Truppen sich zwischen den ausgedehnten Teichen durchziehen, bald über schmale Brücken passiren. Die Russen benutzten diese Zwischenzeit, sich zu sammeln, und ihr Geschütz nach Möglichkeit zu brauchen; und Laudon, der mit den Oesterreichern bisher noch keinen Antheil an der Schlacht genommen hatte, setzte sich jetzt auch in Bewegung, nachdem Friedrich den General Seydlitz von seinem Beobachtungsposten abgerufen hatte, den dieser Feldherr, weil er das Unglück voraussah, nach vergeblichen Vorstellungen höchst ungerne und nur auf wiederholte königliche Befehle verließ. Seine Reiterei mußte nun vorrücken, die sich zwischen den Teichen durchzog, sich unter dem russischen Kanonenfeuer formirte und dem Feinde näherte: allein die schrecklichen Kartätschenlagen, die ganze Züge, Mann und Roß, zu Boden streckten, brachten diese muthige Reiterei in Unordnung und zwangen sie zum Rückzug.

Indessen war noch Nichts für die Preußen verloren, vielmehr waren ihre Vortheile entschieden. Die Russen 80 ja 100 Mann hoch zusammengedrängt, formirten auf einer Anhöhe ein Chaos: allein dieses Chaos war durch fünfzig Kanonen gedeckt, die einen Kartätschenhagel herabschleuderten. Die Preußen waren durch einen Marsch von fünfzehn Stunden, durch die entsetzliche Blutarbeit und durch die Hitze eines sehr schwülen Sommertages so abgemattet, daß sie kaum Athem schöpfen konnten. Dennoch war die Schlacht für sie gewonnen und die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Russen, deren Verlust außerordentlich war, sich in der Nacht zurückziehen würden. Sie hätten jetzt gerne dem Sieger die Ehre des Tages unbedingt überlassen: allein sie hielten sich in ihrer letzten Verschanzung sicherer, als auf der Flucht am hellen Tage. Friedrich glaubte aber Nichts gethan zu haben, so lange noch Etwas zu thun übrig blieb. Er war der Meinung, die er bei dieser Gelegenheit auch öffentlich äußerte, daß man die russische Armee nicht allein besiegen, sondern vernichten müsse, weil sie immer wieder käme, ihre Verheerungen zu erneuern. Die preußischen Generale setzten diesen Argumenten Nichts als den gegenwärtigen kraftlosen Zustand der Truppen entgegen. Seydlitz stellte selbst dieses dringend vor. Die Vorstellungen dieses großen Feldherrn, von dessen Muth Friedrich so sehr überzeugt war, schienen der Sache den Ausschlag zu geben, und schon wankte der König, als der General Wedel, dem Friedrich ungeachtet seines schlechten Kriegsglücks beständig gewogen blieb, sich eben näherte und von ihm mit der Frage beehrt

wurde: „Wedel, was meint Er?“ Dieser, ein Hofmann, stimmte ganz für die Meinung des Königs, und nun hieß es: Marsch!

Die Russen hatten eine große Batterie auf dem Judenkirchhof, die den ganzen Kampfplatz bestrich, die sie aber aus Schrecken bei einem von dem Prinzen von Würtemberg angeführten Cavallerie-Angriff verließen. Die preußische Infanterie war nur achthundert Schritte von dieser verlassenen Batterie entfernt, die sie jetzt in Besitz zu nehmen eilte. Nichts schien diese Einnahme zu verhindern und das Ziel war nur noch ungefähr hundert und fünfzig Schritte, als Laudon in diesem kritischen Augenblicke ankam, seine Infanterie in die Batterie warf und die Laufbahn der Preußen mit einem Kartätschenhagel aufhielt. Ihre Bemühungen sich zu nähern halfen Nichts: sie vermehrten nur ihre Unordnung, die Laudon benutzte. Er ließ rechts und links seine Cavallerie auf sie losbrechen, die entsetzlich unter den Preußen wüthete.

Der Sieg hing nun von der Eroberung des sogenannten Spitzberges ab, den der Kuhgrund deckte. Dieser Grund war 400 Schritte lang, 50 bis 60 Schritte breit und 10 bis 15 Fuß tief, dabei an allen Seiten sehr steil und von Laudons besten Truppen besetzt. Die Preußen stürzten sich hinein und bemüheten sich, den entgegengesetzten steilen Rand zu erklettern: allein aller dieser Muth war fruchtlos; denn wem es glückte, mit der größten Anstrengung, sich diese jähe Höhe hinauf zu arbeiten, fand entweder gleich seinen Tod oder wurde in den Abgrund zurückgestürzt.

Die Natur behauptete endlich ihre Rechte. Aller Muth konnte die fehlenden Kräfte der Preußen nicht ersetzen. Der Spitzberg wurde wiederholt angegriffen, aber nicht erstiegen. Das entsetzliche, unaufhörliche Feuer der Russen und Oesterreicher aus grobem Geschütz und Musketen fiel wie ein Todesregen auf die Preußen und schmetterte Alles zu Boden. Fink, der mit seinem Corps andere Anhöhen zu stürmen versuchte, strengte auch vergebens alle Kräfte an. Friedrich selbst setzte sich der größten Gefahr aus: seine Uniform wurde von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde ihm unterm Leibe erschossen und er selbst, jedoch leicht, verwundet. Ein goldnes Etui, das er in der Tasche hatte, rettete sein Leben und hielt die Kugel auf, die das Gold zusammendrückte und sodann ermattet daneben liegen blieb. Eben so nahe war er der Todesgefahr, da sein schwer verwundetes Pferd im Begriff war zu stürzen. Der Flügeladjutant Götz rettete noch den König, indem er schnell hinzu sprang und ihm sein eigenes gab. Man bat den König aufs dringendste diesen so höchst gefährlichen Ort zu verlassen. Er antwortete aber: „Wir müssen Alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie ihr meine Schuldigkeit thun.“ Die Russen fochten mit der größten Erbitterung; sie warfen sich reihenweise wie todt zur Erde, ließen die Preußen über sich wegmarschiren, sodann sprangen sie auf und feuerten ihnen im Rücken. Alle Versuche die Russen und Oesterreicher vom Berge zu treiben waren jedoch fruchtlos.

Nun wagte es die preußische Cavallerie die Anhöhen anzugreifen: allein alle Reitertactik des Seydlitz vermochte hier Nichts. Diese Cavallerie, gewohnt unter seiner Anführung feindliche Cavallerie, wenn gleich doppelt und dreifach so stark, übern Haufen zu werfen, Infanterie in allen Stellungen in die Flucht zu schlagen, sogar Batterien zu erobern und die größten Schwierigkeiten des Terrains zu besiegen, erlag hier im un-

möglichen Kampf unter den hochgestellten Kanonen der Russen. Er selbst, dieser tapfere Befehlshaber, wurde verwundet. Ein gleiches Schicksal hatte der Prinz Eugen von Würtemberg, der einen zweiten Angriff versuchte; ihm folgte der General Puttkammer, der mit den weißen Husaren auf den Feind zustürzte, allein todtgeschossen wurde; auch die übrigen vornehmsten Befehlshaber der preußischen Armee, die Generale Fink und Hülsen wurden verwundet. Alle Truppen der Preußen zu Pferde und Fuß geriethen nun in große Unordnung. In diesem gefährlichen Augenblick brach Laudon hinter dem rechten Flügel mit frischen Truppen hervor und fiel die ganz abgematteten Preußen auf der Seite und im Rücken an. Dieser Feldherr, der so oft im Kriege den glücklichen Zeitpunkt zu treffen wußte, führte hier Cavallerie an, die in der Entfernung vom Schlachtgetümmel gehörig formirt in bester Ordnung in die zerrütteten Haufen der Preußen drang. Die Schlacht war nun bald entschieden. Ein panischer Schrecken schien die ganze preußische Armee zu ergreifen. Die Truppen flohen in den Wald und nach den Brücken. Alle wollten zugleich hinüber. Hieraus entstand ein entsetzliches Gedränge und eine unaussprechliche Verwirrung, die eigentlich den Verlust der großen Menge Artillerie veranlaßte. Man ließ außer allen bereits eroberten Kanonen noch 165 preußische zurück. Der König selbst war dem Augenblick nahe, gefangen zu werden, da er sich unter den letzten auf dem Schlachtfelde befand und einen Hohlweg zu passiren hatte. Nur allein der außerordentliche Muth und die seltene Geistesgegenwart des Rittmeister Prittwitz rettete ihn von diesem großen Unglück. Friedrich hielt es schon für unvermeidlich, daher er auch wiederholt ausrief: „Prittwitz, ich bin verloren.“ Dieser heldenmüthige Officier aber, der nur hundert Husaren hatte, um den Tausenden ihn umringender Feinde die Spitze zu bieten, antwortete: „Nein, Ihro Majestät! das soll nicht geschehen, so lange noch ein Athem in uns ist.“ Anstatt sich bloß zu vertheidigen, griff er immer selbst an, scharmuzirte und hielt dadurch die Feinde ab einen regelmäßigen Angriff zu wagen. In dieser Zeit rückten die streitenden Husaren immer vorwärts. Friedrich gelangte endlich sicher zu den übrigen Truppen und belohnte seinen Retter durch königliche Geschenke und hohe Kriegswürden.

Nie war die Standhaftigkeit dieses Monarchen so außerordentlich erschüttert worden als an diesem unglücklichen Tage. In wenig Stunden hatte ihn das Kriegsglück von der Höhe eines unbezweifelten Sieges in die Tiefe einer vollkommenen Niederlage hinabgestürzt. Er versuchte Alles, um seine fliehende Infanterie zum Stehen zu bringen: allein Vorstellungen und dringendes Bitten, sonst von den Lippen eines Königs und zwar dieses Königs so wirksam, Nichts wollte hier helfen. Man sagte, daß er in dieser verzweiflungsvollen Lage sich laut den Tod wünschte. Seine lebhafte Einbildungskraft stellte ihm in den ersten Augenblicken die Folgen dieser verlorenen Schlacht als schrecklich dar, so daß er von eben dem Schlachtfelde, wo er wenig Stunden zuvor Siegescouriere abgefertigt hatte, jetzt Befehle nach Berlin sandte, die Sicherheitsmaßregeln und schleunige Rettung zum Gegenstande hatten. Er glaubte den Feind schon in seiner Residenz und diese geplündert und verwüstet zu sehen; dabei hielt er sich für unvermögend ihn daran zu hindern. Seine Truppen waren so zerstreut, daß er am Tage nach der Schlacht kaum 5000 Mann beisammen hatte; alle eroberte Kanonen waren wieder ver-

loren gegangen, und hiezu waren noch fast alle preußische gekommen. Der General Wunsch, der ein kleines Corps Preußen auf der andern Seite der Oder commandirte, um nach dem gehofften Siege den Russen den Rückzug über diesen Fluß zu versperren, war gegen Ende des Treffens zu Frankfurt angelangt und hatte die russische Besatzung zu Gefangenen gemacht: da aber die verlorene Schlacht diese Vortheile vernichtete und ihn jetzt großer Gefahr aussetzte, so mußte er die Stadt wieder verlassen. Die einbrechende Nacht war dem König günstig. Er zog seine Armee zurück und gewann einige Anhöhen, die der Feind nicht anzugreifen wagte.

Der Befehl des Königs zur Rettung von Berlin war indessen abgesandt worden. Seine eigenen Worte waren, er wäre jetzt außer Stande die Stadt zu schützen, daher alle die vornehmsten und reichsten Einwohner sich nach Möglichkeit mit ihrem Vermögen entfernen möchten. Der Jäger, Ueberbringer dieses Befehls, wurde durch einen glücklichen Zufall von den Kosaken gejagt und traf erst nach vier Tagen in Berlin ein. In dieser Zeit hatten sich die Sachen bereits sehr geändert. Man war hier von dem ersten Schrecken zurückgekommen. Es geschahen daher Gegenvorstellungen von Seiten des Magistrats beim Könige, mit denen er auch jetzt gerne zufrieden war. Die königliche Familie mußte sich jedoch aus Berlin entfernen und ihre Residenz in Magdeburg nehmen, wohin auch die Archive gebracht wurden.

Diese Schlacht war ein wahres Mordfest. Noch war keine in diesem Kriege so blutig gewesen. Die Preußen hatten 8000 Todte und 15,000 Verwundete und 3000 von ihnen waren gefangen worden. Fast alle preußische Generale und Officiere von Rang waren verwundet. Die Russen und Oesterreicher hatten 24,000 Mann Todte und Verwundete nach Soltikows eigenem Geständniß, der in einem Briefe an seine Monarchin von der Schlacht Nachricht gab und in Ansehung des Verlusts sagt: „Ew. Majestät werden sich darüber nicht wundern. Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen allemal sehr theuer verkauft.“ Auch sagte dieser Feldherr: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich mit einem Stabe in der Hand allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen.“

Friedrich schlief die Nacht nach der Schlacht angekleidet auf Stroh in dem Dorfe Oetscher in einer durch die Kosaken zerstörten, allen Winden offen stehenden Bauernhütte; um ihn her lagen seine Adjutanten auf der bloßen Erde und einige Grenadiere bewachten diese Gruppe. Am folgenden Tage ging Friedrich über die Oder, zog die Flüchtlinge an sich, vereinigte sich mit Wunsch, rief den General Kleist mit 5000 Mann aus Pommern zurück und ließ aufs schleunigste Geschütz aus seinen Arsenälen kommen, und so war er, der am Abende der Schlacht nur 5000 Mann beisammen hatte, in einigen Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann. Die Russen, die ihn unerachtet seiner Niederlage fürchteten, verschanzten sich. Friedrich flößte abermals durch eine Rede seinen Truppen Muth ein; und in wenig Wochen war Berlin gesichert, seine Armee mit Allem versehen und so verstärkt, daß sie nicht allein im Stande war, das Kurfürstenthum Brandenburg zu decken, sondern daß auch Wunsch sich mit seinem Corps entfernen und nach Sachsen marschiren konnte.

Unter den Preußen, die in dieser Schlacht bei Kunersdorf als Opfer des Kriegsdämons fielen, befand sich auch der Major Kleist, ein edler Deutscher, verehrungswürdig durch seinen Character, unsterblich durch seine Gesänge; von seinem König wegen seiner Deutschheit verkannt, von seinen Zeitgenossen kalt bewundert, aber gewiß von der späten Nachwelt gepriesen. Er sagt in einem seiner Gedichte:

„Vielleicht sterb' einst auch ich
Den Tod fürs Vaterland."

Diese Ahnung traf zum Unglück für die deutsche gelehrte Republik an diesem mordvollen Tage ein. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind an und eroberte damit drei Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert: er nimmt den Degen in die linke und nun rückte er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden. Er wird aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt und so seinem Schicksal überlassen. Es war grausam gegen ihn. Die Kosaken, den Menschen an Gestalt ähnlich, in allem Uebrigen aber den Raubthieren aus Lybiens Wüsten gleich, bei denen Rauben, Morden und Brennen gleichsam Instinct, und Mitleid ein fremdes Gefühl war, fielen über den in Blut schwimmenden Kleist her. Sie rissen ihm Alles vom Leibe herunter, selbst das von Blut triefende Hemde: und nun lag der Held, der Weise, der unsterbliche Dichter des Frühlings nackend wie ein Wurm im Morast und wünschte sich Lumpen. Sein Zustand jammerte einige russische Husaren, die vorbei ritten; sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brot und einen halben Gulden zu. Allein andere Kosaken kamen und nahmen auch diese Almosen weg. Er mußte also nackend und ohne Verband die ganze Nacht durch bis am folgenden Tage in seinem Blute schwimmen. Kleist war schwer, aber nicht tödtlich verwundet. Dieser schreckliche Zustand aber und das Wasser des Morasts, das in seine Wunden drang, machten solche tödtlich. Er starb in Frankfurt als ein Gefangener einige Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Viele ihrer Officiere vereinigten sich mit den academischen Lehrern und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Diesen Mangel zu ersetzen, nahm ein russischer Officier den seinigen, legte ihn darauf, und nun ging der Weg zum Grabe, über das Preußens Krieger wehklagten und die deutschen Musen trauerten, das die Barden besangen und gefühlvolle Mädchen mit Rosen bestreuten.

---

92. Das preußische Volk im Jahre 1813. (7. Aufl. S. 253.)

E. M. Arndt.

Von Memel bis Demmin, von Colberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühlinge und Sommer des Jahres 1813 unter den Preußen nur Eine Stimme, Ein Gefühl, Ein Zorn und Eine Liebe, das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Uebermuth einzuschränken. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie: den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen und preußischen Frieden hoffen konnten. Krieg! Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe;

Krieg! rief der Edelmann und Landbesitzer, der verarmt war, Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren todt trieb, Krieg! der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, Krieg! der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg! die Wittwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte; Krieg! die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen lange ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht des Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen, ja sogar Jungfrauen unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen; Alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen: jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Uebungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse war eine Waffenschmiede. Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Altern und Stufen vergessen und aufgehoben waren, daß Jeder sich demüthigte und hingab zu dem Geschäfte und Dienste, wo er der brauchbarste war, daß das Eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle andern Gefühle verschlang, alle andern sonst erlaubten Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es: sie waren gleich geworden durch das lange Unglück; sie wollten auch gleich sein im Dienste und im Gehorsam. Und so sehr erhob die heilige Pflicht und das gemeinsame Streben, wovon sie beseelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine so weite Laufbahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und Wildheit entweiht worden: es war, als fühlte auch der Kleinste, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse, wenn er den Uebermuth, die Unzucht und Prahlerei besiegen wollte, die er an den Franzosen so sehr verabscheut hatte. Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das zartere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, brünstige Ermahnungen, fromme Arbeiten, menschliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben jener Zeit zählen, die zum Theil unter den rührendsten Umständen dargebracht worden sind? Wer kann die dem Vaterland ewig theuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäusern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeist, die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben? So geschah es von einem Ende des Reichs bis zum andern: doch gebührte Berlin der Vorrang; sie hat bewiesen, daß sie verdiente der Sitz ihrer Herrscher zu sein. Freue dich deiner Ehren, wackere Stadt: die alten Sünden sind versühnt, die alten Unbilden sind vergessen; Ruhm und Glück werden wieder ihren Wohnsitz in dir aufschlagen. Ich sage nur das Eine: es war plötzlich wie durch ein Wunder Gottes ein großes und würdiges Volk erstanden.

So hat das preußische Volk sich offenbart; so sind die Wunder, die uns Deutschen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dniepr und von der Düna verkündigt worden, auch bei uns erneuet; so ist Gott und Gottes Kraft und eine Begeisterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erschienen. Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochstädt, Turin und Malplaquet, sie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf: — sie haben nie Tage gehabt, wie die bei Groß-Görschen und von der Katzbach, von Dennewitz und von Leipzig; denn sie haben nie vorher weder mit einem so großen Geiste, noch für eine so große Sache das Schwert gezogen. Daß wir jetzt frei athmen, daß wir fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß wir unsere Kinder wieder mit Freuden ansehen können, als die da künftig freie Männer sein werden, — das danken wir nächst Gott diesen Beginnern der deutschen Herrlichkeit: sie sind uns übrigen Deutschen, wie verschiedenen Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vortreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden.

---

93. Fürst Blücher von Wahlstadt. (7. Aufl. S. 255.)

K. A. Varnhagen von Ense.

Blücher war von großer, schlanker Gestalt, von wohlgebildeten, starken Gliedern. Das Alter weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vorwärtsgebeugte Haltung. Doch sein Haupt erhob sich in aller Schönheit, welche das Alter, das so viele nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch spärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine starke, gekrümmte Nase, scharfe, heftig rollende und doch im Grunde sanftblickende, hellblaue Augen, dunkelgeröthete Wangen, ein feiner, aber vom starken, herabhängenden Schnurrbart fast überschatteter Mund, ein wohlgeformtes, starkes Kinn, Alles dies stimmte zu einem tüchtigen Menschenantlitz überein, dessen ausgearbeitete Züge sogleich einen bedeutenden Charakter erkennen ließen. Sein ganzes Ansehen trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollstreckenden. Muth und Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen, innern Gleichmuths, einer persönlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umständen eigen blieben. Seine Sprache war rauh und dumpf, wegen Mangels der Zähne etwas lispelnd, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Seine Eigenthümlichkeit hat der Verfasser der Feldzüge des schlesischen Heeres in folgenden Worten treffend aufgezeichnet: „Mit einem scharfen durchdringenden Verstande war er ohne alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben: allein in dem Umgang mit Menschen sich leicht in jedes Verhältniß findend, in jedem mit Festigkeit auftretend und mit großem Takt sich bewegend, erwarb ihm seine unerschöpfliche Heiterkeit und anspruchslose, gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verspottete nie das Wissen; aber er überschätzte es auch nie. Er sprach ohne Rückhalt über die Vernachlässigung seiner Erziehung, aber wußte auch recht gut, was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Unerschrockenheit in gefährlichen Lagen, sein Ausdauern in Unglück und sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Muth gründeten sich auf das Bewußtsein seiner körperlichen Kraft, die er in

frühern Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Ueberzeugung geworden, daß es keine militärische Verlegenheit gebe, aus welcher man sich nicht am Ende durch einen Kampf, Mann gegen Mann, herausziehen könne. Tapferkeit mußte nach seiner Ansicht den militärischen Ruf geben, und daß der Tapfere ihn verliere, schien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiseste Besorgniß ein, daß ein Rückzug oder eine verlorene Schlacht ihm den seinigen nehmen könnte. So war der Wunsch, große Heere zu befehligen, ihm völlig fremd: er setzte sich als Feldmarschall eben so gut vor eine Schwadron, als vor ein ganzes Heer. Den Offizieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur, wenn er sie für unternehmend hielt; dann aber, und wenn sie dies Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ sich ihre Entwürfe zu Märschen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte Alles schnell auf, und hatte er sie gebilligt und die Disposition unterschrieben, so nahm er keinen fremden Rath an, und keine geäußerten Besorgnisse machten den geringsten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee, welche er gut geheißen hatte, ganz wie seine eigene aus. Es ist dagegen nicht zu leugnen, daß er in Folge seines Temperaments in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, so konnte er die Ausführung kaum erwarten, und alle Bewegungen schienen ihm zu langsam. Es war nicht rathsam ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen, deren Dauer auf den ganzen Tag und die Entscheidung auf den Abend berechnet war. Sein Charakter verlangte schnellere Entscheidung. — Die Reiterei war seine Lieblingswaffe. Er begünstigte sie zwar nie auf Rechnung der Uebrigen: allein eine Schlacht, in welcher die Reiterei nicht entschieden hatte, schien ihm für sie ein Vorwurf zu sein, und er erwähnte ihrer nicht gern. — Seine Kriegsführung zeigt überall denselben Charakter des Eifers und der Kühnheit; sein Heer ist immer angestrengt, sehr oft in allzugroßen Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Vertheidigung zu weit auseinander; er selbst wird häufig überfallen. Aber sein unaufhaltsamer Muth und rastloser Drang eilen über alle Fehler hinweg, über alle Berechnungen: für sich allein oder verbunden mit andern Feldherrn, mit eigenen oder fremden Truppen, selbstständig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entschlossen auf den Feind, keine politische, wie keine persönliche Gefahr kennend und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnsten Wagnissen jemals gehemmt."

Von seinem Gleichmuth in Gefechten, von seiner Todesverachtung werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny rauchte er gelassen seine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächsten Kanoniers angezündet hatte. In Gefahren sprengte er oft blindlings hinein; seine Umgebungen hatten immer alle Mühe ihn von persönlicher Theilnahme an einzelnen Angriffen zurückzuhalten. Besonders wenn ein Gefecht ungünstig ausfiel, dann wollte er zuletzt immer persönlich mit Reiterei Alles wieder umlenken, und indem er etwa sagte: „Ich werde sie gleich mal anders fassen," oder: „Na, ich will schon machen; laßt mich nur erst unter sie kommen!" sah er sich eifrigst nach der Reiterei um, rief die Anführer herbei, denen er das Meiste zutraute, und war oft kaum zu verhindern seinen für das Ganze vielleicht schon zwecklosen, für die Truppen aber selbst im Gelingen verderblichen Anschlag auszu-

führen. Diese Unerschrockenheit und dieser Gleichmuth bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erst weckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt, um die Meldung zu vernehmen, daß Napoleon eine neue, so unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen!" gab einige für den Fall nöthige Befehle und drehte sich gelassen auf die andere Seite zum Weiterschlafen. Durch solche Art zu sein und die Dinge zu nehmen hatte Blücher eine unwiderstehliche Wirkung auf das Volk: der gemeine Mann war ihm überall, wo er sich zeigte, sogleich zugethan. Ihm war insbesondere die Gabe eigen mit den Soldaten umzugehen, sie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie sie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die rohesten Gemüther.

Geselliges Zusammensein mit Kriegskameraden und andern guten Leuten, die lebten und leben ließen, allenfalls ein Spiel mitmachten, einem Glase Wein Bescheid thaten und Mancherlei erzählen und anhören konnten, war immer sein bestes Vergnügen. Er liebte besonders den Champagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demselben in Namur bei Tisch eine Lobrede, indem er das Glas erhob und in die tiefe Betrachtung ausbrach: „Ist es nicht Jammerschade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen, das einen so herrlichen Trank braut! Man sollte denken, das müßten die allerbesten Menschen sein: aber o Gott, o Gott!" —

Wahrhaft groß erscheint Blücher in seiner neidlosen, freudigen Anerkennung des Verdienstes Anderer, sowohl solches, das er selbst nicht theilen konnte, als auch dessen, welches in der Bahn des Seinigen lag. Jede würdige Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler, sobald sie in der Persönlichkeit oder in dem Namensansehen ihm entgegentraten, die ihren Werth ihm verständlich machten. Das Verdienst des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eignes Urtheil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenschaft seiner Mitfeldherrn an: auch den Einsichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorsam seine eigene Meinung, so lange nicht die Umstände ihm gebieterisch eine Selbstständigkeit aufdrangen, die er dann freilich zu behaupten wußte. Aus der höchsten Prüfung ging sein Charakter rein und groß hervor in den Verhältnissen, welche einzig in ihrer Art erst zu Scharnhorst, dann zu Gneisenau, besonders aber zu dem Letzteren, ihm zu Theil wurden. Mit aufrichtiger Selbsterkenntniß unterwarf er sich der höheren Einsicht dieser Männer, welche weniger seine Untergebenen als seine Freunde und Vertraute waren und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermissen konnten. Scharnhorst wurde früh von seiner Seite gerissen; Gneisenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Antheil demselben an den Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchsten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren stets eifrig und laut verkündigt. Hieher gehört das große Wort, durch welches Blücher einst die Lobreden, die man ihm zum Ueberdrusse vorgetragen, ungeduldig unterbrach: „Was ist's, das ihr rühmt?" rief er begeistert, „es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!"

Ein ander Mal, in einer großen Versammlung, als bei Tische viele Trinksprüche schon ausgebracht und Sinn und Streben auf Seltsames und Wunderliches gerichtet war, verhieß Blücher Alle überbietend, er wolle thun, was ihm kein Anderer nachmachen könne: er wolle seinen eigenen Kopf küssen. Das Räthsel blieb nicht lange ungelöset: er stand auf, ging auf Gneisenau zu und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er unverhohlen das Bekenntniß, er selbst sei im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneisenau das leitende Haupt gewesen. Ihre beiderseitige Freundschaft blieb ungetrübt bis ans Ende, und kein Augenblick von Eifersucht rief jemals eine Theilung und Sonderung dessen herbei, was durch das Leben selbst vereint worden und nur also vereint in seinem vollen Werthe besteht.

Bei aller biedern Gradheit und unbefangenen Treuherzigkeit hatte Blücher eine Eigenschaft, die jenen zu widersprechen scheint, in bedeutenden Charaktern oft hervortritt, ja, dem Wesen eines Feldherrn nie ganz fremd sein kann. Er verband mit jenen Tugenden zugleich die listigste Schlauheit, die durchtriebendste Verschmitztheit. Manche Auftritte seines spätern Lebens, besonders mit Personen oder bei Gelegenheiten, welche ihm gering dünkten, weil sie keinen höheren sittlichen Antrieb in ihm aufregten, setzten dieses außer Zweifel. Er schien manche Vortheile z. B. gar nicht zu beachten, die er doch sehr wohl schätzte und geschickt zu erstreben wußte. So verstand er Ansehen und Gunst, sei es der Großen oder des Volkes, auch da mit einer Art von Klugheit aufzunehmen und zu behandeln, wo er nur das Dargebrachte auf sich einströmen zu lassen schien. Sein heftiges Toben und Schimpfen war nicht selten mit besondern Zwecken verknüpft: er wußte genau, wo er damit Etwas ausrichten und hinwieder Alles verderben könnte; es gab Verhältnisse, die er stets mit der größesten Schonung behandelte, in denen er sich nie vergaß, dagegen andere, in welchen er, weil er seinen Boden kannte, sich Alles erlaubte und keine Rücksicht gelten ließ. In die Umstände und Lagen, deren Uebergewicht er nicht bemeistern konnte, wußte er sich recht gut zu schicken oder ihre schwachen Seiten auszuspähen und vermittelst dieser sich herauszuziehen. Weit aussehende Ränke durchzuführen wäre indessen seine Sache nicht gewesen: sein Ungestüm hätte sich dazu nicht dauernd genug von der Klugheit beherrschen lassen, seine Verstellung dazu nicht Mannigfaltigkeit genug gehabt. Wenn ihm wirkliche Arglist von Einigen beigemessen worden ist, so kann dieses doch nur von einzelnen Augenblicken gemeint sein, in welchen irgend ein besonderer Ingrimm diesen Ausweg nahm. Die Fehler, welche ihm sonst Schuld gegeben werden, ungezähmte Selbstsucht, unersättliche Begier nach Gewinn, lassen sich ebenfalls leicht auf mildere Bezeichnung zurückführen. Denn nur zum Wechsel des Gebens und Nehmens empfand Blücher ein Bedürfniß nach dem Besitze großer Mittel, auf die selbst er stets zu wenig Werth legte, um sie lange zu behalten. Jedenfalls trieb das Alter die Fehler, die man ihm zurechnen mag, stärker hervor, und seine glanzvolle Stellung brachte sie um so heller zur Erscheinung. Doch muß man sagen, daß das Menschliche und Gemüthvolle immer die Oberhand behielt.

Blücher liebte sehr, wie mündlich so auch schriftlich, seine Gedanken und Meinungen mitzutheilen. Seine Handschrift hatte starke, eckige, genugsam leserliche Züge. Zwar er selbst führte die Feder selten; aber

er setzte desto häufiger Andere in Bewegung. Die Gelegenheit einen Aufruf, eine Kundmachung oder einen gewichtigen Brief ausgehen zu lassen war ihm stets willkommen. Seine Aufrufe, Tagesbefehle und Berichte wurden zwar von Anderen, aber doch immer nach seiner Angabe verfaßt, und in keiner dieser Schriftarbeiten möchte das ihm Eigengehörige ganz vermißt werden. Dasselbe ist der Fall mit seinen Briefen: in allen, die nur einigermaßen von Bedeutung sind, findet sich ein Gepräge seines Wesens. Sein Briefwechsel war sehr ausgebreitet, hauptsächlich während seiner letzten Lebenszeit. Auch die Lust zu eigenen schriftlichen Ausarbeitungen wandelte ihn mehrmals an, und er that sich auf solche Arbeiten viel zu Gute, sprach davon gern und mit Bedeutung, indem er durch dieselben den Regionen der gelehrten Offiziers nicht so ganz fremd zu sein glaubte. Doch die Welt ist billiger und hat dem Manne der That die Forderung schriftstellerischer Meisterschaft wohl nie einen Augenblick aufgebürdet.

---

94. Die Schlacht bei Waterloo. (7. Aufl. S. 260.)

K. A. Varnhagen von Ense.

Wellington hatte zum 17. Juni 1815 früh sein Heer bei Quatre Bras zusammengezogen und dachte den Feind diesen Tag in Gemeinschaft mit Blücher anzugreifen, von dessen Rückzug er noch Nichts erfahren hatte; seine Offiziere, die seine Vorschläge deßhalb an Blücher überbringen sollten, fanden auf der Straße von Quatre Bras nach Sombref den Feind und erfuhren, daß ein Adjutant Blüchers in der Nacht auf dieser Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blüchers nach Wavre sah Wellington sich bei Quatre Bras dem Angriffe der gesammten Macht Napoleons ausgesetzt und beschloß daher gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zusammenzustehen: ob dieser in der nächsten Zeit im Stande sein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Im Verneinungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nöthig, und Brüssel mußte dem Feinde überlassen werden. Jedoch schon um 9 Uhr Morgens empfing Wellington von Blücher aus Wavre eine Botschaft, worin derselbe zum neuen Angriffe nur so viel Zeit verlangte, als nöthig sei, seinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszutheilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont St. Jean zurück, vorwärts von Brüssel, von dieser Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons zur Schlacht erwarten, — so ließ er Blüchern wissen, — im Fall dieser versprechen könnte, mit zwei preußischen Heertheilen zur Unterstützung einzutreffen. Blücher antwortete, nicht mit zweien Heertheilen nur, sondern mit seinem ganzen Heere werde er am 18. über St. Lambert heranrücken, um an diesem Tage den Angriff Napoleons mitzubestehen oder denselben am folgenden Tage mit Wellington vereint selbst anzugreifen. — Zwischen den beiden Feldherrn wurden die nähern Verabredungen genommen und demnach Alles für den folgenden Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen sollten vor ihm in Parade vorbeimarschiren, um Sinn und Gemüth

in Uebung strenger Genauigkeit und im Stolze kriegerischer Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17. früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche seinen Entschluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marschall Grouchy mit den Heertheilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Pajol und Excelmans, zusammen über 32,000 Mann, von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgesendet und wandte sich dann mit seiner Hauptstärke links nach Quatre Bras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Diese hatten bloß eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet und regnete immer fort: der Boden war völlig durchweicht; die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer auf der schlammigen Straße und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getreidefeldern nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand und setzte erst nach hitzigem Gefechte ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont St. Jean, die sogleich, aber vergeblich angegriffen wurde. Die Nacht brach herein und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel: die Truppen litten unbeschreiblich; die Tritte versanken im Koth; Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, dem 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung wie am vorigen Abend vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont St. Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts der Straße von Nivelles und erstreckte sich in der Richtung von Brain la Leude. Die Mitte unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy und vorwärts dieser Stellung rechts das Vorwerk Hougemont in einem Wäldchen und links den Meierhof la Haye sainte besetzt. Der linke Flügel unter dem General Picton stand zwischen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei als drittes Treffen stand in der Vertiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo am Ausgange des Waldes von Soignes. Die sämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann stand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete sein Heer auf der Anhöhe von Belleallianee zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Wege und Felde die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erschwerte noch jeden Fortschritt. Erst um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben zum Angriff vorzurücken. Der zweite

Heertheil unter dem General Reille wandte sich links, der erste unter dem General Drouet rechts, von Bellealliance gegen die englische Linie andringend; der sechste unter dem General Mouton blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerst wurde links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la Haye sainte und das Dorf la Haye durch den Marschall Ney mit stärkstem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptstoß, weil der linke Flügel Wellingtons der schwächere schien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war und auf dieser Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe wechselten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in stürmenden Angriffen hin und wieder und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemetzel ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden: die Franzosen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la Haye sainte den Engländern entrissen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont: allein weiter vorzudringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme und dem Kampfe eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde; er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe: doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte; sein Geschütz wirkte verheerend; seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor: die Kräfte Wellingtons erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatz erschien: doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war seinem Versprechen gemäß am 18. Juni früh Morgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen: der eine, den Heertheil von Ziethen begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain dem linken Flügel Wellingtons zu; der andere, aus den Heertheilen von Bülow und Pirch bestehend, ging links über den Neuf Cabarets und St. Lambert dem rechten Flügel Napoleons in Seite und Rücken; der dritte Heertheil unter Thielemann sollte bei Wavre stehen bleiben und nur, wenn dort kein Feind erschien, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder aufs Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übel zugerichteten Greis nicht ohne Sorgen. Der Wundarzt wollte ihn noch zu guter Letzt einreiben; Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: „Ach was noch erst schmieren! Laßt nur sein: ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf eins herauskommen!“ erhob sich, ließ sich ankleiden und setzte sich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder

Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte und daß es noch immer fortregnen würde, sagte er: „Das sind unsre Alliirten von der Katzbach! da sparen wir dem König wieder viel Pulver." Blücher begab sich an die Spitze des Heertheils von Bülow, der voranzog und zuerst an den Feind kommen mußte. Er that Alles, um den Marsch zu beschleunigen. Allein schon gleich Anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hinderniß unerwartet aufgehalten: in Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte und die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlust entstand. Weiterhin wurde es noch schlimmer: der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede kleinste Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer: der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu fürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die versprochene Hülfe sein könne. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermächtigem Andrange und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht lösen zu können, rief sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" anfeuernd in die Reihen der Truppen; überall fördernd flogen seine Blicke und Worte umher, wo ein Hinderniß entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig; doch alle Anstrengung gab noch immer nur geringe Aussicht zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an: die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten. Aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es ginge nicht, es sei unmöglich. Da redete Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht; aber es muß gehn: ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Ich hab' es versprochen: hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts.

Es war angenommen, die Preußen würden um 2 Uhr Nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erst nach 4 Uhr war endlich der schwierige Engweg von St. Lambert über und durch den Bach von Lasnes zurückgelegt, und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hatten jenseits ihre verdeckte Aufstellung erreicht und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indeß war auf seiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewahr geworden, hielt sie jedoch für wenig bedeutend und sandte nur an Grouchy den Befehl, seinen Angriff gegen das preußische Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war, zu verstärken. Blücher aber, die Gefahr Wellingtons erkennend, gab seinerseits ohne sich lange zu besinnen den Befehl zum Vorrücken: er glaubte die Wirkung für das Ganze in diesem wichtigen Augenblicke jeder andern Betrachtung vorziehen zu müssen. Sein einzelnes Unternehmen konnte scheitern, da nur erst so wenige Truppen heran waren: aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entschieden werden. Die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei unter Anführung des Prinzen Wilhelm von

Preußen drangen demnach ungesäumt zum Angriff gegen das Dorf Frichemont und in den Rücken des französischen rechten Flügels vor; sie zogen sich nach Maaßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches theilweise erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampf noch lange streitig blieb. Napoleon hatte sofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile: erst als sie auf der Höhe von St. Lambert sichtbar wurden, ließ er gegen sie einige Regimenter im Haken aufstellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heere Wellingtons das Zeichen seiner ersehnten Ankunft: dieser Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuversicht, den Franzosen Staunen und Bestürzung. Jetzt schickte Napoleon den sechsten Heertheil, den er bisher noch aus dem Gefecht zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entstand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden Anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indeß sandte allen Truppentheilen, deren Herankommen er auf alle Weise rastlos beeilte, den Befehl ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Belleallliance zu nehmen, deren Gebäude sichtbar über die ganze Gegend emporragten; der Bach von Lasnes sollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf stand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General Thielemann die Meldung erhielt, der Marschall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen und suche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen. Wenn dies gelang, so konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwischen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, dasselbe Wort wie bei Hainau: vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo, sagt der amtliche Bericht. Er befahl, alle Truppen sollten im Vorrücken bleiben: erst wenn Napoleon geschlagen worden, dürften Unterstützungen nach Wavre umkehren; und den Heertheil von Thielemann ließ er wissen, er habe dem Feind nach Kräften zu widerstehen.

Auf Wellingtons linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere sich bewerkstelligen mußte, drängten sich jetzt die wichtigsten Bezüge des Tages zusammen. Der General von Müffling, der sich preußischerseits im Hauptquartiere Wellingtons befand und zwischen beiden Heerführungen das Zusammenwirken thätigst förderte, begab sich selbst dahin, wo er schon früh Morgens die Gegend erkundet und für den preußischen Anmarsch und Angriff die leitenden Angaben unter Wellingtons voller Zustimmung an Blücher und Bülow gesandt hatte; er ordnete die Maaßregeln zur beschleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erscheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington selbst, voll unerschütterlichen Vertrauens in Blüchers Wort, ließ in dieser Hinsicht weder Besorgniß noch Ungeduld blicken, und kein Zweifel, keine Frage solcher Art unterbrach die entschlossene Ruhe seiner strengen Fassung. Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heertheils von Ziethen, durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf dem linken Flügel Wellingtons von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun sechs Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartbedräng-

15*

ten Mitte der englischen Schlachtordnung auf, wo sie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellingtons linken Flügel beträchtlich vermehrt und drang nun nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Ersetzung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte. Die Franzosen nahmen das Dorf Papelotte wieder; zu gleicher Zeit griffen sie das Dorf Frichemont heftig an und schoben sich demnach zwischen die Truppen von Bülow und das Heer Wellingtons immer mehr trennend vor. In diesem gefahrvollen Augenblicke gegen 7 Uhr treffen die ersten Truppen Ziethens, durch Müfflings Angaben fördersamst geleitet, auf dem Kampfplatz ein, Ziethen selbst an der Spitze seiner ersten Brigade mit der ganzen Reiterei und dem Geschütze seines Heertheils. Er erstürmt mit 2 Bataillons das Dorf Papelotte und bereitet sich zu stärkerem Vordringen. Napoleon wankt jedoch noch immer nicht. Er sieht die Truppen Blüchers immer furchtbarer auftreten: allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg: ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn entscheiden. Bereits hat er die junge Garde nach Plancenois geworfen, um das den Preußen wieder entrissene Dorf zur Sicherheit seiner rechten Flanke festzuhalten; jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, 12 Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellingtons auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zusammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington stellt der vordringenden Garde 6 englische Bataillons in zwei Gliedern aufmarschirt entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dicht gescharten Feindes niederstreckt; zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen diese Masse: von allen Seiten wenden sich die Truppen zu diesem Kampfe, dem blutigsten des Tages. Ganze Scharen werden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entweichen, giebt auf beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Die französische Garde, trotz ihres ungeheuren Verlustes, rückt immer vor: ihrem gewaltigen Ungestüm scheint Nichts widerstehen zu können; die Engländer weichen auf mehreren Punkten; ihr Geschütz stellt das Feuern ein. In diesem Drange rückt Ziethen über Papelotte hervor, läßt 24 Stück Geschütz in den Feind schmettern und führt seinen Hauptangriff im Sturmschritt unter dem Wirbel aller Trommeln, die Höhe von Belleallliance zur Richtung nehmend, unaufhaltsam vorwärts. Diese Bewegung ist entscheidend: der Feind, auf dem Winkel seiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt auf beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen seines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, seine Reiterei zusammen gebracht und geht nun selbst wider mit allen Kräften zum entschlossensten Angriff über. Er befiehlt seiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die französische Garde, dem allseitigen Sturme erliegend, geräth in Unordnung und flieht; 4 Bataillons, die am meisten vorgerückt sind, ziehen sich in Vierecken geschlossen nach Belleallliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geschützfeuer Bülows; sie werden von der Reiterei umzingelt; man ruft ihnen zu, sich zu ergeben: aber „Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!“ schallt es

aus ihrer Mitte; die Meisten fallen, Einige entkommen, gefangen werden Wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußische Heertheil unter Pirch zur Schlacht, und um halb 8 Uhr erneuert sich der Kampf bei Plancenois. Noch leistet der Feind verzweifelte Gegenwehr; alle drei preußische Heertheile sind im heißesten Gefecht: aber die Schlacht ist schon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge; er kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich gegen 9 Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, — und das Verderben des französischen Heeres ist entschieden. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus: die Truppen aller Waffen, mit Geschütz und Fuhrwerk untermischt, drängen sich auf der Straße nach Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war schon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Belleallіance zusammen trafen und sich gegenseitig als Sieger begrüßten. Diese Höhe führt den Namen von der Verbindung zweier schönen Brautleute, welche sich hier niedergelassen. Blücher der siegreichen Waffenverbindung zu Ehren nannte die Schlacht nach diesem Namen; Wellington nannte sie dem eingeführten Gebrauche gemäß nach dem Hauptquartier, welches er an diesem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont St. Jean: welcher dieser Namen in der Folge vorherrschend bestehen wird, ist noch die Frage. Wem die Ehre des Tages vorzugsweise gebühre, darüber ist viel gestritten worden. In Betreff Blüchers dünkt uns der Streit unnütz. Wem sie zugesprochen, wie sie vertheilt werden möge: immer wird wahr und fest bestehn, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dies kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz besondere Achtung und Zuneigung, und sein inniges Vertrauen zu demselben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen bessere Ueberzeugung aufreizen gekonnt, noch dann Zweifel wegen Belleallіance in seiner Brust aufkommen lassen: ihm fiel auch jetzt nicht ein mit eifersüchtiger Rechnung das gemeinsame Werk in seinen und seines Waffenbruders Antheil scharf sondernd zu zerlegen. Wellington selbst aber schloß seinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den so gerechten als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußischen Heere das glückliche Ereigniß dieses furchtbaren Tages beimäße durch den Beistand, welchen sie mit so großer Bereitwilligkeit und so zu rechter Zeit mir geleistet haben."

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten: die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe gewesen; die Anstrengung des Marsches kam nicht in Anschlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derselben Straße fürchtete man überdies nur Verwirrung: man kam deßhalb überein, Wellington sollte nach fürerst höchst nöthiger kurzer Rast über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und seines geschlagenen Heeres übernähme. Also noch in derselben Nacht ging Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich anfangs vertheidigen wollte, um 11 Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistes Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen lassen, das mit seinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In

Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulverwagen, Gepäck und anderm Fuhrwerk noch gerettet worden: Alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigene Feldrüstung, sein Silbervorrath, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war, und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen eiligst verlassen hatte, um sich aufs Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld und anderer Besitz verblieb den Soldaten; den Wagen Napoleons, seinen kaiserlichen Mantel, sein Fernglas nahm Blücher an sich, Hut und Degen und die Ordenssterne Napoleons sandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltsam fort. Wie bei Genappe, so auch bei Quatre Bras und weiterhin bei Frasnes wurde der Feind noch in derselben Nacht immer wieder aufgestört: wo im Getreide sich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf. Der Mond schien hell und begünstigte die Verfolgung, welche Gneisenau mit dem Heertheile von Bülow rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann gesetzt wurde. Der Heertheil von Pirch war inzwischen beordert den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielemann gefochten hatten, den Rückzug bei Sombref abzuschneiden; der Heertheil von Ziethen folgte dem von Bülow nach. Blücher selbst blieb die Nacht in Genappe. In dem Zimmer, das ihm angewiesen wurde, lagen sechs schwerverwundete Franzosen, die man fortschaffen wollte; doch litt er nicht, daß sie um seinetwegen gestört würden, sondern ließ ihnen vielmehr alle Hülfe und Linderung zukommen, welche der Zustand gestattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König gesammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an sein Heer anfertigen:

„Brave Offiziere und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfre Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert: die erste war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick tratet ihr mit Entschlossenheit 24 Stunden nach einer verlornen, blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerscharen, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe der tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen und kund thun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachet gerade in den Rücken des Feindes mit dem Ernst, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Waffen gegen euch: aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze

mußte er euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich darauf wieder eine Schlacht liefern: ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten: ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie euer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen. Genappe den 19. Juni 1815. Blücher."

Am 19. Vormittags erhob sich Blücher von seinem Lager und sah seine nachrückenden Truppen vorüberziehen. Jede Abtheilung, so wie sie nahe kam, rief ihm ein siegfreudiges Hurrah, das er mit freundlichen Grüßen erwiderte.

Inzwischen setzte Gneisenau voll muthigen Eifers und kriegerischer Thätigkeit die angestrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des französischen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo sie zu ruhen meinten oder sich sammeln wollten, durch die nachstürmenden Preußen schnell wieder aufgetrieben und mit größerem Verlust in vermehrte Verwirrung gestürzt. Erst an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebnisse der letzten Schlacht zu überschauen. Das Heer Wellingtons hatte gegen 13,000 Todte und Verwundete und unter diesen die angesehensten Befehlshaber. Geringer war an diesem Tage der Verlust der Preußen: obwohl sie dem Feinde den größten bewirkt, hatten sie selbst, begünstigt durch den Stand und die Wendung der Dinge, den kleineren: er betrug 7000 Mann, meistens den Heertheil von Bülow betreffend. Die Franzosen dagegen hatten über 30,000 Todte und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Kanonen nebst der verhältnißmäßigen Anzahl Pulverwagen und zahlloses Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelösten Haufen; Napoleon mit ihnen: kaum ein Bataillon war noch beisammen. Nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet. Napoleon dachte anfangs bei Charleroy die Trümmer seines Heeres wieder etwas zu gestalten, erkannte aber die Unmöglichkeit und gab den verwirrten Massen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelorte. Er selbst flüchtete zuerst nach Philippeville und begab sich von da nach Paris. Auch der Marschall Grouchy, mit seinen beiden Heertheilen noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre, schien abgeschnitten und verloren. Doch dieser, nachdem er bei Wavre noch am 19ten gegen Thielemann im Vortheil und sogar über Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons verlorner Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt und daselbst am 20sten von den Festungswällen herab den schroffen Angriff des Heertheils von Pirch überlegen abgewiesen. Nachdem hierauf Pirch und Thielemann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten in Eilmärschen dem Zuge Blüchers nachzufolgen, entkam Grouchy desto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dimant und Givet und strebte seine noch völlig streitfertigen Truppen auf dem Umwege über Rethel und Rheims der übrigen Heermasse wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzosen zeigte sich jenseits der Sambre immer schrecklicher: so viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Theil verwundet sich fortschleppend, nur noch dem eigenen Lande durch ihr Elend und ihre Zügellosigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerstörung hin. Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und der Wildheit: geplünderte und abgetragene Häuser, umgestürzte Wagen und weggeworfene Waffen, Leichen und Sterbende. Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Leipzig gesehen, erklärten diesen von Belleallliance nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In dieser Zerstörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen Kampfe, unaufhörlich zu neuer Entscheidung strebend, dabei selbst als Sieger mit allen Entbehrungen der Besiegten ringend.

---

95. Schillers Persönlichkeit. (7. Aufl. S. 270.)

K. v. Wolzogen.

Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, Etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Aeußern ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst jene Schüchternheit wohl anstand, ja, sie sogar liebenswürdig machte. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse; die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal, und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön, und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter den hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbraunen warf, nur selten und im Gespräch belebt, Lichtfunken; sonst schien er in ruhigem Schauen mehr in das Innere gekehrt als auf die äußern Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief ins Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht: sie sei von Natur kurz gewesen; aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen. Es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Röthliche. Die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches.

Schillers Stimme war nicht hell noch wohlklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialect hat er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. Von eigentlicher Lesekunst besaß er wenig und legte auch keinen Werth darauf. Der Geist sollte nur zum Geiste

sprechen und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der innern Rührung seines Gemüths und wurde tonvoller, wie dieses sich lebendiger regte. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges: aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester.

Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, und dies geschah früh, zuwider; die Kleider einfach, aber gewählt; besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohl geordnet sein. Sehr liebte er Blumen um sich; Lilien hatte er vor Allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe. Seine Antipathie in der Natur waren Spinnen: er fühlte ein physisches Unbehagen, wenn sich ihm eine näherte.

Der zarten Erscheinung der Freude, die wie der Bogen der farbigen Iris schnell und flüchtig das Menschenleben umspannt, begegnete er, bei wem sie sich auch wies, immer mit heiterer Theilnahme: sie zu zerstören, war ihm unmöglich; ja, er konnte selbst kindlich lustig sein. Wenn ihn kein überwiegendes Interesse des Geistes fesselte, war er aufmerksam auf alle Umgebungen. Keine sinnvolle Aeußerung, keine graziöse Bewegung entging ihm. Was sich nicht unbequem machte, sollte sich frei und heiter in seiner Nähe fühlen; und unbequem war ihm nur der Stumpfsinn, das Kleinliche und Gemeine. Seinem eigenen Gefühl der Freude lag immer hoher Ernst nahe, was sein Gedicht an die Freude vielleicht am tiefsten ausspricht. Für alles Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, so wie für die Mängel desselben. Die Eigenheiten in jeder Menschennatur beobachtete er; Alles, was Charakter andeutete, zog ihn an und mit Lust ergriff er Züge in der Natur für seine Dichtungen. Seelenlose Formen der Geselligkeit, gebundenes Weltgespräch, Pedanterie, falsche Ansprüche in jedem Sinn waren ihm unerträglich: er entfloh solcher Unterhaltung, sobald er's vermochte. Unmanier und Rohheit, die sich in den Sälen der sogenannten großen Welt wie auf dem Marktplatze des Volks finden, waren ihm ganz feindliche Pole; ja, er ertrug noch eher den Zwang leerer Formen, die doch immer ein Anerkennen des Bessern und Streben nach demselben andeuten. Er selbst wollte in seinem Benehmen nie gegen die Formen anstoßen, und dies gab seinem Eintreten in einen fremden Kreis einen Ausdruck der Schüchternheit.

Zu dem, was man in der Welt sein Glück machen nennt, hatte er gar keine Anlage. Eines äußern Motivs wegen Etwas zu thun, was seiner Ueberzeugung, ja oft nur seiner momentanen Stimmung widersprach, war ihm unmöglich. Freiheit und ein unbeschränktes Leben in seiner Ideenwelt ging ihm über Alles. Einen günstigen Moment zu ergreifen, wo das Glück sich fassen ließ, hielt ihn eben dieses Uebergewicht des innern über das äußere Leben ab. Beschränkung der äußern Lage trübte seine Stimmung selten, und immer schaute er auf den Reichthum seines Geistes, als auf einen sichern Schatz. Wenn man das kurze Leben von sechsundvierzig Jahren betrachtet, so wird man über den Reichthum produktiver Kraft, den es enthält, staunen und ihm schwerlich ein anderes vergleichbar finden. Zudem waren noch die letzten vierzehn Jahre durch Krankheitsanfälle getrübt, die das Leben bedrohten und die heitere Kraft des Geistes hemmten.

Schillers Leben fiel in die Umstaltung Europas, in eine schwere,

für unser Vaterland leidenvolle Zeit. Wie er die großen Zeitmomente einsah und fühlte, zeigt manche Stelle in seinen Dichtungen. Er starb im Jahre vor der Schlacht von Jena, deren Donner er, wenn er gelebt, gehört haben würde, und die unsere bis dahin ruhige Heimath in die äußerste Bedrängniß brachte. Hätte er die große deutsche Zeit des Jahres dreizehn erlebt, wie würde ihn der Geist und der Muth, mit dem unser Volk Thaten übte und Opfer brachte, erfreut haben!

Da das geistige Leben eines Volkes in seiner Sprache liegt, in der Masse von Begriffen und Gefühlen, in den Ideen, die sie auszudrücken vermag, so kann man sagen, daß Schillers Geist mächtig auf die Erhaltung und Regeneration des deutschen Sinnes gewirkt hat.

---

96. Goethe beim Tode Schillers 1805. (7. Aufl. S. 272.)

J. W. Schäfer.

Die „Huldigung der Künste“, ein Festspiel, womit die Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der Großfürstin Maria Paulowna gefeiert wurde, war die letzte Dichtung, welche Schiller vollendete. In den bessern Stunden, die ihm noch gewährt waren, arbeitete er an seinem Demetrius, dessen Plan mit Goethe bis ins Einzelne berathen ward. Aber unter den Krankheitsanfällen der rauheren Jahreszeit brach der letzte Rest seiner physischen Kräfte zusammen. Auch Goethe litt während der Wintermonate schwer an einer von Krämpfen begleiteten Nierenkolik, welche zweimal zurückkehrte; sein Arzt zweifelte, ihn ganz herstellen zu können. Seine Stimmung war daher sehr niedergedrückt; trübe Ahnungen stiegen auf. Als ihm beim Neujahrsbriefe an Schiller zufällig die Worte „zum letzten Neujahrstage“ aus der Feder geflossen waren und er den Brief deßhalb zerrissen hatte, äußerte er, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben würde. Es war ein wehmüthiges herzliches Wiedersehen, als nach einer längern Krankheitsperiode Schiller, der sich zuerst erholt hatte, in Goethes Zimmer trat. Heinrich Voß, welcher dabei zugegen war, konnte nie ohne Rührung daran zurückdenken. Sie fielen sich um den Hals und sprachen ohne Worte die Freude der Wiedervereinigung in einem langen Kusse aus. Beide hofften auf den Genesung bringenden Frühling: aber Schillers Auge sollte sich nicht mehr an der ersehnten Blüthe des Mais erquicken. Am 30. April sahen sich die Freunde zum letzten Mal. Schiller ging ins Schauspiel; Goethe ward durch sein Befinden abgehalten, ihn dahin zu begleiten, und so schieden sie vor Schillers Hausthür, um sich nie wieder zu sehen. Während Schillers Krankheit war Goethe sehr niedergeschlagen. Voß traf ihn einmal weinend in seinem Garten. Er erzählte ihm von Schiller. Goethe hörte es mit Fassung an: „Das Schicksal“, war seine einzige Aeußerung, „ist unerbittlich, und der Mensch nur wenig.“ Am Abend des 9. Mai war Schiller nicht mehr.

Niemand hatte den Muth, Goethe bei seinem jetzigen krankhaften Zustande die Nachricht von dem Tode seines Freundes zu bringen. Meyer war gerade bei ihm, als die Nachricht draußen anlangte: er ward herausgerufen, wagte aber nicht zurückzukehren, sondern ging weg ohne Abschied zu nehmen. Die Verwirrung, die Besorgniß, welche Goethe um sich herum wahrnahm, ließ ihn nichts Tröstliches ahnen. Ich merke

es, sagte er endlich; Schiller muß sehr krank sein. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu einer eintretenden Freundin: Nicht wahr? Schiller ist sehr krank. Diese Betonung wirkte so heftig auf sie, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach. Er ist todt! sagte Goethe mit Festigkeit. Sie haben es selbst ausgesprochen! war ihre Antwort. Er ist todt! wiederholte Goethe noch einmal und bedeckte die Augen mit den Händen.

Sein erster leidenschaftlich ergriffener Gedanke war, über das Grab hinaus das geistige Zusammenwirken fortzusetzen und den mit Schiller durchgesprochenen Demetrius in seinem Geiste zu vollenden: so schien es ihm, als ob er den geschiedenen Freund ins Dasein zurückrufe und sich seinen Verlust ersetze; so dünkte er sich gesund und getröstet. Allein in diesem Zustande, wo ihn überdies körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten und er in traurigster Einsamkeit seinem Schmerze überlassen war, konnte nicht ein Werk gedeihen, das nur durch die höchste Anspannung productiver Kraft möglich gemacht wäre. Meine Taschenbücher, berichtet Goethe, melden Nichts von jener Zeit: die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten.

Gleich nach Schillers Hinscheiden eine Todtenfeier auf der Bühne zu veranstalten, wie von mehreren Seiten gewünscht ward, schien ihm verletzend: er spricht sich bitter aus über „die Sucht der Menschen aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden." In gefaßter Stimmung veranstaltete er zu würdiger Feier des Andenkens am 10. August auf dem Theater zu Lauchstädt die Aufführung der Schillerschen Glocke. Die mannigfaltigen einzelnen Rollen waren unter der Gesellschaft vertheilt, und die Vorstellung des Glockengusses belebte das Ganze durch dramatische Handlung. Am Schlusse trat unter der emporschwebenden Glocke die Muse hervor und sprach den Epilog Goethes, jene bekannte Elegie im hohen Styl, eingegeben von inniger Liebe und hochherziger Anerkennung des mit ihm ringenden großen Dichtergeistes. „Von seinem Grabe her", — so schloß er den ihm wie später Winckelmann gewidmeten Nachruf — „stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen."

Balladen, Romanzen, Legenden.

97. Der Graf von Habsburg. (7. Aufl. S. 274.)

Fr. Schiller.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
　Im alterthümlichen Saale
Saß König Rudolphs heilige Macht
　　Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,

Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllt den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden:
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken:
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.

Und sieh', in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger in langem Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre:
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt:
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?"

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde:
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnet sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.

Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß;
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten:
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Messner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

Was schaffst du, redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier:
Der Andre die Reise vollführet;
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschreite fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zum eignen Gewinnst,
So bleib es gewidmet dem göttlichen Dienst;
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.

So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,

Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret!
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühn sechs liebliche Töchter:
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten:
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

98. Pipin der Kurze. (7. Aufl. S. 277.)

F. Streckfuß.

„Der Stärkste soll König der Starken sein,
Der Größte Herrscher der Großen!
Nicht ziemt's, daß jenem, so schwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorsam weihn:
Zu Childerich sei er verstoßen!"

So murmelt's frech und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vasallen:
„O, seht auf die Franken, ihr Völker, her:
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürst ist er;
Wohl wird's euch herrlich gefallen.

Seht, wenn er reitet auf prächt'gem Gaul,
Ein Aefflein auf hohem Kamele,
Reicht just sein Helmbusch dem Marschall ans Maul;
Doch ist er auch klein, so ist er nicht faul
Zu trotzigem, stolzem Befehle."

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüstern,
Mit Murren folgend gen Welschland ziehn,
Ihm säumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich mürrischer täglich verdüstern.

Und stark im Geiste, gewaltig und klug
Erwägt er's mit weisen Gedanken.
„Sei heute des Weges, der Mühen genug!
Gehemmt der Scharen gewaltiger Zug;
Gerichtet zum Festspiel die Schranken!

Herbeigebracht der gewaltige Leu:
Den Kämpfer will ich ihm stellen!" —

Wohl seltsam scheint die Bestellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen, stolzen Gesellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt;
Dahinter die Sitze der Ritter;
Erhaben des Königs Balkon. — Da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
„Wie schwach doch, wie schwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächtigen Tatz', und es fällt,
Und das Ungethüm sitzt uns im Nacken.
Doch der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er sich trefflich sicher gestellt,
Zu schaun, wie die Krallen uns packen."

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
Und der Schranke geöffnet das Pförtchen,
Und der Thiere König, er schreitet heraus;
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und Keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befrein
Und reckt in der Freiheit die Glieder
Und schreitet getrost in die Schranken hinein
Und zeiget der Zähne gewaltige Reihn
Laut gähnend und strecket sich nieder.

Vom Balkon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„Ihr mannlichen, trotzigen Krieger,
Da schaut ein Kampfspiel, ein würdiges, schaut!
Wer sich zu messen mit diesem getraut,
Den nenn' ich den ersten der Sieger."

Und ein Zischen, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leise;
Bald wie wenn stärker und stärker beschwingt
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt,
So sauset's und brauset's im Kreise.

Und kecklich hervor tritt Gerhard vom Stern,
Der frechste der frechen Kumpane:
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn:
Auf, tanze denn, Hoheit, wir lassen dir's gern,
Herab von dem sichern Altane!"

„So sei's!" spricht Pipin; sich wiegend im Satz,
Springt der Kurze, doch markig und sehnig,
Vom Balkon herab auf den sandigen Platz.
„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz'!
Auf, König, dich fordert ein König!"

Und schlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Aufschnellt der Leu, wuthschauernd im Flug;
Doch dringt, eh' die Tatze, die zuckende, schlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entsprudelt dem grausigen Schlund,
Und über sich stürzt er und wendet
Drei — viermal die Augen rollend im Rund,
Drei — viermal geißelt der Schweif den Grund,
Und er streckt sich und zuckt und verendet.

Stolz schaut der König im Kreise herum:
Und die Ritter athmen beklommen
Und blicken zu Boden erstaunt und stumm.
Und der Hohe dreht still verachtend sich um: —
Kein Murren ward weiter vernommen.

99. Der wilde Jäger. (7. Aufl. S. 279.)

Aug. Bürger.

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Halloh, halloh! zu Fuß und Roß!" —
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß:
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Haid und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Rischrasch quer übern Kreuzweg ging's
Mit Horridoh und Hussasa.
Sieh da! sieh da! kam rechts und links
Ein Reiter hier ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silberblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahn' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts
Mit mildem Frühlingsangesicht:
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz' vom Aug', wie Ungewitter.

„Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt." —
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang,
Sprach der zur Rechten sanften Muths,
Zur Feierglock' und Chorgesang:
Kehr um! erjagst dir heut nichts Guts.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!" —

Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!
Fiel rasch der linke Ritter drein.
Was Glockenklang? was Chorgeplärr?
Die Jagdlust muß Euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren
Und Euch von Jenem nicht bethören! —

„Ha! wohl gesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn;
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

Und hurre hurre vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf ins Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt Einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen."

Das Wild duckt sich ins Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauren Schweiß des
Armen.“

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten
Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund,“ schnaubt
fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an;
„Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel!
dich. —
Halloh, Gesellen, drauf und dran;
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitsche um die Ohren.“

Gesagt gethan! der Wildgraf
schwang
Sich übern Hagen rasch voran,
Und hinterher bei Knall und Klang
Der Troß mit Hund und Roß und
Mann;
Und Hund und Mann und Roß
zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm empor gescheucht,
Feld ein Feld aus, Berg ab Berg an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht
Ereilt das Wild des Angers Plan
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme
Heerden.

Doch hin und her durch Flur und
Wald
Und her und hin durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt voll Angst für seine Heerde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes, stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Wittwe Kuh:
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten
Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir
wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst,
Und jede Vettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergetzen,
Euch stracks ins Himmelreich zu
hetzen.“

„Halloh Gesellen drauf und dran:
Jo! Dohojo! Hussasasa!“ —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah:
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die
Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft sich
kaum
Das Wild mit immer schwächerm
Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit
Schaum
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa,
Mit Kliff und Klaff und Hörnerschall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch
da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächz't die Kreatur
Und heischt von Gott dein Straf-
gericht.
Zum letztenmale laß dich warnen:
Sonst wird Verderben dich umgar-
nen!“

Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen!"

„Verderben hin Verderben her!
Das, ruft er, macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen."

Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn,
„Halloh! Gesellen, drauf und dran!"
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher.
Er stößt ins Horn: es tönet nicht.
Er ruft — und hört sich selbst nicht mehr.
Der Schwung der Peitsche sauset nicht.
Er spornt sein Roß in beide Seiten —
Und kann nicht vor- noch rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her
Und immer düstrer wie ein Grab.
Dumpf rauscht es wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar mit Gewittergrimme
Dies Urtheil eine Donnerstimme:

„Du Wüthrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch und werde jetzt
Von nun an bis in Ewigkeit
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!"

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub;
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen!

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust:
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu!
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen!
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, rother Gluth;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut;
Jach fahren tausend Höllenhunde
Laut angehetzt empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld
Und flieht laut heulend Weh und Ach:
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehen.
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt:
Er muß die Ungeheuer sehen,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

100. Atys und Adrast. (7. Aufl. S. 284.)

Aus seines Schlosses goldnem Thor
Auf Sardes stolzen Höhn
Trat König Krösus einst hervor,
Die Götter anzuflehn;
Da faßt ein Fremdling seine Knie
Und spricht: „Erbarmend, König, sieh
Adrast vor dir, den heimathlosen;
O, wolle du ihn nicht verstoßen!

Des Vaters Zorn, der Mutter Fluch
Und meines Bruders Blut,
Den meine Hand verirrt erschlug,
Beugt meiner Jugend Muth:
Fort treibt mich aus dem Vaterland
Fürst Gordios mit strenger Hand
Und heißet seines Reiches Erben
Verbannt und fluchbeladen sterben."

„Sei mir willkommen, Freundessohn!
Ich sühne deine Schuld.
Tritt näher meinem goldnen Thron
Und bau' auf meine Huld."
So tröstet Krösus mild und gut
Den Armen, sühnt der Rache Blut
Durch fromme Bräuche, wäscht die Hände
Rein von der Schuld durch reiche Spende.

Und zu dem Sohne führt er ihn:
„Sieh, Atys, hier Adrast;
Er sei dein Freund: dein heitrer Sinn
Erleichtre ihm die Last
Des Kummers, der noch auf ihm ruht,
Durch deinen jugendlichen Muth.
Du aber schütze seine Schritte;
Dies, Fremdling, dies ist meine Bitte."

Da wirft zu seinen Füßen sich
Der Fremdling hocherfreut!
„O, schützet, Götter, ihn und mich,
Auf daß er's nie bereut!
Denn, ach, schon ahn' ich es mit Graus,
Ich bringe Unheil auf dies Haus.
Das Schicksal hat mir Tod geschworen,
Und was mit mir ist, ist verloren."

„Das wendet, Himmlische, von mir! —
Erwidert gütig drauf
Der König. — „Nein, ich half ja dir
Aus deinem Unglück auf.
Drum sei getrost: es heilt die Zeit
Zuletzt auch selbst das herbste Leid.
Bald wirst du heitrer bei mir wohnen
Und meine Huld durch Treue lohnen."

So flohen Tag' und Monden hin
Im glücklichen Verein
Mit Atys; freier ward sein Sinn,
Sein Herz von Kummer rein.
Und schon kehrt wieder seiner Brust
Der Muth, die Hoffnung und die Lust. —
Unglücklicher, du hoffst vergebens!
Der Rache Hand schont keines Lebens.

Einst saß der König auf dem Thron
Und sprach den Völkern Recht,
Und neben ihm sein edler Sohn;
Es drängten Herr und Knecht
Sich um ihn her; da stürzt herbei
Ein Haufen Pflüger mit Geschrei
Und dringt mit Hast und wildem Rufen
Bis zu des Thrones goldnen Stufen:

„Herr hilf uns; denn ein wildes Thier
Verwüstet unsre Flur,
Verschlingt unnahbar und mit Gier
Des Fleißes Segenspur.
Vergeblich müht sich unsre Kraft;
Denn, was heut unsre Hand erschafft,
Das wirft schon vor dem Morgen wieder
Des wilden Ebers Zahn uns nieder."

Der König staunt. Mit hoher Lust
Hört's Atys's Heldengeist;
Des kühnen Muthes froh bewußt,
Er sich vom Sitze reißt:
„O König, Vater, sende mich!
Ja, ich besteh ihn sicherlich,
Den kühnen Kampf. Mit Siegesehren
Siehst du mich bald zurücke kehren."

Doch eine bange Ahnung trübt
Des guten Königs Blick:
„O Sohn, im Kampf noch ungeübt,
Nimm dieses Wort zurück.
Du weißt, ein Traum verkündet mir,
Ein Speer raub' einst das Leben dir;
So sucht' ich denn dich vor Gefahren
Mit Vatertreue zu bewahren."

Schnell und mit schlaugewandtem Wort
Erwidert drauf der Sohn:
„Ja, drohten Speer und Lanze dort,
Und spräch' ein Feind uns Hohn,
Dann warnte deine Ahnung mich,
Dann, theurer Vater, zähmte ich
Den kühnen Muth: doch dieses Jagen
Darf ich mit keckem Muthe wagen."

Besiegt von seinem heißen Flehn,
Läßt ihn der Vater ziehn;
Doch ahnungsvoll führt, eh' sie gehn,
Adrast er zu ihm hin
Und spricht: „O Fremdling, hat dein Herz
Für Vatersorgen, Vaterschmerz
Empfindung, o, so zügle, schütze
Des Atys jugendliche Hitze."

Frohlockend zieht der junge Held
Sofort durch Wald und Flur;
Doch ihn reizt nicht die ganze Welt,
Nein, nur des Wildes Spur.
Und endlich wird es offenbar:
Mit Jagdgeschrei empfängt's die Schar
Der Jäger, die es schnell umstellen,
Um sicher ihren Feind zu fällen.

Das Thier mit aufgesträubtem Haar
Wetzt wild den krummen Zahn;
Da stürzt der Hunde tapfre Schar
Mit Wuthgeheul heran.
Doch wie die Saat dem Schnitter sinkt,
Wann kräftig er die Sense schwingt,
So fallen von des Ebers Streichen
Der kühnen Hunde blut'ge Leichen.

Nicht länger hält der Jüngling sich;
Mit hochgeschwung'nem Speer
Sprengt muthig er und königlich
Auf hohem Roß daher.
Doch weh'! — das Roß erschrickt, es schäumt
Vor diesem Anblick scheu, es bäumt:
Und Atys stürzt. Adrast, o, eile!
Es tödtet deinen Freund die Weile.

Denn jach mit mörderischem Zahn
Und Tod im Flammenblick
Macht schon das Thier sich freie Bahn:
Feig flieht der Troß zurück.
Da schwingt den Speer er auf das Thier —
Unglücklicher! — Weh', Wehe dir! —
Der Speer von deiner Hand geschwungen
Ist Atys in das Herz gedrungen.

Ha, Götter! ruft der Unglückssohn
Verzweiflungsvoll und stürzt
Sich nieder auf den Königssohn,
Deß Leben er verkürzt.
Dann reißt er rasch den blut'gen Stahl
Hervor und sinkt in Todesqual
An seines Freundes Seite nieder,
Seufzt noch einmal und seufzt nie wieder.

---

101. Der Handschuh. (7. Aufl. S. 287.)

Fr. Schiller.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Aufthut sich der weite Zwinger,
Und herein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt
Und sieht sich stumm
Rings um
Mit langem Gähnen
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder:
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor;
Daraus rennt

Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu,
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder:
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus;
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen;
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still:
Und herum im Kreis
Von Mordsucht heiß
Lagern sich die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund,
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbaren Zwinger
Mit festem Schritte
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen.
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde:
Aber mit zärtlichem Liebesblick
— Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und der Ritter sich tief verbeugend spricht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht," —
Und verläßt sie zur selben Stunde.

---

102. Taillefer. (7. Aufl. S. 289.)

Ludw. Uhland.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
Wer singt in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er Abends sich legt, und wann er Morgens erwacht."

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht;
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut
Und singet so hell! Das höhet mir den Muth."

Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild'
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm ins Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott, ein stattlicher Held."

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Die sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust:
Es zittert der Thurm, und es zittert mein Herz in der Brust."

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, — da fiel er auf die Hand:
„Hei", rief er, „ich faſſ' und ergreife dich, Engelland!"

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab' ich Euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag;
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!"

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer;
Er sang so herrlich, das klang übers Hastingsfeld;
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll;
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth:
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's; die harrten nicht allzu lang:
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang;
Hei, sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag,
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer, komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid:
Doch heut' im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang."

103. Der König in Thule. (7. Aufl. S. 291.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm Nichts darüber;
Er leert' ihn jeden Schmaus.
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

---

104. Arion. (7. Aufl. S. 291.)

A. W. Schlegel.

Arion war der Töne Meister;
Die Cither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen;
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen:
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

Er steht im Schiff am zweiten Morgen;
Die Lüfte wehen lind' und warm:
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm.
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm."

Es bleiben Wind und See gewogen;
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut.
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben.
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab."
„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben:
Ich kaufe gern mein Blut euch ab." —

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern:
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt."

„Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag,
Daß ich nach Citherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag." —

Die Bitte kann sie nicht beschämen;
Sie denken nur an den Gewinn:

Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“ —

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar:
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen;
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande.
Er schreitet vorn zum Rande
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme,
Komm, folge mir ins Schattenreich.
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr friedlichen, schon grüß' ich euch.

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst Eurydicen zu finden:
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen.
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!“ —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen:
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn:
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend' sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen,
Wie nach der Saiten Klingen,
Rings in dem blaulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich Jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt' ihn Arions volles Herz:

„Leb' wohl! O könnt ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn.“ —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr.
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen.
Er wandelt singend durch die Flur;
Mit Lieb' und Lust geboren
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither, nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust;
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben:
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.“

Dann spricht er von den Wunderdingen,

Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt?
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken;
So nahn sie wohl sich unbesorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr."
„Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke." —
Da, siehe, tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar:
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen;
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie, wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden:
Er ist zum Gotte worden!
O, schläng' uns nur die Erd' hinein!" —

„Er lebet noch der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Huth.
Ich rufe nicht der Rache Geister;
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euern Muth!"

105. Die Grenadiere. (7. Aufl. S. 295.)

H. Heine.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier';
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie Beide die traurige Mähr,
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: Wie weh wird mir!
Wie brennt meine alte Wunde!

Der Andre sprach: Das Lied ist aus!
Auch ich möcht' mit dir sterben:
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was schiert mich Weib, was schiert mich Kind;
Ich trage weit bess'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind. —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen.

Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du aufs Haupt mir legen;

Die Flinte gieb mir in die Hand
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still
Wie eine Schildwach im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen:
Dann steig' ich bewaffnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

---

106. Der Erlkönig. (7. Aufl. S. 296.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang' dein Gesicht?"
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir,
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind."

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön:
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau."

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an:
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's; er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind;
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth.
In seinen Armen das Kind — war todt.

---

107. Die letzten Zehn vom Vierten Regiment. (7. Aufl. S. 297.)

Jul. Mosen.

In Warschau schwuren Tausend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei gethan!
Tambour schlag an! Zum Blachfeld laßt uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein Viertes Regiment.

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Hat doch kein Kam'rad einen Schuß gethan;
Und als wir dort den Blutfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und drän.
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt:
Wir waren dort das Vierte Regiment.

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an,
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden:
Mit Bajonetten brachen wir uns Bahn.
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt:
Wir waren dort das Vierte Regiment.

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an;
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan.
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das Vierte Regiment.

O weh, das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht, wer uns dies Leid gethan!
Weh Allen, die im Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an.
Doch fragt ihr, wo die ärgste Wunde brennt:
Ach, Polen kennt sein Viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unsrer Seite dort wir stürzen sahn!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen;
Und um die Heimath ewig ist's gethan.
Herr Gott im Himmel, schenk' ein gnädig End'
Uns letzten noch vom Vierten Regiment!

* * *

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit dumpfem Schweigen, gramumwölkten Blicken.
Ein „Wer da?" schallt: — sie stehen festgebannt, —
Und Einer spricht: „Vom Vaterland getrennt,
Die letzten Zehn vom Vierten Regiment."

108. Die Vätergruft. (7. Aufl. S. 298.)

Ludw. Uhland.

Es ging wohl über die Haide
Zur alten Kapell' empor
Ein Greis im Waffengeschmeide
Und trat in den dunkeln Chor.

Die Särge seiner Ahnen
Standen die Hall' entlang,
Aus der Tiefe thät ihn mahnen
Ein wunderbarer Gesang.

„Wohl hab' ich euer Grüßen,
Ihr Heldengeister, gehört:
Eure Reihe soll ich schließen.
Heil mir, ich bin es werth."

Es stand an kühler Stätte
Ein Sarg noch ungefüllt;
Den nahm er zum Ruhebette,
Zum Pfühle nahm er den Schild.

Die Hände thät er falten
Aufs Schwert und schlummert ein.
Die Geisterlaute verhallten:
Da mocht es gar stille sein.

109. Die nächtliche Heerschau. (7. Aufl. S. 299.)

J. C. von Zedlitz.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab;

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton,
Die alten, todten Soldaten
Erwachen im Grabe davon;

Und die im tiefen Norden
Erstarret im Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen, alten Schwadronen,
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unterm Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan.
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr;
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
Ins Ohr ein Wörtlein leis'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich" heißt die Parole,
Die Loosung — „Sanct Helena."

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

110. Sandwirth Hofer. (7. Aufl. S. 299.)

Jul. Mosen.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war;
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach
und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten:
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen.
Er sprach: Das thu ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt!
So wie ich steh auf dieser Schanz.
Es leb mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal.
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal.
Dann ruft er: Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach! wie schießt ihr
schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

111. Frankfurt am Main. (7. Aufl. S. 300.)

Aug. Kopisch.

Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen todt:
Da floh Carolus Magnus, der Kaiser, in großer Noth.

„Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main!
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!“

Nun betete Kaiser Carol auf Knieen an seinem Speer:
Da theilte sich der Nebel. Eine Hirschin ging daher;

Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand:
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.

Hinüber zogen Alle, wie Israel durchs Meer;
Die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.

Da schlug der Kaiser Carol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt.“

Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

Doch dort am Main erpranget nun eine werthe Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Carols Kron
Und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder; es strömte der Fülle Horn:
Es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal;
Mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.
Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum:
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildniß Raum.
Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

112. Des Sängers Fluch. (7. Aufl. S. 301.)

L. Uhland.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr:
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer.
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz;
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich.
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar:
Der Alte mit der Harfe, er saß auf schmuckem Roß;
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl:
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein;
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten: er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geister-Chor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit:
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt;
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott;
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend; er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Daraus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;

Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis;
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis:
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt.
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sclavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! Du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen; der Himmel hat's gehört:
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Haideland:
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand.
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch.
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

---

113. Edward. (7. Aufl. S. 303.)

Joh. Gottfr. Herder.

Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth? Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth? und gehst so traurig her? — O!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt, Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt, und keinen hab ich, wie er. — O!

Dein's Geiers Blut ist nicht so roth, Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth, mein Sohn, bekenn mir frei! — O!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt, Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt; und 's war so stolz und treu! — O!

Dein Roß war alt, und hast's nicht noth, Edward, Edward!
Dein Roß war alt, und hast's nicht noth: dich drückt ein anderer Schmerz. — O!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt, Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt! und weh, weh ist mein Herz. — O!

Und was für Buße willt du nun thun? Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun thun? Mein Sohn, bekenn mir mehr. — O!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn, Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn: will gehen fern über's Meer. — O!

Und was soll werden dein Hof und Hall? Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall, so herrlich sonst und schön? — O!
Ich laß es stehn, bis es sink' und fall', Mutter, Mutter!
Ich laß es stehn, bis es sink' und fall', mag nie es wieder sehn! — O!

Und was soll werden dein Weib und Kind, Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind, wann du gehst über Meer? — O!
Die Welt ist groß: laß sie betteln drinn, Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß: laß sie betteln drinn; ich seh sie nimmermehr! — O!

Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r? Edward, Edward!
Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r? Mein Sohn, das sage mir! — O!
Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r, Mutter, Mutter!
Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r; denn Ihr, Ihr riethet's mir! — O!

114. Nadowessische Todtenklage. (7. Aufl. S. 304.)

Fr. Schiller.

Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er's Licht noch sah.

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Athems Hauch,
Der noch jüngst zum großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Rennthiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Thau der Flur?

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh;

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff?
Seht, das Leben ist entflogen;
Seht, sie hängen schlaff!

Wohl ihm: er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist;
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt;

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Thaten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben!
Stimmt die Todtenklag'!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule;
Denn der Weg ist lang.

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf;

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge strahlen
In der Seelen Land.

115. Das Riesen-Spielzeug. (7. Aufl. S. 304.)

Adalb. v. Chamisso.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand.
Sie selbst ist nun verfallen; die Stätte wüst und leer:
Du fragest nach den Riesen; du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesen-Fräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein
Neugierig, zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haßlach das Land der Menschen bald:
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erscheinen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut.
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar;
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

Ei, artig Spielding, ruft sie: das nehm' ich mit nach Haus!
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da sich Alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt,

Und eilt mit freud'gen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind, —
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding, wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n.

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein;
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden! laß sehen, was es sei.

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann.
Wie Alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
Da klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin.
Der Bauer ist kein Spielzeug! was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brod.
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor.
Der Bauer ist kein Spielzeug: da sei uns Gott davor!

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand.
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Und fragst du nach den Riesen, — du findest sie nicht mehr.

---

116. Der Sänger. (7. Aufl. S. 305.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen.
Der König sprach's: der Page lief.
Der Knabe kam; der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen!
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch: hier ist nicht Zeit
Sich staunend zu ergötzen."

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen:
Die Ritter schauten muthig drein
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

„Die goldne Kette gieb mir nicht:
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet:
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke!"

117. Hochzeitlied. (7. Aufl. S. 306.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus:
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht;
Der Morgen hat Alles noch besser gemacht:
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle.

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! Da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein, so zierlich, mit Ampelenlicht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen;
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest, und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge behaglich und laut
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possirlich kleiner Gestalten,
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß Einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun Alles im vollen Galopp
Und kürt sich im Saale ein Plätzchen.
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich Jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt:
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen:
Da will nun Jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen.
Sie tragen die Würste die Schinken, so klein,
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein:
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen;
Denn was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all',
Unzählige selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

---

118. Barbarossa's erstes Erwachen. (7. Aufl. S. 308.)

Ferd. Freiligrath.

Es lag die gold'ne Aue
Im blut'gen Frührothschein,
Als wär' mit blut'gem Thaue
Besprengt der gelbe Rain.
Ernst blickte der Kyffhäuser
Durch Nebel auf die Flur,
Als der gebannte Kaiser
Auf aus dem Schlummer fuhr.

Er schaute zornesmuthig
Die Schar der Diener an:
„Im tiefen Schlummer ruht' ich:
Wer hat mir das gethan?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh'
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh, Hohenstaufe, weh?

Wer hat mit Schwertgeklimper
Gerasselt hier zur Stund'?
Wer hielt mir vor die Wimper
Die Leinwand farbenbunt?
Wer hat mir Truggestalten
Gezeigt im wirren Traum? —
Blutrothe Tücher wallten
Auf eines Marktes Raum.

Hoch saß ein Mann zu Throne,
Deß Auge blickte List,
Und sah mit finsterm Hohne
Herab auf sein Gerüst;
Das ragte schwarz behangen
Aus Lanzen und Volkeshauf';
Zwei Knaben, bleich von Wangen,
Die standen oben auf.

Und zu der Knaben Seite
Auf des Gerüstes Höh'n
Sah ich, ein graus Geleite,
Den Henker wartend stehn.
Er stand in rother Mütze,
Im scharlachrothen Rock;
Sein Schwert war seine Stütze;
Vor ihm der Todesblock.

Da schmetterten die Zinken
Mit gellen Tönen: „Mord!" —
Seht ihr des Königs Winken?
Hört ihr sein herrschend Wort? —
Schnell wirft der Eine Ritter
Den Handschuh unters Volk;
Das murrt, wie vom Gewitter
Erregt ein Meereskolk.

Er legt das Haupt, das bleiche,
Fest auf den Eichenstumpf;
Das Schwert mit Einem Streiche
Trennt es vom schlanken Rumpf:
Weit spritzt des Blutes Quelle.
Der König sieht's und winkt
Und lächelt, als zur Stelle
Das Haupt des Zweiten sinkt.

Auf meine Wappenschilder,
Die geborstnen, rollt' ihr Haupt.
Wer wies mir solche Bilder?
Wem hab' ich das erlaubt?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh'
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh, Hohenstaufe, weh?"

Die Zwerge stehn und zagen
Und neigen das Gesicht:
„Wer sollte Solches wagen?
Wir, Herre, sicher nicht!" —
Zur selben Zeit sah Napel
Den jungen Konradin
Auf blutbespritztem Stapel
Mit Schwabens Friedrich knien.

Da fuhr der bärt'ge Kaiser
Zuerst empor vom Pfühl,
Sah träumend vom Kyffhäuser
Des eignen Stammes Ziel.
Er schilt und starrt verwundert
Und blinzt dann wieder stumm.
Beinah war ein Jahrhundert
Vom langen Schlaf herum.

---

119. Friedrich Rothbart. (7. Aufl. S. 309.)

Emanuel Geibel.

Tief im Schooße des Kyffhäusers
Bei der Ampel rothem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht;
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart;
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

Rings wie eh'rne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf wie er.

Heinrich auch, der Ofterdinger,
Ist in ihrer stummen Schar
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang;
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein künftiger Gesang.

Alles schweigt, — nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein, —
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersgluth herein;

Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln tönend
Springet auf das eh'rne Thor:
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand:
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wie er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

---

120. Unter den Palmen. (7. Aufl. S. 310.)

Ferd. Freiligrath.

Mähnen flattern durch die Büsche; tief im Walde tobt der Kampf.
Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Theebaum! Leise! daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt! Sieh den Tiger mit dem Leoparden ringen!

Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarb'gem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Käfern, streiten die gescheckten Würger.

Weh! kein Pfeil kann mehr ihn retten! schon geschlossen ist sein Aug'!
Roth sein Schlaf, gleichwie die Blume auf dem Fackeldistelstrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er liegt, gleicht einer Schale
Voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.

Wehe! wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an:
Aber dessen linke Tatze liegt auf des Erwürgten Leibe,
Und die rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.

Siehe, welch ein Sprung! — der Springer hat des Todten Arm gefaßt;
Zerrend flieht er: doch der Andre läßt nicht von der blut'gen Last.
Ringend, ungestüm sich packend stehn sie auf den Hinterpranken,
Aufrecht zwischen sich den starren, mit emporgerafften Blanken.

Da — o sieh', was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum,
Grünlich schillernd, offnen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum! —
Riesenschlange! keinen Einz'gen lässest du den Raub zerreißen; —
Du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

---

121. Der Polenflüchtling. (7. Aufl. S. 311.)

Nikol. Lenau.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt ohne Ziel und Vaterland
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn heruntersprüht
Die heißen Mittagsbrände:
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende.
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Rachegluth der Sonnenstrahl?

Sein Leid neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten.
Der sänke gern zu kühler Ruh
In seinen eignen Schatten;
Der tränke gern vor dürrer Gluth
Schier seine eigne Thränenfluth.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefres Kränken.
Er schreitet fort vom Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle;
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
„O schlummre hier, du armer Mann!"

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Schon kommt im Osten voll u. klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die, heißgejagt, im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht:
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange;
Sie sehn der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn und Wange:
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht
Mit Schritten gastlich leise
Ein alter finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras.

Nimmt wieder seine Stelle dann.
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde,
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild
Und singen ihm zur Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache nach der Väter Brauch
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert
der Held,
Der noch vom Traum berückte!
Er steht auf Ostrolenkas Feld: —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht,
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne,
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' und
weint.

122. Der Deserteur. (7. Aufl. S. 313.)

Anast. Grün.

Auf der Hauptwacht sitzt geschlossen
Des Gebirges schlanker Sohn;
Morgen frühe wird erschossen,
Der dreimal der Fahn' entflohn.

Heute gönnten mit Erbarmen
Sie ihm Wein und Prasserkost:
Doch in seiner Mutter Armen
Giebt und nimmt er letzten Trost.

Mutter, seht, die närr'schen Leute
Heischten Treu und Eid mir ab,
Die ich doch, und nicht erst heute,
Meiner lieben Sennin gab!

Soll mein Blut dem Fürsten
geben; —
Mag wohl sein ein guter Mann:
Guter Mann, nicht wollt mein Leben!
Was blieb Euch denn, Mutter, dann?

Eures Hauptes Silberflocken,
Acker schirmen, Hof und Haus
Und der Liebsten goldne Locken,
Füllt's nicht schön ein Leben aus?

Hoch von langen Stangen wallten
Fetzen Tuchs, drauf sie recht fein
Ein geflügelt Raubthier malten:
Und da sollt' ich hinterdrein!

Dem Gevögel, Adlern, Geiern,
War ich doch mein Lebtag gram;
Schoß manch einen, der zu Euern
Und der Liebsten Heerden kam!

Ueber eine blanke Schachtel
Spannten sie ein Eselsfell:
Welch Gedröhn statt Lerch und
Wachtel,
Die im Korn einst schlugen hell.

Trommellärm trieb mich von
dannen,
Alphorn rief mich zu den Höhn,
Wo die grünen, duft'gen Tannen,
Meine ächten Fahnen, wehn!

Unserm Küster lauscht' ich lieber
Mit dem tapfern Fiedelstrich,
Während vom Gebirg herüber
Süßer Klang mein Ohr beschlich!

In zweifarbig Tuch geschlagen
Knebelten mich Spang' und Knopf;
Einen Höcker sollt' ich tragen
Und als Hut solch schwarzen Topf!

Besser läßt — das sieht doch
Jeder —
Mir der graue Schützenrock,
Auf dem Hut die Schildhahn-Feder,
Stutzen auch und Alpenstock!

Wacht stehn sollt' ich Nachts vor
Zelten!
Lullt mein Wachen sie in Ruh?
Legt der Herr den mir geschmälten
Schlummer wohl dem ihren zu?

Besser als durch mich geborgen
Stellt in Himmels Schutz ich sie,
Und vor Liebchens Haus am Morgen
Stand als Ehrenwacht ich früh.

Morgen, wenn die Schüsse
schüttern,
Mutter, denkt, daß fern von Euch
Im Gebirg bei Hochgewittern
Mich erschlug ein Wetterstreich!

Besser will mir's so behagen!
Kann doch auf den Lippen treu
Euren, ihren Namen tragen,
Wie der blühndsten Rosen zwei!

Und der Morgen stieg zur Erde:
Unter laub'gem Blüthenbaum
Ruht die Sennin; ihre Heerde
Weidet rings am Bergessaum.

Horch! im Thalgrund Büchsenknalle,
Daß, aus seinem Morgentraum
Aufgeschreckt vom rauhen Halle,
Bang und zitternd lauscht der Baum!

Daß ihm's aus der Krone rüttelt
Blüthenflocken taumelnd hin,
Tropfen Thaus, wie Thränen schüttelt
Auf das Haupt der Sennerin!

Und entsunken sind zur Stunde
In dem Thale, grün und frei,
Einem rothen Jünglingsmunde
Wohl der blühndsten Rosen zwei.

123. Das Blümlein Wunderschön. (7. Aufl. S. 315.)

Lied des gefangenen Grafen.

Joh. Wolfg. Goethe.

Graf.

Ich kenn ein Blümlein wunderschön
Und trage darnach Verlangen.
Ich möchte es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß ich die Augen schweifen
Und kann's vom hohen Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt,
Er wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön und höre dies
Hier unter deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn:
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht:
Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein wie ich bewußt,
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein
Und frei von bösen Fehlen:
Doch muß ich hier gefangen sein
Und muß mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau rein und mild:
Doch weiß ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, sein
Hier in des Wächters Garten:
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorge warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang
Und Wohlgeruch das Leben lang
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne;
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne:
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh' verborgen und gebückt
Und mag nicht gerne sprechen;
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,

Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann,
Dir alle Gerüche senden.

Graf:

Das gute Veilchen schätz' ich sehr;
Es ist so gar bescheiden
Und duftet so schön: doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten an dem Bach
Das treuste Weib der Erde
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn zwei sich redlich lieben:
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder ins Leben.

124. Der Trompeter. (7. Aufl. S. 316.)

Aug. Kopisch.

Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
Kaum halt ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt:
Mein Kamerad, der hat ihn geblasen in der Schlacht,
Auch schönen Mädchen oft, ein Ständchen, gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt in der grimmigsten Noth
Erscholl er ihm vom Munde bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von ächter Art:
Gedenk ich seiner, rinnt mir die Thrän' in den Bart.
Herr Wirth, noch einen Krug von dem feurigsten Wein!
Soll meinem Freund zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken sein.

Wir hatten musicirt in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht.
Doch schritten wir mit Lachen darüber unverwandt,
Ich trug das Horn und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis und es bog und es brach: —
Ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind so jach!
Ich konnt ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand.
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt
Und rief: Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!

Drauf setzt' er die Trompet' an den Mund und schwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang!
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
Als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Fluth.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein.
Da donnerte das Eis: die Scholle sie zerbrach; —
Und wurde eine bange, bange Stille darnach.
Das Eis verging im Strom und der Strom im Meer:
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

125. Der Zauberlehrling. (7. Aufl. S. 317.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch, —
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen.
Bist schon lange Knecht gewesen:
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe;
Oben sei ein Kopf;
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich, ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Stehe, stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe, wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen!
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein:
Ach, und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ichs lassen:
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach, nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! Welche Blicke!

O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen!
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder!
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich, brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe, wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach, ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen:
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister, hör' mich rufen!
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen, Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

126. Augustina. (7. Aufl. S. 318.)

W. Smets.

Saragossa, Saragossa! Ist der letzte Schuß gefallen?
Soll des Feindes Siegesdonner höhnend nun in dir erschallen?
Sind vergebens deine Männer kühn in Schlacht und Tod gegangen?
Soll den Frauen und den Töchtern nun vor Schmach und Schande bangen?

Saragossa, wie so still ist's auf den Mauern doch geworden?
Willst du schlimmer als der Feind denn selber deine Freiheit morden?....
Aber sieh, es naht ein Mägdlein, sich zu den Kanonen wagend,
Brod und Wein und kühle Früchte schwer im Korb am Arme tragend.:

Ihren Bräut'gam will sie laben, will mit Speis' und Trank ihn stärken
Weh, da muß sie todt bei Todten ihn zu ihren Füßen merken!
Und die Lunte, die noch glimmet, schwingt behend sie zur Kanone,
Rache! Rache! ruft sie heftig, daß ich dir es, Franzmann, lohne!

Und der Donner überraschend ringsherum ruft auf den Wällen
Die Verzagten, die Erschöpften, zum Geschütze sich zu stellen.
Und wie aufgeschreckt durch Zauber dorthin alle Bürger stürmen:
Männer, Weiber, Greise, Kinder kämpfen schon von allen Thürmen.

Was Vernichtung kann bereiten, Tod in tausend Weisen schaffen,
Siedend Oel und Felsenstücke, Alles wird zu Wehr und Waffen.
Wüthend kommt der Feind gezogen, immer wieder, immer wieder:
Aber die Verzweiflung schmettert immer wieder ihn hernieder.

Und verfolgt von Hohn und Rache muß zerfleischt er endlich weichen,
Aus der Luft noch überschüttet von emporgesprengten Leichen. —
Saragossa, denk, ein Mägdlein hat befreit dich vom Verzagen,
Da es Speis' und Trank zum Liebsten, ach zum todten, mußte tragen;

Dich erquickt durch ihre Liebe, dich gestärkt mit ihrem Muth
Hat die Tapfre, die den Liebsten liegen sah in seinem Blut:
Drum auf ewig deinen Söhnen, deinen Töchtern neben Mina
Preis' in Liedern, Saragossa, deine Heldin Augustina!

127. Der Bettler und sein Hund. (7. Aufl. S. 319.)

Ad. v. Chamisso.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei? —
Was soll nun wieder die Schinderei? —

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brod,
Ich leb' ja nur von Hunger und Noth.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt? —

Es geht zur Neige mit uns zwein:
Es muß mein Thier geschieden sein.
Du bist wie ich nun alt und krank.
Ich soll dich ersäufen: das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's wie manchem Erdensohn. —
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht: —
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht. —

Das ist der Strick! das ist der Stein;
Das ist das Wasser: — es muß ja sein.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an:
Noch nur ein Fußstoß, so ist es gethan." —

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt.
Da zog er die Schlinge sogleich zurück
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und that einen Fluch gar schauderhaft
Und raffte zusammen die letzte Kraft
Und stürzt' in die Fluth sich, die tönend stieg,
In Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her: —
Wie sie ihn fanden, — da war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund;
Es folgt ihm winselnd nur der Hund;
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

---

128. Die Kuh. (7. Aufl. S. 320.)

Aug. Bürger.

Frau Magdalis weint auf ihr letztes Stück Brot:
Sie konnt es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen!

„Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab ich, bist du erst verzehret?" —
Denn Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret. —

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle.
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh:
Schwer abgemüdet im Schwalle
Von ängstlichen Träumen erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen.
„O weh! Nun hab' ich nichts aufzustehn!" —
So schluchzte sie nieder ins Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen:
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

Und horch! Auf Ohr und auf Herz wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel! verzeihe mir jegliche Schuld
Und ahnde nicht meine Verbrechen!"
Sie wähnt, es erhebe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein
Und halte den Bösen in Banden!"
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer; —
Und drittes noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stieß auf die Laden der Zelle:
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn, —
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!" —
Da wagte sie's zitternd zum Stalle zu gehn
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu:
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden." —

Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brot:
Das konnt' er allein nicht essen. —

Mir däucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen:
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

„So", schwur mir ein Maurer, „so ist es geschehn!"
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edeln doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen!

---

129. Der Geiger. (7. Aufl. S. 322.)

Fr. v. Sallet.

Ein Geiger zog von Land zu Land,
Um seine Kunst zu zeigen.
Was je ein Menschenherz empfand,
Das wußt' er vorzugeigen.

Er spielte leis', er spielte stark
In Tönen vielgestaltig;
Sein Geigen ging durch Bein und Mark
Ergreifend allgewaltig.

Das Lob erschallt. Der Geiger stand
Und blickt' in tiefem Sinnen:
„Den schönsten Klang, den ich gekannt,
Den hab' ich doch nicht innen.

Mein alter Vater spielte mir,
Als ich ein Kind, die Weise;
Sie klang (ich bebt' und weinte schier)
So wunderstark und leise.

Doch wie ich sinne hin und her,
Ich weiß sie nicht zu geigen;
Und Ruhe find' ich nimmermehr,
Bis sie mir wieder eigen." —

Er spricht's und spielet leis' und stark
Und sinnt und spielet wieder;
Geht auch sein Ton durch Bein und Mark,
Er senkt den Bogen nieder.

„O jammervolle Schnörkelei'n!
Ist das Musik zu nennen?" —

Rasch packt er Geig' und Bogen ein,
Um wild davon zu rennen.

Er wandert hin, er wandert her;
Dann wandert er nach Hause.
Das Haar wird grau, die Hand wird schwer,
Er wohnt in stiller Klause.

Doch sinnt er stets und sinnet noch
Und findet nicht die Weise.
„Du guter Gott, erbarm dich doch!
Gieb Ruh' mir schwachem Greise!" —

Der Knabe, den er geigen lehrt,
Sieht Morgens einst ihn träumen:
Er lächelt sanft; er schwebt verklärt
Wohl jetzt in lichten Räumen.

Als er erwachet, spricht er mild:
„Dank, Dank dir Herr da droben!
Ich sah im Traum des Vaters Bild,
Vom Silberhaar umwoben.

Die Weise, die ich nimmer fand,
Hört' ich ihn kräftig geigen.
O gieb die Geige von der Wand!
Jetzt ist der Klang mein eigen."

Der Knabe reicht die Geige dar,
Der Alte spielt die Weise;
Der Knabe horcht, — es klingt so klar,
So wunderstark und leise.

Die alte Hand ermattet nicht:
Stets schallt es voller tönend!
Dem Aug' entströmt ein selig Licht,
Das alte Haupt verschönend.

Da stirbt der Ton; der Bogen fällt:
Es kniet und schluchzt der Knabe.
Der Alte noch die Geige hält:
Legt ihn auch so zu Grabe!

---

130. Der Löwenritt. (7. Aufl. S. 324.)

Ferd. Freiligrath.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Junge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre: mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und fliegt gepeinigt.
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,

Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier: krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte:
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen:
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen!

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise;
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen: —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

---

131. Die Leiche zu St. Just. (7. Aufl. S. 325.)

Anast. Grün.

Aus Sanct Justi Klosterhallen
Tönt ein träges Todtenlied;
Glocken summen von den Thürmen
Für den Mönch, der heut' verschied.

Seht den Todten! — Wie von welkem Blute
Schlingt ein rother Reif sich um sein Haupt.
Ob einst drauf zur Buß' ein Dornkranz ruhte? —
Nein, die Krone lag auf diesem Haupt!

Die Kapuze zieht ein Mönch ihm
Tief jetzt übers Auge zu,
Daß die böse Spur der Krone
Drin verhüllt, verborgen ruh'.

Einst das Zepter hielt sein Arm erhoben;
Rüttelte gleich dran die halbe Welt,
Er hielt fest und höher es nach oben,
Wie ein Fels, der eine Tanne hält!

Diese Arme beugt dem Todten
Jetzt ein Frater zu Sanct Just,
Drückt ein Kreuz darein und beugt sie —
Ach, so leicht! — verschränkt zur Brust.

Wie des Regenbogens Himmelsstiege
Glomm der Tag, der ihm das Licht beschied!
Kön'ge schaukelten da seine Wiege,
Königinnen sangen ihm das Lied.

Doch ein Mönchchor singt das Grablied
Jetzt in alter Melodei,
Wie er singt, ob Grabeslegung
Oder Auferstehung sei.

Seht, die Sonne sinkt, die aus den Reichen
Dieses Todten nie den Ausgang fand:

Dieses Abendroth im Gau der Eichen
Ist ein Morgenroth im Palmenland.
Und die Glocken leiser klingen:
Schöne Thäler, lebet wohl!
Und die Mönche heiser singen:
Schnöde Welt, o fahre wohl!
Einmal noch durchs Kirchenfenster nieder
Blickt zum Sarg der Sonne mildes Roth,
Was sie hier sieht, dort zu künden wieder:
Wie der Herrscher beider Welten todt!
Hirt und Hirtin doch im Thale,
Wie da Glocke klingt und Lied,
Beten still, entblößten Hauptes,
Für den frommen Mönch, der schied.

132. Der Königssohn. (7. Aufl. S. 326.)

Ludw. Uhland.

1.

Der alte, graue König sitzt
Auf seiner Väter Throne.
Sein Mantel glänzt wie Abendroth,
Wie sinkende Sonn' die Krone.

„Mein erster und mein zweiter Sohn,
Euch theil' ich meine Lande.
Mein dritter Sohn, mein liebstes Kind,
Was lass' ich dir zum Pfande?"

„Gieb mir von allen Schätzen nur
Die alte rostige Krone!
Gieb mir drei Schiffe! so fahr' ich hin
Und suche nach einem Throne."

2.

Der Jüngling steht auf dem Verdeck,
Sieht seine Schiffe fahren;
Die Sonne strahlt, es spielt die Luft
Mit seinen goldnen Haaren.

Das Ruder schallt, das Segel schwillt,
Die bunten Wimpel fliegen;
Meerfrauen mit Gesang und Spiel
Sich um die Kiele wiegen.

Er spricht: „Das ist mein Königreich,
Das frei und lustig streifet,
Das um die träge Erde her
Auf blauen Fluthen schweifet."

Da ziehen finstre Wolken auf
Mit Sturm und mit Gewitter:
Die Blitze zucken aus der Nacht,
Die Maste springen in Splitter.

Und Wogen stürzen auf das Schiff,
So wilde, Bergen gleiche!
Verschlungen ist der Königssohn
Sammt seinem lust'gen Reiche.

3.

Fischer.

Versunken, wehe, Mast und Kiel!
Der Schiffer Ruf verschollen!
Doch sieh, wer schwimmet dort herbei,
Um den die Wogen rollen?

Er schlägt mit starkem Arm die Fluth
Und fürchtet die Wellen wenig,
Trägt hoch das Haupt mit goldner Kron':
Er dünkt mir wohl ein König.

Jüngling.

Ein Königssohn! Mir aber ist
Die Heimath längst verloren.
Erst hat die schwache Mutter mich,
Die irdische, geboren:

Doch nun gebar die zweite Mutter,
Das starke Meer, mich wieder; —
In Riesenarmen wiegte sie
Mich selbst und meine Brüder.

Die Andern all' ertrugen's nicht:
Mich brachte sie hier zum Strande!
Zum Reiche wohl erkor sie mir
All' diese weiten Lande.

4.

Fischer.

Was spähst du nach der Angel
Vom Morgen bis zur Nacht
Und hast mit aller Mühe doch
Kein Fischlein aufgebracht?

Jüngling.

Ich angle nicht nach Fischen:
Ich sah in Meeresschacht
Wohl jeder Angel allzutief
Viel königliche Pracht.

5.

Wie schreitet königlich der Leu!
Schüttelt die Mähn' in die Lüfte!
Er ruft sein Machtgebot
Durch Wälder und Klüfte.

Doch werd' ich ihn stürzen
Mit dem Speer in starker Hand,
Um die Schultern mir schürzen
Sein Goldgewand.

Der Aar, ein König, schwebet auf,
Er rauschet in Wonne:
Will langen sich zur Kron' herab
Die goldene Sonne.

Doch in den Wolken hoch
Soll ihn fahen und spießen
Mein geflügelter Pfeil,
Daß er mir sinke zu Füßen.

6.

Im Walde läuft ein wildes Pferd,
Hat nie den Zaum gelitten,
Goldfarb, mit langer, dichter Mähn',
Schlägt Funken bei allen Tritten.

Der Königssohn, der fängt es ein,
Hat sich darauf geschwungen:
Es bläht die Brust, es schwingt den Schweif,
Kommt wiehernd hergesprungen.

Und Alle horchen staunend auf,
Die in den Thälern hausen,
Sie hören's vom Gebirge her
Wie Sturm und Donner brausen.

Da sprengt herab der Königssohn,
Umwallt vom Fell des Leuen;
Des wilden Rosses Mähne fleucht,
Die Hufe Feuer streuen.

Da drängt sich alles Volk herzu
Mit Jubel und Gesange:
„Heil uns! er ist's! der König ist's,
Den wir erharrt so lange.“

7.

Es steht ein hoher, schroffer Fels,
Darum die Adler fliegen;
Doch wagt sich Keiner drauf herab:
Den Drachen sehn sie liegen.

In alten Mauern liegt er dort
Mit seinem goldenen Kamme;
Er rasselt mit der Schuppenhaut,
Er hauchet Dampf und Flamme.

Der Jüngling ohne Schwert und Schild
Ist keck hinaufgedrungen;
Die Arme wirft er um die Schlang'
Und hält sie fest umrungen.

Er küßt sie dreimal in den Schlund:
Da muß der Zauber weichen;
Er hält im Arm ein holdes Weib,
Das schönst' in allen Reichen.

Die herrliche, gekrönte Braut
Hat er am Herzen liegen,
Und aus den alten Trümmern ist
Ein Königsschloß gestiegen.

8.

Der König und die Königin,
Sie stehen auf dem Throne;
Da glüht der Thron wie Morgenroth,
Wie steigende Sonn' die Krone.

Viel stolze Ritter stehn umher,
Die Schwerter in den Händen;
Sie können ihre Augen nicht
Vom lichten Throne wenden.

Ein alter, blinder Sänger steht
An seine Harf' gelehnet;
Er fühlet, daß die Zeit erschien,
Die er so lang' ersehnet.

Und plötzlich springt vom hohen Glanz
Der Augen finstre Hülle:

Er schaut hinauf und wird nicht satt
Der Herrlichkeit und Fülle.
Er greifet in sein Saitenspiel,
Das ist gar hell erklungen:
Er hat in Licht und Seligkeit
Sein Schwanenlied gesungen.

133. Das Grab im Busento. (7. Aufl. S. 330.)

Aug. Graf v. Platen.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder;
Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette;
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung, auf dem Pferde,
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere:
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

134. Der Geist des Kolumbus. (7. Aufl. S. 330.)

Aug. Graf v. Platen.

Durch die Fluthen bahnte, durch die dunkeln,
Sich das Schiff die feuchte Straße leicht;
Stürme ruhn, und alle Sterne funkeln,
Als den Wendepunkt die Nacht erreicht.

Und der neuentthronte Kaiser stützte
Seine Stirne mit der tapfern Hand;
Eine Welle nach der andern sprützte
Um das Steuer des Northumberland.

An die Schlachten denkt der Held im Geiste,
Die er schlug, an sein erprobtes Heer:
Doch um ihn und seine Träume kreiste
Einer Riesenschlange gleich das Meer.

Den des Südens Steppen nicht bezwangen,
Den der Frost des Nordens kaum besiegt,
Fühlt sich nun im engen Raum gefangen,
Auf dem Schaum sich hin und her gewiegt.

Als er hadernd solchem Truggeschicke
Gottes Rathschluß fordert vor Gericht,
Sieh, da zeigt sich seinem nassen Blicke
Eines Helden Schattenbild und spricht:

„Klage nicht, wenn auch die Seele duldet,
Klage nicht, dir ist ein Trost bereit:
Was du leidest, litt ich unverschuldet,
Und Kolumbus nannte mich die Zeit.

Ich zuerst durchschnitt die Wasserwüste,
Ueber der du deine Zähren weinst,
Der Atlantis früh verlorne Küste,
Dieser Fuß betrat zuerst sie einst.

Nun erglänzt in heller Morgenstunden
Auferstehung jenes theure Land,
Das der Menschheit ich zum Heil gefunden,
Nicht zum Frohndienst einem Ferdinand!

Du erlagst dem unbezwingbar'n Norden:
Aber Jene, die darob sich freun,
Werden zitternd vor entmenschten Horden
Ihren blinden Jubel bald bereun!

Aber kommt der große Tag der Schmerzen, -
Und es hemmt ja Nichts der Zeiten Lauf, —
Nimm, Columbia, dann die freien Herzen,
Nimm Europas letzte Helden auf!

Wann das große Henkerschwert geschliffen:
Meinen Kindern dann ein werther Gast
Kommt die Freiheit auf bekränzten Schiffen;
Ihre Mütze pflanzt sie auf den Mast!

Segle westwärts, sonne dich am Lichte,
Das umglänzt den stillen Ocean;
Denn nach Westen flieht die Weltgeschichte:
Wie ein Herold segelst du voran!

Sprach's das Schattenbild und schien vergangen
Wie ein Stern, der im Verlöschen blinkt:
Freude färbt des großen Würgers Wangen,
Weil Europa hinter ihm versinkt.

135. Des Kaisers letzte Schlacht. (7. Aufl. S. 332.)

Victor Strauß.

Der Kaiser schritt in Hast aus seinem Zelt.
Schon hatt' es rings der stolze Troß umstellt,
Ein Troß von Kaisern, Königen und Fürsten,
Die alle nur nach seinem Lächeln dürsten.
Er sah sie kaum mit halben Blicken an:
Er schaut' ins Feld, wo seine Schlacht begann.

Zu Roß gestiegen, ging's zum Hügel fort.
Der Kaiser hielt und sah das Feld voll Mord:
Da wogten Kriegerreihn wie Saatenhalme;
Die Sonne war verhüllt vom Pulverqualme;
Kanonen brüllten, Kriegsmusik erklang;
Auf Meilen weit war Schlachtgelärm und Drang.

Von allen Bergen blitzte Strahl auf Strahl,
Von Waffen glänzt' und schallte laut das Thal,
Dort rasch durchsprengt, dort fest und kühn durchzogen;
Und Alles, wie's des Kaisers Sinn erwogen.
Die größte Schlacht war's, die sein Muth erzwang:
Ein Welttheil war's, der mit dem andern rang.

Da plötzlich wandte sich der Seinen Glück: —
Sie wogten wie ein schäumend Meer zurück.
Er sah's und zürnte stumm; dann hieß er reiten,
Befehle sandt' er aus nach allen Seiten;
So schickt' er Fürsten, Könige, Kaiser fort; —
Sie sprengten hin: — nun hielt er einsam dort.

Und fühlend, wie er nie zuvor empfand,
Sein und der Welt Geschick in ew'ger Hand,
Mußt' er nach Oben seine Blicke wenden
Und sprach: — er wußt's nicht, — mit gefaltnen Händen:
„Du ungeheure Kraft, die Alles lenkt,
Nur dieser Sieg noch werde mir geschenkt!

„Nur dieser Sieg noch: und der Frieden soll
Sich auf Europa lagern segensvoll.
Ich will und kann die frohe Welt beglücken,
Sie soll mit Lust wie eine Braut sich schmücken." —
Da kracht' es laut: — er starrt' empor und sah: —
Er war Gefangner, saß auf Helena.

Am Strand entschlummert nah' dem Ocean
War er geweckt vom donnernden Orkan.
Ernst tritt er vor, Arm unter Arm gebogen,
Blickt in den Kampf der Wetter und der Wogen,
Der Gitter seines Kerkers: — und es kreist
Wie eine Weltgeschicht' in seinem Geist.

---

136. Kaiser Max und Albrecht Dürer. (7. Aufl. S. 333.)

Anast. Grün.

Fürst, Troßbub, Ritter, Gauner, durchwimmelnd Augsburgs Straßen,
Im Saal die Reichsherrn zankend und zankend Volk auf den Straßen,
Hier doppelt volle Schenken, doch Armuth rings im Land!
Wie mögt ihr Solches heißen? — Reichstag war's deutsch genannt.

Max sah vom Fenster düster ins tolle Gewühl hinein:
Da trat in schlichtem Wamse ein Mann gar schüchtern ein.
„Gott grüß dich, Meister Dürer!" rief Max so freudig schnell.
„Wie kommt die Kunst zum Reichstag? nach Babel mein Apell?"

„„Nur eine Gnade wollt' ich, o Herr, von Euch erflehn,""
Erwidert drauf der Meister: „„laßt freundlich es geschehn!
Ach, gerne malt' ich einmal noch Euer Konterfei,
Hell strahlend wie sein Urbild, doch auch so wahr und treu.""

Da faßte sanft der Kaiser des Künstlers Hand gerührt:
„Bei mir ist's Abendroth schon: drum eh' es Nacht ganz wird,

Willst du die Landschaft zeichnen, vom Spätlicht karg verklärt!
Gelt, Freund, so ist's gemeinet? Wohlan, gern sei's gewährt!"

Der Maler nimmt den Pinsel, Leinwand und Farbenschrein:
„„Noch bitt' ich Eins, mein Kaiser: seht nicht so finster drein!""
Starr auf die graue Leinwand ist Maxens Blick gebannt:
„Ich denk' an Staub und Asche, auch grau wie diese Wand."

Der Maler zeichnet weiter, Mund, Wange, Nas' und Blick.
Der Kaiser sinkt vor Lachen jetzt in den Stuhl zurück:
„Ho, ho! da droht sie wieder, als ob sie der Spiegel wies',
Die ungeheure Nase, die sich so oft schon stieß!"

Und Farb' auf Farb' entlodert, wie Frühlingsblüthenglanz,
Und Leben, Frühlingsleben durchschwillt den Farbenglanz:
Aufblüht die Farb', umkosend als Lächeln hier den Mund,
Als Ernst gar finster thronend dort auf dem Stirnenrund. —

„Seht da den ganzen Menschen, dies alte treue Haus!
Schmerz sieht zu einem Fenster wehmüth'gen Blicks heraus:
Die Freude steht am andern und nickt und lächelt mild.
Nur hängt an diesem Hause die Kron' als Aushängschild!

Leb' wohl nun, Bruder Albrecht! ja, Bruder nenn' ich dich.
Ein König heiß' ich; König bist du so gut als ich:
Ein Stückchen Gold mein Scepter, mein Reich ein Stück grün Land;
Dein Scepter Stift und Kohle, dein Reich die Leinewand.

Die Heere bunter Farben sind Unterthanen dir,
Wohl treuer dir ergeben traun als die meinen mir!
Und Leben ist das Endziel, dem unsre Kraft geweiht,
Und Beider Müh' und Arbeit gilt der Unsterblichkeit!

Und doch ist's einst gelungen, und glauben wir's vollbracht,
Wonach wir treu gerungen Tags über und bei Nacht,
Kommt unser Werk besehend manch nüchterner Gesell
Und meint, das Bild sei leidlich, der Thron steh' schief zur Stell'.

Behüt' dich Gott, mein Albrecht! Kehrst du nach Nürnberg heim,
So grüß' mir den Hans Sachse, den Mann mit Sang und Reim.
Macht er ein Liedlein wieder, so sei's ein Leichenlied:
Bald hört ihr, daß ein König, der lieb euch war, verschied."

So sprach der Fürst. Ins Auge schaut er dem schlichten Mann
Und sieht ihn milden Blickes wohl lang und schweigend an,
Blickt dann aufs eigne Bildniß, geschmückt mit Kron' und Gold,
Und lächelt still wie Einer, der lieber weinen wollt'.

---

137. Der blinde König. (7. Aufl. S. 334.)

L. Uhland.

Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort? —
Er ruft in bitterm Harme,
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:
„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!

Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt:
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber groß und wild,
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter!
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter:
Und keiner kämpft um sie?"

Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reihn;
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?" —
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm."

„O Sohn, der Feind ist riesenstark;
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch in dir ist edles Mark:
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge;
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Fluth mich armen Greis!

Und horch, es schäumet und es rauscht
Der Nachen übers Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und Alles schweigt umher,
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, — ich kenn's am guten Klang, —
Es gab so scharfen Laut."
„Der Räuber ist gefallen;
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor Allen,
Du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher;
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht." —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen!" — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab, —
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

138. Der gute Kamerad. (7. Aufl. S. 336.)

L. Uhland.

Ich hatt' einen Kameraden;
Einen bessern findst du nit!
Die Trommel schlug zum Streite;
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen:
Gilt's mir, oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen:
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'. —
Kann dir die Hand nicht geben!
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad.

139. Der arme Knabe.* (7. Aufl. S. 336.)

Vict. Strauß.

Ein holder Morgen wand sich los
Aus trüber Nächte dunklem Schooß,
Und lieblich und erfrischend fuhr
Ein kühler Wind durch Wald u. Flur;

Der weckte alle Vögelein,
Daß sie so fröhlich, klar und rein
Dem Schöpfer sangen ihr Morgenlied,
Daß alle Welt in Lust gerieth.

Und sieh, da stand ein armer Knab'
Und seufzt' und sah den Strom hinab;
Er sah hinab ins weite Thal
Und seufzte tiefauf noch einmal;
Er schaute zu dem Himmel auf
Und ließ den Thränen freien Lauf.

„Warum, o Du, der Alles hier
Erfreut und segnet, gabst Du mir
Solch volles Herz, das alle Welt
Mit treuer Lieb' umschlossen hält,
Und nahmst mir doch den Vater mein,
Nahmst mir mein trautes Mütterlein,
Auf die, wenn's Herz mir überfloß,
Ich meine ganze Liebe goß?

Nun hab' ich Keinen, der mir blieb.
Ach, Brudertreu' und Schwesterlieb'
Hast Du mir ja, Dir sei's geklagt,
Für dieses Leben ganz versagt.
So nehm' ich denn den Reisestab
Und wandre durch das Thal hinab
Und wandre sonder Ruh' und Rast,
Bis mich ein Liebesarm umfaßt."

Und nieder stieg er in das Feld,
Und weiter zog er in die Welt,
Und herber wurde stets sein Schmerz:
Er fand nicht Ein treu liebend Herz,
Ging einsam hin durch alles Land
Und kam zuletzt zum Meeresstrand.

Da ward er traurig immer mehr;
Es ward ums Herz ihm gar zu schwer,
Daß er zum Wasser niedersank,
Am Geist verstört, im Haupte krank,
Bis ihn und allen seinen Gram
Ein tiefer Schlummer überkam.

Wie lag er da so friedlich dort!
Die Wasser rauschten an ihm fort,
Sie brausten hin und her im Lauf: —
Der Knabe wacht nicht wieder auf.

140. Unterthanenliebe. (7. Aufl. S. 337.)

Vict. Strauß.

Der Graf zu Schaumburg-Lippe, Herr Friedrich Christian,
In seiner Wehr zu Rosse kommt er die Straß' heran;
Da tritt ein stiller Bürger aus seinem Haus hervor,
Sieht den gestrengen Herren und birgt sich hinterm Thor.

Das hat der Graf gesehen; er hält und ruft: „Heraus!"
Nichts kommt. Er ruft noch einmal: — es regt sich Nichts im Haus
Er ruft es laut zum Dritten: — und noch bleibt Alles still.
„Nun möcht ich doch erfahren, wer hier mir trotzen will."

Er zieht aus seiner Halfter das Schießgewehr und schießt,
Daß man am Loch im Holze noch heut das Zeugniß liest.
Fast traf er den Versteckten: der birgt sich länger nicht;
Er stürzt hervor und neigt sich mit bleichem Angesicht.

„Was birgt Er sich?" ruft Jener, die Stirn von Zorn gefurcht.
„Gestrenger Herr, ich sah Euch: da barg ich mich aus Furcht."
Da setzt der Graf den Sporn ein und fährt ihn donnernd an:
„Ihr dürfet mich nicht fürchten! Ihr sollt mich lieben, Mann!"

141. Die Werbung. (7. Aufl. S. 338.)

Nikol. Lenau.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesgluth,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.

„Laß die Geige wilder singen!
Wilder schlag' das Zimbal du!“
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf;
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all' die Säbelnarben,
Ehrenröslein, purpurfarben
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in
Funken,
Das sich oft in Blute wusch;
Auf dem Csako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!“
Ruft er aus mit licht'ren Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen:
Komm und trinke Brüderschaft!“
Und es schwingt der freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort:
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!“
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen,
Hört davor die Linde schauern
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn ins Feld auf flinken Rossen
Lustig mit Drommetenton.
„Komm in unsre Reiterscharen!“
Fällt der Werber jubelnd ein, —
„Schönes Leben der Husaren!
Das ist Leben, das allein!“ —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich mir im Kreise
Eine finstere Gestalt
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt,
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern.
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut
Wird das Bild der Heimath sterben!
Arme Mutter! arme Braut!
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
Bist kein rechter Ungarjunge!
Feiges Herz! so fahre hin!“
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge,
Zorn und Scham der Wange Glühn,
Hin zum Werber: von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet kühn zum Fechten

Schnell das Schwert sich um die Hüf-
ten. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort am Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart hinab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

---

142. Klaglied Kaiser Otto des Dritten. (7. Aufl. S. 340.)

A. Graf v. Platen.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwaist, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln
Mit Händen, minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff!

Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach:
Es folgt der blassen Leiche
Begangner Frevel nach.
Vergebens mit Gebeten
Beschwör' ich diesen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann!

Doch nein! Die Stolzen beugte
Mein reuemüthig Flehn:
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiedersehn!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug:
An seinem frühen Grabe
Hab' ich geweint genug.

Des deutschen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron;
Mir winkt der Aeltervater
Mit seinem großen Sohn;
Und während voll von Milde
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tief bewegt.

Nun fühl' ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!
Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom:
O Welt, du bist so nichtig!
Du bist so klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüthen
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht zu hüten
Den kaiserlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Aachen
Will ich bestattet sein.

Die echten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier.
Ihn hab' ich liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen
Zu öffnen seinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren,
Der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen:
Mir aber gebt Entsatz
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann!

---

143. Die Löwenbraut. (7. Aufl. S. 341.)

Adalb. v. Chamisso.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern:
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes königlich Haupt;
Ich wuchs heran: du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier!
Ich aber muß folgen — sie thaten's mir an, —
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei;
Ich wurde gefreiet: es ist nun vorbei! —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu?
Ich bin ja gefaßt: sei ruhig auch du!
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß:
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei!
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Aufbrüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unselige wagt's sich der Thüre zu nahn!
Da fällt er verwandelt die Herrin an:
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut, —
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

144. Hans Euler. (7. Aufl. S. 343.)

J. G. Seidl.

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh, laß den Mann herein;
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein!“
„Grüß Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch:
Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!“

„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Noth mir thut;
Doch so Ihr seid Hans Euler, so will ich Euer Blut!
Wißt Ihr, vor Monden hab' ich Euch noch als Feind bedroht.
Dort hatt' ich einen Bruder: den Bruder schlugt Ihr todt.

Und als er rang am Boden, da schwor ich es ihm gleich,
Daß ich ihn rächen wollte früh oder spät an Euch!“
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und kommt Ihr ihn zu rächen: — wohlan! ich bin bereit!

Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand:
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand.
Den Säbel, Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug;
Und soll ich nimmer kommen: — Tyrol ist groß genug!“

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan, —
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan, —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun stehn sie an der Spitze. — Da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt:
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust,

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh umkreist
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das sehn die Beiden droben: dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, — dein Bruder hat's bedroht, —
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt.“

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht;
Er will den Arm erheben: den Arm erhebt er nicht!
„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit!
Und willst du mir verzeihen: komm, Hans, ich bin bereit!“

145. Der Kampf mit dem Drachen. (7. Aufl. S. 344.)

Fr. Schiller.

Was rennt das Volk? was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?

Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter hoch zu Roß
Gewahr' ich aus dem Menschentroß;
Und hinter ihm — welch Abenteuer! —
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt
Mit weitem Krokodilesrachen.
Und Alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
Der Hirt und Heerden uns verschlungen;
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel Andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß;
Doch Keinen sah man wiederkehren:
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sanct Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edlen Meister tritt
Der Jüngling mit bescheid'nem Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht:
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet!
Frei ist dem Wanderer der Weg;
Der Hirte treibe ins Gefilde;
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held gethan:
Der Muth ist's, der den Ritter ehret;
Du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch sprich: Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Und Alle rings umher erbleichen.
Doch er mit edlem Anstand spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

„Und diese Pflicht, mein Sohn," versetzt
Der Meister, „hast du frech verletzt:
Den Kampf, den das Gesetz versaget,

Hast du mit frevlem Muth gewaget!“ —
„Herr, richte, wenn du Alles weißt,“
Spricht Jener mit gesetztem Geist;
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen:
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht' ich's in dem Kampf zu siegen.

Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden:
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier;
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte;
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leun
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Saracen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter:
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Muth muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein
Des Raubthiers Fährte zu erkunden.
Da flößte mir der Geist es ein!
Froh rief ich aus: „Ich hab's gefunden!“ —

Und trat zu dir und sprach das Wort:
„Mich zieht es nach der Heimath fort.“
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.

Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbekannten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reihn;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze;
Die kleinen Augen sprühen Blitze;
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß er um Mann und Roß sich schlänge.

Und Alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau:
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwählt' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt den wilden Ur zu greifen:
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adeliger Zucht entstammet;
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los
Und stachl' es mit den scharfen Sporen
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen:
Nie rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,

Bis dreimal sich der Mond erneut;
Und als sie Jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen hier zu landen:
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die That;
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen
Und von dem edlen Doggenpaar
Begleitet auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hausete der Wurm und lag
Den Raub erspähend Nacht und Tag;
So hielt er wie der Höllendrache
Am Fuß des Gotteshauses Wache.
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße:
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,

Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwinge mich behend aufs Roß
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt zum Knäul geballt
Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als er den Rachen gähnend theilet
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch' ich ihren Muth:
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende.
Doch machtlos wie ein dünner Stab
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück:
Und jetzo war's um mich geschehen. —

Da schwing' ich mich behend vom Roß;
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß:
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimm'gen Zähnen,
Als meine Hunde wuthentbrannt
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Gekröse
Nachbohrend bis ans Heft den Stahl:
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl;

Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn.
Und als ich neu gestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache."

Des Beifalls lang' gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies gesprochen;
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall;
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne;
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke zeigen:
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand:
Ein Gott bist du dem Volke worden; —
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war;
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspänst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn er ist's, der die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluck:
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt:
Drum wende dich aus meinen Blicken;
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Da bricht die Menge tobend aus;
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus;
Um Gnade flehen alle Brüder: —
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand

Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke;
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz: es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.

146. Das Mordthal. (7. Aufl. S. 351.)

(Zwischen New-Orleans und Savannah.)

Adalb. von Chamisso.

Es überfiel mich Müden einst die Nacht
In eines Thales wildbewachs'nem Grunde,
Deß Namen auszusprechen schaudern macht.
Die Bäume nannten ihn, die in der Runde
Mit schwarzgebrannten Stämmen mich umstanden: —
Das Mordthal! sprach ich aus mit leisem Munde.
An diesem Ort des Schreckens überwanden,
Skalpirten die Indianer dreißig Weiße,
Die schlafend sie in ihrem Lager fanden;
Sie schonten nicht der Kinder, nicht der Greise.
Und einsam übernachten sollt' ich hier
In dieser Bäume schauerlichem Kreise.
Ich sorgte für mein Pferd, mein müdes Thier,
Sodann des Herdes Flamme zu erwecken,
Und stillte des gereizten Hungers Gier
Und wollte ruhbedürftig hin mich strecken,
Als neben mir im dürren Laub erklang
Ein Rasseln, wohl geeignet mich zu schrecken.
Die Klapperschlange war's: vom Lager sprang
Ich auf und sah bei meines Feuers Lichte
Den Wurm, den zu vertilgen mir gelang.
Ich wiederum, wie es geschehen, richte
Zum Schlaf mich ein; doch mir im Sinne lagen
Der gift'ge Wurm und jene Mordgeschichte.
Wie da mir war, ich weiß es nicht zu sagen;
Ich lag, ob schlaflos, doch wie schlafestrunken,
Sah über mir die Wipfel windgeschlagen,
Und sah wie mährchenhafte, lichte Funken
Leuchtkäfer schwirren durch des Laubes Zelt,
Da rings die Landschaft tief in Nacht versunken.
Vom Flackern nur der Flamme schwach erhellt
Erschimmerten die Stämme mit den Zeichen:
Ich fühlte recht allein mich in der Welt.
So wie der Mond vom Horizont die bleichen,
Unsichern Strahlen durch die Räume warf,
Begann vor ihm die Finsterniß zu weichen;
Und wie er stieg am Himmel, sah ich scharf
Und schärfer aus dem Dunkel treten, was
Ich sonder Schauer nimmer denken darf. —

Gelehnt an einen jener Stämme saß
  Ein Sohn der Wildniß, welcher regungslos
  Mich wundersamen, starren Blickes maß,
Nicht jung von Jahren, kräftig, schön und groß,
  An Schmuck der Waffen einem Fürsten gleich,
  Das Feuerrohr, den Bogen in dem Schooß,
Im schön gestickten Gürtel zierlich reich
  Den Tomahawk nebst Messer zum Skalpiren,
  Gleich einem Schemen aus dem Schattenreich.
Ich sah ihn an, so wie er mich, mit stieren
  Und unverwandten Augen, sah ihn lange
  Und schien mir alle Thatkraft zu verlieren, —
Dem Vogel zu vergleichen, den die Schlange
  Mit zauberkräft'gem Blick in Bande schlug, —
  Gelähmt von der Gedanken wirrem Drange.
Da dacht' ich wieder: Dieses Bild ist Trug,
  Ein Angstgespenst nur ohne Wesenheit,
  Das dein erhitztes Hirn ins Aeuß're trug, —
Und schlug die Augen zu nach langer Zeit
  Und schlug sie wieder auf: — er war verschwunden;
  Ich dünkte mich vom bösen Wahn befreit.
Da fiel von Müdigkeit ich überwunden
  In tiefen Schlaf: der Morgen graute schon;
  Er hielt mich selbstvergessen noch gebunden.
Der Wind, der sich erhob wie Sturmes Drohn,
  Erweckte mich: und wiederum saß dort —
  Es war kein Wahn, — der Wildniß grauſ'ger Sohn
In gleicher Haltung und am selben Ort
  Noch stumm und starr, noch ohne sich zu regen,
  Den Blick auf mich geheftet fort und fort.
Da sprang ich auf und auf ihn zu, verwegen
  Mit vorgehaltener Pistol': er stand
  Nun auf und trat gelassen mir entgegen.
Wie hart ich Mann an Mann mich vor ihm fand,
  Da traf ein Schlag mich, den er plötzlich führte: —
  Entwaffnet war ich und in seiner Hand.
Und wie sie kräftig mir die Kehle schnürte,
  Ersprühten über mich des Auges Flammen,
  Die lang' verhaltner Haß befriedigt schürte.
Ich fühlte zu dem Tode mich verdammen,
  Vermochte nicht zu flehen um mein Leben
  Und sank zerknickt ein schwaches Rohr zusammen.
Er aber schien sich selbst zu widerstreben,
  Zu bändigen die rasche, wilde Wuth:
  Ich sah ihn unvermuthet frei mich geben.
Die Pfeife steckt' er an des Herdes Gluth
  In Brand und reichte rauchend sie mir dar,
  Wie Friede bietend es der Wilde thut.
Durch solches Pfand gesichert vor Gefahr
  Vermocht' ich nicht zu brechen noch das Schweigen,

Der ich unkundig seiner Sprache war.
Und er auf Englisch: „Folge mir! Dort steigen
Herauf die Wolken vor des Sturmes Nahn.
Zu Pferd! Ich werde meinen Weg dir zeigen."
Ich sprach, — er schwieg und ging den Pfad voran
Und bog zurück das Haupt und winkte nur;
Ich saß zu Pferd und folgte seiner Bahn.
Der Steg durch Schluchten, welche die Natur
Mit Waldesdickicht wuchernd übersponnen,
Verfolgte berghinan des Wildes Spur;
Es drang durch Waldesnacht kein Strahl der Sonnen.
Und eilends schritt und hielt mein Pferd am Zaum
Mein Führer schweigsam, sicher und besonnen.
Ich ließ ihn schalten, folgend wie im Traum.
Sein Haus erschien, das nächste Ziel der Reise,
Inmitten einem lichtern Waldesraum.
Er führte mich hinein, er brachte Speise,
Er hieß mich sitzen, sorgend für den Gast
Auf schweigsam ernste, würdevolle Weise.
Ich aber warf den Blick mit scheuer Hast
Rings um mich her, und mich befiel ein Grauen
Beim Anblick dessen, was der Raum umfaßt.
Da waren prunkend ausgestellt zu schauen
Bei funfzehn Skalpe, blut'ges Siegesmal,
Von weißen Menschen, Männern, Kindern, Frauen.
Er ließ mich überzählen deren Zahl
Und nahm sie nach einander von der Wand
Und hing um seinen Hals sie allzumal
Und schmückte sich mit Waffen und Gewand,
Als sei's zum Festmahl oder auch zur Schlacht,
Und sprach sodann, mit Stolz zu mir gewandt:
„Du bist ein Weißer, und ich fand zu Nacht
Dich schlafend. Meiner Friedenspfeife Rauch
Hat Sicherheit des Lebens dir gebracht.
Einst fand ein Weißer meinen Vater auch
In seinem Schlaf, — ich war noch ungeboren, —
Er schlug den Schlafenden nach eurem Brauch:
Und Rache war, zu der ich auserkoren,
Das erste Wort, das ich zu lallen lernte,
Und war der erste Schwur, den ich geschworen.
Die blut'ge Saat gedieh zu blut'ger Ernte:
Ich hielt als Mann, den ich als Kind gelallt,
Den Schwur, von dem mein Sinn sich nie entfernte;
Und als ich noch für einen Knaben galt,
Mit Skalpen schmückt' ich, so wie diese hier,
Die Hütte, meiner Mutter Aufenthalt.
Wir hausten im Ontario-Revier;
Vier Kinder, die euch hassen ich gelehrt,
Vier hoffnungsvolle Söhne blühten mir.
Wie einst ich von der Jagd zurückgekehrt,

Da stieß mein Fuß auf Trümmer und auf Leichen,
Vier Leichen, von den Flammen halb verzehrt.
Allein stand meine Mutter bei den Leichen,
Vergoß unmächt'ger Thränen bittre Fluth
Und stöhnte: Rache! Rache diesen Leichen! —
Ich habe Thränen nicht, ich habe Blut,
Der Weißen rothes Herzensblut vergossen
Und habe nicht gekühlt noch meine Wuth.
Wo wider weiße Menschen je beschlossen
Von meinen rothen Brüdern ward ein Krieg,
Gewannen mich die Tapfern zum Genossen.
Der uns Verbündete geführt zum Sieg,
Tekumteh fiel in seines Ruhmes Prangen,
Mit dem die Hoffnung auch zu Grabe stieg.
Da sprach ich zu der Mutter: Ausgegangen
Ist unser Stamm; wir Beide sind allein:
Es soll die tiefste Wildniß uns umfangen.
Wir zogen südlich in die Wüstenei'n,
Wo unsre Hütte wir uns hier erbaut
Und beigesetzt der Unsrigen Gebein.
Ein Weißer einst, von Haaren hoch ergraut,
Begehrte gastlich Schutz von unserm Dache.
Und wie ihn scharf die Mutter angeschaut,
Da schrie sie leise mir ins Ohr: Erwache!
Der ist es, der den Vater dir erschlagen:
Gedenke deines Schwures! Rache! Rache! —
Ich will, was folgt, an anderm Ort dir sagen.
Erhebe dich, mein Gast, und folge mir."
Er schwieg und ging; ich folgte nur mit Zagen.
Durch Urwalds Dickicht, undurchdringlich schier,
Auf steilem Abhang klommen wir empor;
Am Absturz einer Bergschlucht hielten wir.
Der Blick vor uns sich unterwärts verlor
In nächt'ge Tiefe; kaum erscholl das Brausen
Des Bergstroms noch herauf zu unserm Ohr.
Da stand der Wilde in des Sturmes Sausen
Und warf zornfunkelnd einen Blick mir zu: —
Zu Berge sträubte sich mein Haar vor Grausen.
„Wo Jenen ich geführet, stehst nun du!"
Beginnend so nach langem Schweigen that er
Wie Einer, der dem Sturm gebietet Ruh'.
„Er fürchtete den Tod und winselnd bat er
Um Leib und Leben; doch ich stieß ihn fort:
Den du gemordet, räch ich, meinen Vater.
Du kommst mit mir ins Land der Geister; dort
Erwartet meiner rühmlicher Empfang:
Das Opfer bring' ich, und ich halte Wort! —
Und ihn mit kräft'gen Armen fassend sprang
Ich hier hinab in dieses Schlundes Rachen
Zu seinem und zu meinem Untergang.

Noch hör' ich seines Körpers dumpfes Krachen,
Der dort am schwarzen Felsen ward zerschlagen:
Ich selber sollte noch dem Licht erwachen.
Du siehst den Wipfel einer Ceder ragen
Dort unter uns aus enger Felsenspalte;
Dort ward ich wundersam im Schwung getragen.
Und wie mich sanft die Zweige wiegten, schallte
Erfreulich meinem Ohr der dumpfe Ton,
Der von der Felswand drüben wiederhallte.
Da sprach der große Geist zu seinem Sohn:
Kehr' um, vermehre deiner Opfer Zahl;
Es bleibet vorbehalten dir dein Lohn.
Da that ich, wie die Stimme mir befahl: —
Mir half die Wurzel dort hinauf mich winden; —
Ich trage noch des Lebens Last und Qual."
Und ich darauf: „Du wirst nun Ruhe finden:
Du hast erfüllt der Rache letzte Pflicht.
Der Mörder fiel: dich kann kein Schwur mehr binden."
„Der Mörder, ja, — mein letztes Opfer nicht!"
So er und sah mich seltsam düster an,
Als hielt er über mich das Blutgericht. —
„An jenem Tag, wo ich dem Tod entrann,
Hat Andres mir der große Geist geboten:
Fünf Skalpe sind's, die seither ich gewann;
Ich sandte vor mir her noch fünf der Boten,
Hab' aber nicht am Leben mehr Gefallen,
Seit sich die Mutter legte zu den Todten;
Bin müd' und traurig worden so zu wallen,
Der Letzte meines Stammes und allein,
Und heute soll mein letztes Opfer fallen.
Der vor'gen Nacht gedenke, wo der Schein
Mich deines Feuers an dein Lager brachte:
Da mochte dir dein Schlaf gefährlich sein!
Unseliger, du schliefst: ich aber wachte!
Du schliefst so ruhig, wie den Andern gleich
Ich meiner Rache dich zu opfern dachte.
Und wie ich schwang den Tomahawk zum Streich
Und aus der Scheide scharf mein Messer zog,
Da mocht' ich nicht, da ward ich träg' und weich.
Und wie mein eigner Muth mich so betrog
Und nicht beherrschend mehr die läss'gen Glieder
Sich von der That zurück mein Wille bog,
Da warf ich vor dem großen Geist mich nieder,
Der mich errettet einst aus diesem Schlunde,
Und ich vernahm dieselbe Stimme wieder:
Sie gab von dem, was ich zu thun, mir Kunde.
Du wirst, wie ich gehorchen lernte, sehen;
Mein letztes Opfer fällt in dieser Stunde."
Er schwieg und wandte langsam sich zu gehen
Und winkte mir. Ich folgte sinnend nach

Und mochte nicht der Rede Sinn verstehen.
Wer wird das Opfer sein, das er versprach?
Bin ich das Schlachtthier? — Ruhig schritt voraus,
Der sich in neue Richtung Bahnen brach.
Der Wald erdröhnte von dem Sturmgesaus;
Es gab der Donner schmetternd seinen Klang;
In Strömen fiel der Regen mit Gebraus.
Des Sturmes Stimmen übertönend sang
In seiner Väter Sprache sonderbar
Der Wilde tiefergreifenden Gesang.
Da ward es mir in meiner Seele klar,
Daß diese seltsam schauerliche Weise
Das eig'ne Sterbelied des Sängers war.
Und bald erschien — es ward mein Blut zu Eise,
Und auf den Lippen mir erstarb das Wort —
Ein schlichtes Grab in hoher Bäume Kreise.
Und er zu mir: „Halt' an! Wir sind am Ort.
Du sollst nach unsern Bräuchen mich bestatten;
Es führet dich zurück der Fußsteig dort.
Hier legst du mich zur Ruh' nach dem Ermatten:
Dies Grab enthält der Meinigen Gebein
Und wird umschwirrt von meiner Väter Schatten."
Er sprach's und trat in seiner Todten Reihn,
Bestieg den Hügel ruhig, würdevoll,
Sich festlich selbsterkor'nem Tod zu weihn.
Der innre Sturm, der ihm im Busen schwoll,
Verhallte schaurig in dem Schwanensang,
Der herzzerreißend seinem Mund entquoll.
Ein Nachhall schien des Donners mächt'ger Klang,
Des äußern Sturmes langgezognes Stöhnen
Der Stimme, die sich seiner Brust entrang.
Die Sprache bald verlassend von den Söhnen
Des Waldes wandt' er seiner Augen Licht
Mir zu und sang in meiner Sprache Tönen:
„Ich bin der Letzte meines Stammes; nicht
Von Feindes Hand zu fallen wird mein Loos,
Noch wie die Ceder, die vor Alter bricht.
Denn seht, ich reiße mich vom Leben los
Und geh' ins Land der Geister freien Muthes,
Von Schwächen und von Tadel bar und bloß.
Der Mein'gen Mörder! Räuber meines Gutes!
Ihr Weißen, denen meine Rache galt,
Genug vergossen hab' ich eures Blutes.
Ich bin gesättiget und müd' und alt;
Mein Nam' ist am Ontario verklungen
Und ist in Waldes Wiederhall verhallt.
Ich habe selbst mein Sterbelied gesungen,
Der ich der Letzte meines Stammes bin;
Kein Lied erschallt um mich von andern Zungen.
Schon lange neigt hinunter sich mein Sinn,

Und euer, meine Väter, bin ich werth;
Des Donners Stimme ruft: — ich komme hin!" —
Ich aber stand von fern und abgekehrt,
Verhüllt das Haupt in meines Mantels Falten,
So lang' sein leises Röcheln noch gewährt.
Und wie die letzten Töne nun verhallten
Und still es ward, da mußt' ich mich enthüllen
Und treten zu der Ruhestatt des Alten,
Um seinen letzten Willen zu erfüllen.

---

147. Der Szekler Landtag. (7. Aufl. S. 357.)

Ad. v. Chamisso.

Ich will mich für das Factum nicht verbürgen;
Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand:
Schlagt die Geschichte nach von Siebenbürgen.
Als einst der Sichel reif der Weizen stand
In der Gespannschaft Szekl, da kam ein Regen,
Wovor des Landmanns schönste Hoffnung schwand.
Es wollte nicht der böse West sich legen;
Es regnete der Regen alle Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.
Gehört des Volkes laut erhob'ne Klage,
Gefiel es einen Landtag auszuschreiben,
Um Rath zu halten über diese Plage.
Die Landesboten ließen nicht sich treiben;
Sie kamen gern, entschlossen gut zu tagen
Und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.
Da wurde denn nach bräuchlichen Gelagen
Der Tag eröffnet und mit Ernst und Kraft
Der Fall vom Landesmarschall vorgetragen:
„Und nun, hochmögende Genossenschaft,
Weiß Einer Rath? Wer ist es, der zur Stunde
Die Ernte trocken in die Scheunen schafft?"
Es herrschte tiefes Schweigen in der Runde;
Doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger Greise
Und sprach gewichtig mit beredtem Munde:
„Der Fall ist ernst: mit nichten wär' es weise
Mit übereiltem Rathschluß einzugreifen;
Wir handeln nicht unüberlegter Weise.
Drum ist mein Antrag, ohne weit zu schweifen:
Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen;
Die Zeit bringt Rath, sie wird die Sache reifen."
Beschlossen ward, worauf er angetragen.
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf und bräuchlichen Gelagen;
Der Samstag kam und sah dieselben Mauern
Umfassen noch des Landes Rath und Hort
Und sah den leid'gen Regen ewig dauern.
Der Landesmarschall sprach ein ernstes Wort:

„Hochmögende, nun thut nach eurer Pflicht:
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort.
Wer ist es, der das Wort der Weisheit spricht?
Wer bringt in unsres Sinnens düstre Nacht
Das lang erwartete, begehrte Licht?·
Zur That! ihr habt erwogen und bedacht.
Ich wende mich zuerst an diesen Alten,
Deß Scharfsinn einmal schon uns Trost gebracht:
Ehrwürd'ger Greis, laß deine Weisheit walten."
Der stand und sprach: „Ich bin ein alter Mann;
Ich will euch meinen Rath nicht vorenthalten.
Wir sehn es vierzehn Tage noch mit an,
Und hat der Regen dann nicht aufgehört,
Gut, regn' es denn, so lang' es will und kann!"
Er schwieg: es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend; dann erscholl
Des Beifalls Jubelnachklang ungestört.
Einstimmig, heißt es in dem Protokoll,
Einstimmig ward der Rathschluß angenommen,
Der nun Gesetzeskraft behalten soll.
So schloß ein Szekler Landtag, der zum Frommen
Des Landes Weiseres vielleicht gerathen,
Als mancher, dessen Preis auf uns gekommen.
So wie die Väter stolz auf ihre Thaten
Nach bräuchlichen Gelagen heimgekehrt,
Erschien die Sonne, trockneten die Saaten,
Und schwankten heim die Wagen goldbeschwert. —

148. Der Todtentanz. (7. Aufl. S. 358.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Der Thürmer, der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage.
Der Mond, der hat Alles ins Helle gebracht:
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun, — es will sich ergetzen sogleich, —
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich Alle: da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da giebt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer so lächerlich vor,

Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, ins Ohr:
„Geh, hole dir einen der Laken!“

Gethan wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch ist es unter dem Rasen.

Nur Einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt:
Er wittert das Tuch in den Lüften;
Er rüttelt die Thurmthür! sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Thürmer zum Glück;
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben! da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen:
Den gothischen Zierrath ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den Armen, den Thürmer, gethan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt:
Gern gäb' er ihm wieder den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längsten gelebt! —
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins; —
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins: —
Und unten zerschellt das Gerippe.

---

149. Der große Krebs im Mohriner See. (7. Aufl. S. 860.)

Aug. Kopisch.

Die Stadt Mohrin hat immer Acht,
Kuckt in den See bei Tag und Nacht:
Kein gutes Christenkind erleb's,
Daß los sich reiß' der große Krebs!
Er ist im See mit Ketten geschlossen unten an,
Weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann.

Man sagt, er ist viel Meilen groß
Und wendt sich oft, und kommt er los,
So währt's nicht lang, er kommt ans Land:
Ihm leistet Keiner Widerstand!
Und weil das Rückwärtsgehen bei Krebsen alter Brauch,
So muß dann Alles mit ihm zurückegehen auch.

Das wird ein Rückwärtsgehen sein!
Steckt Einer was ins Maul hinein,
So kehrt der Bissen vor dem Kopf

Zurück zum Teller und zum Topf!
Das Brot wird wieder zu Mehle, das Mehl wird wieder Korn, —
Und Alles hat beim Gehen den Rücken dann nach vorn.

Der Balken löst sich aus dem Haus
Und rauscht als Baum zum Wald hinaus;
Der Baum kriecht wieder in den Keim;
Der Ziegelstein wird wieder Leim;
Der Ochse wird zum Kalbe, das Kalb geht nach der Kuh;
Die Kuh wird auch zum Kalbe: so geht es immer zu.

Zur Blume kehrt zurück das Wachs;
Das Hemd am Leibe wird zu Flachs,
Der Flachs wird wieder blauer Lein
Und kriecht dann in den Acker ein.
Man sagt, beim Bürgermeister zuerst die Noth beginnt,
Der wird vor allen Leuten zuerst ein Päppelkind.

Dann muß der edle Rath daran,
Der wohlgewitzte Schreiber dann;
Die erbgeseßne Bürgerschaft
Verliert gemach die Bürgerkraft.
Der Rector in der Schule wird wie ein Schülerlein,
Kurz, Eines nach dem Andern wird Kind und dumm und klein.

Und Alles kehrt im Erdenschoß
Zurück zu Adams Erdenkloß.
Am längsten hält, was Flügel hat;
Doch wird zuletzt auch dieses matt:
Die Henne wird zum Küchlein, das Küchlein kriecht ins Ei;
Das schlägt der große Krebs dann mit seinem Schwanz entzwei.

Zum Glücke kommt's wohl nie so weit!
Noch blüht die Welt in Fröhlichkeit;
Die Obrigkeit hat wacker Acht,
Daß sich der Krebs nicht locker macht.
Auch für dies arme Liedchen wär' das ein schlechtes Glück:
Es lief vom Mund der Leute ins Dintenfaß zurück.

---

150. Paul Gerhard. (7. Aufl. S. 361.)

G. P. Schmidt von Lübeck.

Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit.
Es steuern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwätze,
Wie das Edikt es nennt:
Doch wird es ihm gelingen
Den freien Geist zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Er stand an heil'ger Stäte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn:
„Und laß dir nimmer grauen!
Mußt droben dem vertrauen,
Deß Name Zebaoth!
Und ob des Himmels Schranken
Und alle Vesten wanken:
Ein' veste Burg ist unser Gott!"

Der Kurfürst aber sandte;
Da kam der fromme Mann.
Des Fürsten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
„Wer nur den 'eignen Grillen,
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen weise fand,
Der hat, — es sei gesprochen, —
Hat Ehr' und Amt verbrochen
Und meidet fortan Stadt und Land!"

Der Greis versetzt bescheiden:
„Mir ziemt's das strenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht!
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht?
Es bleibt gerecht sein Wille:
Ich will ihm halten stille." —
Und drauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und Alles legt er ab
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngste Kind im Arme,
Das zweite bei der Hand —
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf ins Helle
Und meidet fröhlich Stadt und Land.

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Haid' entlang? —
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben
Der fremden Erde zu,
Und als der Tag verflossen,
So beut, im Wald verschlossen,
Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh.

O schau' den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
Ins Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, sank:
„Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Vorbitter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brot den Stein."

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Hut!"
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus in Eile
Und bringt nach kleiner Weile
Des Trostes goldnes Lied zurück:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt."
Da däucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen
Und alle Sorge flöh';
Denn kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.

Sie schwören still und schauen
Hinaus in Wald und Nacht
Und über dunklen Auen
Der Sterne goldne Pracht,
Sie schwören, ob die Wellen
Bis an die Seele schwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen
Und himmelan geflogen,
Da steht die Hülfe vor Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
Bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsenlande
Der Bote diesen Gruß:
„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hieher beschieden
Durch Kurfürst Christian;
Er will den Dulder ehren,
Den treu im Thun und Lehren
Die Engel Gottes wandeln sahn."

„Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Heerd',
Und was du dort verloren
Sei dreifach dir gewährt!
Wohlauf! es graut der Morgen:
Dahinten laß die Sorgen
Und reiche mir die Hand!
Es winken uns die Grenzen:
Eh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund u. Vaterland!"

151. Die Gottesmauer. (7. Aufl. S. 363.)

Cl. Brentano.

Drauß bei Schleswig vor der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach, des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel!
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen ab zur Nacht:
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß bei Schleswig weit vor allen
Steht ein Häuslein ausgesetzt.

Drauß bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Angst und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Will nicht auf den Herren bauen,
Meint, der liebe Gott wohnt weit.

Drauß bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Hüll' in deine Burg uns ein!"
„„Mutter, spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns ums Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!""

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen:
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann Er uns die Mauer bauen;
Was Er will, ist wohl bestellt."
Trommeln rumdidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln:
Ach, nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Lärmen, fluchen, drängen, zechen;
Doch dies Haus gehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„„Mutter, uns verräth das Lied!""
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüber zieht.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
An das Fenster stürmt der Nord.
„Schließt den Laden, liebe Kinder!"
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Vier Kosackenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechszig, auch wohl achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!"
Auf nach innen geht die Thüre;
Nimmer käm' er sonst heraus!
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl mannshoch drauß.

„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

„„Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, fromme Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!""
Rief der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres;
Selig, wer dem Herrn vertraut!

„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

152. Die Orgel. (7. Aufl. S. 365.)

Joh. Gottfr. Herder.

O sagt mir an, wer diesen Wunderbau
Voll Stimmen alles Lebenden erfand,

Den Tempel, der, von Gottes Hand beseelt,
Der tiefsten Wehmuth herzerschütternde
Gewalt mit leisem Klageflötenton
Und Jubel, Cymbeln- und Schalmeienklang,
Mit Kriegstrommetenhall und mit dem Ruf
Der siegenden Posaune kühn verband?

Vom leichten Hirtenrohre stieg der Schall
Zum Paukendonner und der weckenden
Gerichtstrommet'. Es stürzen Gräber! Horch!
Die Todten regen sich! —
Wie schwebet jetzt
Der Ton auf aller Schöpfung Fittigen
Erwartend, und die Lüfte rauschen. Hört,
Jehovah kommt! Er kommt! Sein Donner ruft.

In sanft anwehendem beseeltem Ton
Der Menschenstimme spricht der Gütige
Anjetzt; das bange Herz antwortet ihm; —
Bis alle Stimmen nun und Seelen sich
Zum Himmel heben, auf der Wolke ruhn, —
Ein Hallelujah! — Betet, betet an!

Apoll erfand die Cither; Maja's Sohn
Bespannete die Lyra; Pan erfand
Die Flöte: wer war dieser mächt'ge Pan,
Der aller Schöpfung Athem hier vereint?

* * *

Cäcilia, die edle Römerin,
Verschmähete der weichen Saite Klang,
In ihrem Herzen betend: „Wäre mir
Gewährt den Lobgesang zu hören, den
Die Knaben sangen in des Feuers Gluth,
Das Lied der Schöpfung."
Da berührt' ihr Ohr
Ein Engel, der ihr sichtbar oft erschien,
Der Betenden. Entzücket hörte sie
Das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn' und Mond
Und Licht und Finsterniß und Tag und Nacht,
Die Jahreszeiten, Winde, Frost und Sturm
Und Thau und Regen, Reif und Eis und Schnee
Und Berg und Thal in ihrem Frühlingsschmuck
Und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald
Und alle Vögel in den Lüften, was
Auf Erden Odem hat, lobpries den Herrn,
Den Heiligen, den Gütigen.
Sie sank
Anbetend nieder: „Würd', o Engel, mir
Ein Nachhall dieses Liedes!" —
Eilig ging
Er hin zum Künstler, den Bezaleels

Geweihter Geist belebte, gab ihm Maß
Und Zahl in seine Hand. Es stieg ein Bau
Der Harmonieen auf. Das Gloria
Der Engel tönt'; einmüthig stimmete
Die Christenheit ihr hohes Credo an,
Der Seelen große Gottvereinigung.

Und als beim Sacrament das heilige
„Er kommt! Gesegnet, der da kommt!“ erscholl,
Hernieder ließen sich die Seligen
Und nahmen an der Andacht Opfer. Erd'
Und Himmel ward ein Chor; den Bösewicht
Erschüttert' an des Tempels Pforte schon
Die Tuba, die den Tag des Zorns erklang. —

Mit allen Christenherzen freute sich
Cäcilia genießend, was das Herz
Der Betenden verlanget, Einigung
Der Seel' und Herzen — Christvereinigung.

„Wie nenn' ich, sprach sie, den vielarm'gen Strom,
Der uns ergreift und in das weite Meer
Der Ewigkeiten träget?“ Nenne, sprach
Der Engel, es, was du ersehnetest,
Organ des Geistes, der in Allem schläft,
Der aller Völker Herzen reget, der
Anstimmen wird der ew'gen Schöpfung Lied,
Im reichsten Labyrinth die volleste
Vereinigung der Andacht — Organum.

---

153. Die Cicade. (7. Aufl. S. 367.)

Joh. Gottfr. Herder.

In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten.

Nahe Sanct Franciscus kleiner Zelle
Stand ein Feigenbaum, und auf dem Baume
Sang am Morgen, frisch gestärkt vom Thaue,
Lieblich die Cicade. Sanct Franciscus
Hört' ihr zu an seinem kleinen Fenster
Und verstand ihr Lied. „Hieher, o Schwester,“
Rief er, „komm hieher!“ und winkt' ihr freundlich.
„In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten.“

Fröhlich sprang sie von dem Feigenbaume
Auf Franciscus Finger, neigte freundlich
Sich, den hocherhabnen Mann zu grüßen,
Der ihr rief; er grüßete sie wieder:
„Sing', o Schwester, wie du droben sangest,
Von des Größten Lobe, du die Kleinste.“

Alsobald — sie fühlete mit Freuden
Und mit Stolz das heilige Katheder,

Wo sie stand, und ihren hohen Hörer, —
Alsobald erhob in süßen Tönen
Sich ihr zirpender Gesang: es nahten
Alle ihre Schwestern, ihre Töchter,
Schnur und Schwieger; rings auf Baum und Sträuchen
Horchte schweigend jegliche Cicade.

Und sie sang, die zarten Flügel schwingend,
Ihre kleinen Beine froh bewegend:
„Wer, wer gab mir diese leichten Füße,
Zierte sie mit schönen, festen Knoten,
Schnell hinabzuspringen, leicht zu hüpfen
Rings von Baum zu Baum, von Zweig auf Zweige?

Augen gab er mir, krystallne Sphären,
Die sich wenden, vor- und rückwärts blicken,
Auszuspähen alle meine Feinde,
Den gefräß'gen Specht und Spatz und Raben.

Flügel gab er mir, ein Goldgewebe,
Grün und blau, in Farben seines Himmels
Und in Farben meiner Bäume spielend.
Fröhlich schwing' ich sie, wie keine Lerche,
Keine Nachtigall die Flügel schwinget,
Koste Gottes Thau, den jeden Morgen
Mir, nur mir sein Finger niedertröpfelt,
Und erhebe meine Stimm' und singe
In des Wandrers Ohr den Ton der Schöpfung
Und erfrische seinen Gang. Dem Landmann
Stimm' ich an das frohe Lied der Ernte:
Reich, o Bruder, stehen unsre Felder,
Schön, o Schwester, dein' und meine Auen.

Singet mit mir dankbar und zufrieden:
„Groß ist Gott im Kleinesten und Größten."

Rauher pries sie jetzt in wilden Tönen,
Wie auf Kräutern sie und über Blumen
Manchen Blum- und Krautverwüster ausspäht,
Ihn mit scharfen Nägeln faßt und festhält
Und aussauget ihre Beute. — Schweige,
Sprach Franciscus, deine Stimme tönet
Rauh und heiser! Lerne von mir, Schwester,
Zeit ist jetzt zu singen, jetzt zu schweigen.
Fleuch empor und preise mir in Zukunft
Gottes Lob, nicht deine eignen Thaten.
„Groß ist Gott im Größten und im Kleinsten!"
Jauchzten auf die horchenden Cicaden.

---

154. Polykarpos der Tapfere. (7. Aufl. S. 369.)

Joh. Gottfr. Herder.

„Was tödtet ihr die Glieder?" rief die Wuth
Des Heidenpöbels; „sucht und würgt das Haupt!"

Man sucht den frommen Polykarpos, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet. „Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Gluth," so sprach der kranke Greis,
„Und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umsonst: ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen." Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.
„Bereitet," sprach er, „diesen Müden noch
Ein Gastmahl. Ich bereite mich indeß
Zur Reise vor." Er ging und betete
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Consul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sei tapfer, Polykarp!" Der Consul sieht
Den heitern, schönen, ruhig-sanften Greis
Verwundernd. „Schone," sprach er, „deines Alters
Und opfre hier entsagend deinem Gott."
„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet, und der mir
Zeitlebens Gutes that?" — „Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?" — „Zermalmet muß
Das Weizenkorn doch einmal werden, sei's,
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht."
Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! er ist
Der Christen Vater. Feuer, Feuer her!"
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wuth
Ward er ergriffen. „Freunde," sprach er, „hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdiget, der wird mir Muth verleihn."
Er legte still den Mantel ab und band
Die Sohlen seiner Füße los und stieg
Hinab zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor umwehend ringsum ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte, bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut: die Flamm' erlosch, —
Und eine weiße Taube flog empor.

---

155. Das Amen der Steine. (7. Aufl. S. 370.)

L. Th. Kosegarten.

Vor Alter blind fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue, frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte

An seines Führers Hand der fromme Greis
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.
Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und warten auf die Predigt."
Der blinde Greis erhub sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen,
„Dein ist das Reich und dein die Kraft und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeit," —
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
‚Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!"
Der Knab' erschrak; reumüthig kniet' er nieder
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn," sprach der Greis, „hast du denn nicht gelesen? —
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n. —
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinen,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen."

Schilderungen aus der Natur und dem Völkerleben.

156. Das Erdbeben in Lissabon.

Ch. C. L. Hirschfeld.

Eines der schrecklichsten Ereignisse neuerer Zeit ist das Erdbeben, welches am 1. November 1755 die Hauptstadt Portugals plötzlich und ungeahnet in den Abgrund des Verderbens stürzte. Um die Größe und den Umfang des Unglücks, das die Bewohner Lissabons traf, zu ermessen, ist es nöthig einige Blicke auf die Stadt zu werfen, ehe jener Schreckenstag einbrach.

Jedermann weiß, daß Lissabon nebst London, Amsterdam und Hamburg einer der vorzüglichsten Handelsplätze von Europa ist. Der Verkehr war einige Jahre vor dem Ausbruche des Erdbebens noch weit lebhafter als jetzt. Die Stadt lag am nördlichen Ufer des Tejo auf sieben Hügeln und gewährte vom Flusse her einen herrlichen Anblick. Die Gebäude wandten sich mit dem Tejo und erhoben sich von ihm allmälig den Hügel hinan. Befand man sich in der Stadt, so hatte man einen der schönsten Flüsse der Welt vor sich; denn von einem Ufer

zum andern war es eine gute halbe deutsche Meile, und dieser Wasserspiegel trug den Reichthum von Schiffen der mehrsten seefahrenden Völker. Ueber diesen dichten Wald von Masten hinaus lag eine romantische Landschaft, reich von der Natur begabt und mit wohlhabenden Städten und Dörfern besetzt. Das damalige Lissabon war beinahe anderthalb deutsche Meilen lang. Es hatte eine Mauer mit siebenundsiebenzig alterthümlichen Thürmen, die zwar keinen Feind abhalten konnten, aber der Stadt ein ehrwürdiges Ansehen gaben. Nach dem Flusse zu hatte die Mauer sechsundzwanzig und auf der Landseite siebenzehn Thore.

Die Stadt hatte eine Burg, ein starkes altes Gebäude, das auf einem der höchsten Berge stand und sich theils durch seine Größe, theils durch den arabischen Geschmack auszeichnete, in dem es gebauet war. Der Adel hatte treffliche Häuser aus Quadersteinen mit schönen Gärten, die der Stadt zur größten Zierde gereichten; indeß machten die gemeinen Häuser nur eine schlechte Figur. Innerhalb der Stadt zählte man vierzig Kirchen außer der Kathedrale, die auf einem der schönsten Hügel stand und daher in der Ferne prachtvoll aussah, ein altgothisches Gebäude, aber inwendig höchst kostbar ausgeschmückt. Die Stadt hatte nicht weniger als fünfundzwanzig Klöster für Mönche, achtzehn für Nonnen und etwa hundert und dreißig für Laien, die Kapellen und Priester hielten. Für die Armen waren etliche große Hospitäler errichtet. Der königliche Palast gewährte vom Flusse her einen prächtigen Anblick; er hatte eine sehr vortheilhafte Lage, da man aus den Fenstern große Flotten vor Anker und alle Schiffe sehen konnte, die in den großen Hafen einliefen oder aus demselben segelten. Dieser Palast bildete eine Seite von einem Vierecke, das Zollhaus, die Fleischbänke, der Kornmarkt u. s. w. die andern Seiten. Auf diesem Platze hielt man die Stiergefechte; auch verbrannte hier die Inquisition, die auf dem Platze Rosina ihre Blutgerichte hielt, die unglücklichen Opfer ihrer Verfolgungswuth.

Die Straßen waren ausnehmend eng und etliche sehr steil. Der vortreffliche Hafen konnte zehntausend Schiffe fassen und war so tief, daß die größten Schiffe in achtzehn Klaftern Wasser gerade vor dem Palaste ganz sicher auf ihre Anker vertrauend liegen konnten. Den Eingang schützten zwei Forts, St. Julian, welches aufs Ufer gebaut ist, und Torre, das auf einem Bollwerke von Wasser umringt steht. Allein die größte Vertheidigung des Hafens war und ist noch die Barre oder die Sandbank, welche sich quer vor demselben erstreckt und allen Schiffen höchst gefährlich wird, die keinen erfahrnen Lootsen haben.

Das war Lissabon bis auf den 1ten November 1755: frühe noch eine der schönsten, reichsten und bevölkertsten Städte — und Abends ein Schutthaufen, eine dampfende Brandstätte, ein unabsehbares Leichenfeld. An diesem verhängnißvollen Morgen war der Himmel heiter und lachend, wie er es fast immer in den glücklichen Kreisen des europäischen Südens ist; kein Lüftchen regte sich. Aber siebenundfunfzig Minuten auf zehn Uhr hörte man es in den Straßen rollen, gleich als ob Karossen rollten; zugleich bebte die Erde mit gewaltiger, wogender Bewegung. Es war gerade der Festtag Allerheiligen, und die Einwohner hatten sich zahlreich in den Kirchen versammelt, als das Unglück losbrach. Die kurze Zeit von zehn Minuten war hinreichend, die schönsten Paläste, die herrlichsten Kirchen und Privatgebäude in bejammernswürdige Trümmer

zu verwandeln, unter denen Tausende ihren Tod fanden. Gleich bei der ersten Erschütterung stürzte die Casa santa, das Haus der Inquisition, ein. Dem königlichen Palast ging es nicht besser: er ward mit allen Kostbarkeiten, die er enthielt, von der Erde verschlungen, ein Verlust, den man allein gegen vier Millionen Thaler berechnete. Zum Glück befand sich die königliche Familie zu Belem, einem reichen Kloster an der Mündung des Tejo westlich von Lissabon. Das prächtige Jesuiter-Collegium begrub unter seinen Trümmern alle darin befindlichen Mitglieder der Gesellschaft. Größeres Unglück und ein nicht zu berechnender Verlust brach in der Nähe des Zollhauses aus, wo ein großer Kai war. Auf ihm hatten die reichbeladenen Flotten von Brasilien, Ostindien und Afrika Ballen und Kisten und Säcke voll seltener Erzeugnisse für den Gebrauch der nördlichen Welt aufgethürmt. Hier lagen Millionen in Waaren: Zucker, Indigo, Elfenbein, Goldstaub, Baumwolle, Seide, Kaffee, Zimmt, Muskaten, Droguerien, chinesisches und japanisches Porzellan, feine Hölzer, Juwelen, Früchte, köstliche Farben sah man hier, wozu sich gleich große Lasten von Producten des europäischen Kunstfleißes aus Lyon, Birmingham, Nürnberg, Breslau, Chemnitz, Solingen, Elberfeld und andern Fabrikstädten gesellten. Um diese Güter schwärmten von Tagesanbruch bis in die Nacht an sechshundert Rheder, Schiffer, Diener, Beamte, Matrosen, Träger, Packer, Mohren, Türken, Armenier, Juden und Christen aus allen Ländern. Die Erde bebt, — und binnen einer Minute versinkt dieser Kai, ohne daß nur eine Seele entkommt; Wasser tritt an die Stelle, und jede Spur des großen Platzes ist verschwunden.

Der Schrecken, das Jammern und Wehklagen, das von allen Seiten ertönte, geht über alle Beschreibung. Die Leute liefen in die Straßen und streckten ihre Arme gen Himmel um Gnade flehend. Viele suchten einen der offenen Plätze oder die Landstraßen zu erreichen und rannten zum Theil halb nackt über die Trümmer hinweg. Greise, Frauen, Kinder, Kranke, die noch in ihren Betten lagen, wurden erstickt, ohne daß man ihnen Hülfe leisten konnte, oder wurden zerschmettert, verschüttet und so zu dem schmählichsten, schaudervollsten Tode, dem Tode des Verhungerns, verdammt. Pferde und Rinder wurden unhaltbar, zerrissen die Stränge und suchten vergeblich mit ihren Reitern der Zerstörung zu entfliehen, die unvermeidlich schien. Ganze Gruppen, die sich auf der Flucht befanden, wurden vom Hagel der Ziegelsteine und Werkstücke erreicht oder von dem Falle erschütterter Gebäude zermalmt. Ein Haufe lief nach der Terrera de Passa, dem Platze am königlichen Palaste, um von hier auf die Schiffe zu eilen: aber sie stürzten schnell zurück, weil der Tejo sich plötzlich zu der ungeheuren Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß erhob. Es gehört unter die gräßlichen Wunder dieses Tages, daß dieser Fluß blitzschnell so aufschwoll und dann eben so geschwind zurücktrat. Schiffe, die in sechs Klafter Tiefe gelegen hatten, wurden auf den nackten Boden gesetzt. Diese über allen Ausdruck grausenvolle Fluth und Ebbe kehrte an diesem Tage vier Mal zurück. Etliche Böte wurden sogleich verschlungen; aus dem königlichen Werfte schwemmte diese Sündfluth alles Zimmerholz nebst Masten, Fässern und den sämmtlichen ungeheuern Schiffsvorräthen hinweg. An der vorher erwähnten Barre am Eingange des Hafens sah man die See sich schloßweiß brechen wie im Sturme, ein Anblick, der auch dem rohesten Seefahrer bange machte.

Das Schloß Regio gerieth in große Gefahr durch dieses Aufschwellen des Flusses und feuerte Nothsignale.

In der Stadt stiegen ungeheure Staubsäulen neben den fallenden Straßen auf. Die Ueberlieferung sagt, daß die Sonne einige Augenblicke davon verdunkelt und daß es so schwarz wie in der finstern Nacht geworden sei, ein neues Schreckniß unter so vielen grausen Scenen. Sie berichtet ferner, was man hier leicht hinzu denkt, daß beständiges Angstgeschrei überall erschollen sei, und daß jede Brust den Jammer des Todes gefühlt habe, dessen tausendfältige Gestalten man vor sich sah. Auf die Scenen der Zerstörung, welche die unglücklichen Einwohner umgaben, folgte eine fürchterliche Pause. Die Staubwolken verschwanden, Gerettete wünschten sich Glück, indem Andere den Verlust ihrer Verwandten betrauerten; Kinder, Gatten, Freunde rangen die Hände; Eltern knieten bei ihren entseelten Kindern nieder. Viele waren der Vernichtung wie durch ein Wunder entgangen, krochen aus den Trümmern hervor und fanden sich bei den Lebendigen ein. Etliche hielten sich in einer fürchterlichen Höhe an die Sparren und Balken zerrütteter Häuser und flehten um Hülfe. Verstümmelt, blutend und sterbend füllte eine Menge Unglücklicher die Luft mit Wehklagen, Jammergeschrei und Gebeten.

Nach wenigen Minuten folgte ein zweiter Erdstoß. Die wenigen Häuser, welche etwa noch standen, wankten gräßlich hin und her, wie der Mast eines Schiffes im Sturme. Diejenigen, welche sich ihrer Rettung gefreut hatten, schrieen nun wieder zum Himmel um Gnade und suchten so schnell als möglich über die Trümmer zu kommen. Als sie an die Kirchen gelangten, fanden sie neuen Anlaß Gott für ihre wundervolle Erhaltung zu danken; denn sie sahen hier mit Schaudern, daß die Scharen von Menschen, die hieher geflüchtet waren, unter den herabgestürzten Thürmen, Dächern und Werkstücken dieser großen Gebäude größtentheils ihr Grab gefunden hatten.

Nicht lange, so fühlte man einen dritten gewaltigen Stoß. Die Fliehenden konnten sich nicht auf den Beinen halten; sie mußten sich niederlegen oder niederknieen. Schrecken, Verwirrung, Angstgeschrei, Flehen um Hülfe und Rettung vermehrten abermals das Grausenvolle dieser Scene und die Größe des Jammers.

Das Trauerspiel war noch lange nicht zu Ende; denn auch das Feuer sollte die Zerstörung und den Aufruhr in der Natur vergrößern. Schon nach einigen Stunden wurden alle Zugänge vom Feuer gehemmt, welches in mehreren von einander entfernten Theilen der verschütteten Stadt ausbrach, und mit angehender Nacht standen alle Trümmer von Lissabon in Flammen. Da Niemand da war, um zu löschen, so breitete sich die Wuth des Feuers aus, so weit es Nahrung fand, vollendete die Vernichtung und machte die übrigen Einwohner vollends zu Bettlern; denn das Entsetzen ergriff alle Personen so sehr, daß Niemand Etwas zu retten suchte. Der Wind wehete sehr stark und trieb das Feuer von einer Seite auf die andere. Acht Tage wüthete die Flamme und zwar in den vorzüglichsten und engsten Theilen der Stadt. Die Leute mußten halb entblößt auf die benachbarten Felder fliehen. Waaren, Hausrath, Kleider, Alles verbrannte. Das Verhängniß hatte Alle gleich gemacht: Hofleute, Volk, Nonnen, Mönche, Alle mußten sich ohne Un-

terschied auf freiem Felde bequemen das Ungemach der Witterung zu leiden und nicht nur Kälte, sondern auch Hunger ausstehen.

Auf diese Weise war eine große, blühende Stadt in wenigen Stunden in einen Schutthaufen verwandelt. Unzählige reiche wohlhabende Familien waren in Armuth und Elend gestürzt, Kinder ihrer Eltern, Eltern ihrer Kinder beraubt, die schönsten Verhältnisse zerrissen, die süßesten Hoffnungen vernichtet, die reizendsten Freuden in Jammer und Klage verwandelt.

Anfangs glaubte man, das Feuer sei aus der Erde gekommen; aber auf genaueres Nachfragen bestätigte sich das nicht. Es war theils aus den Feuern der Häuser, theils von den großen brennenden Kerzen in den Kirchen entstanden, theils auch vielleicht von Mordbrennern angelegt worden. Sechszehn Tage, nachdem es angefangen hatte, war der Schutt noch so heiß, daß er die Körbe, worin man ihn trug, anzündete. Die königliche Familie mußte die Nacht unter freiem Himmel auf dem Felde in Kutschen zubringen. Der spanische Gesandte wurde von dem Sturze seines Hauses erschlagen, als er eben aus dem Thorwege wollte. Diejenigen, welche ihr baares Geld in eisernen Kasten gehabt, bekamen es unversehrt wieder; das übrige gerettete Geld war ganz schwarz, und bei jeder Zahlung, die man unmittelbar nach dem Erdbeben machte, wurde gewöhnlich bestimmt, ob sie in blankem oder in schwarzem Gelde geleistet werden sollte. Die völlige Zerstörung der Stadt durch das Feuer wurde lediglich den sehr engen Straßen beigelegt. Gleichzeitige Nachrichten können nicht Worte genug finden, um den fürchterlichen Anblick der Trümmer nach dem Feuer zu schildern. Beim Hinaufsehen erblickte man furchtbare Pyramiden ausgebrannter Häuserreihen, die sich bald hierher, bald dorthin neigten. An vielen Orten wurde man durch todte Körper entsetzt, von denen oft sechs bis sieben über einander lagen, und die halb im Schutte vergraben halb verbrannt waren.

Von allen öffentlichen Gebäuden war nach dem Erdbeben nur noch die Münze und die Schatzkammer übrig. Die Erdstöße dauerten einige Zeit häufig fort, ob sie gleich verhältnißmäßig von keiner Bedeutung waren. Ein anhaltender Regen verfolgte die Unglücklichen auch auf die Anhöhen, wohin sie sich vor der Wuth des Erdbebens, der Flamme und der Fluthen geflüchtet hatten. Nässe, Erkältung, Krankheit und Hunger brachten hier aller angewandten Sorgfalt ungeachtet unzähligen Menschen den Tod, die ein elendes Leben noch bis dahin gegen die Wuth des Erdbebens geborgen hatten. Die Zahl der Umgekommenen belief sich auf dreißig bis vierzig tausend; der Verlust von Eigenthum war unermeßlich und wurde auf fünfhundert und siebenzig Millionen Thaler berechnet. Da die Raubsucht sich das Eigenthum der Ueberlebenden zuzueignen trachtete, so wurden einige Regimenter in die Stadt geschickt, um die Sicherheit wieder herzustellen, und von den Straßenräubern wurden an Einem Tage sechsunddreißig gehenkt. Gegen drei Tausend Menschen arbeiteten täglich an der Wegräumung des Schuttes, und das verwüstete Lissabon stieg allmälig prächtiger, als es früher gewesen war, wieder empor.

157. Die Krönung Josephs des Zweiten. (7. Aufl. S. 376.)

J. W. Goethe.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764. Das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer selbst in einer der obern Etagen einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschaueten nunmehr von oben wie in der Vogelperspective die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer; hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und beweglicher, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herrn von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begeben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Kurmainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigten mittlerweile die Hauptpersonen so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier gebracht wird. Sogleich bestieg der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd, ein sehr schöner, schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wamms, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten Karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und

indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken etwas hinter ihm sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge; denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dome zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches Andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Wir Andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit; denn wir mußten an dem festlichsten Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dies alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelbem und weißem Tuche überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern. Und sonderbar genug, auf das Letzte freueten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten, Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein gleich neben dem Römer zugesehen. Als nun ihr Gemahl in dieser seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs Höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende habe finden können.

Nun verkündigten der Glockenschall und nun die Vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten,

daß Alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zu ging. Wir sahen ihn, so wie den ganzen volkserfüllten Platz beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldbestickte Himmel, Alles schien nur Eine Masse zu sein, die nur von Einem Willen bewegt prächtig harmonisch und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend als ein Heiliges uns entgegen strahlte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen Macht beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markte her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über den Brunnen preisgegeben und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die Mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standpunkte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte, so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Haus-Ornat von purpurfarbener Seide mit Perlen und Steinen reich geziert, so wie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen; denn Alles war neu daran und die Nachahmung des Alterthums geschmack-

voll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährten doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Bewunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt um der günstigen Wirkung willen damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der von Andern bereits eingenommen nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm; denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor Allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gefäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquehle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche und kam bald mit verdecktem Gerichte wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zum Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt und Aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg sein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalfter ein Paar prächtige, mit dem kurzpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Beutel griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging

es am allerbesten her, als er die Beutel selbst auswarf und ein Jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen die Gaben lieber rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derbern Zeiten herrschte der Gebrauch den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel, als sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten, schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn Einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hinein schnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die der Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einem Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letzte Mal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreiche Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckenhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst Preis gegeben wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und hinuntergestürzt, so daß man besonders in der Ferne denken mußte, ein jedes werde ein Paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und Jedermann erwartete sich ein großes Unglück: allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und Alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thüre des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Kontrast

ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverstummend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raumes merklich genug. Die Saalthüre war bewacht; indeß gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausofficianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hinein bringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war, und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet stand links unmittelbar an der Thüre, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals unmittelbar hinter den Fenstern saßen auf Thronstufen erhöht unter Baldachinen Kaiser und König in ihren Ornaten, Krone und Scepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffette hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen, Kurmainz den Majestäten gegenüber, Kurtrier zur Rechten und Kurköln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffette und Tische der sämmtlichen weltlichen Kurfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupte durch Jahrhunderte allmälig entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen, und wenn dadurch der größere Theil des Saals ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen; denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Anstandes halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre Nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedränge der Gegenwart. Ich bemühte mich Alles möglichst ins Auge zu fassen, und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintreten, suchte ich das Freie und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (die kurpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell, wie es am Tage nur sein kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen vermummt und fand es im Ganzen nicht übel. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Vettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen den

weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum Besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf einer Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsystematisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramladen verwandeltes Untergeschoß bilden eine verworrene Außenseite, die von Niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhangenden Architectur gefolgt und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran wie etwa an den Späßen des Pagliasso ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil Jedermann etwas Vorsetzliches darin erkennen mußte, wie man denn schon vorher über das sonstige äußere Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniel wie sein König hinauszusetzen pflege, — so ging man doch lieber in das Esterhazysche Feenreich wieder zurück.

Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkte vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrunde aber mit einem wohl noch prächtigern Prospekte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Licht-Pyramiden und Kugeln mit durchscheinenden Piedestalen; von einem Baume zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brot und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

---

158. Ein Tag unter dem Aequator. (7. Aufl. S. 383.)

K. F. Ph. Martius.

Es ist 3 Uhr Morgens. Ich verlasse die Hangmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Wiederscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda und betrachte meine trauten Freunde, die Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung her stehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süßduftende Paullinenhecken, begrüßet mit dem feinsten Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet,

lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um 5 Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern: ein feines, gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher; der Landwind, der im Osten aufsteht, bewegt sich langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter um die Gipfel der Bäume. Die Zweige der Blätter regen sich; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend ins Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's; die Nagethiere laufen ins Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen anruft.

Immer heller wird es in der Luft: — der Tag bricht an. — Eine unbeschreibliche Feier ruhet über der Natur. — Wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand; jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde im frischen Thauglanze, festlich, jugendlich heiter. Kein Wölkchen am Himmel; ungetrübt wölbt er sich über die Erde hin. Alles ist Leben: Thiere und Pflanzen im Genusse, im Kampfe. Um 7 Uhr beginnt der Thau zu verschwinden; der Landwind läßt etwas nach; schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöset sind, bis sich späterhin niedrig am westlichen Horizonte kleine, weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagsgestirn zu und verlängern sich allmälig weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Loorbeerblätter; andere Blüthen entfalten sich, andere hat die schnellere Entwickelung bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten, dichteren Massen und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrschet. Es zucken die Pflanzen unter den brennenden Strahlen der Sonne; ganz selbst verloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibri schwirren lustig näher; ein lebendiges Farbenspiel, gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägern Thiere empfinden den Sonnenreiz: das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihrem feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warmbeleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief, sie senken sich schichtenweise ab; immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulich grau den Horizont; gegen den Zenith thürmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteteren Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der

Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel; nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich: aber um so heißer liegt die Gluth der Luft auf der Landschaft.

Mittag ist vorüber. Trübe, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Luft des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen Nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt: schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander, sie wühlen den Wald auf und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler und vom Winde übertönt lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da! — Zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei-, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erhebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner und — nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden, dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orcan den letzten Reiz der Zartheit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen: verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt läßt das Säugethier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab; die Wolken entleeren sich allmälig: — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber.

In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken und wie am Morgen in dünnen, lichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturms ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahle abgetrocknet stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt und tritt umgeben vom buntesten Farbenschmelze aus dem westlichen Thore des Firmaments. Mit ihr verschwinden die unruhigen Bewegungen der Thierwelt, welche nun stille werdend sich der nächtlichen Ruhe überläßt. Noch schimmern einzelne Lichtblicke im Abglanze der untergegangenen Sonne um die Firsten; da steigt in stiller Kühle ruhig, mild und geisterhaft der silberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor,

und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht: in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen, die göttlichste Gabe nach einem Tage des Schauens und des Genießens. —

In gleicher Folge, wie dies allgemeine Bild sie schildert, treten hier in Para von Tag zu Tag wenigstens einen großen Theil des Jahres hindurch dieselben Natur-Phänomene auf. Trockne und feuchte Jahreszeit (Sommer und Winter) treten einander kaum gegenüber, da fast jeder Tag in Sonnenschein und Regen wechselt; ja, gewissermaßen verkündigen sich nur Frühling und Herbst durch die Perioden der Vegetation. Diese aber, hier durch die wahren Lebens-Elemente, Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt, erhebt sich in vollster Majestät und bedeckt vom Ufer der Gewässer an alles Land in dichter Fülle mit immer grünem Laube. Viele Pflanzen, vielleicht gerade diejenigen, deren Vorkommen in die engsten Grenzen der Aequatorial-Gegenden eingeschränkt ist, sind öfter als einmal im Jahre mit Blüthen bedeckt; manche vergegenwärtigen die Zeit des Frühlings, andere gleichzeitig die des Herbstes; doch möchte die Mehrzahl in den Monaten November bis März ihre Blüthen entfalten und von Juni bis September ihre Früchte reifen. Jener Stillstand aber, welcher während des nordischen Herbstes und Winters den Wald seines Laubes entkleidet, wird hier niemals beobachtet: mag auch ein Baum auf einmal des alternden Blätterschmuckes beraubt werden, so wird er doch dadurch nicht kahl; denn neue Knospen ersetzen augenblicklich den eingetretenen Verlust. Einem so unendlichen Lebenstriebe entspricht auch die Fülle und Pracht der Früchte, und man kennt in dieser glücklichen Breite nur dem Namen nach Mißwachs und Mangel. Unter den Anschauungen einer solchen Natur muß jeder Fühlende zu höherer Frische des Gemüthes erstarken. Die großartige Harmonie der Weltkräfte, welche ihm überall entgegentretend gleichsam die sittliche Aufgabe des Menschen symbolisirt, erfüllet mit Lebensmuth, Hoffnung und Heiterkeit die Seele.

---

159. O-Tahiti. (7. Aufl. S. 387.)

G. Forster.

Ein Morgen war's, — schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, — an welchem wir die Insel O-Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, unser bisheriger Begleiter, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glüheten bereits im ersten Morgenstrahle der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern, sanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich mit Waldung bedeckt und mit verschiedenem, anmuthigem Grün und herbstlichem Braun schattirt waren. Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brotfruchtbäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene empor ragten. Noch erschien Alles im tiefsten Schlafe; kaum

tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählich aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern und Canots unterscheiden, die auf den sandigen Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten, und die Aussicht begann zu leben.

Kaum bemerkte man die großen Schiffe an der Küste, so eilten Einige unverzüglich nach dem Strande herab, stießen ihre Canots ins Wasser und ruderten auf uns zu. Es dauerte nicht lange, so waren sie durch die Oeffnung des Riffs, und eins kam uns so nahe, daß wir es anrufen konnten. Zwei fast ganz nackte Leute mit einer Art von Turban auf dem Kopfe und mit einer Schärpe um die Hüften saßen darin. Sie schwenkten ein großes, grünes Blatt in der Luft und kamen mit einem oft wiederholten Tayo heran, ein Ausruf, den wir ohne Mühe und ohne Wörterbuch als einen Freundschaftsgruß auslegen konnten. Das Canot ruderte dicht unter das Hintertheil des Schiffs, und wir ließen ihnen sogleich ein Geschenk von Glaskorallen, Nägeln und Medaillen herab. Sie hinwiederum reichten uns einen grünen Pisangschoß zu, der bei ihnen ein Sinnbild des Friedens ist, und baten solchen dergestalt ans Schiff zu befestigen, daß er einem Jeden in die Augen fiele. Dem zufolge ward er an die Wand (das Tauwerk) des Hauptmastes fest gemacht, worauf unsere Freunde sogleich nach dem Lande zurückkehrten. Es währte nicht lange, so sah man das Ufer mit einer Menge Menschen bedeckt, die nach uns hinblickten, indessen daß andere voll Zutrauens auf das geschlossene Friedensbündniß ihre Canots ins Wasser stießen und sie mit Landesprodukten beladeten. In weniger als einer Stunde umgaben uns Hunderte von dergleichen Fahrzeugen, in deren jedem sich ein, zwei, drei, zuweilen vier Mann befanden. Ihr Vertrauen zu uns ging so weit, daß sie sämmtlich unbewaffnet kamen. Von allen Seiten schallte das willkommene „Tayo,“ und wir erwiederten es mit wahrhaftem und herzlichem Vergnügen über eine so günstige Veränderung unserer Umstände. Sie brachten uns Cocusnüsse und Pisangs im Ueberfluß nebst Brotfrucht und andern Gewächsen, welche sie sehr eifrig gegen Glaskorallen und kleine Nägel vertauschten. Stücke Zeug, Fischangeln, steinerne Aexte und allerhand Arten von Werkzeugen wurden gleichfalls zum Verkauf ausgeboten und leicht angebracht. Die Menge von Canots, welche zwischen uns und der Küste ab- und zugingen, stellte ein schönes Schauspiel, gewissermaßen eine neue Art von Messe auf dem Wasser dar. Ich fing sogleich an durch die Kajütenfenster um Naturalien zu handeln, und in einer halben Stunde hatte ich schon zwei bis drei Arten unbekannter Vögel und eine große Anzahl neuer Fische beisammen. Die Farben der letztern waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit, daher ich gleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben anzulegen, ehe sie mit dem Leben verschwanden.

Die Leute, welche uns umgaben, hatten so viel Sanftes in ihren Zügen als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie waren ohngefähr von

unserer Größe, blaß mahagonybraun, hatten schöne schwarze Augen und Haare und trugen ein Stück Zeug von ihrer eigenen Arbeit mitten um den Leib, ein anderes aber in mancherlei malerischen Formen als einen Turban um den Kopf gewickelt.

Die Frauenspersonen, welche sich unter ihnen befanden, waren hübsch genug, um Europäern in die Augen zu fallen, die seit Jahr und Tag Nichts von ihren Landsmänninnen gesehen hatten. Die Kleidung derselben bestand in einem Stück Zeug, welches in der Mitte ein Loch hatte, um den Kopf durchzustecken, und hinten und vorne bis auf die Knie herabhing. Hierüber trugen sie ein anderes Stück von einem Zeuge, das so fein als Nesseltuch und auf mannichfaltige, jedoch zierliche Weise etwas unterhalb der Brust als eine Tunica um den Leib geschlagen war, so daß ein Theil davon zuweilen mit vieler Grazie über die Schulter hing. War diese Tracht gleich nicht vollkommen so schön als jene an den griechischen Statuen bewunderten Draperieen, so übertraf sie doch unsere Erwartung gar sehr und dünkte uns der menschlichen Bildung ungleich vortheilhafter als jede andere, die wir bis jetzt gesehen. Beide Geschlechter waren durch die von andern Reisenden bereits beschriebenen, sonderbaren schwarzen Flecke geziert oder vielmehr entstellt, die aus dem Punctiren der Haut und durch nachheriges Einreiben einer schwarzen Farbe in die Stiche entstehen. Bei den gemeinen Leuten, die mehrentheils nackt gingen, waren dergleichen vornämlich auf den Lenden zu sehen, ein augenscheinlicher Beweis, wie verschieden die Menschen in Ansehung des äußerlichen Schmucks denken, und wie einmüthig sie gleichwohl alle darauf gefallen sind, ihre persönlichen Vollkommenheiten auf die eine oder die andere Weise zu erhöhen. Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, welches ein Hauptzug ihres National-Charakters ist, leuchtete sogleich aus allen ihren Gebärden und Handlungen hervor und gab einem Jeden, der das menschliche Herz studirte, zu Betrachtungen Anlaß. Die äußern Merkmale, durch welche sie uns ihre Zuneigung zu erkennen geben wollten, waren von verschiedener Art: Einige ergriffen unsere Hände, Andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch Andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären als sie.

Da sie merkten, daß wir Lust hätten ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten, so gaben sie sich viel Mühe uns zu unterrichten und freueten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten. Was mich anlangt, so schien mir keine Sprache leichter als diese. Alle harten und zischenden Consonanten sind durchaus verbannt, und fast jedes Wort endigt sich mit einem Selbstlauter. Was erfordert wurde, war bloß ein scharfes Ohr, um die mannigfaltigen Modificationen der Selbstlauter zu unterscheiden, welche natürlicherweise in einer Sprache vorkommen müssen, die auf so wenig Mitlauter eingeschränkt ist, und die, wenn man sie einmal recht gefaßt hat, die Unterredung sehr angenehm und wohlklingend machen. Unter andern Eigenschaften der Sprache bemerkten wir sogleich, daß O und E, womit die mehrsten Nennwörter und Na-

men in Herrn Cooks erster Reise anfangen, Nichts als Artikel sind, welche in vielen morgenländischen Sprachen vor den Nennwörtern herzugehen pflegen. Ich habe bereits im Vorhergehenden angemerkt, daß Herr von Bougainville das Glück hatte den wahren Namen der Insel ohne Artikel sogleich ausfindig zu machen; er hat ihn auch, so weit es die Beschaffenheit der französischen Sprache erlauben will, in der Beschreibung seiner Reise vermittelst des Worts Taïti ganz richtig ausgedrückt; doch sprechen es die Indianer mit einer leichten Aspiration, nämlich Tahiti, aus.

---

160. Der Brotbaum. (7. Aufl. S. 390.)

G. Forster.

Der Brotbaum gehört unter die geringe Anzahl von Pflanzen, welche sich über einen ansehnlichen Theil unserer Erde verbreitet haben. Von Surate an bis zu den Marquisen-Inseln im stillen Weltmeere auf einer Strecke von 150 Graden der Länge oder mehr als 2000 geographischen Meilen trifft man ihn fast auf jeder Küste und jeder Insel an. Daß ihn aber die Natur in diesem ganzen Bezirke überall uranfänglich von selbst und ohne Zuthun der Menschen habe wachsen lassen, will ich keineswegs behaupten.

Schön ist die Form des durch Kultur veränderten Brotbaums, und schattenreich ist seine weit ausgebreitete Krone. Kein Obstbaum im Norden von Europa, ja, was noch mehr ist, kein Baum aus unsern Forsten, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf sich im Ebenmaaße des Wuchses und der Schönheit der Gestalt mit ihm messen; die Roßkastanie, die in der Ferne eine Aehnlichkeit mit ihm zu haben scheint, läßt er weit hinter sich zurück. Sein großes, breites Blatt, wie Feigenlaub tief eingeschnitten, ist zierlich geformt und von anmuthiger Farbe. Selten übersteigt seine Höhe 40 Pariser Fuß, ein schönes Mittelmaaß unter den Bäumen.

Sobald der Brotbaum den Insulanern im stillen Weltmeere wichtig und unentbehrlich ward, erhielten sogar ihre wissenschaftlichen Begriffe eine Beziehung auf ihn. Die Taheitier bemerkten, daß dieser edle Baum ungefähr um die Zeit, wenn die Sonne im Begriff ist aus der nördlichen Halbkugel in die ihrige zurück und über den Aequator zu treten, frische Blätter und junge Früchte anzusetzen beginnt, die im October anfangen zeitig zu werden. Von dieser Zeit an bis in den April, oder so lange die Sonne in der südlichen Halbkugel bleibt, fehlt es ihnen nie an frischer Brotfrucht; es kommen theis an einem und demselben Baume, theils an mehreren, deren Standpunkte verschieden sind, von Zeit zu Zeit neue Früchte zum Vorschein und reifen nach und nach bis in den Julius und August. Von diesem Monate an bis zum Anfange des Novembers ist aber die Frucht gar nicht zu haben. Jener Zeitabschnitt nun, während dem die Früchte auf den Bäumen wachsen, und der acht Monate in sich begreift, wird von den Einwohnern Pa-Uru, die Brotfruchtzeit, genannt.

Cooks zweite Reise um die Welt, bei der ich sein Gefährte war, kann hier zum Beweise dienen. Wir kamen während dieser Reise zweimal nach O-Tahiti und den umliegenden Inseln. Das erste Mal, in der Mitte des August-Monats, war sowohl die Brotfrucht als alle an-

deren Obstarten des heißen Erdstrichs daselbst äußerst selten, und um das Kostbarste, was eine taheitische Phantasie zu reizen vermochte, gar nicht mehr zu erhandeln. In dieser Jahreszeit, die unerachtet der Entfernung der Sonne kein Winter heißen konnte und an genialischer Wärme keinen Mangel litt, zeigte sich die junge Brotfrucht an der Zweige äußersten Spitzen in ihre Blumenscheide gehüllt. Das alte Laub, welches nicht eher fällt, als bis das neue seine Entwicklung vollendet hat, saß noch auf den Bäumen, und seine Farbe war ein etwas herbstliches Grün. Zum zweiten Male nach einem Zwischenraume von acht Monaten erreichten wir die Insel im Monat April. Jetzt hatte das Laub seine lebhaft grüne Schattirung, und alle Aeste beugten sich unter der Last ihrer Früchte. In großer Menge pflückte man sie jetzt vor ihrer völligen Reife und beschleunigte diese dadurch, daß man sie haufenweis aufschüttete und sich innerlich erhitzen ließ. In diesem Zustande, wo sie nicht zu genießen waren, schnitt man den Strunk oder Fruchtboden und die Rinde weg, füllte mit der fleischigen Pulpa eine tiefe, mit Steinen gepflasterte Grube, bedeckte diese mit Haufen von Blättern und Steinen und ließ den ganzen Vorrath in die saure Gährung übergehen. Der Teig (Mahei), der auf solche Art entsteht, ist vollkommen durchsäuert und schmeckt wie das schwarze westphälische Brot (Pumpernickel), wenn es nicht ganz ausgebacken ist. Aus dem Vorrath in der Grube nimmt man jedesmal nur so viel, als zu einem Gebäcke hinreichend ist, macht faustgroße Klumpen daraus, rollt sie in Blätter und bäckt sie auf erhitzten Steinen. Solche Klumpen halten sich einige Wochen lang und sind besonders auf Reisen über See der gewöhnliche Proviant, womit sich die Taheitier versehen. Uebrigens aber ist dieses saure Brot bei ihnen so beliebt, daß ihre Vornehmen selten eine Mahlzeit ohne dasselbe thun; und während der drei bis vier Monate, wo die Brotfrucht fast gar nicht zu haben ist, genießt das ganze Volk beinahe keine andere Speise. Ungebacken hält sich der gegorne Teig mehrere Monate hindurch in den Gruben ohne einige Veränderung zu leiden.

Eine ungleich beträchtlichere Menge Brotfrucht wird frisch aufgezehrt. Auch zu diesem Gebrauche muß sie nicht reif, aber vollkommen ausgewachsen sein. Ihre Rinde ist alsdann noch grün, das Fleisch aber schneeweiß und von lockerem, mehligem Gewebe. Roh kann man es schlechterdings nicht genießen, sondern die Frucht muß geschält, entweder ganz oder zerschnitten in die Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet oder gebacken sein. So geringfügig diese Mühe auch ist, so möchte der wollüstige Südländer doch gern derselben überhoben sein; daher träumt er sich auch in seinem Paradiese eine Brotfrucht, die keiner Zubereitung bedarf und frisch vom Baume weggegessen werden kann. Diese treffliche Legende ersann vielleicht ein gutmüthiger Einfall von einem Priester in dem behaglichen Stündchen, da ihm nach Landessitte ein paar seiner Diener wechselweise die edle Brotfrucht, den süßen Pisang und den köstlichen Schweinsbraten bei Händenvoll in den Mund stopften. Er gönnte wenigstens den Laien dieselbe glückliche Ruhe, in deren Genuß er sich so wohl befand; und aus diesem Gesichtspunkte wird selbst im Aberglauben der Nation die herrschende Milde und Sanftmuth ihres Charakters offenbar.

Die geröstete Brotfrucht hatte für mich völlig den Geschmack der

Krume des Weizenbrotes, die mit gekochten, mehligen Kartoffeln vermischt gewesen wäre. Etwas Süßliches schmeckte man zuweilen vor, insbesondere wenn die Frucht sich der Reife näherte, oder auch wenn sie nach dem Backen verlegen oder alt geworden war. Die schmackhafteste war laut der Uebereinkunft aller Mitreisenden jene, welche wir auf den Marquisen-Inseln eintauschten; doch meines Erachtens giebt ihr die taheitische Nichts nach. Wenn die Frucht ganz reif ist, hat sie eine gelbliche Farbe, ist weich anzufühlen und inwendig einem Breie ähnlich, der widerlich süß schmeckt und riecht. In diesem Zustande sah ich sie ebenfalls auf den Marquisen-Inseln. Die Einwohner der Marianen und Philippinen essen sie alsdann zwar roh, jedoch mit größter Behutsamkeit, weil sie jetzt eine ungesunde Speise geworden ist. Vor der gänzlichen Zeitigung gebrochen und geröstet ist sie unstreitig eins der gesundesten und zugleich nahrhaftesten Lebensmittel, die wir kennen; je weiter man sich aber von der einfachen Zubereitungsart entfernt, und je mehr fremdartige Zusätze man zur Brotfrucht macht, um ihren Geschmack zu würzen, desto weniger kann sie dem menschlichen Körper zuträglich sein. — Nachdem der Brotfruchtbaum während eines Menschenalters Früchte getragen hat, ergreift ihn das Schicksal aller natürlichen Dinge; er fängt an abzusterben, und allerlei Gebrechen deuten seinen nahen Untergang. Jetzt bleibt also Nichts mehr übrig, als den Stamm zu irgend einem häuslichen Gebrauche zu verwenden und entweder einen Kahn daraus zu höhlen oder wenigstens einen Pfosten oder Balken an der leichten, ländlichen Hütte daraus zu verfertigen. Es wird auch mit geringer Mühe manche Geräthschaft, wie kleine Schemel, Schüsseln, Tröge und dergleichen, daraus geschnitzt; allein des Vorzugs ungeachtet, welchen der taheitische Brotbaum, was diesen Punkt betrifft, vor dem weniger kultivirten in den Gewürz-Inseln voraus hat, nimmt doch das weiche, gelbe Holz gar keine Politur an. Die Amboineser und, wo ich nicht irre, auch die Taheitier pflegen Trommeln davon zu machen, weil es gut klingt und sehr leicht ist. Den wilden Brotbaum kann man schlechterdings zu nichts Anderm als zur Feurung gebrauchen.

Dasjenige zarte Zellgewebe, aus welchem sich jährlich eine neue Holzlage an Stamm und Aesten bildet, oder der gleich unter der Rinde liegende weiße Splint (liber) ist am Brotbaume so beschaffen, daß die Einwohner von Taheiti ihre Kleider daraus verfertigen können. Sie pflanzen zu dem Ende eine Menge junger Bäume dicht neben einander in lockeren Boden und suchen sie so gerade als möglich und ohne Aeste in die Höhe zu ziehen. Im zweiten oder dritten Jahre werden sie abgeschnitten und der Splint auf nämliche Art abgesondert, vorbereitet und zu den Musselin ähnlichen Tüchern verarbeitet, als mit dem Splint des Papier-Maulbeerbaums üblich ist.

Minder wichtig ist der Nutzen der Blätter. Außer jener Anwendung, die sie mit allen Laubarten gemein haben, daß sie nämlich, so bald sie abgefallen und verweset sind, dem Stamme, der sie getragen, zur Düngung gereichen, bricht man sie auch häufig vom Baume und bedient sich ihrer, Speisen einzuwickeln oder auch darin zu backen. Die erste Anstalt zu einer Mahlzeit besteht jedesmal in dem, daß eine große Menge dieser Blätter auf den mit Heu bedeckten Boden gestreuet werden; unmittelbar auf diese legt man die Speisen ohne den entbehrlichen

Aufwand von Tellern und Schüsseln. Ein solches Blatt, welches anderthalb Schuh lang ist, vertritt alsdann die Stelle der Serviette, wobei man noch den Vortheil hat, so oft man will, eine frische zu nehmen. In Burro und den Gewürzinseln zünden die reisenden Indianer des Nachts ein Feuer von den Blättern des wilden Brotbaums rings um ihre Lagerstätte an, dessen beständiges Krachen die Schlangen verscheucht.

Die männliche Blüthe des Brotbaums besteht in einer spannlangen, braungelben Kolbe, welche ganz mit kleinen Blüthen bedeckt ist und dadurch mit den Schilfkeulen (typha), die in unsern Sümpfen wachsen, eine auffallende Aehnlichkeit gewinnt. Wenn die Kolben oder Kätzchen abgefallen und vertrocknet sind, haben sie die Eigenschaft des Zündschwammes, und man bedient sich ihrer auf die nämliche Art als Lunten zur längern Aufbewahrung des Feuers. Es dringt endlich noch aus allen verwundeten oder eingeschnittenen Theilen des Baumes ein weißer, klebriger Saft, der in Amboina aufgefangen, mit Kokusmilch eingekocht und sodann als Vogelleim verbraucht wird. Mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß vermischt wird dieser Milchsaft zu einem festen und dauerhaften Kitt, womit die dortigen Einwohner alle Ritzen in solchen Gefäßen verschmieren, welche wasserdicht sein müssen.

Cook rühmt von diesem Baume mit Recht seine erstaunliche Fruchtbarkeit. „Hat Jemand in seinem Leben nur zehn Brotfruchtbäume gepflanzt, so hat er (dies sind des großen Weltumseglers Worte) seine Pflicht gegen sein eignes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht eben so vollständig und reichlich erfüllt, als ein Einwohner unsers rauhen Himmelstrichs, der sein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sommerhitze geerntet und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brot versorgt, sondern auch seinen Kindern noch Etwas an baarem Gelde kümmerlich erspart hat."

---

161. Die Höhle von Castleton. (7. Aufl. S. 393.)

K. Ph. Moritz.

Hundert und siebenzig Meilen von London hatte ich nun zurückgelegt, als ich eine der höchsten Anhöhen, die vor mir lagen, erstiegen hatte und nun auf einmal unter mir ein reizendes Thal erblickte, das mit Flüssen und Bächen durchschnitten und rund umher von Bergen eingeschlossen war. In diesem Thale lag nun Castleton, ein kleines Städtchen mit niedrigen Häusern, welches von einem alten Schlosse, dessen Ruinen hier noch zu sehen sind, seinen Namen hat. Ein schmaler Weg, der sich von der Seite des Berges herunter schlängelt, führte mich in das Thal hinab bis in eine Straße von Castleton, wo ich eine Herberge fand, in welcher ich geschwind mein Mittagsmahl hielt und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle fortsetzte. Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang.

Hier stand ich eine Weile voller Verwunderung und Erstaunen über die entsetzliche Höhe des steilen Felsens, den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünem Gebüsche umwachsen, oben die zerfallenen Mauern und Thürme eines alten Schlosses, das ehemals auf diesem Felsen stand, und unten an seinem Fuße die ungeheuere Oeffnung zum Eingang in die Höhle, wo Alles stockfinster ist, wenn man einmal von

der hellen Mittagssonne hinunter blickt. Indem ich so voll Verwunderung da stand, bemerkte ich im dunkeln Eingange der Höhle einen Mann von wildem und rauhem Ansehen, der mich fragte, ob ich die Höhle sehen wollte, wobei seine harte Stimme in der Höhle einen starken Wiederhall gab. Als ich es bejahete, fragte er mich, ob ich auch über die Flüsse gesetzt sein wollte, und bestimmte zugleich eine Kleinigkeit an Gelde, die ich dafür bezahlen müßte. Dieser Mann hatte mit seinem schwarzen, struppigen Haar und schmutzigen, zerrissenen Anzuge ein so wildes, Charonmäßiges Ansehn, welches seine Stimme und seine Sprache noch vermehrten, daß die sonderbare Täuschung, worein man beim Anblick dieser Höhle versetzt wird, schon hier ihren Anfang nahm. Da ich mich zu seiner Forderung verstanden hatte, sagte er, ich sollte ihm nur dreist folgen, und wir traten zusammen in die Höhle.

Zu der linken Seite im Eingange der Höhle lag ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des Orts spielten. Der Weg ging etwas abschüssig hinunter, so daß sich der Tag, welcher durch die Oeffnung beim Eingange hineinfiel, allmählich in Dämmerung verlor. Und als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren, welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmal zu meiner rechten Seite unter dem ungeheueren Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirdisches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer Arbeit feierten und vergnügt und fröhlich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten saßen. Kaum hatten wir diese kleinen Häuser hinter uns zurückgelassen, so erblickte ich hin und her zerstreut eine Menge großer Räder, worauf diese unterirdischen Bewohner der Höhle an Werktagen Seile verfertigen. Ich glaubte hier das Rad des Ixion und die unaufhörliche Arbeit der Danaiden zu sehen. So wie wir tiefer hinab gingen, schien die Oeffnung, durch welche das Tageslicht hinein fiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit nahm fast mit jedem Schritte zu, bis endlich nur einige Strahlen wie durch eine Spalte hinein fielen, welche die dünnen Rauchwolken faßten, die sich durch die Dämmerung an das Gewölbe der Höhle emporwälzten. Dies allmähliche Zunehmen der Dunkelheit erweckt eine süße Melancholie, indem man den sanften Abhang der Höhle hinunter geht, als wäre ohne Schmerz und ohne Gram der Lebensfaden abgeschnitten, und man wandelte nun so ruhig dem stillen Lande zu, wo kein Qual mehr ist. Endlich schloß sich das hohe Gewölbe des Felsens, wie sich der Himmel an die Erde zu schließen scheint, als wir an eine Pforte kamen, wo uns eine alte Frau aus einer der Hütten zwei Lichter brachte, wovon Jeder von uns Beiden eins in die Hand nahm. Mein Führer öffnete nun die Pforte, welche die schwache Dämmerung vollends ausschloß, die vorher noch übrig war, und uns in das Innerste dieses nächtlichen Tempels führte, dessen Vorhof wir jetzt nur betreten hatten. Hier war der Felsen so niedrig, daß wir uns einige Schritte tief bücken mußten, um hindurch zu kommen. Aber wie groß war mein Erstaunen, da wir uns nach diesem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten und ich nun auf einmal, so weit es bei dem dunkeln Scheine unserer Lichter möglich war, die entsetzliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes übersehn konnte, wogegen die erste ungeheure Oeffnung, durch welche wir nun schon gekommen waren, gar nicht mehr in Betracht kam.

Nachdem wir hier eine ganze Stunde wie unter einem schwarzen mitternächtlichen Himmel auf einem ebnen sandigen Erdreich gewandert waren, senkte sich endlich der Felsen allmählich wieder nieder, und wir befanden uns auf einmal an einem ziemlich breiten Flusse, welcher bei dem Flimmern unserer Lichter mitten in der Dunkelheit einen wunderbaren Wiederschein gab. Am Ufer war ein kleiner Kahn befestigt, in welchem Stroh lag. Mein Führer sagte mir, daß ich hineinsteigen und mich ganz ausgestreckt darin niederlegen sollte, weil in der Mitte des Flusses der Felsen beinahe das Wasser berühren werde. Als ich mich niedergelegt hatte, stieg er selbst bis über den halben Leib ins Wasser und zog das Boot nach sich. Rund herum herrschte eine feierliche Todtenstille, und so wie das Boot fortrückte, senkte sich der Felsen wie eine dunkelgraue Wolke immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Gesicht berührte und ich im Liegen kaum noch das Licht vor meiner Brust in die Höhe halten konnte, so daß ich in meinem Boote, wie in einem beklommenen Sarge lag, bis wir durch diese fürchterliche Enge kamen und sich der Felsen auf der andern Seite in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenseitigen Ufer wieder aussetzte. Unser Weg wurde nun bald auf einmal weit und hoch und wieder plötzlich niedrig und enge. An beiden Seiten sahen wir im Vorbeigehen eine Menge großer und kleiner versteinerter Pflanzen und Thiere, bei denen wir uns aber nicht aufhalten durften, wenn wir nicht mehrere Tage in der Höhle zubringen wollten. Und so kamen wir an den zweiten Fluß, der aber nicht so breit war wie der erste, und wo man gleich das jenseitige Ufer sehen konnte. Ueber diesen trug mich mein Führer auf seinen Schultern, weil kein Boot zum Ueberfahren da war. Von da aus gingen wir einige Schritte, als wir wieder an ein schmales Gewässerchen kamen, das sich in der Länge vor uns hin erstreckte und uns zuletzt bis ganz ans Ende der Höhle führte. Der Weg, den wir längs dem Ufer dieses kleinen Gewässers hingingen, war naß und schlüpfrig und wurde zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor dem andern fortsetzen konnte. Demohngeachtet wandelte ich mit Vergnügen an diesem unterirdischen Ufer hin und ergötzte mich an der wunderbaren Gestalt aller Gegenstände um mich her in diesem Reiche der Dunkelheit und der Schatten, als es auf einmal wie eine Musik von fern in meine Ohren tönte. Ich blieb vor Verwunderung stehen und fragte meinen Führer, was dies bedeute, worauf er mir antwortete, daß ich es bald sehen werde. Allein so wie wir fortgingen, verloren sich die harmonischen Töne; das Geräusch wurde schwächer und löste sich endlich in ein sanftes Rieseln wie von herabfallenden Regentropfen auf. Und wie groß war meine Verwunderung, als ich auf einmal wirklich einen Regen oben aus einem Felsen wie aus einer dicken Wolke herabströmen sah, dessen Tropfen, die jetzt im Scheine unserer Lichter flimmerten, eben jenes melodische Geräusch in der Ferne verursacht hatten. Dies war nämlich ein Staubbach, der sich von oben durch die Adern des Felsens in dies Gewölbe hinunter ergoß. Wir durften mit unsern Lichtern nicht zu nahe hinzugehen, weil sie leicht von den herabfallenden Tropfen konnten ausgelöscht werden und wir alsdann den Rückweg vielleicht vergeblich würden gesucht haben. Wir setzten also unsern Weg längs dem Ufer des schmalen Gewässers fort und sahen oft an den Seiten weite Oeff-

nungen in der Felsenwand, welche wieder neuen Höhlen ähnlich waren, die wir alle vorbei gingen, bis mich mein Führer auf eine der prächtigsten Erscheinungen vorbereitete. Kaum waren wir noch einige Schritte gegangen, so traten wir in einen majestätischen Tempel mit prächtigen Bogen, die auf schönen Pfeilern ruhten, welche die Hand des künstlichsten Baumeisters gebildet zu haben schien. Dieser unterirdische Tempel, woran keine Menschenhand gelegt war, schien mir in dem Augenblicke an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit die herrlichsten Gebäude zu übertreffen. Voll Ehrfurcht und Erstaunen sah ich hier in den innern Tiefen der Natur die Majestät des Schöpfers enthüllt, die ich in dieser feierlichen Stille und in diesem heiligen Dunkel anbetete, ehe ich die Halle dieses Tempels verließ. Wir näherten uns nun dem Ziele unserer Reise. Unser treues Gewässer leitete uns durch den übrigen Theil dieser Höhle hin, wo sich der Felsen noch zum letzten Male wölbt und dann wieder niedersteigt, bis er mit der Fluth zusammenstößt, die hier einen kleinen Halbkreis macht und so die Höhle schließt, daß kein Sterblicher einen Fuß weiter setzen kann. Jetzt glaubte ich, würden wir den nächsten Weg wieder zurücknehmen: allein ich sollte noch mehr Beschwerlichkeiten erdulden und noch schönere Auftritte sehen, als die bisherigen. Mein Führer wandte sich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Oeffnung einer hohlen Felsenwand folgte. Hier fragte er mich erst, ob ich mich entschließen wollte, eine ziemliche Strecke unter einem Felsen durchzukriechen, der beinahe die Erde berührte, und als ich dies bejahete, sagte er mir, ich sollte ihm nur folgen, mit der Warnung mein Licht wohl in Acht zu nehmen. So krochen wir nun auf Händen und Füßen im nassen Sande durch die Oeffnung zwischen dem Felsen fort, die oft kaum groß genug war, sich mit dem Körper hindurchzuwinden. Als wir diesen beschwerlichen Durchmarsch vollendet hatten, sah ich in der Höhle einen steilen Hügel, der so hoch war, daß er sich oben in dem höchsten Felsen wie in einer Wolke zu verlieren schien. Dieser Hügel war so naß und schlüpfrig, daß ich sogleich hinstürzte, als ich nur den ersten Schritt hinauf thun wollte; mein Führer aber faßte mich bei der Hand und sagte, ich sollte ihm nur getrost folgen, weil er schon wüßte festen Fuß zu fassen. Wir stiegen nun eine solche Höhe hinauf, und an beiden Seiten waren solche Abgründe, daß mir noch schwindelt, wenn ich daran denke. Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo sich der Hügel in dem Felsen verliert, stellte mich mein Führer auf einen Platz, wo ich festen Fuß fassen konnte, und sagte mir, ich sollte da nur ganz ruhig stehen bleiben. Indeß ging er selbst mit seinem Lichte den Hügel hinunter und ließ mich ganz allein. Ich verlor ihn eine Zeitlang aus dem Gesicht, bis ich endlich nicht ihn, sondern sein Licht tief im Abgrunde wieder erblickte, woraus es wie ein schöner Stern emporzusteigen schien. Nachdem ich mich eine Weile an diesem unbeschreiblich schönen Anblick ergötzt hatte, kam mein Führer und brachte mich den steilen, schlüpfrigen Hügel auf seinen Schultern glücklich wieder hinunter, und als ich nun im Abgrunde stand, stieg er hinauf und ließ sein Licht oben durch eine kleine Oeffnung in dem Felsen hinunterschimmern, indeß ich das meinige mit der Hand verdeckte, und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht durch dicke Wolken ein Stern herunter glänzte, ein Anblick, der Alles, was ich gesehen hatte, an Schönheit übertraf.

Nun war unsere Reise ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit durch unsern engen Weg wieder zurück. Wir betraten aufs neue den Tempel, den wir vor Kurzem verlassen hatten, hörten aufs neue den Regenguß sanft rieselnd in der Nähe und melodisch tönend in der Ferne und kehrten über die stillen Flüsse und durch den weiten Raum der Höhle wieder zu dem engen Pförtchen zurück, wo wir vorher vom Tageslicht Abschied nahmen, das wir nun nach einer langen Dunkelheit wieder begrüßten. Aber ehe noch mein Führer das Pförtchen eröffnete, sagte er, jetzt würde ich einen Anblick haben, der alle die vorigen an Schönheit weit übertreffen würde. Ich fand, daß er Recht hatte; denn indem er die Pforte erst halb öffnete, war es mir wirklich, als thät' ich einen Blick ins Elysium: in einem solchen wunderbaren, erquickenden Dämmerlichte zeigten sich alle Gegenstände. Der Tag schien allmählich anzubrechen, und Nacht und Dunkel schwanden. In der Ferne sah man zuerst wieder den Rauch der Hütten und dann die Hütten selber, und als wir höher hinaufstiegen, sahen wir noch die Knaben bei dem abgehauenen Stamme spielen, bis endlich die röthlichen Purpurstreifen des Himmels durch die Oeffnung der Höhle schimmerten und gerade, indem wir hinausstiegen, die Sonne im Westen untersank.

---

162. Das römische Carneval. (7. Aufl. S. 398.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Indem wir eine Beschreibung des römischen Carnevals unternehmen, müssen wir den Einwurf befürchten, daß eine solche Feierlichkeit eigentlich nicht beschrieben werden könne. Eine so große lebendige Masse sinnlicher Gegenstände sollte sich unmittelbar vor dem Auge bewegen und von einem jeden nach seiner Art angeschaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird diese Einwendung, wenn wir selbst gestehen müssen, daß das römische Carneval einem fremden Zuschauer, der es zum erstenmal sieht und nur sehen will und kann, weder einen ganzen noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergötze, noch das Gemüth befriedige.

Die lange und schmale Straße, in welcher sich unzählige Menschen hin und wieder wälzen, ist nicht zu übersehen; kaum unterscheidet man Etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge fassen kann. Die Bewegung ist einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein diese Bedenklichkeiten sind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage sein, ob uns die Beschreibung selbst rechtfertigt.

Das römische Carneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst giebt. Der Staat macht wenig Anstalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt sich von selbst, und die Polizei regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier ist nicht ein Fest, das wie die vielen geistlichen Feste Roms die Augen der Zuschauer blendete; hier ist kein Feuerwerk, das von dem Castell Sanct Angelo einen einzigen überraschenden Anblick gewährte; hier ist keine Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel, welche so viel Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier ist keine glänzende Procession, bei deren Annäherung das Volk beten und staunen

soll: hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß jeder so thöricht und toll sein dürfe, als er wolle, und daß außer Schlägen und Messerstichen fast Alles erlaubt sei. Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben: Alles nähert sich einander; Jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten. In diesen Tagen freut sich der Römer noch zu unsern Zeiten, daß die Geburt Christi das Fest der Saturnalien und seine Privilegien wohl um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieser Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen. Auch schmeicheln wir uns solchen Personen zu dienen, welche dem römischen Carneval selbst einmal beigewohnt und sich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen, nicht weniger solchen, welchen jene Reise noch bevorsteht, und denen diese wenigen Blätter Uebersicht und Genuß einer überdrängten und vorbeirauschenden Freude verschaffen können.

Das römische Carneval versammelt sich in dem Corso. Diese Straße beschränkt und bestimmt die öffentliche Feierlichkeit dieser Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Fest sein; und wir haben daher vor allen Dingen den Corso zu beschreiben.

Er führt den Namen wie mehrere lange Straßen italienischer Städte von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt, und womit an andern Orten andere Feierlichkeiten, als das Fest eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnurgerade bis an den venetianischen Palast. Sie ist ungefähr viertehalb tausend Schritte lang und von hohen, meistentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite ist gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meisten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man sieht also leicht, daß höchstens drei Fuhrwerke sich in dieser Breite neben einander bewegen können. Der Obelisk auf der Piazza del Popolo ist im Carneval die unterste Grenze dieser Straße, der venetianische Palast die obere.

Schon alle Sonn- und Festtage eines Jahres ist der römische Corso belebt. Die vornehmen und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren: die Wagen kommen vom venetianischen Palast herunter, halten sich an der linken Seite, fahren, wenn es schön Wetter ist, an dem Obelisk vorbei, zum Thore hinaus und auf dem Flaminischen Weg manchmal bis Ponte molle. Die früher oder später umkehrenden halten sich an die andere Seite: so ziehen die beiden Wagenreihen in der besten Ordnung an einander hin.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen: Jeder wendet, wo es ihm beliebt, und sucht seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen großen italienischen Städten brillant ist und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit eini-

gen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Carneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden; es ist nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, sondern es schließt sich nur an die römische Lebensweise ganz natürlich an.

Eben so wenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft sehen, da wir so manche Lebensscene unter dem heitern, frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind. Bei einem jeden Feste bilden ausgehängte Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Galerieen um. Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und sonderbare Gestalten: es scheint das ganze Jahr Carneval zu sein, und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edlern Tabarros vorzustellen.

Schon von dem neuen Jahre an sind die Schauspielhäuser eröffnet, und das Carneval hat seinen Anfang genommen. Man sieht hier und da in den Logen eine Schöne, welche als Officier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Corso wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht Tage gerichtet.

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publicum diese paradiesischen Stunden. Der Corso, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun sorgfältiger gekehrt und gereiniget. Man ist beschäftigt, das schöne, aus kleinen, viereckig zugehauenen, ziemlich gleichen Basaltstücken zusammengesetzte Pflaster, wo es nur einigermaßen abzuweichen scheint, auszuheben und die Basaltkeile wieder neu in Stand zu setzen. Außer diesem zeigen sich auch lebendige Vorboten. Jeder Carnevalsabend schließt sich, wie wir schon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu diesem Endzweck unterhält, sind meistentheils klein und werden wegen fremder Herkunft der besten unter ihnen Barberi genannt.

Ein solches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anschließt und auf den Nähten mit bunten Bändern besetzt ist, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen soll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Corso gerichtet eine Zeit lang still zu stehen, führt es alsdann sachte die Straße hin und giebt ihm oben am venetianischen Palast ein wenig Hafer, damit es ein Interesse empfinde, seine Bahn desto geschwinder zu durchlaufen. Da diese Uebung mit den meisten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl sind, wiederholt und eine solche Promenade immer von einer Anzahl lustig schreiender Knaben begleitet wird, so giebt es schon einen Vorschmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen soll.

Inzwischen fängt auch der Corso an seine Gestalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Grenze der Straße. Vor demselben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreihen über einander aufgeschlagen, welches gerade in den Corso hineinsieht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen

bringen soll. An beiden Seiten werden ferner große Gerüste gebaut, welche sich an die ersten Häuser des Corso anschließen und auf diese Weise die Straße in den Platz herein verlängern. An beiden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Boden für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde reguliren sollen. Den Corso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Gerüste aufgerichtet. Die Plätze von Sanct Carlo und der Antoninischen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und Alles bezeichnet genug, daß die ganze Feierlichkeit sich in dem langen und schmalen Corso einschränken solle und werde. Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane bestreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten mögen.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und beschäftigt, bis endlich eine Glocke vom Capitol bald nach Mittag das Zeichen giebt, es sei erlaubt unter freiem Himmel thöricht zu sein. In diesem Augenblicke legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmal ab. Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke gekläppert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balcone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt, auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt, die geringern Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört, eine Straße zu sein; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuern ausgeschmückten Galerie. Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit alten gewirkten Tapeten beschlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert selten, daß man ohne Dach sei. So scheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht im Freien und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu sein.

Indessen daß der Corso immer belebter wird und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hier und da ein Pulcinell zeigt, hat sich das Militär vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Corso herauf und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt. Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeigehenden an: Luoghi! Luoghi! Patroni! Luoghi!

Nun fangen die Masken an sich zu vermehren. Junge Männer, geputzt in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Classe, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die ihnen begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als mit ihres Gleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben. Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zankfüchtigen und auf keine Weise zu beruhigenden Frau vortrefflich spielte und so sich den ganzen Corso hinab zankte, Jedem Etwas anhängte, indeß seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen, ihn zu besänftigen.

Da die Frauen eben so viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer sich in Frauenkleidern sehen zu lassen, so ha-

ben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu sein.

Mit schnellen Schritten, declamirend wie vor Gericht drängt sich ein Advocat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem Jeden mit einem Proceß, macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specification seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich führt, producirt Dokumente und das Alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht Jedermann zu beschämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg, so kehrt er um; auf den Einen geht er gerade los und spricht ihn nicht an; er packt einen Andern, der schon vorbei ist; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad.

Aber lange können sie die Aufmerksamkeit des Publicums nicht auf sich ziehen: der tollste Eindruck wird gleich von Menge und Mannichfaltigkeit wieder verschlungen.

Besonders machen die Quacqueri zwar nicht so viel Lärm, doch eben so viel Aufsehen als die Advocaten. Die Maske der Quacqueri scheint so allgemein geworden zu sein durch die Leichtigkeit auf dem Trödel altfränkische Kleidungsstücke finden zu können. Die Haupterfordernisse dieser Maske sind, daß die Kleidung zwar altfränkisch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff sei. Man sieht sie selten anders als mit Sammt oder Seide bekleidet; sie tragen brocatene oder gestickte Westen, und der Natur nach muß der Quacquero dickleibig sein; seine Gesichtsmaske ist ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; seine Perücke hat wunderliche Zöpfchen; sein Hut ist klein und meistens bordirt. Man sieht, daß sich diese Figur sehr dem Buffo carricato der komischen Oper nähert; und wie dieser meistentheils einen läppischen, verliebten, betrogenen Thoren vorstellt, so zeigen sich auch diese als abgeschmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen, tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen, durchdringenden, unarticulirten Laut von sich geben, der mit den Consonanten brr verbunden ist. Oft geben sie sich durch diesen Ton das Zeichen, und die Nächsten erwiedern das Signal, so daß in kurzer Zeit dieses Geschrille den ganzen Corso hin und wieder läuft.

Muthwillige Knaben blasen indeß in große gewundene Muscheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man sieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Aehnlichkeit so vieler Maskenkleidungen (denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Corso auf und niederlaufen) Wenige die Absicht haben können Aufsehen zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müssen diese früh genug im Corso erscheinen. Viel-

mehr geht ein Jeder nur aus, sich zu vergnügen, seine Tollheit auszulassen und der Freiheit dieser Tage auf das beste zu genießen.

Besonders suchen und wissen die Mädchen und Frauen sich in dieser Zeit nach ihrer Art lustig zu machen. Jede sucht nur aus dem Hause zu kommen, sich auf welche Art es sei zu vermummen, und weil die Wenigsten in dem Fall sind viel Geld aufwenden zu können, so sind sie erfinderisch genug, allerlei Arten auszudenken, wie sie sich mehr verstecken als zieren.

Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen; schöne Haare werden vorzüglich erfordert, dann eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthiger Gebärde unter die Fenster und vor Jeden hin und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse und was man ihnen sonst Artiges geben mag.

Andere machen sich es noch bequemer, hüllen sich in Pelze oder erscheinen in einer artigen Haustracht nur mit Gesichtsmasken. Sie gehen meistentheils ohne Männer und führen als Of- und Defensivwaffe ein Besenchen, aus der Blüthe eines Rohrs gebunden, womit sie theils die Ueberlästigen abwehren, theils auch muthwillig genug Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegen kommen, im Gesicht herumfahren. Wenn Einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn zu fliehen, und wo er sich hinwendet, fühlt er die Besenchen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese oder andere Neckereien zu wehren würde sehr gefährlich sein, weil die Masken unverletzlich sind und jede Wache ihnen beizustehen beordert ist.

Eben so müssen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürsten kommen, einem Jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Frascatanerinnen, Fischer, Neapolitaner Schiffer, neapolitanischer Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen sich's sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammen binden.

Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich Andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen und glaubt auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus, und der Tabarro wird immer für die edelste Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Ein Zauberer mischt sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehen und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel.

Mit zwei Gesichtern steckt einer im Gedränge: man weiß nicht, welches sein Vordertheil, welches sein Hintertheil ist, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen in diesen Tagen verspottet zu werden. Weil die fremden Maler, besonders die, welche Landschaften und Gebäude studiren, in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Carnevalsmenge emsig vorgestellt und zeigen sich mit großen Portefeuillen, langen Surtouts und kolossalischen Reißfedern sehr geschäftig.

Indessen die Masken sich vermehren, fahren die Kutschen nach und

nach in den Corso hinein in derselben Ordnung, wie wir sie oben beschrieben haben, als von der sonn- und festtägigen Spazierfahrt die Rede war, nur mit dem Unterschied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom venetianischen Palast an der linken Seite herumfahren, da wo die Straße des Corso aufhört, wenden und sogleich an der andern Seite wieder herauffahren.

Wir haben schon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meisten Orten wenig über drei Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stühlen besetzt, und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der andern Seite hinauf. Die Fußgänger sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen den beiden Reihen eingeschlossen; Jeder drängt sich hin- und herwärts, so gut er kann, und von allen Fenstern und Balconen sieht wieder eine Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnlichen Equipagen; denn Jeder verspart auf die folgenden, was er Zierliches oder Prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Carnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben: zwei Damen sitzen erhöht gegen einander über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann; vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein; Kutscher und Bediente sind maskirt, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt.

Oft steht ein schöner, weißer, mit rosenfarbnen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen; an dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit des Publicums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet.

Ehemals sollen diese Prachtwagen weit häufiger und kostbarer, auch durch mythologische und allegorische Vorstellungen interessanter gewesen sein; neuerdings aber scheinen die Vornehmern, es sei nun, aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen das Vergnügen, das sie noch bei dieser Feierlichkeit finden, mehr genießen als sich vor andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Carneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus. Selbst ernsthafte Personen, welche unmaskirt in den Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten sich zu maskiren. Die Kutscher wählen meistentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter, häßlicher Kerl in völlig neumodischem Putz, mit hoher Frisur und Federn eine große Carricatur.

Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder einem Paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie auf den Bock zu heben. Diese sitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an seiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Absätzen den Vorübergehenden um die Köpfe. Eben so machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt Nichts, als daß sie sich noch wie auf die englischen Landkutschen oben auf den Kasten setzten. Die Herr-

schaften selbst scheinen es gern zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind: Alles ist in diesen Tagen vergönnt und schicklich.

Man werfe nun einen Blick über die lange und schmale Straße, wo von allen Balconen und aus allen Fenstern über lang herabhängende bunte Teppiche gedrängte Zuschauer auf die mit Zuschauern angefüllten Gerüste, auf die langen Reihen besetzter Stühle an beiden Seiten der Straßen herunterschauen. Zwei Reihen Kutschen bewegen sich langsam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutsche einnehmen könnte, ist ganz mit Menschen ausgefüllt, welche nicht hin und wieder gehen, sondern sich hin und wieder schieben. Da die Kutschen, so lang als es nur möglich ist, sich immer ein wenig von einander abhalten, um nicht bei jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, so wagen sich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu schöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwischen die Räder des vorausfahrenden und die Deichsel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beschwerlichkeit der Fußgänger wird, desto mehr scheint ihre Laune und Kühnheit zu steigen.

Da die meisten Fußgänger, welche zwischen den beiden Kutschenreihen sich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu schonen, die Räder und Achsen sorgfältig vermeiden, so lassen sie gewöhnlich mehr Platz zwischen sich und den Wagen, als nöthig ist; wer nun mit der langsamen Masse sich fortzubewegen nicht länger ausstehen mag und Muth hat zwischen den Rädern und Fußgängern, zwischen der Gefahr und dem, der sich davor fürchtet, durchzuschlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er sich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten sieht.

Aber nicht allein durch diese Züge wird die Circulation des Corso unterbrochen und gehindert: am Palast Ruspoli und in dessen Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, sind die Pflasterwege an beiden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die schöne Welt ihren Platz, und alle Stühle sind bald besetzt oder besprochen. Die schönsten Frauenzimmer der Mittelclasse, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen sich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchschauen; Jeder ist neugierig unter den vielen männlichen Gestalten, die dort zu sitzen scheinen, die weiblichen heraus zu suchen und vielleicht in einem niedlichen Officier den Gegenstand seiner Sehnsucht zu entdecken. Hier an diesem Flecke stockt die Bewegung zuerst; denn die Kutschen verweilen, so lange sie können, in dieser Gegend, und wenn man zuletzt halten soll, will man doch lieber in dieser angenehmen Gesellschaft bleiben.

Wenn unsere Beschreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beinahe ängstlichen Zustande gegeben hat, so wird sie einen noch sonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie diese gedrängte Lustbarkeit durch eine Art von kleinem, meist scherzhaftem, oft aber nur allzuernstlichem Kriege in Bewegung gesetzt wird.

Wahrscheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeigehenden guten Freund, um sich ihm unter der Menge und Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn Nichts natürlicher ist, als daß der Getroffene sich umkehre und die lose Freundin entdecke: dieses ist nun ein allgemeiner Gebrauch, und man sieht

oft nach einem Wurfe ein Paar freundliche Gesichter sich einander begegnen. Allein man ist theils zu haushälterisch, um wirkliches Zuckerwerk zu verschwenden, theils hat der Mißbrauch desselben einen größern und wohlfeilern Vorrath nöthig gemacht.

Es ist nun ein eigenes Gewerbe, Gypszeltlein, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Dragéen haben, in großen Körben zum Verkauf mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand ist vor einem Angriff sicher; Jedermann ist im Vertheidigungszustande, und so entsteht aus Muthwillen oder Nothwendigkeit bald hier bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen greifen einander wechselsweise an. Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu vertheidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern erwartet man den Angriff; man scherzt mit seinen Freunden und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird der Streit ernstlicher und allgemeiner als in der Gegend des Palasts Ruspoli. Alle Masken, die sich dort niedergelassen haben, sind mit Körbchen, Säckchen, zusammengebundenen Schnupftüchern versehen. Sie greifen öfter an, als sie angegriffen werden: keine Kutsche fährt ungestraft vorbei, ohne daß ihr nicht wenigstens einige Masken Etwas anhängen. Kein Fußgänger ist vor ihnen sicher; besonders wenn sich ein Abbate im schwarzen Rocke sehen läßt, werfen Alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gyps und Kreide, wohin sie treffen, abfärben, so sieht ein solcher bald über und über weiß und grau punctirt aus. Oft aber werden die Händel sehr ernsthaft und allgemein, und man sieht mit Erstaunen, wie Eifersucht und persönlicher Haß sich freien Lauf lassen.

Unbemerkt schleicht sich eine vermummte Figur heran und trifft mit einer Handvoll Confetti eine der ersten Schönheiten so heftig und so gerade, daß die Gesichtsmaske widerschallt und ihr schöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beiden Seiten werden heftig aufgereizt; aus ihren Körbchen und Säckchen stürmen sie gewaltig auf den Angreifenden los: er ist aber zu gut vermummt, zu stark geharnischt, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden sollte. Je sicherer er ist, desto heftiger setzt er seinen Angriff fort; die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streites auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch seine Grobheit und Ungestüm Jedermann beleidigt, so nehmen die Umhersitzenden Theil an diesem Streit, sparen ihre Gypskörner nicht und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas größere Munition, ungefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm Nichts als die Retraite übrig bleibt, besonders wenn er sich verschossen haben sollte. Gewöhnlich hat Einer, der auf ein solches Abenteuer ausgeht, einen Secundanten bei sich, der ihm Munition zusteckt, inzwischen daß die Männer, welche mit solchen Gypsconfetti handeln, während des Streits mit ihren Körben geschäftig sind und einem Jeden, so viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehen, wo

zuletzt die Streitenden aus Mangel an Munition sich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen und sich durch die Warnungen der Wachen, welche selbst heftig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen. Gewiß würde mancher solcher Händel mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Corden, die bekannten Strafwerkzeuge italienischer Polizei, Jeden mitten in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke sehr gefährlich sei sich gefährlicher Waffen zu bedienen. Unzählig sind diese Händel und die meisten mehr lustig als ernsthaft. So kommt z. E. ein offener Wagen voll Pulcinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt sich vor, indem er bei den Zuschauern vorbeifährt, alle nach einander zu treffen; allein unglücklicherweise ist das Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf einmal Eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinelle verschießen ihre Munition und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und Schlossen bedeckt unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet sich langsam entfernt.

Indessen in dem Mittelpunkt des Corso diese lebhaften und heftigen Spiele einen großen Theil der schönen Welt beschäftigen, findet ein anderer Theil des Publikums an dem obern Ende des Corso eine andere Art von Unterhaltung. Unweit der französischen Akademie tritt in spanischer Tracht mit Federhut, Degen und großen Handschuhen unversehens mitten aus den von einem Gerüste zuschauenden Masken der sogenannte Capitano des italienischen Theaters auf und fängt an seine großen Thaten zu Land und zu Wasser im emphatischen Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, so erhebt sich gegen ihm über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm Alles zuzugeben scheint, macht er die Großsprecherei jenes Helden durch Wortspiele und eingeschobene Plattheiten lächerlich. Auch hier bleibt jeder Vorbeigehende stehen und hört dem lebhaften Wortwechsel zu.

Ein neuer Aufzug vermehret oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle thun sich zusammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik und führen ihn unter lautem Geschrei auf einem verzierten Wägelchen den Corso herauf. Alle Pulcinelle springen herbei, wie der Zug vorwärtsgeht, vermehren das Gefolge und machen sich mit Geschrei und Schwenken der Hüte Platz.

Alsdann bemerkt man erst, wie Jeder diese allgemeine Maske zu vermannichfaltigen sucht. Der Eine trägt eine Perrücke, der andere eine Weiberhaube zu seinem schwarzen Gesicht, der dritte hat statt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel als Abbate und Dame gekleidet auf den Stängelchen hin und wieder hüpfen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert sich nun immer mehr, und auf diesen Augenblick ist das Interesse so vieler tausend Menschen gespannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüste vermehren nun ihr anbietendes Geschrei. Es ist darum zu thun, daß ihnen wenigstens in diesen letzten Augenblicken auch gegen ein geringeres Geld alle Plätze besetzt werden. Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden ist; denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der

Garde den Corso zwischen den beiden Reihen Kutschen herunter und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder sucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüste, auf einer Kutsche, zwischen den Wagen oder bei Bekannten an einem Fenster zu finden, die denn nun alle von Zuschauern über und über strotzen.

Indessen ist der Platz vor dem Obelisk ganz von Volke gereinigt worden und gewährt vielleicht einen der schönsten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt gesehen werden können. Die drei mit Teppichen behängten Façaden der oben beschriebenen Gerüste schließen den Platz ein. Viele tausend Köpfe schauen über einander hervor und geben das Bild eines alten Amphitheaters oder Circus. Ueber dem mittelsten Gerüste steigt die ganze Länge des Obelisken in die Luft, denn das Gerüste bedeckt nur sein Piedestal, und man bemerkt nun erst seine ungeheure Höhe, da er der Maßstab einer so großen Menschenmasse wird. Der freie Platz läßt dem Auge eine schöne Ruhe, und man sieht die leeren Schranken mit dem vorgespannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Corso herab zum Zeichen, daß er gereinigt ist, und hinter ihm erlaubt die Wache Niemandem aus der Reihe der Kutschen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Nun werden die Pferde nach gelooseter Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch sonst eine Bedeckung auf dem Leibe. Man heftet ihnen hier und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum Augenblicke des Abrennens mit Leder; auch klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an.

Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurück zu halten.

Die Begierde den Lauf anzufangen macht sie unbändig; die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie hauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung. Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblick des Abrennens die Geschicklichkeit des Loslassenden so wie zufällige Umstände zum Vortheile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Endlich fällt das Seil, und die Pferde rennen los. Auf dem freien Platz suchen sie einander noch den Vorsprung abzugewinnen: aber wenn sie einmal in den engen Raum zwischen die beiden Reihen Kutschen hineingekommen, wird meist aller Wetteifer vergebens. Ein Paar sind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anstrengen. Ungeachtet der gestreuten Puzzolane giebt das Pflaster Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauschgold rauscht, und kaum daß man sie erblickt, sind sie vorbei. Die übrige Heerde hindert sich unter einander, indem sie sich drängt und treibt; spät kommt manchmal noch eins nachgesprengt, und die zerrissenen Stücke Rauschgold flattern einzeln auf der verlassenen Spur. Bald sind die Pferde allem Nachschauen verschwunden: das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am venetianischen Palaste auf die Ankunft der Pferde. Man weiß sie in einem eingeschlossenen Be-

zirke auf gute Art zu fangen und fest zu halten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt sich diese Feierlichkeit mit einem gewaltsamen, blitzschnellen, augenblicklichen Eindruck, auf den so viele tausend Menschen eine ganze Weile gespannt waren, und wenige können sich Rechenschaft geben, warum sie den Moment erwarteten, und warum sie sich daran ergötzten.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Corso zurückblicken und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überschwemmt sehen, scheinet uns Vernunft und Billigkeit das Gesetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur suchen solle in ihrer Ordnung das nächste ihr bequeme Gäßchen zu erreichen und so nach Hause zu eilen. Allein es lenken gleich nach abgeschossenen Signalen einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es Einem einfällt hinunter, dem andern hinauf zu fahren, so können beide nicht von der Stelle und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platz zu kommen. Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trifft, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten. Und doch entwickelt sich diese Verwirrung zwar spät, aber meistens glücklich. Die Nacht ist eingetreten, und Jedes wünscht sich zu einiger Ruhe Glück.

Bei anbrechendem Tage ist man schon wieder in dem Corso beschäftigt denselben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Besonders sorgt man, daß die Puzzolane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, so bringen die Stallknechte das Rennpferd, das sich gestern am schlechtesten gehalten, vor den Obelisk. Man setzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter mit einer Peitsche treibt es vor sich her, so daß es alle seine Kräfte anstrengt, um seine Bahn so geschwind als möglich zurückzulegen.

Ungefähr zwei Uhr Nachmittag nach dem gegebenen Glockenzeichen beginnt jeden Tag der schon beschriebene Cirkel des Festes. Die Spaziergänger finden sich ein, die Wache zieht auf, Balcone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren sich und treiben ihre Thorheiten, die Kutschen fahren auf und nieder, und die Straße ist mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umstände günstig oder ungünstig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Carnevals vermehren sich, wie natürlich, die Zuschauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausschweifungen des letzten Tages und Abends.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düster, so siehet man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüsten sich bewegen und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergestalt sich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet ist. Die Balcone sind mit durchscheinenden Papierlaternen verziert. Jeder hält seine Kerze zum Fenster hinaus; alle Gerüste sind erhellt, und es sieht sich gar artig in die Kutschen hinein, an deren Decken oft kleine krystallne Armleuchter die Gesellschaft erhellen, indessen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichsam einzuladen scheinen. Die Bedienten

bekleben den Rand des Kutschendeckels mit Kerzchen; offene Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich; unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen; andere haben ihr Licht auf zusammengebundene Rohre gesteckt und erreichen mit einer solchen Ruthe oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken.

Nun wird es für einen Jeden Pflicht ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen. Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen oder das seinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Unter unaufhörlichem Geschrei geht das Ausblasen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne Jemanden im Haus, auf der Treppe, es sei eine Gesellschaft im Zimmer beisammen, aus einem Fenster aus benachbarte, überall sucht man über den Andern zu gewinnen und ihm das Licht auszulöschen.

Wie nun an beiden Enden des Corso sich bald das Getümmel verliert, desto unbändiger häuft sich's nach der Mitte zu, und dort entsteht ein Gedränge, das alle Begriffe übersteigt, ja das selbst die lebhafteste Erinnerungskraft sich nicht wieder vergegenwärtigen kann. Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren; die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasenen Kerzen, das Geschrei so vieler Menschen, die nur um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst den gesundesten Sinn schwindeln; es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehen, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht Manche gequetscht, gedrückt oder sonst beschädigt werden sollten.

Und doch, weil sich endlich Jeder mehr oder weniger hinweg sehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt oder auf dem nächsten Platze freie Luft und Erholung sucht, löst sich die Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal, endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, sich bei einem wohlbereiteten Schmause an dem bald verbotenen Fleische bis Mitternacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen, und auch diesen Freuden macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende.

---

163. Norwegische Natur. (7. Aufl. S. 412.)

H. Steffens.

Thaulow, Thorstein und ich hatten von jeher die Begierde das Innere der hohen Gebirge unseres Landes kennen zu lernen. Es war vor drei bis vier Jahren, als wir diese Gegend verlassen sollten, um nach Kopenhagen zu reisen. Ingier hatte schon eine Reise nach Christiania über das Gebirge nach Rummedalen gemacht und schloß sich an. Man muß unsere Gebirge als den schroffen Abfall eines mächtigen Hochlandes betrachten. Je tiefer man in das Land hineindringt, desto enger treten die wilden Gebirgsmassen zusammen; sie bilden zwischen sich Schluchten, die in ungeheure Tiefe reichen, enge Spalten, die sich in seltsamen Biegungen durch die zerrissenen Gebirgsmassen ziehen. Je

mehr man sich dem Meer nähert, desto mehr erweitern sie sich, nehmen zuletzt das Meer auf und leiten es in tief einschneidenden Meerbusen dem hohen Gebirge zu. Wir standen nach einer langen Wanderung vor einer lothrechten Wand. Es schien uns unbegreiflich, wie wir sie ersteigen sollten. Da entdeckten wir, indem wir näher traten, Stufen im Zickzack gewunden, unbequem freilich, bald höher, bald niedriger; — man zählt ihrer an 1500. Mit welcher Beschwerde wir diese Stufen bestiegen, ist begreiflich. Als wir diese Höhe erreicht hatten, waren wir ganz erschöpft, alle Gliedmaßen wie zerbrochen: — aber unter uns in bläulicher ungewisser Tiefe lag das Thal, aus welchem wir heraufgestiegen waren, und vor uns erhob sich das Gebirge. Alle hohen Bäume waren verschwunden. Die kleinen, krüppelhaften Weiden und Birken mit ihren dunkeln Blättern standen dicht an einander gedrängt und bedeckten die unabsehbare Anhöhe, einer Pygmäen-Waldung ähnlich. Nur wo ein Bach rieselte, keimte das stets frische, liebliche, grüne Gras und Alpenpflanzen mit ihren weißen Blüthen.

Je höher wir kamen, desto düsterer ward Alles, — und hier, in dieser Höhe trafen wir einen Bauer. Sein Haus liegt der Schneegrenze sehr nahe, von allen Wohnungen entfernt. Große Schneeflächen befinden sich in der Nähe, die nie verschwinden. Das Korn gedeiht nicht; das Gras hat eine bräunliche, traurige Farbe; man sieht keine Blume. — Das Vieh allein, Rennthier, Vogelwild ernährt den rüstigen Mann mit seiner Familie. Wir stiegen in seiner Begleitung noch höher, wir drangen bis zu den Haarteigen, bis jenseits der Schneelinie, die hier in der öden, kahlen Mitte des hohen Gebirges ein wilderes, furchtbares Ansehen hat; und als wir zurückgingen, bemerkten wir einen Fluß, der in schäumender Eile einem fortdauernden Katarakt ähnlich durch das Gebirge brauste. Wir mußten auf der kahlen Höhe die Stellen suchen, die am bequemsten waren, und so wurde der Fluß öfters durchschnitten; aber er hatte sich in das Gestein hinein gewühlt; er floß in dem finstern Grunde einer Schlucht, die 20 bis 40 Fuß tief war. Brücken waren über die Schlucht gebaut, die nur der kühne Bergbewohner ohne Schaudern überschreitet. Leitern ragten von beiden Seiten von den schroffen Felswänden über die Tiefe, festgehalten durch schwere Steinmassen, die auf den ruhenden Enden lasteten. Zwei solche Leitern erreichten sich aber nicht; daher war eine dritte Last auf die hervorragenden Enden gelegt. Man denke sich das Wandern über solche Brücke, oft mit schweren Lasten. Wenn man auf die lose, mittlere Leiter tritt, bewegt sich die ganze Brücke: mehr als die Last von zwei Menschen kann sie nicht tragen; eine größere würde die Steinmassen heben, daß man in die brausende Tiefe stürzte. Frei schwebend, den gähnenden Abgrund zu unsern Füßen, schwankten wir Seiltänzern ähnlich über diese Brücken. Uns schauderte; aber der Wirth in Maurseth lachte: es war sein täglicher Gang. Oft verwandelte sich der Fluß in einen mächtigen Wassersturz, und als wir einem solchen, der einen aufsteigenden Dampf, wie der rauchende Sturz in Tellemarken bei Gousta, zeigte, uns neugierig nähern wollten, trat der uns begleitende Bauer auf uns zu. „Was wollt ihr diesen kleinen Sturz betrachten?“ sagte er; „ist es doch kaum der Mühe werth.“ „Klein nennst du ihn?“ fragten wir erstaunt. „Freilich klein: ich zeige euch einen andern, der eine halbe Viertelmeile

hoch ist.“ Wir zweifelten. „Folgt mir nur,“ antwortete der Bauer; „es ist nicht weit.“

Wir gingen jetzt in eine Wildniß hinein; Berge mußten wir erklimmen, wieder in Schluchten hineinsteigen, durch dichtes Gebüsch uns hindurchdrängen. Endlich vernahmen wir ein dumpfes Brausen, doch nicht so stark, wie man es von einem so unglaublich mächtigen Sturz erwarten sollte. Plötzlich traten wir aus einem Gebüsch heraus und befanden uns am Rande einer lothrechten Kluft. Jenseits erhob sich eine höhere, schroffe Felsenwand so nahe, daß man glaubte sie mit einem Steinwurf erreichen zu können. Die Felsenwände schließen ein enges, tiefes Thal ein, und hier stürzte sich eine ungeheure Wassermasse, aus der Vereinigung zweier Flüsse entsprungen, in der riesenhaften Höhe von achthundert funfzig bis neunhundert Fuß herunter. Die ganze Wassermasse tobt, braust, wüthet, von den engen Wänden zurückgepeitscht, in wilden Schaum zersplittert; der gähnende Felsen nimmt den riesenhaften Sturz mit trotziger Ruhe auf, verbirgt ihn in seinen tiefen Grund und jagt die zersplitterten Tropfen in Staub verwandelt bis zum Anfange des Sturzes zurück. Vergebens bemüht sich das Auge, in dieser Tiefe die Gegenstände zu unterscheiden: Alles verschwimmt in einer bläulichen Dämmerung, und selbst die Gewalt, mit welcher das Wasser in rasender Eile, mit furchtbarer Kraft den Felsen schlägt, tönt nur wie ein dumpfes, entferntes Brausen aus dem grauenhaften, finstern Abgrund hervor. So löst sich das Wasser tropfenweise von dem blassen Schnee ab und tröpfelt über die nassen, nackten Felsmassen und durchrieselt die dürren, grauen Flechten, emsiger schon die grünen Rinnen und wird mächtiger, nimmt aus tausend Armen die Bäche freundlich auf, und sie stürmen immer rascher, immer rauschender fort. Da wird das Rieseln schon ein lautes Rauschen; leidenschaftlicher entzündet sich die Begierde; was sich freundlich zu vereinigen schien, drängt, treibt, peitscht sich wechselseitig vorwärts, immer heftiger, immer rauschender, bis die zusammengedrängte Masse wie von einer Furie des Wahnsinns ergriffen mit lautem, Alles übertäubendem Geschrei sich hinunterstürzt in den gähnenden Abgrund. Aber in erhabene Einsamkeit verbirgt die Natur diese riesenhaft sich immer von neuem erzeugende That. Die Thiere fliehen aus der Nähe; keine menschliche Wohnung nähert sich dieser geheimnißvollen Stätte; nur die stille Vegetation darf ein stummer Zeuge des Wunders sein. Die Geschichte verstummt: kein menschliches Ereigniß drängt sich in diese Einsamkeit; keine Klage, kein Jubel mischt sich mit dem Gebrüll des Sturzes, und nur dem einsamen, müßigen Wanderer ist es vergönnt ihn in kurzen Augenblicken zu bewundern. Uns aber ist das Bild unvergeßlich, und wir schauen das Vaterland mit einer heiligen, religiösen Scheu an, seit wir seine verborgenen Wunder kennen. Oft tönt mir wie aus weiter Ferne der Sturz in das Ohr, und ich sehe die mächtigen Schaummassen zwischen den Felsen eingepreßt sich in den Abgrund hinunterstürzen.

Durch enge Fußpfade, zwischen wildem Gestrüppe, über rauhe Felsenwege gelangten wir in das enge Thal. An vielen Stellen füllt das Wasser die ganze Schlucht aus und braust in dieser düstern Rinne an beiden Seitenwänden. Dann traten wieder schmale, grüne Stellen hervor; das Thal erweiterte sich, indem es sich in mannigfaltigen Krüm-

mungen wand: aber die Felsenwände standen in erschreckender Höhe und Nähe da, und nur ein schmaler Streifen des blauen Himmels warf ein dämmerndes Licht in die enge Tiefe, die uns einklemmte. Hier trafen wir eine Wohnung; ein Bauer mit seiner Familie hatte sich in diese einsame Schlucht hineingedrängt, und aus der Rauch- und Lichtöffnung entdeckte man beide Felsenwände zugleich. Es ist, als drohte sie hoch über dem Dache des kleinen Hauses sich zu schließen. Als wir nun in diesem seltsamen Thal den Biegungen folgten, den brausenden Fluß neben uns, von den drohenden Felsen enge umschlossen, ward es immer dunkler. Der Tag ist hier viel kürzer: selbst mitten im Sommer dringt die Sonne nur ein Paar Stunden in die enge Kluft hinein. Und bald tappten wir im Finstern. Riesenhafte Felsenblöcke hatten sich in dem engen Thale angehäuft, nicht wie gewöhnlich von oben heruntergestürzt: die Wände waren unten im Grunde wie zersprengt, große Aushöhlungen hatten sich dadurch gebildet, und die feste Masse hing wie freischwebend auf beiden Seiten über uns. Dichtes Gebüsch wucherte verworren zwischen den Felsentrümmern, die in wilder Unordnung über einander gestürzt waren; große, einzelne Bäume umfaßten mit ihren kahlen Wurzeln die rauhen Blöcke und schauten von der Höhe düster in das vorüberrauschende Wasser. Das Fortkommen ward immer beschwerlicher, ja, als die Finsterniß zunahm, sogar gefährlich. „Hier ist die Kirche und die Kanzel", sagte Ingier, „und hier *wollen* wir bleiben." Unser Begleiter hatte uns verlassen; er war bei seinen Verwandten in der einsamen Rauchhütte geblieben, und Ingier hatte die Führung über sich genommen. Es war uns, jung und rüstig wie wir waren, keinesweges unangenehm die Nacht auf eine solche Weise zuzubringen. Eine wilde Zusammenhäufung von Felsenmassen, die einen mannigfaltig sich windenden engen Raum einschließen, nennt man die Kirche, sowie einen hoch oben hervorspringenden großen Felsenblock die Kanzel, und durch einen sonderbaren Zufall haben die zusammen gehäuften Massen eine Art Wendeltreppe gebildet, die von einer innern Höhle, nach seinem Gipfel führt. Ein schmaler Eingang führt zu der Höhle, und wir beschlossen Gras und Moos zu sammeln, um uns dort ein nächtliches Lager zu bereiten. Hier, wo wir begraben in der verborgensten Tiefe der Steinwelt wie unterirdische Geister in nächtlicher Stille herumwühlten, während die Gebirgswasser neben uns brausten, erschien uns Alles wahrhaft gespensterhaft. Wir hatten ein Licht angezündet: kein Luftzug drang zu uns. Trockene Zweige wurden zum Brennen gebracht, und schnell prasselte eine mächtige Flamme auf, die eine seltsame Beleuchtung auf die Bäume, auf die dunkeln Felsenwände und das brausende Wasser warf. Thorstein kroch, als wir nach langem Suchen den Eingang fanden, hinein. Es sah aus, als verschwände er einem Kobold ähnlich in den dichten Felsen. Kaum war er verschwunden, als seine Stimme wunderbar hohl aus dem Felsen heraustönte. „Es ist darinnen gar nicht übel", rief er, „die Höhle erweitert sich, und wir können an einer Stelle ein bequemes Lager bereiten." Unser Ränzel, gut mit Eßwaaren und Wein versorgt, ward jetzt ausgeleert und am nächtlichen Feuer unser Abendbrot genossen. Eine Menge trocknes Holz und Reisig ward herbeigeschleppt, das Feuer verstärkt, daß die Flamme hochaufloderte. Der Rauch wirbelte in die Höhe, die Flamme

prasselte, die Schatten spielten auf den düstern, hohen Felsenmassen, die uns so enge umschlossen, und der Bergfluß rauschte von dem Schein des Feuers beleuchtet.

In dieser abenteuerlichen Lage wurden mit Frohsinn die Gläser geleert; erst spät in der Nacht lagerten wir uns in der Höhle, schliefen bis zum Morgen und erreichten noch an demselben Tage unsere Heimath.

---

164. Der Göthakanal und der Trollhätta. (7. Aufl. S. 416.)

Willib. Alexis.

Was ein eiserner Wille vermag, davon redet mit unvergänglichen, aller Welt verständlichen Schriftzügen der Trollhättakanal.

Diesen und den berühmten Wasserfall zu sehen war der Nebenzweck unserer frühen Landung in Gothenburg. Die Stadt und ihre Lage möchte zu den schönsten in Europa gehören. Italienische Häuser längs trefflicher Kanäle, ein ruhiger Hafen, umschlossen von hohen Felsufern, welche mit den bewachenden Schären sich weit ins Meer erstrecken. Er bildet ein geräumiges Bassin für die Schärenflotte. Die Stille in den Straßen trägt noch bei zu ihrem Festcharakter. Zur Zeit der Continentalsperre war Gothenburg ein Handelsplatz erster Größe. Auch noch später blühte es durch seinen Heeringsfang; seitdem aber diese Gäste aus den Gewässern dort verschwunden sind, hörte jene Bedeutung und das geräuschvollere Leben auf. Doch zählen schwedische Patrioten das Ausbleiben des Heerings eigentlich als ein Glück für die Gegend, indem die Bewohner nun endlich zu einem rüstigern Betrieb des vernachlässigten Ackerbaues gezwungen würden.

In dem anmuthigen Thal der Gothaelf führt eine gute Straße bis zum Trollhätta. Frisches Wiesengrün im späten Juli, fruchtbare Erdstriche, sanfte Abdachungen, Gärten, Büsche und Meierhöfe wechseln zwischen den nackten Felshügeln und ihren noch nackteren Kuppen, welche das breite Thal des ruhig dahin strömenden Flusses bilden. Im milden Lichte eines schwedischen Sommerabends dünkte mich die Gegend, die weder malerisch noch romantisch zu nennen, von einem sanft wehmüthigen Reiz durchdrungen. Mußte nicht der Name des Stromes, freilich fast allen schwedischen gemein, den Gedanken an die geheimnißvollen Wesen erwecken, die einst in diesem germanischen Norden die Vermittler zwischen der Natur und ihren noch rohen Kindern waren? Hier aber neckten die Elfen nicht wie in dem fröhlichen England oder bei den Iren und Schotten: ihr Wesen war geheimnißvoller, ernster, sinniger. Verschmolzen sie ja auch häufig mit den Fluß- und Meergeistern! Gewiß lebten sie auch längs dem Schilf des Gothaelfs. Die Trümmer der einzigen Burg, die ich in dieser südlichen Region bemerkt, des alten, königlichen Bohus, grüßten ernst von einer Felsenkuppe herab; das Schilf der Elf neigte langsam säuselnd seine Häupter; der breite Fluß dehnte sich oft zu stillen Seen aus. Der Abendnebel quoll hervor und deckte den grünen Grund und stieg auf zu den nackten Felsplatten; die Nacht, vom Tagesschimmer durchdrungen, überkam die verspäteten Reisenden: aber das Bild des Thales der Gothaelf ist mir unverlöschbar vor Augen geblieben. Noch dünkt es mich die schönste

Gegend in diesen Theilen Schwedens, vielleicht nur, weil es die erst gesehene war; aber der erste Eindruck behält ja sein Recht.

Trollhätta heißt Zauberhöhle. Wer malte sich nun nicht gern eine dunkle, tiefe Schlucht, überhangen mit uralten Eichen und schwarzen Tannen, durch die sich der Strom mit gigantischer Geisteskraft hinabstürzt? Alles Menschliche scheint aus diesen heiligen Kreisen verbannt; gespenstische Scheu ergreift den Beschauer; man wagt kaum zu athmen: der Geist schwebt um uns. Nichts von allem dem. Weder Zauber noch Poesie noch Höhle noch Nacht. Brettermühlen arbeiten unverdrossen an dem kochenden Strudel, und der Granit von der einen Seite schaut hinüber zu den ungeheuren Bergen von Sägespänen auf der andern. Die Sprache des zürnenden Bergstroms wird nicht verstanden. Barfüßige Buben und alte Weiber springen um die Fremden und schleudern Steine und Balken hinein; denn das ist die Bedeutung des Wasserfalls, daß er ein Stück Holz mit reißender Schnelle in den Abgrund hinabzieht. Dazu haben verzückte Engländer ein ganzes Buch vollgeschrieben voll gereimter und ungereimter Verse, die sie blanc verses nennen, über Sonnenaufgang und Untergang und Abendroth und Morgenroth. Ich dachte dabei an Shakesperes Pyramus, als er die Nacht anredet:

O grimmerfüllte Nacht, o Nacht von schwarzer Farb',
O Nacht, die immer ist, sobald der Tag vorbei,
O Nacht, o Nacht, o Nacht, ach, ach, ach — ach —

und meinte, die Engländer hätten dabei auf den Berg von Sägespänen gesehen, die sich allerdings im Abendroth sehr schön ausnehmen müssen.

Der Trollhätta ist ein Modeort geworden, und allerdings verdient dies sein poetischer Name. In alten Zeiten, als der hohe Forst noch zu beiden Seiten sich erhob, mag die feierliche Stille wunderbar gewirkt haben. Majestätisch an sich ist der vielfach gezackte und getheilte Fall nicht. Fast von keinem Punkte hat man einen imposanten Ueberblick des ganzen Sturzes. Dagegen bleibt das Wasser- und Farbenspiel des ersten Kataraktes eine merkwürdige Erscheinung. Es ist mehr ein kochender Strudel als ein Fall. Hier schießt eine mächtige grüne Welle senkrecht wie eine Felswand hinab, und kaum handbreit getrennt erhebt sich parallel mit ihr zischend eine weiße Schaumwelle, und dem Auge dünkt, es müsse die Reibung Feuer geben. So brausen und wechseln und umarmen sich Schneeschaum und Metallgüsse, bis Alles ein großer, überkochender Kessel wird und das verwirrte Auge Ruhe sucht vor dem tollen Schauspiel einer ewig dauernden Gährung.

Auch die komische Phantasie ist geschäftig. Der Lachs, der in übermüthiger Laune diese Strudel aufsucht, bildet noch jetzt hier das tägliche Brot der Fremden. Dünkte mich doch in den roth geschieferten Granitfelsen, die aus dem Sturz vorragen, das röthliche Scheibenfleisch des Lachses anzublicken.

Von dem Trollhättakanal erwarte man aus meiner skizzirenden Feder keine Beschreibung. Gerathen doch selbst dem Eingeweihten selten Schilderungen der Maschinen. Ein ungeheures Werk, dessen Idee mehr als die bildliche Anschauung Staunen erregt! Und doch stelle man sich unten an den Gothaelf und schaue den Granitberg hinauf, wie eine kleine Flotte in sieben Etagen durch acht Schleusen hinabgleitet von der mit dem Wenersee parallelen Höhe in das Elfthal und vom Elfthal in das

Meer, so verwandelt sich der Gedanke in Poesie. Es ist kein Kanal, gestochen durch den Granitberg, sondern das Werk einer ungeheuren Berechnung, durch welche der Berg selbst verschwindet und die Höhe mit der Meer-Ebene gleich wird. Der Gedanke lebte Jahrhunderte lang: erst das unsere sah die Vollendung. Die einzelnen Kanäle und Schleusen gewähren eben so wenig als der Katarakt einen großartigen Anblick: sie scheinen klein und eng im Vergleich mit dem Umfange des ganzen Werkes.

Schweden in Bohuslän nach Norwegens Grenze zu ist nicht jenes hohe Nordland mit Tannenforsten und jähen Klippen, wie es sich die Phantasie gern vorstellt. Ueberraschend sind für den Fremden diese Felskuppen an Felskuppen, dieses matte Sonnenlicht, wie es die Wiesen dazwischen mit ewigem Abendschein erleuchtet, die hölzernen Balkenhäuser, alle roth angestrichen, dieser beständige Wechsel zwischen Thal und Hügel. Aber bald tritt der Charakter trauriger Einförmigkeit heraus. „Schweden ist eine häßliche Schweiz," sagte ein geistreicher Kritiker, aber wohl zu scharf. „Eine Schweiz," sagt ein anderer, „wo man die Gletscher fortgeschnitten und die tiefen Thäler ausgefüllt hat." Daran erinnern die runden Felskuppen, welche nie aus dem Auge verschwinden; — sie könnten den höheren Gebirgsspitzen der Schweiz entnommen sein; — daran erinnern die grünen Matten, welche sich bald tiefer senken, bald an den Felsen hoch hinauf wagen, auch die einsamen Sennhütten in einer hölzernen Bauart, wie sie wohl die Natur jedes Hochlandes, das nicht arm an Waldungen ist, bedingt. Aber was auf den ersten Anblick gefiel, wird, wenn es tagelang wiederkehrt, ermüdend. Scheint es hier doch nicht anders, als Schweden sei ein großer Granitblock, — was auch strengere Mineralogen dagegen einwenden mögen, — nur hie und da mit etwas Erdreich bedeckt: der kahle Stein blickt überall hervor. Seine Formen erheben sich nie zum Majestätischen oder Großen, nicht einmal zum Malerischen: abgerundet, nackt, verwittert blicken die Steine von der Größe des Feldsteins bis zur Höhe des Münsters aus dem Erdreich hervor. Neckend höhnt er hier in weiten Flächen auf den Feldern die Mühe des Pflügers, dort zeigt er dem Reisenden auf der Straße, in welches starre Land er den Fuß gesetzt. Auf der dürren, öden Haidefläche der Höhe, die ewig vom Wind durchfegt nur der Distel und dem Moose Nahrung giebt, scheint seine eigentliche Heimath, und Alles sagt uns, hier herrsche nicht der „erstarrte Riesengeist des Nordens," sondern ein erstarrter Zwerggeist. An dieses Geschlecht der Duergar erinnern überall die grauen kahlen Granitköpfe, die eben so fest als jenes Geschlecht noch mit der Erde zusammenhalten. Ihnen fehlt die Riesenkraft, sich losreißend in zerrissener Klippenform die nackten Riffe dem Himmel entgegen zu strecken. Die Tanne ist zusammengeschrumpft; die einsame, niedrige Birke läßt den Wind mit ihren vereinzelten Zweigen spielen. Hier mußte man an die unheimliche Gegenwart verkümmerter Erdgeister glauben, da selbst jetzt die Cultur noch nicht den Sieg über die herbe Natur davon getragen hat. Fast kein Dorf ist zu sehen, nur vereinzelte Höfe, seltsam für den Fremden aber mit ihrer rothen Farbe, oft hochgethürmt mit ihren Balken und Latten und den schönen Fenstern, wo doch sonst ringsum Dürftigkeit herrscht. Wohl giebt es schöne Büsche, Bäume und kleine Wälder: aber die Aeste strecken nicht frei ihre Zweige in die Luft; sie haben ihre Kronen zusammen-

gebeugt vor dem rauhen Hauch der Meeresluft. Längs der Thäler strecken sich Felder hin: aber der Hafer herrscht vor den milderen Kornarten. Der Rauch des Swedgens steigt über Thäler und Berge: aber es scheint, als brenne man mehr nieder als man wieder aufbaut.

Das Lustigste in dieser kalten Gegend ist die Schnelligkeit, mit welcher man über sie dahin fliegt. Das schwedische Extrapostwesen ist bekanntlich vortrefflich eingerichtet. Sendet man einen Vorboten voraus, so findet man auf jeder Station die verlangten Pferde bereit stehen und kann bei der Schnelligkeit, mit welcher sie gewohnt sind über die festen Wege zu traben, ungeheure Strecken besonders in den langen Tagen zurücklegen. Selbst die Ungewißheit des Reisens verschwindet mit der Langsamkeit, wenn man bedenkt, daß es ganz gewöhnlich ist, sich Frühstück, Mittag, Nachtquartier und was schwedische Bequemlichkeit gewährt, durch den Vorboten im voraus zu bestellen. Wenn wir so auf 20 bis 30 deutsche Meilen unsere Abendküche bis auf die Sauce zum Fisch voraus wissen, scheint doch wirklich selbst der Gedanke des Reisens verschwunden. Es ist kein Institut der Regierung, sondern steht nur unter ihrer strengen Aufsicht. Jeder Bauer ist nach der Reihenfolge verpflichtet zu einem bestimmten billigen Preise die Pferde zu stellen, und das schwedische Herkommen verpflichtet ihn außerdem mit außerordentlicher Raschheit zu fahren. Es ist eine durch die Natur des ausgedehnten und wenig bevölkerten Landes von selbst bedingte Einrichtung. Jedoch gesorgt ist *allein* für Pferde. Wer keinen Wagen mitbringt, kann nur traurige Karren erwarten. Zwar erhält man in den Städten wohl Kabriolets mit bequemeren Polstersitzen; doch bald werden daraus bretterne Bänke; dann fallen die Lehnen weg, und es bleibt Nichts als ein Brett, angenagelt auf dem Karren; endlich in den norwegischen Gebirgen sieht man auch dieses schwinden und ist zuletzt auf den Karrenboden reducirt, auf dem es alle Kunst kostet, Felleisen und Koffer zu befestigen und demnächst sich selbst, wenn der einspännige Karren über Berg und Thal rollt.

---

165. Das Chamouni-Thal. (7. Aufl. S. 420.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Wir ließen Salencho in einem schönen offenen Thale hinter uns. Der Himmel hatte sich während unsrer Mittagsrast mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondere Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und noch schöner an einem heitern Tag von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft wie eine Schaumwolle durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen bei uns, wo dergleichen Lufterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Lichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufstiegen, vor uns; das Thal fing an zu stocken; die Arve schoß aus einer Felsenkluft hervor; wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die

Gipfel des Berges kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites, trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen, von da in ein sehr angenehmes, rund geschlossenes, flaches Thal, worin das Dörfchen Serves liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan; die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler. Wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nacheinander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge rechts vor uns ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer unterhielt es lange unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn da er mit den Sternen, die um ihn herum standen, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern, zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören, und man hatte Müh' in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Thal steigen.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thals, le Prieuré genannt, wohl logiret in einem Hause, das eine Wittwe den vielen Fremden zu Ehren vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sitzen am Kamin und lassen uns den Muskatellerwein aus der Vallee d'Aost besser schmecken als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt wurden. —

Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt sehr hoch in den Gebirgen, ist etwa sechs bis sieben Stunden lang und geht ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, ist, daß es in seiner Mitte fast gar keine Fläche hat, sondern das Erdreich wie eine Mulde sich gleich von der Arve aus gegen die höchsten Gebirge anschmiegt. Der Montblanc und die Gebirge, die von ihm herabsteigen, machen die östliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin sieben Gletscher, einer größer als der andere, herunter kommen. Unsere Führer, die wir gedungen hatten, das Eismeer zu sehen, kamen bei Zeiten. Der eine ist ein rüstiger, junger Bursche, der andere ein schon älterer und sich klug dünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann. Er versicherte uns, daß seit acht und zwanzig Jahren — so lange führ' er Fremde auf die Gebirge — er zum erstenmal so spät im Jahr (5. November) nach Allerheiligen Jemand hinauf bringe; und doch sollten wir Alles eben so gut wie im August sehen. Wir stiegen mit Speise und Wein gerüstet den Montanvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraschen

sollte. Ich würde es, um die Backen nicht zu voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisstrom nennen; denn die ungeheuren Massen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben an gesehen, in ziemlicher Ebene hervor. Gerade hinten endigt ein spitziger Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hineinstarren. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigen Fläche, und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fing nach und nach an sich zu überziehen, und ich sah wogige, graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich sie niemals gesehn. In der Gegend, wo wir standen, ist die kleine von Steinen zusammengelegte Hütte für das Bedürfniß der Reisenden, zum Scherz das Schloß von Montanvert genannt. Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich in Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem schicklichern Ort etwas weiter hinauf erbauen lassen, wo man am Feuer sitzend zu einem Fenster hinaus das ganze Eisthal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen gegenüber und auch in der Tiefe des Thales hin sind sehr spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinart zusammen gesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendicular in die Erde einschießen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in die Luft stehen. Solche Zacken werden Nadeln genannt, und die Aiguille du Dru ist eine solche hohe, merkwürdige Spitze gerade dem Montanvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und diese ungeheuren Massen auf ihnen selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter und gingen einige hundert Schritte auf den wogigen Krystallklippen herum. Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man auf dem Eise selbst stehend den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegen sieht. Doch wollt' es uns nicht länger auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen: wir waren weder mit Fußeisen noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet; vielmehr hatten sich unsere Absätze durch den langen Marsch abgerundet und geglättet. Wir machten uns also wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisstrom stufenweis bis herunter ins Thal dringt, und traten in die Höhle, in der er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sicherer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen.

---

166. Anblick des Montblanc. (7. Aufl. S. 422.)

Chr. Meiners.

Wir vergaßen alles Andere, was uns den ganzen Tag vorgekommen war, als wir nahe vor Salenche den erhabensten und ehrwürdigsten aller europäischen Berge, den Montblanc, in einer Glorie erblickten, dergleichen ich vorher nie gesehen hatte und vielleicht auf dieser Erde auch nie wieder sehen werde. Die Häupter des Montblanc und seiner Nachbarn strahlten nicht von dem rosenfarbnen Glanze, womit man an heitern Abenden und Morgen die Spitzen der Schneeberge umkränzt sieht, sondern sie waren von einem goldgelben Schimmer erleuchtet, der eben so überirdisch lebhaft als milde war, und der aus höhern und reinern Regionen, als in welchen unsere Sonne brennt, herabzufallen schien.

Dieses goldene empireische Licht glühte nicht so stark als der gewöhnliche Purpur der Schneeberge; allein es leuchtete viel mehr, indem es einen gemilderten Abglanz auf die tiefer liegenden Schneegefilde warf, die dadurch gleichsam zu Staffeln des Thrones der nahen Gottheit erhöhet wurden. Diese Erscheinung dauerte mehrere Minuten und versetzte uns Alle in ein solches Entzücken, daß wir uns gegenseitig mit Ungestüm zum Anschauen und Anstaunen aufforderten und uns dann in harmonischem Jubeln Glück wünschten, daß die Natur sich uns in ihrer ganzen göttlichen Herrlichkeit geoffenbart habe. Lange nachdem der Scheitel des Montblanc den goldenen Nimbus verloren hatte, wallte um seine hohe Stirn noch immer das weißlich blaue Licht, das nur in den hellsten Nächten an den höchsten Schneebergen sichtbar wird, und das, wie ich hier erfuhr, selbst vom gemeinen Manne mit Bewunderung betrachtet, und wenn ich nicht irre, mit einem besondern Worte bezeichnet wird. Die Meinung, daß der Montblanc der höchste Berg der alten Welt sei, giebt diesem Urgebirge ein unglaubliches Interesse, wenn man ihm so nahe ist als in Salenche, wo man ihn besser und tiefer herab als selbst im Chamouni-Thal übersehen kann. Wir gingen gestern Abend und heute Morgen unzähligemal auf die Straße oder ans Fenster, und doch wurde unsere Neugierde und Wißbegierde nicht befriedigt. Auch verdient es kein anderer Berg so sehr, daß man sich sein Bild tief und unauslöschlich einprägt, als der Montblanc, der erlauchteste unter den erstgebornen Söhnen der mütterlichen Erde, in deren Schooß er wahrscheinlich nicht eher zurückkehren wird, als bis das Innerste derselben wird erschüttert oder zerschmettert werden. Der Anblick des Montblanc aus solchen Standpunkten, wo man ihn in seiner ganzen Höhe überschauen kann, muß etwas Vernichtendes und zu Bodendrückendes haben. Bei fortgesetzter Beobachtung aber kann er kaum mehr Ehrfurcht und eine lebhaftere Vorstellung von einer Alles übersteigenden und überwältigenden Größe hervorbringen, als er bei Salenche hervorbringt, wo seine untere Hälfte durch andere Berge verdeckt ist. Alle Berge, die den Montblanc umgeben, tragen jedes Zeichen von Hochgebirgen vom ersten Range an sich. Ihre Häupter und Rücken sind tief mit schimmerndem Schnee bekleidet; in ihren Zwischenräumen senken sich Gletscher gegen oder gar bis an das untenliegende Thal herunter, und aus den Gletschern stürzen gewaltige Gletscherwasser hervor: und über alle diese prächtigen Berge ragt der Montblanc wie ein Göttersohn über gemeine Menschen hinaus. Gegen die Spitze hin ist die blendende Schneedecke, womit er umhüllt ist, an einigen Stellen durch Felsspitzen zerrissen, die zu scharf abgeschnitten sind, als daß auch sie Schnee tragen könnten. Diese Hörner, die gegen den Schnee schwarz erscheinen, vermindern die Schönheit seines Gewandes nicht so sehr, als sie die Größe des Eindruckes vermehren. Sie erinnern den Beschauer an den unvergänglichen Stoff, aus welchem der sonst unsichtbare Körper des Montblanc gebildet ist.

---

167. Der Golf von Neapel. (7. Aufl. S. 423.)

Adolph Stahr.

Wir haben einen Ritt nach Camaldoli gemacht. Das ist sonder

Zweifel der schönste Punkt des Erdbodens. Beinahe zwei Stunden lang ging es auf Eseln und Maulthieren aufwärts, zwischen Gärten und Weinbergen, durch waldige Schluchten, an schroffen Abhängen vorbei, bis wir über Nazareth zu der Höhe des Gebirgsrückens gelangten, wo das Kloster liegt. Der Bruder, welcher uns einließ und umherführte, war ein schöner Mann, dem die weiße Ordenstracht zu dem prachtvollen Barte gut stand. Er schien vor seinem Gelübde in der großen Welt gelebt zu haben; denn seine Manieren waren so fein wie seine Hände, und als er einen Augenblick mit mir allein war und erfahren hatte, daß ich ein Preuße sei, erkundigte er sich eifrig nach dem jetzigen Könige von Preußen und seinem in Rom lebenden Oheim. Nachdem er uns durch den Garten zu der hohen Baumgruppe geführt hatte, in deren Schatten sich anderthalbtausend Fuß über der Meeresfläche auf einem vorspringenden Felsen eine mit Sitzen versehene und mit Mauerwerk eingefaßte Terrasse befindet, ließ er uns allein und kehrte zu seinen Brüdern zurück, deren Gesang aus der Klosterkirche zu uns herüberscholl. Und nun die Aussicht! Es ist das reichste Panorama der Erde. Zur Linken tief unter uns Neapel und der mit seinem Stirnbande von Städten geschmückte Golf, über dem das Zwillingspaar des Vesuv und Somma seine schöngeschwungenen Linien in die krystallene Luft hebt. Dann die Inseln Capri, Ischia, Procida und Nisita, die unzähligen Vorgebirge und zackigen Bergeshöhen der Orangenhaine Sorrents. Nordwestlich zur Rechten breitet sich ein Horizont von vierzig Meilen Weite, die Campagna Felice, die Ponza-Inseln bis Terracina und dem Berge der Circe vor unsern Blicken aus. Näher rechts zu unsern Füßen ein Gewimmel von Bergen und Thälern, Seen und Fischteichen, Trümmer Bajäs, der alten Königin der Bäder, die Gefilde der Solfatara, von deren wüsten, sonnenbrandigen Flächen zurückkehrend das Auge ausruht auf dem Pausilipp, der tief unten mit seinen schattigen Ulmenwäldern und Weinbergen wie ein breites, grünes Bette vor uns ausgestreckt liegt. Luft und Himmel glänzten in unsäglicher Helle auf das blaue Meer hernieder, und die schlanke Rauchsäule des alten Donnerers drüben stieg wie weißer Opferduft empor.

Wir hatten hier in der Seligkeit des Schauens und Wiederschauens wohl einige Stunden verbracht, als der Mönch erschien und uns einlud vor dem Aufbruch noch einige Erfrischungen anzunehmen. Es war in der That hohe Zeit; denn der Weg ist ziemlich weit und in mondscheinloser Nacht an einzelnen Stellen nicht ungefährlich, wie denn auch wirklich auf dem Rückwege einer der Gefährten mit seinem Maulthiere einen ziemlich steilen Abhang hinunterstürzte, zum Glück ohne sich schwer zu verletzen.

Vor dem Scheiden von diesem Wunderorte sollten wir aber noch ein Schauspiel genießen, das ich dir zu schildern versuchen will auf die Gefahr hin mich an etwas Unmögliches zu wagen, einen Sonnenuntergang, wie ihn der fromme Bruder selbst, der das Kloster seit elf Jahren bewohnte, in solcher Herrlichkeit nicht erlebt zu haben versicherte. Wir standen in der Nähe des Klosters auf einer Terrasse. Die Berge und Inseln im Osten und die waldigen Felsenrücken des Vordergrundes im Westen lagen schon im tiefsten, gesättigten Violettblau, wie es in solcher Kraft keines Malers Farbe erreicht. Ueber den letzteren an dem silberreinen, von Goldduft durchzitterten Himmel hin zog sich ein einzi-

ger, langgestreckter, dunkler Wolkenstreifen, hinter welchem sich in dem Augenblicke, wo wir die Plateform des Klosters betraten, die Sonne für einige Minuten verbarg, ehe sie groß und voll und klar ins Meer versank. In dem Augenblicke, wo die Himmelskönigin das glühende Antlitz hinter jenem Wolkenvorhange neigte, färbten sich dessen äußerste Ränder und Spitzen mit magischem, silberglänzendem Lichte, und hoch über sie hinaus wölbte sich eine vollkommen symmetrische Strahlenglorie, zwischen welcher zahlreiche kleine Goldwölkchen gleich geflügelten Engelsköpfchen schwebten. Unten aber nach dem Meere zu schwamm Alles in einem saffran- und silberfarbigen Zauberlichte, umgeben tiefer unten von jenem violettgelben Dunst- und Duftscheine, wie ihn die alten Maler vor Augen gehabt haben müssen, als sie ihre Verklärungen der Himmelskönigin malten. Zahllose kleinere Goldwölkchen bildeten innerhalb dieses Zauberlichts eine Verklärungsglorie von Engelsgestalten, alle nach oben strebend, als wollten sie die sterbende Sonne im Sinken aufrecht halten, daß sie noch nicht scheide von dem schönsten Punkt der Erde. Aber schon schwebte sie glühend roth hernieder aus dem dunklen Vorhange und zitterte langsam dem schwarzblauen Wellengrabe zu. Und wie vorher alle Gestalten nach oben zu streben schienen, so war es jetzt, als dränge sich Alles klagend der Sterbenden nach. Dunkler und schwärzer wurden die Schattenmassen des Vorgrundes; ein leiser Abendwindhauch strich wie klagend durch die hohen Pinien und Cypressen: und eins der schönsten Schauspiele, das ein menschlich Auge geschaut auf dieser Erde, lebt nur noch in meiner Erinnerung.

---

168. Ausbruch des Vesuvs vom Jahre 1794. (7. Aufl. S. 425.)

Leop. von Buch.

Unter den vielen Ausbrüchen des Vesuvs sind doch nur zwei bekannt, denen die Eruption von 1794 an furchtbarer Größe weicht. Durch die erstere von diesen ward das reiche Herculanum und die Seestadt Pompeji zerstört, und dem Meere wurden neue Grenzen bestimmt. Die zweite, im Jahre 1631, stürzte fast unzählbare Feuerströme über die in Menge um den Fuß des Vulkans gelagerten Orte. Alle fruchtbaren Pflanzungen wurden gänzlich zerstört, und fast die Hälfte der Einwohner verlor in den Flammen das Leben. Beide erschienen, als bei den Anwohnenden jede Ueberlieferungsspur von dem im Innern des Berges verborgenen Zerstörungsquelle durch die Länge der Zeit fast völlig verwischt war. — Aber in neuern Zeiten hatte der Vulkan fast jährlich neue und große Phänomene gezeigt, und es lebte in der Gegend fast Niemand, der nicht die Verwüstungen mehrerer Ausbrüche selbst empfunden oder beobachtet hätte. — Und doch konnte eine zweijährige Ruhe des Berges, in der sein Gipfel auch nicht einmal dampfte, die Einwohner in so große Sorglosigkeit stürzen, daß sie den Vesuv sogar da noch gänzlich vergaßen, als sie am 12. Junius um $11^1/_2$ Uhr in der Nacht plötzlich ein heftiges Erdbeben aufschreckte. — Der Boden in der ganzen Ebene Campaniens schwankte von Morgen nach Abend wie flüssige Wellen. — Die Neapolitaner stürzten aus den Häusern auf die großen Plätze des königlichen Palastes und andere. Sie glaubten im nächsten Augenblicke ihre Häuser zu Boden geworfen, und angstvoll erwar

teten sie im Freien den Morgen, Calabriens Schicksal befürchtend. Als ihnen aber die Sonne hell aufging und sie den Vulkan in der gewöhnlichen Ruhe erblickten, glaubten sie den Ruin der südlichen Provinzen des Reichs befürchten zu müssen und leiteten von dort her die Erscheinung der vorigen Nacht. — Aber nicht lange währte ihr Irrthum. — Drei Tage darauf, am 15. Junius um 11 Uhr in der Nacht, erbebte die Erde von neuem. Es war nicht mehr ein wellenförmiges Schwanken wie vorher: — es war ein unregelmäßiger Stoß, der die Gebäude zerriß, die Fenster klirrend erschütterte und gewaltsam die innern Geräthschaften durch einander stürzte, und zugleich erhellten rothe Flammen und leuchtende Dämpfe den Himmel. Der Vesuv war am Fuße des Kegels geborsten, und von den Dächern der Häuser sah man aus mehreren Oeffnungen die Lava hoch in parabolischen Bogen hervorspringen. Fortdauernd hörte man einen dumpfen, aber heftigen Lärm, wie das Herabstürzen eines Stromes in eine tiefe Höhle hinab. Unaufhörlich schwankte der Berg, und eine Viertelstunde darauf ward auch in der Stadt die Erschütterung bleibend. Mit solcher Wuth hatte man noch nie die Lava hervorbrechen sehen. Das reizbare Volk, das sich nicht mehr auf sicherm Boden glaubte, die Luft in Flammen sah und unaufhörlich von unerhörten, schrecklichen Tönen geängstigt ward, stürzte von Furcht und Schrecken ergriffen zu den Füßen der Heiligen in Kapellen und Kirchen, griff nach Kreuzen und Bildern und durchdrang heulend die Straßen in wilder Verwirrung. Der Berg achtete ihres Angstgeschreies nicht: es sprangen immer neue Oeffnungen auf; mit gleichem Lärm, mit gleicher Gewalt stürzte aus ihnen die Lava hervor. Rauch, Flamme und Dampf erhoben sich zu ungeheuren Höhen jenseits der Wolken und verbreiteten sich dann auf den Seiten in Form einer unermeßlichen Pinie wie zu Plinius Zeiten. Nach Mitternacht verlor sich dies ununterbrochene, fürchterlich dumpfe Getöse, mit ihm die stete Erschütterung und das Schwanken des Berges; die Lava brach jetzt stromweise aus den Oeffnungen hervor, aber in schnell hinter einander sich folgenden Stößen mit donnerähnlichem Knalle. Diese so gewaltsam und tobend hervorstoßenden, elastischen Mächte schleuderten unzählbare große Felsstücke zu erstaunlichen Höhen hinauf in die Luft; neue Flammen, neue schwarze Rauchwolken folgten diesen zertrümmernden Felsen. Nach und nach kamen die Stöße seltener hintereinander; aber ihre Kraft verdoppelte sich, und zuletzt schien der ganze Berg nur eine Batterie zu gleicher Zeit abgefeuerter Artilleriestücke zu sein. Während dieses gewaltsamen Donners, schon nach Mitternacht sah man auch die jenseits des Vulkans liegende Atmosphäre erleuchtet. Die Lava sprengte ungeachtet der Verwüstungen auf dieser Seite des Berges auch den jenseitigen Abhang noch tiefer am Kegel herab und weiter vom Gipfel und stürzte mit Gewalt aus der Oeffnung in eine weite Schlucht, welche schon ältere Laven verwüstet hatten, gegen Mauro hinab. Sie wüthete in den Waldungen am Ausgange des Thales, verbreitete sich auf der weniger sich neigenden Fläche, fing dann langsamer zu fließen an, und nach drei Tagen erstarrte sie gänzlich ohne Wohnungen zu erreichen. Nicht so die donnernde Lava gegen Neapel: sie stürzte mächtig und schnell vom Abhange herab. Jede Explosion aus den Kratern drängte eine neue Masse von Lava herauf, die, indem sie sich auf den Strom der

früher hervorgebrochenen Lava warf, ihm neue Kraft zu geben schien. Die eine Hälfte der Einwohner von Resina, Portici, Torre del Greco starrte mit fürchterlich ängstlicher Erwartung auf jede kleine Bewegung des Feuerstroms, dessen Richtung bald diesen, bald jenen Ort zu bedrohen schien. Die andere Hälfte lag hingeworfen vor den Altären, sich Rettung vor der schrecklichen Lava zu erflehen. Plötzlich richtete die ganze Masse der Lava ihren Lauf genau auf Resina und Portici zu. Alles Lebendige in Torre del Greco stürzte in die Kirchen, dem Himmel für die geträumte Rettung zu danken; in ihrer unmäßigen Freude vergaßen sie den dann unvermeidlichen Untergang ihrer Nachbarn. Aber — ein tiefer Graben stellte sich dem Lauf der Lava entgegen: sie folgt seiner Richtung. Der Graben öffnet sich auf der Höhe über dem unglücklichen, sich gerettet glaubenden Torre del Greco. Mit neuer Wuth stürzt der Strom den steileren Abhang hinunter. Er trennt sich nicht mehr, und mit 2000 Fuß Breite erreicht er die blühende Stadt. Im nächsten Augenblicke suchen 18,000 Menschen Schutz auf dem Meere. Noch ehe sie das Ufer verlassen, sehen sie über den eingestürzten Dächern der Häuser aus der Mitte der Lava hervor dicke, schwarze Rauchsäulen sich erheben; große Flammen lodern empor; Paläste und Kirchen stürzen krachend zusammen, und fürchterlich donnert dazwischen der Berg. Um 11 Uhr in der Nacht brach die Lava aus dem Innern hervor, und schon um 5 Uhr des Morgens war Torre del Greco nicht mehr. — In 6 Stunden hatte die glühende Masse vier italienische Meilen durchlaufen, eine noch nie erhörte Geschwindigkeit in der Geschichte des Berges. Das große Meer selbst vermag es kaum der Lava Grenzen zu setzen. Mächtig wälzt sich der obere Theil, während dem der untere im Wasser erstarrt, über den erkalteten hinweg. Weit umher siedet das Wasser: gekochte Fische in unzähliger Menge bedecken die Fläche des Meeres. Mitten unter diesen Verwüstungen bricht der neue Tag an. Man sieht die aus den Kratern sich hebenden Flammen nicht mehr, aber auch den Berg nicht. Eine schwarze, festscheinende Wolke lagert sich um ihn herum und verbreitet sich nach und nach wie ein finsterer Flor über den Golf und das Meer. Unaufhörlich fällt in Neapel und in der Gegend ein feiner Aschenregen herab und bedeckt alle Pflanzen und Bäume, alle Häuser und Straßen. Die Sonne erscheint strahlenlos und ohne Glanz; kaum gleicht die Helle des Tages dem schwachen Lichte der Morgenröthe. Ein unbedeckter lichter Streif am äußersten westlichen Horizont läßt die Menschen doppelt empfinden, in welche tiefe Finsterniß sie eingehüllt sind. Diese fürchterlich traurige Erscheinung vermögen die Neapolitaner nicht zu ertragen. Alle überfällt eine ängstliche, düstere Schwermuth, und in ununterbrochen fortgesetzten Processionen suchen sie den erzürnten Himmel zu besänftigen. Es ist nicht mehr das leicht empfängliche Volk, das lärmend mit den Kreuzen die Straßen durchstürzt. Die vornehmsten Familien Neapels schließen sich dem feierlich-langsamen Zuge der Processionen an; sie folgen seufzend und still in langer Reihe dem Kreuze durch die Finsterniß nach. Man glaubt Alles, was die Asche berührt, mit einem tödtlichen Hauche bedeckt. Der eingebildete Verlust der reichen Pflanzungen umher setzt die Menschen in stumme Verzweiflung, und nur mit Mühe gelingt es der Regierung durch Bekanntmachung der unschädlichen Bestandtheile der Asche diese Furcht zu zer-

streuen. Diese Asche fiel in der Nähe des Berges am stärksten und häufigsten. Als sie eine Linie hoch die Straße von Neapel bedeckte, lagen 5 Linien in Portici, 9 Linien in Resina und 15 in der Nähe der Lava. In Neapel war es schwarzer feiner Staub, näher dem Vulcane zu ein dunkler Sand mit erkennbaren Theilen, und auf dem Vesuv waren Lapilli, kleine Steintrümmer, gefallen. Die Lava selbst bewegte sich noch, aber langsam und nur am äußersten Ende bemerkbar. Eine harte, erstarrte Rinde bedeckte den fließenden Strom; die Oberfläche dieser glühenden Masse erkaltete so schnell, daß zwölf Stunden nach Zerstörung der Stadt viele ihrer unglücklichen Bewohner es wagten zu ihren zerstörten Wohnungen zurück zu eilen, um der Lava das Wenige zu entreißen, was sie noch verschont haben konnte. Ja, man war sogar glücklich genug auf diesem Wege mehrere Personen zu retten, welche in einem Kloster verschlossen die jenseits der Lava Geretteten vergebens um Hülfe angefleht hatten. An vielen Orten war die Lava geborsten; aus dem Innern erhob sich ein heftiger, widriger, kochsalzgesäuerter Dampf; man sah hellleuchtende Flammen zu beiden Seiten der Spalten. Ein unaufhörliches, entfernt scheinendes Donnern ließ sich hören, und schnelle Blitze im schwarzen, vom Berge sich herabwälzenden Aschenregen erhellten die finstere Nacht. Man sah, daß diese gewaltige Masse aus den großen Kratern auf dem Gipfel des Berges hervorgewälzt ward; man sah, wie sich eine ungeheure, dichte, rundgestaltete Wolke aus dem Innern erhob, wie sie sich aufzublähen schien, je höher sie stieg. Große, allzuschwere Felsstücke fielen im fortgesetzten Regen senkrecht von ihren Rändern wieder in den Abgrund hinab. Schnell folgte der ersten Wolke eine neue nach mit gleichen Erscheinungen, und so unzählige hinter einander bis zu unabsehbaren Höhen. Ein großer, erhabener Anblick! Oft schien der ganze Berg mit einer Krone dieser Wolken bedeckt. Nach und nach löseten sie sich auf; die größeren Stücke fielen senkrecht hinab und rollten am Abhange des Kegels hinunter; die feinere Asche ward vom Winde entführt und über das Land zerstreut. Wenige Stunden darauf hatte die Asche wieder den ganzen Himmel bedeckt, und Tag und Nacht waren wie vorher durch keine Grenzen von einander geschieden. Man hatte am Tage einige schwache Erschütterungen bemerkt. Am 18., in der Nacht um 2 Uhr, erschreckte ein neuer heftiger Stoß die Menschen, welche durch die furchtbaren Auftritte der vorigen Tage abgestumpft und für kleinere Phänomene nicht mehr empfänglich waren. Man empfand diesen Stoß vorzüglich in Portici, Resina und andern dem Berge näher gelegenen Orten. Jetzt bei dem Anbruche des nun durch die Asche weniger verhüllten Tages sah man mit Erstaunen, daß der Gipfel des Vulkans eingestürzt war. Die unaufhörlichen innern Aschenausbrüche hatten so sehr das Innere des Berges erschöpft, daß er den Gipfel nicht mehr zu unterstützen vermochte. Die ganze Masse fiel in den Krater zusammen. Statt der vorigen Spitze sah man ihn jetzt schief abgestumpft gegen das Meer. Allein mit dieser Erscheinung endete noch nicht der unaufhörliche Aschenregen. Zwar fiel in Neapel, Portici und den umliegenden Gegenden weniger Asche herab als an den vorigen Tagen; auch das matte, röthliche Bild der Sonne zeigte sich mehrere Stunden durch den Staub in der Luft: aber desto mehr litten dagegen die Orte ostwärts des Berges. Ein heftiger Westwind führte die aus dem Krater sich heraushebende

Masse von der Meeresseite weg, und mit doppelter Wuth stürzte sie auf Somma, Ottajano, Nola, Caserta herab. Bis in das Apenninengebirge hinein war es tiefe Nacht. Der ganze Vesuv schien sich in Staub herabstürzen zu wollen. Wolkenbrüche vermischten sich in der Luft mit Asche, und die Masse fiel wie ein zäher Teig über die ganze Gegend; fest umgab er die zarten Zweige der Pflanzen und Bäume; alle Pflanzungen dieses fruchtbaren Strichs erlagen unter dieser unerträglichen Last. Viele Dächer in den Oertern stürzten zusammen, und die Einwohner sahen sich genöthigt ihr Leben durch schnelle Flucht in das Gebirge zu retten. Auf diese Art fiel einst Herculanum und Pompeji. Wirklich hatte man auch jetzt Ursache ein noch grausameres Schicksal zu fürchten; denn während dem, daß der Schlamm und die Asche den 18. und 19. sich unaufhörlich in einer für die Helle des Tages undurchdringlichen Dichte herabsenkten, stürzten reißende Wasserströme vom jähen Abhange des Berges herab. Mit grenzenloser Gewalt wälzten sie Berge von Steinen und Bäumen vor sich hin und bedeckten mit großen Felsmassen die Ebene. Nur allein in der Nacht vom 20. Juni wälzten sich fünf solcher Ströme vom Berge; drei Mal im Laufe des Tages erneuerte sich diese verwüstende Erscheinung, das letzte Mal mit doppelter Stärke und Kraft. Die ganze den Vesuv umgebende Landschaft ward durch diese Regengüsse verheert; jede kleine Wolke schien mit Macht gegen die Spitze des Berges gezogen, und kaum hatte sie den Gipfel umgeben, als auch schon die Wasser herunter stürzten, Wälder, Straßen, Brücken zerrissen, Häuser und Felder zerstörten. Von allen Seiten waren die unglücklichen Menschen von den Schrecken des Todes umgeben; fortdauernd waren sie genöthigt jeden Augenblick zu schneller Flucht bereit zu sein. Bosco, Somma, Ottajano, Torre del Annunciata verloren auf diese Art zum Theil für unzuberechnende Zeiten die Frucht ihres Fleißes; selbst die Verwüstungen der Lava in Torre del Greco waren kaum verderblicher und größer als die der entsetzlichen Wassermenge, die der Vulkan auf das Land hinabstürzte. Indeß verminderte sich allmählig die Menge der ausgeworfenen Asche. Man sah jetzt mit ihr sich große Dampfwolken aus dem Krater erheben, die in der Luft sich zerstreuten. Doch wurden die Nächte in Neapel noch fortdauernd von der unzähligen Menge glänzender Blitze erleuchtet, die aus den Aschenwolken unaufhörlich herabfuhren. Ein starker, aber nicht rollender Donner begleitete sie; daher dauerte das Getöse vom Berge noch mehrere Tage fort. Am 24. und mehr noch am 26. fiel wieder mehrere Asche auf die Seite gegen Neapel: aber als die Einwohner sie erblickten, erhoben sie ein Freudengeschrei; denn sie war nicht mehr dunkelgrau oder schwarz, sondern hellgrau und zuletzt beinahe ganz weiß. Die Erfahrung aller Eruptionen hat gelehrt, daß dies der letzte Bodensatz im gährenden Innern des Berges sei, und daß mit ihm die ganze Eruption gewöhnlich sich endige. Auch dies Mal betrog man sich nicht. Von nun an stieg nur noch Rauch aus dem Vesuv empor; Asche fiel nur noch an einigen Tagen, und mit dem 8. Julius kehrte die gewöhnliche Heiterkeit in das glückliche Klima Neapels zurück. Schon erhob sich wieder Torre del Greco durch den rastlosen Fleiß der zurückgekehrten Einwohner. Tausende waren auf den Feldern zerstreut, die Blätter und Zweige der Bäume und Reben von der Alles bedeckenden Asche zu säubern. In Neapel strömten aufs Neue

die Menschen den wieder geöffneten Schauspielen zu; wie zuvor versammelten auch jetzt die Späße der Polichinells die geschäftslose Menge an den Ecken der Straßen.

---

169. Die Marschen und Halligen in Schleswig-Holstein.

Theod. Mügge. (7. Aufl. S. 430.)

An einem schönen Septembertage des Jahres 1846 war ich in den Marschen der Friesen, die von Husum bis Tondern nördlich fortziehen. Marschen nennt man die fetten, fruchtbaren Tiefländer, welche von allen Seiten gegen die Meereswogen durch Deiche geschützt werden, zwischen denen sie mit ihren reichen Saaten und leuchtenden Grasflächen wie zwischen ungeheuren Festungswällen ruhen. Ein unheimliches Gefühl beschleicht den Reisenden, wenn er auf den Kronen dieser hohen Deiche steht, wo zu seiner Linken der Schaum der brandenden Wellen zu ihm herauf spritzt, während zu seiner Rechten die grüne gesegnete Ebene liegt, wo blanke Rinderscharen sich im Grase strecken, wo der goldne Waizen in unabsehbaren Feldern wogt, und Schafe und Pferde um die Hügel weiden, auf denen die Menschen in Glück und Wohlstand, zwischen Blumen und Gebüschen ihre friedlichen Häuser gebaut haben. — Auf der einen Seite segelnde Schiffe, die über schwarze, schlammige Wasser fahren; in der salzigen Tiefe Fische, Seehunde und häßliche Rochen, wildschreiende Mövenschwärme darüber; auf der andern Seite aber das sonnige Grün, das Menschenleben, der Schrei der Freude und der Lust. — Wenn einer dieser Deiche durchbräche, wenn es einer Sturmfluth gelänge, ihn zu durchwühlen oder mit ungeheuren Wogen über seine Kronen weg zu stürzen, würde in wenigen Minuten der Segen sich in Fluch, das Leben in grausamen Tod sich umwandeln, die Marsch ein Meer sein, auf dem die Leichen der Menschen und Thiere und die zerstörten Trümmer ihres Glücks wild durcheinander treiben.

Aber wie oft ist dies nicht schon geschehen! Wie oft gingen viele Tausende Abends froh zu Bett, um nie wieder aufzustehen! Denn dies Meer, welches jetzt seine Wellen leise grollend über die strohgestickten Deichbettungen wälzt, steigt hier bei Sturmfluthen dreißig, ja vierzig Fuß hoch empor. Auf hundert Meilen wälzt sich dann der Wasserberg heran und schlägt und wäscht mit fürchterlicher Kraft an diesen Bollwerken. — In früherer Zeit, als sie noch nicht so groß und stark waren wie jetzt, überstieg er sie oft in Zeit weniger Minuten, und wenn der Morgen kam, war alles Leben vernichtet. Jetzt geschieht das seltener; doch wenn du in die Marsch hinunterblickst, die von zahllosen Gräben durchschnitten ist, in welchen sich die Wasser sammeln, und über welche nur der Marschbewohner mit Hülfe seines langen Springstocks zu setzen vermag; wenn du die Schleusen und künstlichen Werke betrachtest, welche die eindringenden Fluthen wieder hinausschaffen; wenn du siehst, wie naß und weich der Boden ist, und wie die Häuser, welche vereinzelt über die Marsch zerstreut sind, jedes auf einem künstlichen Hügel erbaut, der die Warft genannt wird — wie umbuschte Inseln aus einem Meere von Gras und Schilf aufragen: so meinst du gewiß, es könne der Mensch noch jetzt wohl keine Nacht hier ruhig schlafen, ohne fürchten zu müssen, vom Donner der Fluth, die an seine Schwelle schlägt, geweckt zu werden.

Aber die Bauern in den Marschen Schleswig-Holsteins sind ein kühnes Geschlecht und so stolz auf ihr reiches Land, daß sie alle Bewohner der Höhen, der Geest, wie diese genannt werden, mit einer gewissen Geringschätzung betrachten, so daß ein alter Bauer einst zu seinem reiselustigen Sohne sagte: „Mein Sohn! dies ist die Marsch; die ganze übrige Welt ist nur Geest: was willst du Narr also ins wüste Land hinausgehen?" — und wie jener Bauer so denken die Meisten. — Ihre Häuser, geräumig und von Backsteinen gebaut, zeugen eben sowohl von ihrer Wohlhabenheit wie von dem Reinlichkeitssinn, welcher Friesen und Sachsen gleich den Holländern auszeichnet. Die Wände der Zimmer sind glänzend weiß, die Decke von Holz, mit blauer oder rother Oelfarbe bestrichen; die Fenster mit großen Glasscheiben lassen helles Licht herein. Alles athmet Sauberkeit und Sorgfalt. Die Tische und Stühle sind so blank gescheuert, die Stühle mit Kissen von Seegras belegt; Kupferstiche in Rahmen hangen an den Wänden; eine alte Gehäuseuhr, die von Großvater auf Sohn und Enkel erbte, hat zwischen den Schildereien ihren Platz, und im Pesel, dem großen Raume, der zur Sommerzeit das Wohn- und Gastzimmer bildet, stehen die mächtigen, messingbeschlagenen Kisten, welche den Leinen- und Bettenschatz enthalten, oder auch wohl ein schöner alter Schrank, der mit Holzschnitzwerk bedeckt Zeugniß giebt, daß vor zwei Jahrhunderten schon die Holzschnitzkunst hier wohlbekannt und hochgeachtet war. So sind die Häuser in der Marsch auf den Warften meist behagliche Gebäude mit langen Fensterreihen, und man merkt es ihnen nicht an, daß mitten in ihrem Mauerwerk dicke Pfähle tief in dem festgeschlagenen Lehmboden der Warft eingerammt sind. Diese Pfähle tragen das Dach des Gebäudes und sind dazu bestimmt, in den Stunden größter Noth und Angst, wenn Sturmfluthen einbrechen und den Steinbau wegschlagen, der ihrer Wuth nicht zu widerstehen vermag, das Dach zu retten, auf welches die Bewohner mit ihren besten Sachen gewöhnlich flüchten; und diese Einrichtung hat schon vielen Menschen das Leben erhalten. — Aber an Nichts merkt man so sehr, daß man bei einem Volkstamme verweilt, der an Küsten oder auf Inseln seßhaft ist und eher Schiffe besaß als Häuser, als an den Lagerstätten; denn diese sind ganz so eingerichtet wie die Kajütenbetten der Seefahrer. — In Holzverschlägen an der Wand sind sie angebracht und werden mit Schiebern zugeschoben, so daß man bei Tage Nichts davon gewahr wird. Da liegen die Marschbewohner warm und dunkel; und wenn der Sturm weht, wenn das Meer dumpf braust und das Gebäude ächzet und knarrt, träumen sie von dem wilden, wogenden Element, das ihrer Väter Wiege und erste Heimath war.

Nachmittags saßen wir im Sonnenschein vor dem Hause Peter Jansens, des Landeshauptmanns, eines wohlhabenden Hofbesitzers; denn kein adeliger Herr wohnt hier, kein Vornehmer. Seit uralter Zeit haben in den Marschen nur freie und gleiche Leute gelebt. So tief eingeimpft war von je an die Freiheitsliebe bei den Friesen, daß weder Herr noch Knecht in ihrem Volke geduldet wurde, und wohlbekannt war ihr alter, schöner Wahlspruch: „Lieber todt als Sclave!" — Der Garten des Landeshauptmanns zog am Abhange der Warft hin, wo zwischen Taxushecken die dunkelrothen Levkoyen der Marsch und große farbige Nelken blühten. Vor uns lag die grüne, reiche Ebene; der

Seewind rauschte über die Deiche durch die kahl gefegten Kronen der Linden, und auf dem Tisch brodelte der Theekessel. Dazu standen aus blauem Porzellangeschirr die Tassen daneben und Teller, gefüllt mit frischer Butter, Weizenbrot, weiß wie Sonnenlicht, und mit Zuckergebackenem, wie es die friesischen Hausfrauen lecker zu bereiten verstehen.

Thee und Kaffee wird vom Morgen bis zum Abend in den Marschen getrunken; denn das Wasser ist sumpfig und krankmachend; aber gekocht und zum Thee verwendet giebt es diesem ganz besondern Wohlgeschmack. So saßen wir denn munter sprechend und trinkend. Die freundliche Wirthin hörte nicht auf zu nöthigen; Peter Jansen aber erzählte vielerlei von dem Leben in der Marsch, von den Winterstürmen, die mit fürchterlicher Gewalt toben, von der Regenzeit im Herbst und Frühjahr, wo die Marsch sich in Schlamm und Wasser auflöst und die Menschen auf ihren Warften oft wochenlang abgeschnitten von der übrigen Welt in den Häusern sitzen, weil die Wege grundlos und nicht zu betreten sind. Nur auf den Deichkronen kann man dann fortkommen: aber es kostet Mühe dahin zu gelangen, und Niemand mag es wagen in Sturm und Nacht und Nebel hier zu wandeln; denn mancher Wagehals hat es schon bereuet und ist nie wieder gekehrt. Vielleicht that er einen Fehltritt, glitt aus und stürzte in die hohe Fluth, welche unter ihm an den Deichen brandete; vielleicht wehte ihn der Orkan hinunter, oder der Nebel, in dessen stinkender Dichtigkeit man zuweilen keine Hand vor den Augen erkennen kann, leitete ihn irre, wenn er etwa mit schwerem Kopf aus dem Wirthshause in der Stadt heimkehren wollte. Nach der Sage aber gehen auf diesen Deichen allnächtlich zahllose Gespenster und Kobolde um, die den Sterblichen heimtückisch fassen und in die brüllende See stoßen. Da reitet ein böser Vogt auf schwarzem Roß, dem das Feuer aus den Nüstern sprüht, und wem er begegnet, der muß hinunter in den Abgrund. Da springen seltsame Wesen dem Wanderer plötzlich in den Nacken, und er kann sie nicht abschütteln; sie decken mit ihren kalten Händen seine Augen zu; er hört ihr schreckliches Gelächter, und in wahnsinniger Angst und Blindheit stürzt er in die Tiefe. Oder auch der „Dränger" fällt den nächtlichen Pilger an und faßt ihn mit seinen entsetzlichen Armen; man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht, aber man fühlt sich wie mit eisernen Ketten umschlungen; der Dränger will sein Opfer in die hungrig wartende Fluth hinabschleudern: dies wehrt und sträubt sich dagegen, und nun geht es an ein Balgen auf Leben und Tod, bis alle Kraft erschöpft ist, und der Dränger es ersäuft, oder das gräßliche Wesen mit dem ersten Morgenstrahle ablassen und entfliehen muß. Mancher hat so gerungen die ganze Nacht über und ist im Schweiß gebadet endlich mit dem Leben davon gekommen; viele Andere verschwanden auf ewig. Wer aber diese Deiche sieht und das Meer davor, das mit der tiefen Ebbe sechs Stunden weit sich zurückzieht und einen grausigen, schwarzen Schlammgrund bloßlegt, in den man schaudernd hinausblickt, bis endlich die Fluth wiederkehrt mit ihrem donnernden Wasserschall, der wird es dem Volksglauben verzeihen, daß er seine Gespenster in die wilden Einöden des Vorlandes und der Watten bannte, wo sie wimmernd und Erlösung suchend umherirren.

Die aufgeklärten Leute glauben freilich längst nicht mehr daran, — so versicherten uns die Marschleute; — der Landeshauptmann aber sagte

zuletzt lachend: „Wenn es auch nicht wahr ist, was das Volk sich erzählt, so glaubt doch, Ihr Herren, es giebt bei uns so viele Noth und Gefahr, angstvolle Nächte und traurige Tage, wie es die Leute, welche in sicherem Lande wohnen, kaum denken mögen. Wenn wir Nachts aufwachen in unsern Betten und hören den Sturm heulen; wenn jede Fuge bebt und das Dach knarrt über unsern Köpfen, horchen wir ängstlich auf den Donner der See, denken an unsre Deiche und falten mit bangen Sorgen betend unsre Hände."

„Aber Sie haben seit dem Jahre 1825 keinen Durchbruch erlebt!" erwiderte ich.

„Ist richtig!" fuhr er fort; „doch er kann in jeder Nacht kommen, wenn der Nordwestwind die Springfluth gegen unsere kostbaren Bollwerke treibt. Wir bauen und bessern daran seit Jahrhunderten: allein mit dieser wilden See wird unser Kampf niemals aufhören; denn wer kann sie unterthänig machen?" — Unten am Tische saß ein alter Mann, ein Schullehrer, wie sie in den Marschen umherziehen von Hof zu Hof, da und dort eine Zeit lang einsprechen und die Kinder unterrichten, bis sie weiter wandern. Der alte Mann mit dünnem, weißem Haar und langem, faltigem Gesicht saß unbeweglich auf seinem Platze, ohne an unserem Gespräch Theil zu nehmen. Er trank seinen Thee und hielt die Thonpfeife mit der bunten Posenspitze weit ausgestreckt im Munde. Jetzt stieß er den Rauch in drei dichten Wolken von sich und sagte mit feierlicher Langsamkeit: „Keine sündige Berufung, Peter Jansen! Macht es nicht schlimmer als es ist. Dankt unserm Herrgott im Himmel für die festen, hohen Deiche. Haben nun mehr als zwanzig Jahre gehalten, die Deiche; ist mancher Sturm und manche Fluth gegen sie angefahren und konnten Nichts ausrichten mit ihrem Wüthen. Sind zu gut gebaut und zu hoch, werden sorgsam unterhalten und bewacht, werden auch immer stärker gemacht und fester; muß ein Ereigniß kommen, wie es der allmächtige Gott selten in seinem Zorne über die Menschheit zuläßt, ehe es hier zum Aergsten geht. Aber denkt an die **Halligen**, Peter Jansen, denkt an die armen Leute da draußen, die mitten in der brüllenden See ohne Schutz und Schirm sitzen!"

„Denke wohl daran," erwiderte der Landeshauptmann. „War eine schreckliche Nacht, die Nacht vom dritten Februar, und Ihr waret mitten darin, habt das ganze Elend mit erlebt."

„Wie war es mit den Halligen?" fragte ich neugierig.

„Erzählen Sie uns, wie es herging!" riefen meine Begleiter.

Der alte Mann schien es nicht ungern zu thun. „Sie wissen doch," sagte er, „daß wir die kleinen Eilande mitten im Meere vor unserer Küste Halligen nennen? Sie sind die Reste größerer Landstücke, welche die See nach und nach weggeschlagen und auf ewig versenkt hat; sie wird auch diese Ueberbleibsel sich abholen, und jährlich reißt sie Stücke davon los. Jetzt sind noch sechszehn solcher kleinen Eilande übrig, wo Menschen wohnen, meist aber nur eine Familie, oder zwei und drei, die ihre Wohnungen auf Warften gebaut haben und Nichts besitzen als eine Anzahl Schafe, welche von dem harten, schilfigen Grase leben, das die Eilande bedeckt. Deiche sind nirgends vorhanden; denn die Kosten sind zu groß, man kann sie nicht erhalten. Das Meer steigt bei jeder höheren Fluth über die Hallig hin bis an die Warften hinauf. Trink-

wasser giebt es da nicht: es wird in Gruben auf der Warft gefangen und vom Lande herübergeführt, wenn der Halligbewohner dann und wann in seinem Boote zu uns schwimmt, um zu kaufen, was er nöthig hat. Es ist ein elendes, kummervolles Leben, Herr, auf diesen kleinen Inseln! der Tod steht immer an den Thüren. Und doch hangen die Menschen mit unendlicher Liebe an dem Fleck Erde und können nicht von ihm lassen: er ist ihre Wiege und ihr Grab. Da werden die kühnsten Seeleute auf Erden geboren; die besten Schiffscapitäne kommen von dort. In frühern Zeiten nahmen die Holländer keine anderen für ihre großen Indienfahrer, und noch jetzt führen Viele die schönsten Schiffe durch das Weltmeer, werden wohlhabend und reich: aber immer wieder kehren sie auf ihre Hallig zurück, wäre es auch nur, um da zu sterben.

Bei jeder hohen Fluth gehen die Wogen über die Hallig hin; wenn aber Sturmfluthen kommen, dringen sie über die 20 Fuß hohen Warften in die Häuser, ja, wohl bis über die Dächer hinaus, die mit allen Bewohnern dann weggespült und vernichtet werden.

Die Noth solcher Nächte zu beschreiben vermag keine menschliche Zunge, fuhr der alte Mann mit leisem Kopfschütteln fort. Fliehen kann Keiner: wohin soll er? Rund umher schäumt und brandet das fürchterliche Meer. Drinnen muß der Mensch bleiben in der engen Wohnung; denn draußen wird er weggeweht. Er kann Nichts hören vor dem Heulen und Sausen des Windes, dem Knarren des Hauses und dem Brausen der See, die an seiner Schwelle tobt. Mitten im wilden Aufruhr der Elemente muß er geduldig warten, bis die Mauern brechen, die Pfähle umstürzen, welche sein Dach tragen, und sein angstvolles Dasein ihm genommen wird. Wenn Nordweststurm die Springfluth in die Buchten der Frieseninseln treibt, dann schwillt die See bis vierzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand. Alle offenen Ebenen der Friesen sind dann unter Wasser. — Klagend klammert sich die Möve an den Rändern der öden Düne fest, und selbst die wildesten Vögel der Nordsee, vor ihrer eigenen Heimath bange, suchen ein Obdach bei den Menschen. Dann zittert das Haus auf der Warft, die Betten bewegen sich, der Grund dröhnt dumpf unter dem Wogenschlag und scheint zu wanken, und der arme Halligbewohner blickt bang in das Krachen und Brausen der Nacht hinaus. Betend faltet er mit Weib und Kind die Hände, daß Gott sich erbarme, der einzig ihn retten kann; betend birgt er seine beste Habe auf dem Boden und flieht dort hinauf, wenn die Wasser durch Fugen und Wände quillen. Wer die Demuth vor Gott nie gefühlt hat, muß solche Nächte erleben. Da würde ein König seine Krone verschenken und der Reichste seinen Reichthum und der Stolzeste seine Ordensbänder und Sterne um Erlösung aus solcher Todesnoth!"

„Und Sie erlebten eine solche entsetzliche Nacht?" fragte ich erregt.

„Ich habe sie erlebt und kann sie nie vergessen," sagte der Greis. „Es war die schreckliche Nacht zum 4. Februar 1825. — Seit einigen Wochen war ich damals auf Südö im Hause eines Freundes und hätte die Halligen gern verlassen: aber anhaltend tobten die Nordweststürme, überdeckten die Insel alltäglich mit schäumenden Wogen und führten sie an der Warft empor, zuweilen bis an die Hausschwellen und Thüren, wo sie donnernd anpochten. Kein Boot konnte See halten; Ebbe und Fluth gingen und kamen ganz außer Ordnung und Regel: doch was

den Fremden ängstigt, macht meist den Halligmännern wenig Sorge. Abends saßen wir guten Muths um den Tisch, auf welchem der Theekessel dampfte, rauchten und tranken, während die Spinnräder der Weiber schnurrten, erzählten Geschichten von Stürmen und Sturmfluthen und lachten, wenn wir hörten, wie zuweilen fremde Schiffe bei Nacht und hohem Meere über die Halligen hingefahren, wo die Mannschaft an Zauberei glaubte, wenn sie plötzlich dicht neben sich eine hell erleuchtete Stube schaute, die aus dem Grunde der See herausgehoben auf den Wellen zu schwimmen schien. Dann und wann nur wurde das Geplauder unterbrochen, wenn draußen das Brausen und Geheul stärker ward oder eine mächtige Woge wild über die Warft schlug und an der Mauer des Hauses mit schmetterndem Schlag zerstäubte. Dann sah wohl der Eine den Andern an, und der Faden fiel aus der Hand der Mädchen; aber im nächsten Augenblicke war der Schreck vorüber. Das Haus war neu und stark, seine Pfosten waren tief gesenkt, die Warft breit und fest.

Am Abend des dritten Februars saßen wir nun auch so beisammen und waren froher gestimmt als je. Denn obwohl es draußen stark wehte und dann und wann in furchtbaren Stößen stürmte, war der Himmel doch hell und klar. Die Sterne schienen mit silbernem Gefunkel herunter, und strahlend goß der volle Mond sein Licht über das unermeßliche Meer aus.

Wir sahen freilich Nichts davon; denn die Läden waren dicht vor die Fenster gelegt: aber wir wußten es und hatten die feste Hoffnung eines Wetterwechsels, der unsere Gefahren beenden mußte. Plötzlich kam ein Weinen aus der Kammer, wo die Kinder schliefen. Ein kleines Mädchen von sieben Jahren lief schreiend aus dem Schlaf zu ihrer Mutter und faßte mit beiden Händen das Knie der Frau. „Mutter, liebe Mutter!“ rief es jammernd, „wir müssen Alle sterben in dieser Nacht; es ist vorbei mit uns, es ist Alles vorbei!“

Die Mutter gab dem Kinde einen Schlag auf die Finger und sagte halb lachend, halb erzürnt: „Geh' schlafen und träume nicht, du schnack'sche Dirne! es hat keine Noth. Draußen scheint der Mond hell, und morgen springst du mit den Schafen im Sonnenschein.“

„O nein, nein!“ schrie das Kind, sich fest klammernd. „Wie weht es draußen so stark. Es kommt naß in mein Bett.“

„Bist ein Narr! sagte der Vater rauh, indem er den Blick nach der alten holländischen Gehäuseuhr richtete. Es hat noch nicht zehn geschlagen; hohe Fluthzeit ist um zwei: also geh'!“ — Hier hielt er inne; denn plötzlich war es, als schüttle sich das Haus. Die Tassen und Teller in den bunten Schränken klapperten hin und her und klangen gegen die Gläser, und das Kupfer bewegte sich an der Wand.

„Was ist das?“ rief der Mann, und wir Alle sprangen von den Stühlen und eilten ihm nach zur Thür. Er riß sie auf und stand einen Augenblick wie gelähmt. Der Sturm fuhr wild durch die blitzende Nacht, welche vor uns lag in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Der Himmel hing darüber wie eine unendliche Sternendecke, und vor uns wälzte sich das Meer in dunkeln Thälern und leuchtenden Bergen, deren Gipfel das blendende Licht des Mondes feenhaft überstrahlte.

„Gott sei uns gnädig in dieser Nacht!“ murmelte Jens, indem er die Hände zusammen schlug und auf die weißen Wellenkämme hin-

aussah, die hoch über der Warft heraufschlugen, uns mit Schaum und Wasserstaub bedeckend. Dann aber mit der Entschlossenheit eines Mannes, der in Gefahren alt geworden ist, faßte er Weib und Kind mit seinen nervigen Armen, drängte sie und uns Alle ins Haus zurück, schlug die Eichenthüren zu, schob die Riegel davor und den Querbaum und schrie mit mächtiger Stimme: „Bringt die Schafe auf den Boden; rettet die Lade und den Schrank, die Betten und die Kinder! In einer Viertelstunde werden wir das Wasser im Hause haben, und Alles wird zu spät sein."

Nun gab es ein Laufen und ein Schreien. Es waren drei Männer da, zwei Frauen und drei Kinder, und Jeder suchte die steile Bodenleiter hinaufzuschleppen, was er fassen konnte. Aber die Fluth war schneller, als wir meinten. Nach wenigen Minuten schon sahen wir das Wasser in kleinen, leisen Bächen geräuschlos durch die Fugen und Ritzen der Thür rieseln; so quoll es auch aus dem Gestein und aus den Dielen hervor und breitete sich immer rascher und eiliger aus. Plötzlich schoß eine hohe Welle gegen die Läden vor den Fenstern, und drinnen klangen die Scheiben. Die kleinen Gefäße, Kisten und Kasten fingen an zu schwimmen und zu treiben, und nun schmetterten die Wogen gegen die ganze Breitseite des Gebäudes, jede wilder und mächtiger als ihr Vorgänger. Thür und Fenster klirrten und ächzten; das Haus zitterte in seinen Grundfesten. Die Weiber und Kinder flohen zum Boden hinauf; wir Männer aber saßen auf dem Tisch, zwischen uns die Lampe haltend, die mit ihrem trüben Flämmchen unsere angstvollen Gesichter und das dunkle, immer höher wachsende Wasser beleuchtete.

Gesprochen wurde Nichts; und was sollten wir auch sprechen? Alle unsere Aufmerksamkeit war auf das Brausen der Wellen und ihre furchtbaren Schläge gerichtet, die mit stets erneuter und größerer Gewalt das Haus erschütterten. Zuweilen war das Toben der berstenden Wasser und das Geheul des Sturmes, der sie begleitete, so arg, als würden draußen Kanonen gelöst, deren Donner uns umtönte; dabei wuchs die Fluth von Minute zu Minute um unsere Füße. Bald war von dem Bett in der Wand und von dem Heerdsteine Nichts mehr zu sehen; finster sich kräuselnd kroch es zu uns an der Tischplatte in die Höhe; nur wenig mehr als eine Hand breit fehlte daran, bis es uns erreichte: als plötzlich ein ungeheurer Schlag an die Mauer geschah, und mit Gedankenschnelligkeit eines der Fenster sammt dem Laden und die Einfassung mit dem Steinwerk aus den Fugen sprang und niederwärts über uns hinstürzte. In demselben Augenblick fuhr ein Balken von einer der mächtigsten Wellen getragen durch die Oeffnung in das Haus, durchbrach die Hinterwand, welche in die Kammer führte, und stürzte mit dem Schwall des Wassers, der ihn hinein getragen, krachend nieder. Die Woge, welche sich über uns ergoß, warf zugleich unsern Tisch um und spülte uns in ihrem Wirbel weiter. Ich stieß einen Schrei aus; denn der Stoß hatte mich hart an eins der schwimmenden Gefäße geschleudert: aber Jens faßte mich mit seiner starken Hand und riß mich auf zur Thür fort, die er nur mühsam noch zu öffnen vermochte." —

„Und es war ein Glück für uns," fuhr der alte Mann fort; „denn hoch stand das Wasser. Die Leitertreppe zum Boden war umgestürzt und weggeschwemmt, unsere Lampe längst erloschen, in dichter Finster-

niß wir mitten in der Fluth, und rings um uns der Tod. Mit Mühe fanden wir die Leiter, und mit großer Noth gelang es uns sie aufzurichten. „Hinauf, so schnell Ihr könnt!“ rief Jens; „die Thür hält nicht länger aus.“ Und mit starkem Arm stieß er mich die Stufen hinauf, dann den Zweiten; endlich er selbst hinterher. Und kaum war es geschehen, so kam, was er vorhergesagt: ein Krachen geschah unten; die Hausthür flog in Stücke; die Leiter schlug über und verschwand. Wie sie fiel, stürzte die ganze Vorwand des Hauses zusammen; nur die Ständer hielten, blank und bloß wie sie waren, und ließen den wüthenden Wellen nun freies Spiel, die in weniger Zeit, als ich rede, alle inneren Wände zerschlugen, daß von Allem, was gewesen, Nichts mehr blieb als das Dach, das auf den Pfosten ruhte.

Ein Schrei der Todesangst begleitete den Fall der Mauern und klang durch das Toben des Wassers und des Sturms. Finsterniß war überall: das Strohdach, dicht und fest verkoppelt, ließ keinen Schimmer durch. Naß, erschöpft und verzweifelnd warf ich mich nieder und hörte neben mir das Geschrei der Weiber und Kinder, die den Vater umklammert hielten, der vergebens ihnen Trost zuzusprechen suchte. „Gott wird es gnädig von uns wenden!“ sagte er; „laß das Klagen sein, Else! weint nicht, Weiber! Gottes Hand kann es allein, kein Mensch mit aller seiner List und Stärke. Und sind wir nicht glücklicher als Andere? Wir sitzen hier auf dem Dach; unsere Warft ist fest: manche andere muß schon gebrochen sein; denn die Balken treiben durch die wüthende See.“ — „Ist ein Unglückstag, Peter!“ rief er mir zu, „wie er seit einem Jahrhundert nicht über uns gekommen ist; hab' es nie erlebt und nie sagen hören von einem Lebendigen. Müssen alle Deiche brechen bis an die Eider und weiter hinauf bis an die Elbe. Wer den Morgen erlebt, wird großen Jammer sehen!“

„Werden den Morgen nicht erleben, Jens!“ sagte ich; „hat uns ja Gott durch den Mund deines Kindes den Tod angekündigt, den wir Alle leiden sollen!“

„Ist nicht wahr, Peter!“ rief er dagegen. „Der allmächtige Gott hat durch den unschuldigen Mund uns gerettet, hat uns gewarnt, ehe es zu spät war, und wird uns weiter behüten!“ In diesem Augenblicke faßte ein wüthender Stoß des Sturmes das Dach und bog es zusammen, wie eine Weidengerte gebogen wird. Die Sparren knarrten und brachen über uns, die Rippen des Strohes rissen und trennten sich, Wellenschaum und nasser Staub stürzten durch den Spalt auf und nieder, durch den ein Mondstrahl matt herein irrte und unserm Auge zeigte, was ich nie vergessen werde. Vor mir am Boden die Arme fest ineinander geschlungen saßen die Weiber mit aufgelösten Haaren, ihre starren, wilden Blicke zum Himmel gerichtet. Die Kinder hielten ihre Leiber umschlungen und bargen ihre Köpfe in stummer Angst an dem Busen, der sie genährt. Jens stand daneben; sein magerer, fester Körper und sein blutloses Gesicht waren wie von Stein; hinter ihm in dumpfer Gefühllosigkeit stand der andre Mann, den nahen Tod wie ein Opferthier erwartend.

Und während dieser schrecklichen Minute flog das Dach zerrissen in Luft und See und ließ uns alle Schrecken unseres nahen Untergangs erkennen. Der Sturm schien sich mit dem fürchterlichen Stoße, der das Dach brach, gemildert zu haben; er tobte nicht mehr so arg: aber der

Himmel war so klar, durchsichtig und glänzend, wie ich ihn kaum je gesehen. Der Mond strahlte dazu in seiner ganzen Pracht auf die unermeßlichen Wasserberge nieder, die brausend sich bäumten und sich verschlangen. Kein Ton des Lebens, kein Hoffnungszeichen, kein Schrei, keine andere Bewegung als die der empörten Wasser unterbrach die fürchterliche Eintönigkeit. Es war Nichts zu entdecken von nahem oder fernem Lande: alle Halligen, alle Küsten der Außeninseln schienen tief unter der Fluth zu liegen, alles Lebendige erstickt zu sein. Es war, als seien wir von allen sterblichen Wesen auf Erden allein noch übrig geblieben, um die Angst des Todes langsamer und schmerzhafter zu empfinden.

Denn eine schreckliche Gewißheit löschte jeden Hoffnungfunken aus. Noch war es mehr als eine Stunde Zeit bis zur höchsten Fluth, und schon erreichte diese die halbe Höhe der Balken und schleuderte ihre Wellenspitzen zu uns auf. Zwischen den Spalten der Bretter zu unsern Füßen konnten wir die schäumenden Wogen verfolgen, wie sie durch die eingestürzten Wände des Hauses rollten, von den Resten der Mauer abprallten und ein schreckliches Spiel mit Kisten und Kasten, Schränken und Geräthen trieben, die sie aneinander warfen, bis endlich die letzte Schranke zusammenbrach und im wilden Wirbel nun Alles auf den breiten Tummelplatz ihrer Wuth gerissen wurde.

„Denken Sie sich jetzt,“ sagte der alte Mann, „wenn Sie es vermögen, das Bild unserer Noth! Denken Sie sich die starren, thränenlosen Blicke, welche die Wasserwüste durchirren! Denken Sie sich die krampfhaft gefalteten Hände, die Lippen, auf denen das Gebet stirbt, die angstverzerrten Gesichter, deren Entsetzen kein Wort beschreiben kann. Jede Welle, welche an die Pfeiler prallte, die allein unsere Erhaltung beschützten, regte die Angst höher auf. Wir fühlten die durchdringende Kälte der Februarnacht nicht, fühlten nicht, daß die nassen Kleider an unserer Haut festklebten, fühlten den Sturm nicht, der unser Haar zerriß; alle Erwartungen und Empfindungen drängten sich auf das Bangen vor der gräßlichen Minute zusammen, die uns aus dem Buche des Lebens streichen sollte.

Und diese Minute nahte; wir sahen sie kommen ohne irgend Etwas thun zu können, sie aufzuhalten. Die glänzenden Berge von flüssigem Metall, welche uns umwogten, wurden höher und höher; die zitternden Balken überzeugten uns, daß das Wasser immer tiefer und mächtiger im Grunde nage und bohre. Zuweilen schienen die Stützen zu schwanken, und ihr Krachen zeigte an, wie mühsam sie dem wüthenden Elemente widerstanden. Der harte Lehm der Warft löste sich unter der Arbeit des Wassers auf; er wurde losgerissen und fortgespült, und die hohen Sturzseen, welche mit fürchterlicher Kraft an dem Holzbau rüttelten, zogen diesen hin und her, bis kein Widerstand mehr zu leisten war.

Unter allen diesen Schrecken hatte Jens allein seinen ungebeugten Muth bewahrt. Es war ein Mann, der unter den wetterharten Halligbewohnern einen hohen Ruf besaß. Lange Zeit war er wie die meisten der jungen Männer der Halligen und Außeninseln auf den Meeren umhergeschifft, hatte als Steuermann einen Indienfahrer geführt und sich dann mit dem ersparten Gelde in seine geliebte Heimath zurückgezogen. — Hinaus in die Welt wollen sie Alle und ihr Glück versuchen: aber wen das Meer nicht verschlingt, der kommt wieder heim mit tiefer Sehn-

sucht im Herzen, wie die Wandervögel wiederkehren. Mögen sie noch so weit ziehen zu schönen, fernen Ländern: sie suchen das Nest im hohen Norden immer wieder auf, wo es in Sturm und Nebel an öden Klippen hängt.

Jens hatte ein Weib genommen und das alte Haus seiner Väter neu und stark aufgebaut. Mit breitem Steingiebel über der Eichenthür stand es schöner da, als irgend eins, und Jens wohnte als ein glücklicher Mann darin. Drei kräftige Kinder schrieen dem Vater entgegen, wenn er aus dem Schlick mit seinem Netz voll Rochen und Krabben heimkam oder sein weißes Segel der Hallig wieder nahte, zurückkehrend aus der Lystertiefe, wohin er sein Schiff geführt, oder von Husum, wohin er sein Schaffleisch, seine Felle und seine Möveneier verhandelt hatte. Keiner war weit und breit zu finden, der ein Boot so zu führen verstand; Keiner kannte das Meer besser, Keiner Wind und Wetter so wie er. Er war ein kühner Mann, ein echter Friese, vor keiner Gefahr erbebend, ruhig überlegend, voll stolzem Selbstvertrauen und von Kindheit an gewöhnt am Meisten auf sich selber zu hoffen. — Als das Dach in Stücke flog, stand er eine Zeit lang starr hinausblickend auf das Meer, seinem Kummer hingegeben. Was er mühevoll gebaut und erworben hatte, war verloren und verschlungen: aber hier auf diesen nassen Dielen lag doch das Theuerste gerettet, das er besaß, sein Weib, *seine Kinder*! Der alte Muth kehrte ihm bald zurück. Er trug die Kinder auf die sicherste Stelle, schützte sie mit Betten und Geräth, band seine Schafe an den Balken und Sparren fest, daß Wind und Wellen sie nicht beschädigen mochten, sorgte für die Reste seines Eigenthums so gut er konnte, und sprach denen Trost zu, die auf ihn als einen Helfer in ihrer Noth mit dem letzten, kranken Strahle ihrer Hoffnung blickten. Seine Ruhe, sein Vertrauen hielt den Glauben wach, der in jedes Menschen Brust wohnt, den Glauben an Rettung, welchen der Sterbende auch bewahrt; und wenn man auf Jens blickte, wie er fest in das Wellengebraus hinaussah, wie er mit seinen harten Händen den Schaum der Wogen von seinem flatternden Haar wischte und mit sicheren Schritten von Einem zum Andern ging, ihm Muth zuzusprechen, hätte man glauben sollen, er wäre von aller Sorge und Furcht frei. Aber in seinem Herzen sah es anders aus, und als er zu mir trat, sah ich bald, wie wenig er selbst an Erhaltung unseres Lebens glaubte.

„Habt nie so etwas Fürchterliches geschaut, Peter!" rief er mir zu; „glaube es gern, und es geht mir eben so. Bewahre Gott jeder Mutter Kind! Werdet davon erzählen können nach langen Jahren."

„Glaubt Ihr denn wirklich, daß wir jemals einem Menschen wieder sagen werden, was wir hier erlebten?"

Er sah mich mit einem wilden, schnellen Blick an. „Sind Beide alt genug zum Sterben, Peter!" sagte er dann; „und habe das Meer wohl schon grimmiger gesehen als in dieser Nacht, ohne zu fürchten: aber da, da!" — er deutete auf die Weiber und Kinder — „das macht das Ende zur Qual, die wie Höllenfeuer brennt. Stehe hier wie ein Lamm und kann mich nicht wehren gegen den Tod: muß ihn kommen sehen mit offenen Augen! Strecken ihre Arme zum Vater aus, fordern Hülfe und Erbarmen von ihm! Das schneidet mit tausend Messern, Peter! ist das Schrecklichste, was ein Mann erfahren kann."

In seinem blassen, ernsthaften Gesicht war ein grausamer Schmerz zu lesen, der plötzlich die undurchdringliche Ruhe überwältigte. „Sind wir denn wirklich verloren, Jens?“ rief ich, und der Muth, der ihn verließ, ergriff mich. „Das Haus steht noch fest; in kurzer Zeit muß die Fluth ablaufen: das Aergste ist schon jetzt vorüber.“

„Nein!“ sagte er mit trotziger Bestimmtheit, „das Aergste kommt noch. Was wißt Ihr davon, Peter! Das Haus wankt; die Warft ist zur Hälfte fortgeschlagen; die Stützen liegen bloß; die Wellen heben die Bretter zu unsern Füßen; und nun seht dort hinaus! Seht Ihr den schwarzen Berg, der sich über das Meer ausdehnt wie ein Ungeheuer, das in die Wolken hinauf will? Das ist die hohe Fluth, Peter! sie rollt gegen uns auf, und kein Leben kann ihr entkommen.“

Wie ich der Richtung seiner Hand folgte, stockte mein Blut vor Entsetzen. In der Ferne, wo Mondschein und Meer im Dämmerlicht verschmolzen, stieg ein dunkles, bewegliches Gebirge empor, das mit fürchterlicher Geschwindigkeit uns zu nahen schien. Es war die höchste Fluthwelle, die der Sturm vor sich her trieb und sie zusammengeballt hatte gleich einem ungeheuren Keil, den er mit unwiderstehlicher Gewalt gegen alle Küsten und Deiche schleuderte. Und ihm voraus höhlte sich die Tiefe vor seiner Macht und bildete ein schwarzes Thal, aus welchem die Wogen sich aufbäumten, kämpfend gegen einander stürzten und zerstäubten, um wieder zusammenzufließen und mit erhöhter Kraft auf uns zu fallen. Schmetternd schlugen sie gegen die Westseite des Hauses; die Sturzseen flogen über uns hin; die Bretter des Bodens wurden unter unsern Füßen aufgerissen; das Wasser quoll darunter hervor; der ganze Bau wankte und krachte: und mit dem Gefühl der Vernichtung schloß ich die Augen und umklammerte den Balken, an welchen ich mich gelehnt hatte. — Aber es war nicht so: noch hielten die Bänder; nur an den Seiten waren die Pfähle fortgerissen, und westlich hatte sich das Dach schief herabgesenkt. Aus meiner Betäubung wurde ich durch Jensens Stimme geweckt, die das Gekreisch der Weiber übertönte, und wie ich die Augen aufschlug, sah ich den kühnen Mann rasch über das sinkende Dach laufen. Sein Dienstmann folgte ihm, und Beide waren geschäftig die Schafe von den Sparren zu lösen, an welche sie gebunden waren. In diesem Augenblick schäumte der ungeheure Fluthberg heran, und von Todesangst getrieben floh ich gegen die feststehende Ostseite. Da lag die Frau auf ihren Knieen, ihre beiden jüngsten Kinder fest an ihr Herz gedrückt, die Augen verzweiflungsvoll auf ihren Mann gerichtet. „Zurück, Jens, zurück!“ schrie sie ihm zu, und getrieben von ihrer Angst sprang sie auf und lief ihm entgegen. Ich wollte sie hindern und vermochte es nicht; ich wollte ihr zuschreien und wurde durch einen Schlag von ihrer Seite gerissen, wollte mich halten und konnte Nichts ergreifen. Die Woge bäumte sich schwarz über uns und stürzte vernichtend nieder. Ein Fallen und Brausen mischte sich mit wildem Gekreisch: ich verlor das Bewußtsein.“

Hier schwieg der alte Mann und setzte gemächlich seine erloschene Pfeife von Neuem in Brand. — „Jedenfalls“, sagte einer meiner Begleiter lächelnd, „mildert sich unser Entsetzen, da wir gewiß sind, Ihre Sinne schwanden nicht für immer.“

„Nicht für immer, erwiderte er: aber welch ein Erwachen war es!

Zehn Schritte vom Hause am Rande der Warft stand, wie es Sitte auf den Halligen, der Heuvorrath in einem hohen Haufen fest zusammen gepackt, und dies geschieht mit solcher Gewalt, daß nur mit Mühe und mit Hülfe großer eiserner Gabeln das Heu, wenn es gebraucht werden soll, herausgestochen werden kann. Die Mitte der Heudieme, wie sie genannt wird, bildet ein starker Pfahl, der sie hält; und hier war es, wo ich mich wieder fand. Das Haus war zusammengestürzt, die letzte Stütze gebrochen: aber die Dieme stand, und die ungeheure Woge, welche mich aufgehoben und in das wilde Meer geschleudert, hatte mich hierher geworfen, wo ich in krampfhafter Starrheit mich an den Pfahl klammerte. — In solcher Noth scheint der schwache Lebensfunken sich vor seinem Erlöschen zu entsetzen und mit verzweifelnder Stärke eine letzte Anstrengung zu seiner Erhaltung zu machen. Ich hing auf dem abschüssigen, mit Schlamm und Schaum bedeckten Heu ohne loszulassen; und doch hätte eine einzige Biegung meiner Finger hingereicht, mich in die Wellen heruntergleiten zu lassen, welche mit weißen Zähnen meine Füße packten. Das Gefühl des Lebens kehrte zurück und mit diesem Augenblick zugleich das volle Bewußtsein meiner Lage und meiner Gefahr. Der Mond war unter finstern Wolken verschwunden, todte Nacht rings umher. Ich sah Nichts von dem Hause; ich wußte, daß es mit Allen, die mit mir darin gelebt und gelitten, zerschmettert und versunken lag, daß triumphirende Wogen sich jetzt nur Leichen und Trümmer zuschleuderten, und ich hörte Nichts als das wilde Brausen der Fluthen, die unter mir überstürzten, deren bleiches Leuchten mich erkennen ließ, wo ich war. — Eine Minute lang faßte mich die Angst, ich könnte nicht länger mich festhalten, meine Finger könnten die Last nicht tragen; dann kam die neue Lebenshoffnung mit ihrer wunderbaren Kraft, und langsam, unter ungeheurer Anstrengung, hob ich mich auf und schlang den Arm um den rettenden Pfahl. Es war mir dabei, als hinge eine schwere Last an meinem Leibe und wollte ihn niederziehen. Plötzlich fühlte ich einen Körper, den Arm eines Wesens, das mich umschlungen hielt und leblos an meiner Seite lag. Es war das Kind, das uns zuerst gewarnt, Elsbeth, Jensens erstgebornes Töchterchen, und mitten in meiner Noth drang der erste Schimmer einer Freude wieder in mein Herz, als ich noch Lebenswärme in ihm fühlte. Mühsam löste ich sein Händchen, zog es empor zu der Mitte der Dieme, riß Schlamm und Heu fort und bettete seinen kleinen Leib, so gut ich konnte.

Sechs Stunden saßen wir dann Beide allein in Furcht und Finsterniß, bis der Morgen anbrach“, fuhr er fort, „sechs lange, schreckliche Stunden, deren Qualen nicht zu schildern sind. Mit dem letzten Wogenschall der hohen Fluth, unter welchem Jensens Haus zusammensank, war der Sturm gebrochen, die Wuth der vereinigten Elemente erschöpft. Als der Tag kam, war das Wasser in sein Reich zurückgekehrt; die Warft lag zerwühlt und zerspült vor uns. Ein paar Balken steckten schief in dem Hügel, und die Hallig, von tiefem Schlamm bedeckt, von eingefressenen Buchten und Rinnen zerschnitten, trat grau aus dem Meer hervor. Das Kind lag unter meinem nassen Rocke fest eingeschlafen; mich schüttelte der Frost im Fieber. Doch vergebens warf ich meine Blicke umher: kein Boot, kein lebendiges Wesen zeigte sich; ich wußte nicht, ob es noch Menschen gab, die diese Nacht überlebt hatten. End-

lich konnte ich es nicht länger ertragen: ich glitt an der Dieme nieder und watete durch Schlamm und Schlick an der Warft hinauf. In einer Bucht, die das Meer ausgehöhlt, spielten die Wellen mit den bunten Fetzen eines Kleides, und als ich näher trat, allgütiger Gott! da lagen sie, wie ich sie zuletzt gesehen, Jens, die Frau, die beiden Kinder, fest umschlungen, doch blaß, kalt und todt; um sie her die Trümmer ihres Glücks, Gebälk und Steine des Hauses, in dessen Frieden sie gewohnt, sammt den Leibern der kleinen Heerde, welche sie ernährt hatte. Es war ein banger, trauriger, ein thränenschwerer Tag, voller Weh und herzzerreißender Klagen. Hundert Menschen waren auf den Halligen umgekommen, viele auf den Inseln und im Dithmarschen; noch mehrere hatten nur das nackte Leben davongetragen. Die Deiche brachen, die Marschen liefen voll. Ich aber stand erst nach sechs Wochen von meinem Krankenlager wieder auf: so lange hielt das Fieber mich nieder."

„Und das Kind?" fragte ich, „was ist aus dem Kinde geworden?"

„Das ist mein herzliebstes Töchterchen bis auf diese Stunde," sagte der alte Mann stolz und erfreut. „Ich habe sie groß gezogen. Dann hat sie einen wackern Mann genommen; mit dem und drei schönen Buben lebt sie froh in dem neuen Hause auf der Warft. Doch wenn ich komme, geschieht es nie, ohne daß wir uns der wilden Nacht erinnern und um die klagen, welche verloren gegangen."

„Und sie fürchtet nicht, daß eine solche Nacht wiederkehrt?"

Der alte Mann schüttelte lächelnd den Kopf. „Sie kennen die Leute von den Halligen nicht," sagte er. „Da weiß Jeder, daß es kommen kann: aber alles Leben steht in Gottes Hand; und lieber das Leben verlieren als die Hallig, wo es so schön ist!"

---

170. Die schwimmenden Dörfer in China. (7. Aufl. S. 444.)

F. Ohnesorgen.

In dem theilweise so übervölkerten China, namentlich in der Provinz Canton, leben viele Tausende von Menschen auf dem Wasser. Auf den Wogen des gelben und blauen Stromes schwimmt die Heimath vieler betriebsamen, industriösen Chinesen, die auf dem Lande kein Plätzchen fanden, eine Hütte für sich und ihre Familien zu gründen. Während Viele von der ebenen Erde verdrängt die Felsen erklettern und an Seilen sich auf die Abhänge herablassen, um die Vorsprünge mit Erde zu bedecken und zu bebauen, sind Andere zu den Wassern hinabgestiegen, um hier ihr Asyl zu gründen. Auf ungeheuren Flößen, mit Erde bedeckt, sind Aecker ausgebreitet, zierliche Häuser gebaut und grünende Gärten mit Obstbäumen und Fruchtstauden angelegt. So sind Flöße an Flöße zu großen Dorfschaften herangewachsen, und es herrscht in diesen das regste Leben. In den Straßen sieht man wie in den Canälen Venedigs zahllose Gondeln hin- und herfliegen. Vor den Thüren der Häuser mit vorgebauten, auf Säulen ruhenden Dächern sitzen die gemächlichen Reichen, die durch Wohlbeleibtheit ihre Ansprüche auf Würde kund geben, während ihre Weiber mit dem Fliegenwedel und den Tabakspfeifen dienstbar neben ihnen knieen und Histörchen erzählen müssen. Auf den künstlichen Aeckern arbeiten die Aermern, und um aus Allem, was die Natur ihnen bietet, Vortheil zu ziehen, sieht man sie selbst auf ihren

Schiebkarren Segel ausspannen, um den Wind zu benutzen. Auf den fetten Weiden, die von unten ihre Nahrung aus dem Wasser ziehen, sieht man reiche Heerden von kleinen Kühen und großen Schafen, auf dem Wasser zahllose Heerden der rothschnabligen chinesischen Enten, auf den wirthlichen Höfen die kleinen chinesischen Hühner mit den verkehrtsitzenden, von hinten nach vorn gesträubten Federn. — Ohne Bedürfnisse vom Festlande gewinnen diese Insulaner auf ihrem selbstgeschaffenen Vaterlande ihren reichlichen Unterhalt, und es giebt Viele, die nie ihren Fuß auf feste Erde setzten. Die größeren schwimmenden Ortschaften sind zum Theil am Boden und Ufer der Flußbette festgewurzelt, die kleineren aber hängen bald hier, bald dort sich an, so daß die geographische Lage dieser künstlichen Inseln nie dieselbe bleibt.

---

171. Der Schiffsbrand. (7. Aufl. S. 445.)

Heinr. Smidt.

Weithin wogt das prächtige, majestätische Meer. Der fernste Rand desselben ist mit einem langen dunkeln Streifen eingefaßt, dessen Oberfläche rosenfarben erglänzt; das ist die im letzten Schimmer der Abendröthe aufglühende Küste von Biscaja. Auf den Wellen dehnt sich der stolze Rumpf einer Fregatte. Von dem Topp ihres großen Mastes weht der königliche Wimpel, von ihrer Gaffel die blutrothe Danebrogsflagge mit dem weißen Kreuz.

Von dem Verdeck bis zur höchsten Spitze der Oberbramstengen ist das Schiff mit seinen Segeln bedeckt; aber eine schwache Brise hält sie kaum gefüllt, und nur langsam bewegt sich das Schiff der fernhin winkenden Küste entgegen. Die Seitenborde sind mit einem glänzenden schwarzen Lack überzogen; dazwischen laufen zwei weiße Linien in zierlicher Wölbung von der Back zur Schanze; es sind die Einfassungen der Kanonenpforten, die geöffnet sind und fünfzig Feuerschlünde zeigen, die hell glänzen im scheidenden Abendlicht. Atalante heißt die Fregatte, und das Galion zeigt die Gestalt dieser kühnen, leichtgeschürzten Jungfrau, die noch schneller als das Schiff über die Wellen des Meeres dahin fliegen möchte. Der Spiegel leuchtet von Vergoldung und Schnitzwerk; aus den erleuchteten Fenstern tönt fröhliches Geschwätz; es schallt von der Tafel des Kapitäns her, der seine Officiere zu einem fröhlichen Bankett um sich versammelt hat.

Jetzt ertönt die silberne Pfeife des Hochbootsmannes, und gleich darauf wird es lebendig auf dem Verdeck. Aus den Masten, aus den Schanzen, von der Back und vom Kabelgat kommen sie herbei und sammeln sich am Backbord des Mitteldecks; die Toppgasten gehen voran, die Uebrigen folgen; doch hält sich Back und Back zusammen, stets acht Schüsselmaaten für eine Schüssel, und der vordere von ihnen trägt das Gefäß. Der Zug beginnt und geht um die Cambüse; jede Backsgenossenschaft erhält ihr Theil. Sie entfernt sich mit demselben nach ihrem angewiesenen Platz, und die Abendmahlzeit wird in aller Ruhe gehalten; kaum daß die Maaten einer Back es wagen, der zunächst liegenden irgend eine Bemerkung oder einen Einfall mitzutheilen.

Ein halbe Stunde vergeht; abermals ertönt der Schall der silbernen Pfeife von einem Schiffsende zum andern. Die Eßgeräthschaften

sind längst entfernt; langsam und schweigend begeben sich die Matrosen nach dem Mitteldeck. An dem großen Mast haben sich die Marinesoldaten aufgestellt; sie schultern das Gewehr und schauen gleichgültig drein. Der letzte Schimmer des Abendrothes ist längst verglommen; der Mond geht auf und wirft sein feenhaftes Licht auf diese eigenthümliche Scene. Die Officiere kommen aus der Kajüte und begeben sich nach dem Backbord des Quarterdecks; der Marineofficier tritt zu seinen Soldaten; die Kadetten lehnen am Gangspill.

Der Kapitän betritt das Verdeck. Auf ein Zeichen des Marineofficiers wirbeln die Trommeln, und die Soldaten präsentiren das Gewehr. Der Kapitän lüftet den Hut und dankt schweigend.

Die Glocke läutet zum Gebet.

Feierlich sammelt sich jetzt Alles um den Schiffsprediger, der mit eintöniger Stimme die üblichen Gebete spricht; er empfiehlt das Schiff und seine Besatzung dem Schutze Dessen, der die Winde fesselt und den verschlingenden Wellen zuruft: Bis hierher und nicht weiter! Er erhebt die Hände zum Segen, und die wettergebräunten Seeleute beugen unwillkürlich das Haupt.

Da stürzt athemlos, bleich, mit gesträubtem Haar ein Halbmatrose von dem Lazareth herauf, durchdringt den Kreis der Beter, schreit mit herzzerschneidendem Tone: „Feuer!“ — und stürzt ohnmächtig zusammen.

Feuer! — Ein Schrei des Entsetzens ertönt; der Prediger verstummt, und die Matrosen stäuben nach allen Richtungen hin auseinander. Auch die Soldaten schwanken; ihre Kniee schlottern; die Gewehre senken sich: aber das eiserne Commandowort fesselt sie, und hochaufgerichtet stehen sie in geschlossener Reihe. Die Officiere umringen ihren Chef, während die Kadetten den Halbmatrosen aufrichten und ihn zu ermuntern suchen. Er schlägt die Augen auf und stammelt: „Ich stand vor der Hängematte des alten Ralph, um ihm den Trank einzugeben, wie der Doctor befohlen hat. Da verbreitet sich plötzlich ein heller Schein. Ralph lag im Fieber und sagte, das sei das Schiffsgespenst. Erschreckt schloß ich die Augen: aber ich konnte nicht anders, ich mußte sie wieder öffnen und sah deutlich, wie eine Flamme an der Scheerwand hinaufleckte. Da konnte ich nicht ausdauern; ich mußte es ausrufen.“

„Geschwind, meine Herren! gehe Einer von Ihnen und sehe, was Wahres an der Sache ist, und die Uebrigen halten sich bereit, sogleich die wirksamsten Vorkehrungen zu treffen!“

Der Kapitän sprach's, und die Mannschaften machten den Officieren Platz. Es bedurfte des Einziehens von Erkundigungen nicht; denn als der dienstthuende Officier an den Eingang des Lazareths kam, drang ihm ein erstickender Rauch entgegen; das Gestöhn der Kranken war herzzerschneidend. „Mir nach! mir nach!“ ruft der muthvolle Officier und drang in die Räume des Unglücks ein; Einzelne beherzte Matrosen folgten ihm und entrissen ihre unglücklichen Kameraden dem entsetzlichen Feuertode. Die Kranken auf dem Rücken erschienen sie oberhalb der Luken und legten ihre Last schweigend auf dem Backbord des Quarterdecks nieder.

Unterdessen hatten die Officiere mit großer Umsicht Anstalten zum Löschen getroffen: die äußeren Schiffspumpen waren im vollen Gange, und ein dichter Wasserstrahl schoß in die Räume des Lazareths hinab.

Andere zogen in Eimern und andern Behältern Wasser herauf und netzten unaufhörlich das Verdeck von einem Ende zum andern.

Zwei unerschrockene Kadetten wurden zur Pulverkammer beordert, um genau nachzusehen, ob jede Vorsichtsmaßregel getroffen sei, diese zu schützen. Zwei andere begleiteten den Proviantmeister hinab zu den Vorräthen mit dem Auftrage, sobald es nöthig sei, alle feuerfangenden Gegenstände zu entfernen und, wenn es sein müsse, sie über Bord zu werfen. Sie drangen in die finstern Räume ein; um irgend sehen zu können, mußten sie die Thüre auflassen; der Feuerschein gewährte ihnen hinlängliches Licht. Aber an dem entgegengesetzten Ende der Kammer waren die Luftklappen geöffnet; der Wind gewann einen freien Durchzug und flog zu dem Feuer herüber: wild prasselte die Flamme auf und leckte die Balken des Verdecks.

„Ueber Bord mit dem Rum und dem Spriet!" schrie der Proviantmeister außer sich und rollte ein Faß vor sich her ohne zu wissen, wie es auf das Verdeck zu bringen sei, um es dort über Bord zu rollen. Aber kräftige Hülfe war zur Hand; es wurde eine Takel herabgelassen und das Faß gehißt. Die Takel war schwach: sie konnte die angehängte Last nicht tragen und riß. Das Faß stürzte herab und platzte auseinander; glühende Funken fielen in das nach allen Seiten hinströmende Feuerwasser, und brennende Wellen brachen sich an den Seitenborden des Zwischendecks.

Die Kunde des neuen Unglücks gelangte auf das Verdeck. Die Officiere wandten die erbleichenden Gesichter ab und eilten dann zur weitern Hülfe fort, die mit jeder Sekunde ohnmächtiger ward. Der Kapitän war allgegenwärtig und munterte mit kräftigen, entschlossenen Worten die Leute zu neuen Anstrengungen auf.

Längst waren die Segel festgemacht und das Schiff den Wellen überlassen; überdies hatte der schwächste Windhauch aufgehört, und die Atmosphäre war unbeweglich. Der Mond schien klar und hell, und einzelne Sterne blitzten freundlich auf die Unglücksstelle herab. Aber fern im Westen änderte sich die Scene, und eine Wolkenmasse stieg aus der Tiefe des Meeres herauf: hätten die Leute noch auf irgend etwas Anders achten können als auf die Flammen, die in dem Innern ihres Schiffes wütheten, sie würden gesehen haben, daß sich ein zweites Element zu ihrem Untergange geschäftig rüstete.

Zum Tode erschöpft ließen die Matrosen die Arme hangen; die Officiere gingen von einem zum andern, feuerten sie durch ermuthigende Worte an und erquickten sie mit stärkendem Wein. Aufs Neue begann die Arbeit; die Verzweiflung verlieh ihnen übermenschliche Kräfte, und einen Augenblick lang dämmerte ihnen eine trügerische Hoffnung auf. Aber da sprangen mit lautem Geprassel die Luken des Kabelgats auseinander; die Flamme stieg riesengroß empor, umarmte den Fockmast und ergriff die Takelage desselben von der untersten Webeleine bis zur Bramsehling mit rasender Schnelle emporsteigend.

„Die Böte! Die Böte! Rettet die Böte!" lautete der allgemeine Ruf, und alle ließen ab von den unnützen Löscharbeiten, um sich diesen letzten Rettungsanker zu erhalten.

Kaum berührte das erste Boot den Wasserspiegel und das zweite sollte folgen, als die finstern Wolken, die aus dem Abgrunde aufstiegen,

den höchsten Gipfel erreicht hatten; ein lauter Donner hallte vorüber, ein zischender Blitz riß sie auseinander, und ein fliegender Sturm stürzte sich auf das unglückliche Schiff. An den Stangen, die vom Fockmast zum großen Mast führen, züngelte das Feuer wie eine Schlange hinauf, und in einem Nu stand auch dieser in Flammen; ein dichter Funkenregen fiel auf die Raaen und Stengen des Besanmastes nieder. Im Innern wüthete die Gluth fort, und das Feuer näherte sich mehr und mehr dem verhängnißvollen Orte der Pulverkammer.

Bis jetzt hatte die strenge Seesubordination noch ihre Herrschaft behauptet; aber die eiserne Fessel, womit sie die Genossenschaft eines Schiffes umschlingt, begann vor der Gluth des Feuers zu schmelzen, und lautes Murren ward vernommen.

Der Kapitän hatte eine kurze Berathung mit seinen Officieren gehalten; diese traten auseinander, und der Befehlshaber sprach mit lauter Stimme:

„Dänische Männer! Wir weichen dem Geschick! Das Schiff ist nicht mehr zu retten; also will ich euch retten! Wir besteigen die Böte! Haltet fest zu einander und seid ruhig und besonnen!"

Die Pfeifen der Bootsmannsmaaten erklangen: aber das Pfeifen des Sturmes übertönte sie, und laut erhob sich von allen Seiten das Geschrei: „In die Böte! Rette sich, wer kann!"

Alles stürzte nach den Fallreepen, wo die bereits ausgesetzten Böte von den erregten Wellen auf und nieder geschleudert wurden. Umsonst versuchten die Officiere ihre Anordnungen zu treffen; vergebens war ihr Befehl: kopfüber stürzten sich die Matrosen in die zunächst liegende Barcasse, und als diese überhäuft war, stieß sie von dem Schiffe ab.

Ein Knall! Neues Entsetzen! Die furchtbare Gluth hat die Steuerbordskanonen des Vorderkastells erglühen gemacht: sie entladen sich selbst; der erste Schuß hallt weit hinaus in die Sturmesnacht; ihm folgt ein zweiter, ein dritter. Die fliehende Barcasse, von den Wellen hoch emporgeschleudert, fliegt weit ab vom Schiffe. Die Kugeln sausen zischend durch den aufspritzenden Gischt; sie schlagen in die Seitenborde des Fahrzeuges: es sinkt in die Tiefe, und herzzerreißend mischt sich mit dem übrigen verworrenen Lärmen das Angstgeschrei der Versinkenden.

Der Kapitän benutzt dieses Ereigniß, das auf die rohen Gemüther der Matrosen einen tiefen Eindruck zu machen scheint; er schwingt sich auf eine Kanone und, umsprüht von herabströmenden Funken, ruft er: „Das ist die Strafe des Ungehorsams! Der Arm Gottes züchtigt die Verräther, wenn es der Arm der Menschen nicht mehr vermag! Gehorcht, oder ihr endet wie sie! Das Langboot vor!"

Aber starr standen die Männer vor dem neuen Unheil, das jetzt über sie hereinbrach. Die Gluth des Feuers strahlte über die Meeresfläche hin und vergoldete die weißschäumenden Häupter der Wellen. Der in der Tiefe schlummernde Hai schrak aus dem Schlummer auf; es schien ihm, als ob es Tag geworden sei und die Sonne ihr rosiges Licht auf die Meeresfluth werfe: spritzend und schnaubend kamen die Ungeheuer des Meeres mit weitgeöffneten Rachen an die Oberfläche und umkreisten das brennende Schiff, hohe Wasserstrahlen gegen den Nachthimmel aufspritzend, während die Kanonen des Backbords sich löseten und wie ferner Donner verhallten.

Die Lust zum Leben siegte: hier war gewisser Untergang, dort eine Möglichkeit zur Rettung. Die Matrosen, jetzt der Weisung ihrer Officiere geduldig folgend, stiegen in das Langboot hinab. Da erscholl das laute „Halloi" des Hochbootsmanns und unwillkürlich wandten sich Aller Blicke nach dem Vorderkastell. Mit unerschrockenem Muthe hatte er bis jetzt von zwei kühnen Seeländern begleitet dort ausgeharrt und Rettung zu bringen gehofft; aber er sah die Unmöglichkeit ein und eilte jetzt herbei, um mit den Gefährten einen Platz in den Böten zu finden. Schon nahten sie sich der Ankerwinde; da brach die Gluth mit solcher Gewalt aus dem Zwischendeck hervor, daß ein weiteres Vordringen unmöglich wurde; das Deck gab nach, brach zusammen und stürzte in die Tiefe hinab. Ein weiter, grauenvoller Abgrund, in welchem die Flammen mit den hereinströmenden Wellen kämpften, dehnte sich zwischen dem Unterkastell und dem Quarterdeck aus; der Fockmast schwankte hin und her; die ganze majestätische Masse, deren Raaen und Stengen wie glühende Säulen leuchteten, von dem brennenden Tauwerk wie von feurigen Schlangen umzüngelt, brach mit lautem Gekrach zusammen und stürzte auf den unerschrockenen Hochbootsmann und seine Gefährten herab.

„Alles vorbei!" waren die letzten Worte, die der riesige Held des Kabelgats ausstieß; seine Gefährten starben mit einem halberstickten Seufzer; mit Schaudern wandten sich die Uebriggebliebenen von diesem entsetzensvollen Schauspiel.

Das Langboot war gefüllt und versuchte nun sich von dem Schiffe frei zu machen und aus dem drohenden Bereiche der Kanonen zu kommen, die sich noch nicht alle entladen hatten. Die Schaluppe kam an die Reihe und die Officiere verließen nun das Verdeck, das mit jedem Augenblick glühender ward und ein längeres Verweilen nicht mehr gestattete. Der Kapitän war der letzte. Als Alle hinunter waren setzte er den Fuß auf die schwankende Leiter; doch plötzlich wich er zurück und rief: „Wo sind die Kadetten, die zur Pulverkammer beordert wurden?"

Keine Antwort! Nur aus der Schaluppe die ungeduldige Mahnung, daß der Kapitän nicht länger säumen möge.

„Nicht von der Stelle!" rief er aus, „bis ich über das Schicksal dieser Unglücklichen im Klaren bin!" Und mit diesen Worten stürzte er durch Rauch und Flammen nach der Pulverkammer, der sich die Gluth auf das Bedrohlichste näherte. Dort fand er sie. Erschöpft von der anstrengenden, vergeblichen Arbeit war der jüngere bereits ohnmächtig hingesunken; der ältere bemühte sich umsonst ihn zu ermuntern und mit sich fortzuziehen. Der Kapitan ergriff den Ohnmächtigen und mit starken Armen trug er ihn unter endlosem Feuerregen auf das Verdeck; der andere folgte. Mit lautem Freudengeschrei wurden sie von den Officieren empfangen und in die Schaluppe gebracht, die von einer mitleidigen Welle erfaßt und weit von dem Schiffe fortgeschleudert wurde.

Das Langboot und die übrigen Fahrzeuge, verfolgt von dem gierigen Hai, steuerten nach der Richtung hin, wo das Land lag, vorerst nur bemüht so schnell als möglich aus dem Bereiche des Schiffes zu kommen. Wenn die Gluth heller aufleuchtete, sah man eines oder das andere derselben über die Fluth hinstreichen, wie Meteore kommend und verschwindend.

Die „Atalante" gewährte in ihrer letzten Stunde einen majestäti-

schen Anblick. Der Vordermast und das Bugspriet waren herabgestürzt; der große Mast war ausgebrannt und bereitete sich schwankend zum Sturz; der Besanmast stand in heller Gluth, und als ob es ein Zauber gewesen, der sie schützte, war bis jetzt die von der Gaffel wehende Flagge noch nicht entzündet; ihr weißes Kreuz leuchtete weit hinaus in die aufgeregte Sturmesnacht.

Schon waren die Böte in weiter Entfernung; da drang das Feuer bis in die Pulverkammer: ein einziger, ungeheurer Knall, der das Meer bis in seine Tiefe erbeben machte; eine ungeheuere Flamme, die in die Wolken hineinstrahlte; dann ein glühender Regen von Trümmern aller Art, die hoch hinaufgeschleudert wurden und knitternd und knatternd herabfielen; dann tiefe, schweigende Nacht.

---

172. Der Seesturm. (7. Aufl. S. 451.)

H. Steffens.

Der Sturm brach wieder hervor, wüthender als je. Häuserhoch erhoben sich die Wellen und trugen das Schiff auf den schäumenden Gipfel, um es wieder in den Abgrund zu versenken. Wie klein erschien das Schiff, wenn die mächtigen Wellen ein kühnes Gewölbe bildend sich weit über die Masten erhoben, auf den Spitzen in Schaum zersplitterten und Flinthough sich in ein nasses, wandelbares Thal versenkt sah, während die Thalwände das Schiff ergriffen und wieder wie tanzend auf den wildbewegten Gipfel heraufschleuderten. Die Sonne schien hell, und so großartig erschien dem Erstaunten das Schauspiel, daß jedes Gefühl der Gefahr verschwand. Der Schiffer wußte nicht, wo sie waren. Aus seinen fortgesetzten Beobachtungen schloß Flinthough, daß sie sich vor der Mündung der Elbe befinden müßten. Der Schiffer leugnete es, und es entspann sich ein heftiger Streit. Da entdeckten sie ein Schiff. Bald erschien es auf den Gipfeln der Wellen tanzend, wenn sie in der Tiefe schwebten, dann schaueten sie von dem Gipfel hinab auf das hinuntergeschleuderte Schiff. Beide näherten sich einander absichtlich. Für einen Augenblick waren sie einander ganz nahe. Durch ein Sprachrohr fragte man, wo die Schiffe sich befänden. Dicht vor der Mündung der Elbe, tönte von dem Schiffe aus die Antwort. Aber der Augenblick der Annäherung der Schiffe war zu kurz: die heftige Bewegung des Schiffes schleuderte sie wie durch Zauber aus einander. Der Wind wüthete heftig aus Westen. Vor ihnen lag die gefährliche Mündung des Flusses, und es war unmöglich sich vom Lande entfernt zu halten. Sie waren genöthigt in die Elbe hineinzusegeln, so bedenklich ja gefährlich es auch schien. Bald entdeckten sie die großen, auf einer Seite schwarzen, auf der andern Seite weißen Tonnen, die durch mächtige Anker festgehalten zwischen sich den Weg bilden, den die Schiffe nehmen müssen. Flinthough hatte, als die Reise so langwierig ward, den Matrosen geholfen; er verstand es schon die Taue zu handhaben, die Segel aufzuziehen, herabzulassen, einzureffen. Jetzt stand er im Mastkorbe, um die Tonnen zu entdecken, die wegen der hohen Wellen auf dem Verdeck nicht zu erkennen waren. Ein Matrose stand auf einer, er auf der andern Seite, mit den Blicken emsig eine zweite Tonne suchend, wenn sie die erste aus den Augen verloren hatten. Eine schwarze Tonne rechts! schrie der Ma-

trose; eine weiße Tonne links, sechs Schifflängen entfernt! rief Flinthough durch den heulenden Sturm nach dem Verdeck hinunter. Es war, was die holländischen und niederländischen Seeleute ein Boje-Wetter nennen. Bald schien die Sonne hell, dann verhüllte sie sich plötzlich; ein Regen, von dem Sturme gepeitscht, stürzte herunter; der Himmel verfinsterte sich, daß man kaum eine Schiffslänge weit sah. In einem Augenblick war die Finsterniß verschwunden, und die hellscheinende Sonne trat wieder hervor. So wechselte es unaufhörlich. Vier Männer waren mit Stricken an das Ruder festgebunden, um es zu regieren. Eine dumpfe Stille herrschte auf dem Schiffe, nur durch die Befehle des Schiffers und des Steuermanns unterbrochen. Aufmerksam, mit steter Anstrengung, aber ohne einen Laut hören zu lassen arbeiteten die Matrosen. Man entdeckte das hohe Helgoland, welches einer seltsamen Festung ähnlich, schroff aus verschiedenfarbigen Schichten bestehend, die wie Bastionen hier und da hervorsprangen, völlig flach da lag. Die Häuser und Kirchen erkannte man; man erblickte die lange Treppe, die von unten nach der obern bewohnten Fläche führte. Lange kreuzte das Schiff: Nothzeichen wurden gegeben. Die Brigg zeigte sich wieder; noch ein drittes Schiff erschien. Alle Augenblicke erwartete man Menschen auf der Treppe zu erblicken, hoffte, daß Boote mit Lootsen von der flachen, sandigen Erdzunge, die unten an der Insel in die wüthenden Wellen hineintauchte, erscheinen würden. Man hoffte vergebens. Es ward spät: es war augenscheinlich, daß Niemand sich herauswagte. Man mußte es wagen ohne Lootsen weiter zu segeln. Ein stummer Schrecken bemächtigte sich Aller, als sie ohne schützende Begleitung den Weg fortsetzten. Die zwei Schiffe folgten. Immer tiefer ging es in die Mündung hinein. Man glaubte zu merken, daß der Wind nachließ: aber der Abend näherte sich; die Finsterniß nahm zu; die Tonnen waren nicht mehr zu erkennen. Das flache Land lag auf beiden Seiten in weiter Ferne, und als es dunkel war, trat etwa eine Meile rechts vom Schiffe das düstere Feuer aus dem Leuchtthurm zu Neuwerk, bald wie in Wellen hineingetaucht, dann sich wieder erhebend über die wildbewegte Wasserfläche hervor. Man untersuchte den Grund: auf wenige Klafter fand man Sand und wagte es den Anker auszuwerfen.

Es schien als wollte der Anker haften, und plötzlich fingen die Seeleute an, Hoffnung zu schöpfen. Flinthough hatte durch drei Tage und Nächte, — so lange hatte der wüthende Sturm gedauert, — kein Auge zugethan. Er warf sich in unsäglicher Ermattung auf die Koje. Kaum lag er, als das Schiff furchtbar erschüttert wurde. Die Erschütterung theilte sich allen Theilen mit; ein dumpfes Krachen begleitete den Stoß. Flinthough sprang erschrocken aus der Koje. Kaum stand er, als eine zweite Erschütterung ihn fast zu Boden warf. Gott, wir sind verloren! schrien die Seeleute. Alles stürzte auf das Verdeck. Die erschrockenen Matrosen setzten die Pumpen in Bewegung: aber das helle Wasser strömte herein und benahm ihnen jede Hoffnung. Man schrie, betete, heulte, rang die Hände. Fünf englische Matrosen, die in Norwegen Schiffbruch gelitten hatten, waren als Passagiere am Bord. Man hatte sie bis jetzt kaum bemerkt. Die Gefahr machte sie tollkühn, und sie versuchten sich des großen Boots zu bemeistern, um sich zu retten. Zum Glück betrug die Zahl der übrigen Männer gerade das Doppelte.

Die Gefahr schien vergessen; mitten in der Finsterniß entspann sich ein kurzer Kampf. Die englischen Matrosen wurden überwältigt und gaben ihr Vorhaben auf. Aber das Schiff sog immer mehr Wasser; die Gefahr wurde immer dringender. Da ergriffen die Matrosen die Aexte: auf der linken Seite des Schiffs wurden alle Taue durchgehauen; die Hiebe trafen jetzt die Masten und klangen furchtbar in der Finsterniß in den heulenden Sturm hinein. Endlich brachen sie und stürzten mit entsetzlichem Gekrach nach der rechten Seite, wo die Taue sie noch festhielten. Alle Mannschaft hatte sich auf die linke Seite gerettet. Das Schiff neigte sich tief nach der Seite, wo die Masten fielen, die Wellen schlugen hoch und schäumend auf und schienen es verschlingen zu wollen. Aber schnell wurden auch rechts die Taue gekappt: die Masten, von den Wellen ergriffen, verschwanden in der finstern Ferne, und das verstümmelte Schiff schwamm immer tiefer sinkend auf dem stürmenden Meer, während die Wellen sich schäumend an seinen Seiten brachen, und die gefährlichen Stöße nach und nach sich erneuerten. Alles geschah in großer Unordnung, ohne Befehl, wie instinktmäßig, während man Gebete murmelte, seufzte, heulte. Nun wurden die Stöße immer schwächer. Die Ebbe hatte schon angefangen, ehe man den Anker warf. Wie sie zunahm, sank das Schiff immer tiefer in den sandigen Grund. Endlich stand es ruhig fest, und die Wellen schlugen an ohne es zu bewegen. Die Seeleute schöpften Athem. Für diesen Augenblick schien jede Gefahr verschwunden. Jetzt dachte man daran zu retten, was einem Jeden das Theuerste war. Man stieg in den Raum mit Laternen hinunter. Da fiel es Flinthough ein, daß seine Brieftasche mit der Anweisung, sein einziger Reichthum, in dem Koffer lag, den man in den Raum gebracht hatte. Er sah, wie man in Eile mit den Laternen hin und her rannte. Vergebens suchte er eine zu erhalten: in wildem Getümmel bewegten sich Alle unter einander. Keiner achtete auf den Andern; jeder Befehl hatte aufgehört, und bald verschwanden die Laternen: ein Jeder suchte sie dem Andern zu entreißen, und eine nach der andern wurde zerschlagen. Schimpfend, sich wechselseitig mit Vorwürfen überhäufend standen die Matrosen nun in der Finsterniß da. Kaum vermochte man die einzige übrig gebliebene Laterne, die trübe in der Kajüte brannte, zu retten. Aber die Hoffnung wuchs immer mehr; denn das Schiff war völlig ruhig, das Wasser stieg nicht, der Leuchtthurm brannte winkend in der Ferne. Wir bleiben hier sitzen, sprach der Schiffer, bis der Tag grauet; der Sturm nimmt wohl auch bis dahin ab, und dann rudern wir ans Land und werden wohl auch das Glück haben, den größten Theil der Ladung zu retten. Alle fühlten sich ermuntert durch diese Rede. Die Matrosen drängten sich in die Kajüte hinein, wo alle Schränke offen waren, Koffer geöffnet umher standen, Kleider und Papiere, Segel und Geräthe allerlei Art unordentlich zusammengehäuft waren. Wein, Rum, Genever wurde preisgegeben, alle Reste der Lebensmittel rücksichtslos verzehrt, und ein jeder Unterschied zwischen Höheren und Niederen war völlig verschwunden. Alle schienen zufrieden; besonders machte die freudige Gesprächigkeit des vierzehnjährigen Kajütenjungen einen tiefen, rührenden Eindruck auf Flinthough. Jener drängte sich an ihn, dem er wohl die größte Theilnahme zutrauete, heran und war unerschöpflich in Erzählungen von früheren Unglücksfällen, die

er oder seine Eltern und Bekannten überstanden hatten, in dem eigenthümlichen bewegten Ton, den Jedermann unter solchen Umständen annimmt.

Wie seltsam! sagte Flinthough, der die Hoffnung der Uebrigen keinesweges theilte, zu dem Alten gewandt und leise: es sind lauter erfahrene Seeleute; es ist keiner unter ihnen, der nicht weiß, daß die Fluth noch vor Mitternacht eintreten wird, daß dann die Gefahr wieder da ist, ja gesteigert wird. Und doch scheinen sie sich Alle geflissentlich zu täuschen.

Der Geistliche fing an die Seeleute auf die bevorstehende Gefahr vorzubereiten: aber ein betäubendes Geschrei gebot ihm Stillschweigen. Der katholische Hund, schrie ein Matros, will uns in Versuchung führen, will unsern Glauben erschüttern. Van der Nael zog sich stillschweigend zurück, und nur der Steuermann näherte sich den Freunden und theilte seine Besorgnisse wegen der nahe bevorstehenden Gefahr leise mit. Wir sind kaum zu retten, sagte er, und diese thörichte Ruhe wird bald verschwinden.

Es dauerte nicht lange, und das Unglück, das ein Jeder voraussehen konnte, war da. Flinthough bemerkte zuerst, daß das Wasser in der Kajüte stieg. Man glaubte ihm nicht: aber es war leider nur zu wahr. Es stieg mit jeder Minute: lose Stühle wurden durch das steigende Wasser gehoben, umgeworfen und schwammen in der Kajüte; das Schiff fing an zu schwanken; dann erneuerten sich die Stöße immer vernehmlicher, immer stärker, und an die Stelle der Zuversicht trat plötzlich die blindeste Angst. Alle liefen wild unter einander; ein betäubendes Angstgeschrei erhob sich. Zwei Boote waren hinabgelassen, aber durch den Sturm losgerissen und fortgetrieben worden. Zum Glück war noch ein drittes Boot da. Es war ein norwegisches Lootsenboot, welches für einen Hamburger Kaufmann mitgenommen worden war und an der Seite des Schiffs fest angebunden, noch unzerstört gefunden wurde. Die Gefahr steigert jedes Geschick: das Boot wurde mit Vorsicht losgebunden, hinabgelassen und sorgfältiger als die übrigen festgehalten. Doch Keiner wagte sich hinein. Die fürchterlichen Stöße droheten mit augenblicklichem Untergange. Einige wollten den Boogspriet abhauen und schwimmend sich ins Meer stürzen. Da sprang ein kühner Matrose in das Boot. Flinthough war der Zweite. Eben war das Boot durch die Wellen vom Schiffe entfernt und Flinthough im Begriff, zwischen beide in das Meer zu stürzen. Der Geistliche sah es, ergriff den Fallenden bei den Haaren und schleuderte ihn in das Boot hinein. Magdalena, die den Geistlichen nie verließ, stand händeringend neben ihm. Er ergriff sie und warf sie hinab. Das Beispiel wirkte: alle Uebrigen folgten. Aber das Boot war stark belastet; kaum ragte der Rand über das Wasser und die Nähe des Schiffes war höchst gefährlich. Mit großer Mühe, den Tod vor Augen, entfernte man das Boot. Das verstümmelte Schiff lag wie eine dunkle Masse da; der Schaum der anschlagenden Wellen sprützte hoch hinauf und umhüllte es. Als man hinsah, erblickte man noch eine Gestalt. Der Kajütenjunge wurde vermißt; man sah ihn die Hände angstvoll ausstrecken; sein Geschrei vernahm man kaum: es ward von den Wellen, von der Brandung übertönt. Der arme Junge! aber wer kann ihm helfen! zurückzugehen wäre zu gefährlich, sagten sie. Man wollte fortrudern. Da erhob sich der Geistliche wie eine drohende Gestalt und stand kühn aufgerichtet in dem

schwankenden Boot. Das Grab gähnt zu euren Füßen, rief er; die strafende Gerechtigkeit ragt mit ihrem rächenden Arm aus einer jeden Welle. Könnt ihr Erbarmen erwarten, wenn ihr keins erweist? Zurück, ich gebiete es euch im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Unwillkürlich, als drohte ihnen der nahe Tod, wenn sie nicht gehorchten, führten die Rudernden das Boot zurück. Einzelne wagten ihre Stimme dagegen zu erheben, aber leise, kaum vernehmlich. Mit Gefahr kamen sie in die Nähe des Schiffs. Der kühne Steuermann sprang auf das Verdeck, setzte den Knaben herunter und stieg wieder ein. Zum zweitenmale mußten sie dieselbe Gefahr bekämpfen, und als sie aus der Brandung des Schiffes heraus waren, machten Alle sich ein Verdienst aus einer That, die sie Alle abgewiesen hatten. Aber die Gefahr war nicht verschwunden. Man hatte einen Compaß und die einzige noch brennende Laterne gerettet. Die Laterne löschte aus: in der Finsterniß konnte Niemand die Richtung bestimmen. Noch immer wüthete der Sturm; jede Welle drohte das überfüllte Boot zu verschlingen. Sie durchschnitten die Wellen. Zwei Matrosen ruderten: für eine größere Anzahl war kein Platz. Wechseln konnten sie nicht: eine jede Unterbrechung brachte Gefahr. Flinthough hatte sich auf den Boden hingestreckt, um die Rudernden nicht zu hindern. So lag er da und sah die brausenden Wellen hoch über sich ragen, und hörte englische, dänische, plattdeutsche, holländische Gebete murmeln, und wie die Ruderschläge so seltsam in den Sturm hineintönten. Ein dumpfes Bewußtsein des nahen Todes durchdrang ihn. Zuweilen, wenn ungeachtet aller Mühe der Rudernden eine Welle das Boot in einer halb schiefen Richtung traf, füllte sich dasselbe mit Wasser und drohte zu versinken. Dann hörte man ein Angstgeschrei; das Wasser bedeckte Flinthough: die Sinne vergingen ihm, und er glaubte in den Abgrund zu versinken. Wenn er dann nach einiger Zeit die Augen wieder öffnete und die murmelnden Gebete und die Ruderschläge hörte in dem Sausen des Meeres und die empörten Wellen sah und die ruhige Gestalt des Alten, dünkte er sich von einem seltsamen Traum befangen. Mehrere Stunden vergingen so in steter Gefahr; man merkte wohl, wie das Boot sich von dem festen Lande entfernte und nach dem Meer zugeführt wurde. Der Morgen dämmerte. Da sah man eine dunkle Masse vor sich und erkannte eine Brigg. Man kam näher. Es war das schon erwähnte Schiff, welches sie nun zum drittenmal sahen. Diese Erscheinung erfüllte Alle mit Freude! es schien ihnen ein Zeichen, daß dieses Schiff zu ihrer Rettung bestimmt sei. Sie erreichten es glücklich, und nicht ohne Mühe und Gefahr gelangten Alle auf das Schiff.

---

173. Eine Spazierfahrt über den Wolken. (7. Aufl. S. 456.)

Julien Turgan.

Es war an einem Sonntag, wo wir um fünf Uhr zwanzig Minuten Nachmittags mit dem Ballon des Herrn Green aus dem Hippodrom aufstiegen. Der Himmel war klar; nur einiges leichtes Gewölk, das kaum durch den Wind in Bewegung gesetzt wurde, vermischte seine grauen und bleichen Tinten mit dem lichten Blau des Firmaments. Nie hätte ein schöneres Wetter die Unvorsichtigen, welche das entzückende

aber gefährliche Vergnügen sich zu den ätherischen Sphären hinauf zu schwingen genießen wollen, mehr begünstigen können. Auch stiegen wir wohlgemuth auf. Herr Green, ein erfahrener Reisender in den Lüften, stets ruhigen Herzens und Hauptes, saß bald gänzlich still und war bald wieder so gelenk und rührig wie ein Eichhörnchen; denn er allein durfte über den dünnsten Faden, der uns als Tauwerk diente, und über den kleinsten Sandbeutel, der die Stelle des Ballastes vertrat, verfügen. Atkinson, sein Freund und Dolmetscher, war ausgelassen lustig, aber dabei so einnehmend, daß er gleich aller Herzen gewann.

Ich hatte geglaubt, wir würden wie ein Pfeil weggeschnellt werden, und war auf eigenthümliche Sprünge und Bewegungen gefaßt; daher wunderte ich mich nicht wenig, als ich gar nicht bemerkte, wie wir vom Fleck kamen. Die Erde entfloh unter unsern Füßen; die Zuschauer, die Wagen, die Schiffe wurden immer kleiner und kleiner, behielten aber doch ihre bestimmten Umrisse. Es währte nicht lange, so erschien mir das große Amphitheater der Rennbahn als ein Barbierbecken, in welchem sich mikroskopische Gestalten bewegten. Wir flogen über die Straße Berry hin, dann über die Rouenner Eisenbahn und endlich über den äußern Boulevard bis zum Niveau von la Villette. Während dieser Fahrt erschien uns Paris, auf welches unsere Blicke haften blieben, wie man es auf den Zeichnungen in der Vogelperspektive sieht; nur funkelten die vielen Behälter, welche für den Gebrauch der Stadt das erforderliche Wasser bergen, unter den Strahlen der Sonne wie tausend Feuergarben und trugen dazu bei, die sonderbare, aus Steinhaufen von verschiedener Form zusammengesetzte Landschaft zu verschönern. Der Boulevard schien ohngefähr fünf Zoll breit zu sein, und ein Omnibus, der sich ganz gut erkennen ließ, glich einem Kellerwurm, der im Sonnenschein in der Ritze eines behauenen Steines kriecht.

Inzwischen zeigte Herr Green sich sehr rührig: es wurde Ein Sandbeutel nach dem andern geleert, und wir erreichten eine Höhe von einer halben Lieue, wo unser Hauch sich in einen leichten Nebel verwandelte; doch waren wir noch unter den Wolken.

Die Ebene breitete sich unermeßlich um die Stadt her aus, die in demselben Verhältniß einschrumpfte, als ihr Gürtel sich erweiterte. Die Heerstraßen, die Eisenbahnen, die Kanäle, die Flüsse, alle diese Adern der irdischen Circulation entrollten sich auf der Erde als weiße oder perlmutterne Streifen. Vor Allem zeigte uns die Seine allmählig ihre silberglänzenden Krümmungen. Dieß kam daher, daß wir bei jeder ihrer Krümmungen noch einige hundert Fuß höher gestiegen waren. Endlich, bei der sechsten, stand sie auf dem Punkte, sich am Horizonte zu verlieren, wo sie noch wie ein großer Diamant im Sonnenlichte funkelte. Es war sechs Uhr. Die Kälte wurde ziemlich empfindlich; wir befanden uns in einer Höhe von vier Kilometres. Nun erholte sich Herr Green ein wenig und warf auch keinen Sand mehr aus; wir Andern aber entkorkten fröhlich eine Flasche köstlichen Bordeauxweins und begannen zufrieden und geistig erregt bald englisch, bald französisch unter einander zu plaudern. Es war ein so schöner, so großer, so glänzender Moment!

Nun veränderte sich die Landschaft ganz und gar: wir begannen in das Gewölk einzudringen. Die mitten in diesen ungeheueren Massen verdunsteten Wassers wunderlich gebrochenen Sonnenstrahlen schufen die

sonderbarsten Gebilde. Einige Minuten darnach bewunderten wir das schönste, berauschendste Schauspiel, das ein Mensch nur sehen kann. Nichts auf der Welt vermag die hehre Pracht dieses Tableaus wieder zu geben. Nur wer die schneeigten Gipfel der Alpen gesehen hat, kann sich eine jedoch unendlich schwache Idee davon machen. Unter uns und um uns erhoben sich weiße Berge von einem unbekannten Weiß einer über den andern und schienen sich wie eine immense Schafheerde spielend an der Pforte ihrer Hürde zu drängen. Plötzlich nahm die ätherische Landschaft wieder eine andere Gestalt an: Seen, ungeheure Wasserflächen flimmerten in feurigem Glanze; ein unermeßliches weißes, jähes Gestade diente ihnen zum Ufer; ein Horizont von glänzendem Gelb zeigte sich als ein Goldgebirge. Ueber dem ganzen breitete sich ein blauer Himmel aus, so klar, daß das Auge in eine endlose Ferne dringen konnte; unterwärts aber durch einige Oeffnungen zeigte sich etwas Gelbliches, Graues, Schmutziges, Trübes: — das war die Erde. — Die Pulsation unseres Herzens, langsam und kräftig, ließ in uns ein doppeltes Leben kreisen. Die Entfernungen, die Farben, die Ansicht, die Schnelligkeit, Alles war ein Anderes; es war als befänden wir uns in einer andern Welt. Als wir ungefähr eine Höhe von sechs Kilometres erreicht hatten, wurde das Athemholen beschwerlich, und während wir auf einer Seite erfroren, wurden wir auf der andern gebraten, indem die Sonne das Gas im Ballon in hohem Grade erhitzte. Leider war es schon 6 Uhr 35 Minuten an der Zeit, uns zu senken, um vor Nacht zu landen; es wurde demnach die Klappe ein wenig geöffnet und ein Theil des Gasses herausgelassen.

Wir sollten aber noch einen Effekt sehen, der bei den Luftfahrten nur selten vorkommt. Unser Ballon warf seinen Schatten auf das Gewölk in unserer Nähe, und dieser Schatten war von einer Aureola umgeben, die in allen Farben des Regenbogens spielte. Jetzt erkannte ich erst, was eine wahrhafte Farbe ist. Es war eben sieben Uhr weniger zehn Minuten. Wir empfanden eine lebhafte Wärme; denn die obere Seite der Wolken warf die Sonnenstrahlen auf uns zurück. Bald senkten wir uns mit einer solchen Schnelligkeit, daß wir den Sand überholten, den wir zuletzt ausgeworfen hatten, so daß uns derselbe nun wie ein Staubregen auf den Leib fiel.

Einige Augenblicke später wurden wir durch das Bellen eines Hundes zum erstenmal wieder an die Erde erinnert, die uns beim Beginn unserer Auffahrt in einer Höhe von ungefähr zwei Kilometres entschwunden war. Die Getreidefelder, die Gehölze, die Dörfer wurden wieder sichtbar; nun begann in unserm Geiste die furchtbare Frage aufzutauchen: An welcher Stelle werden wir landen? und wir schauten mit einiger Aengstlichkeit unter uns. Wir konnten an eine Thurmspitze getrieben werden, in einem Pappelbaum hängen bleiben oder auch sanft auf ein Kleefeld vor Anker gehen. Das Schicksal war uns günstig: wir ließen uns majestätisch zwischen ein Paar Heuschobern auf einer grünen Ebene nieder. Landleute, die über den Anblick der riesigen Flasche, welche den Hals nach unten vom Himmel herabfiel, höchst verwundert waren, kamen aus der Entfernung einer halben Stunde in der Runde herbeigerannt, erfaßten sofort das lange Thau, welches von unserm Nachen herabhing. Ihr Erstaunen mehrte sich noch, als sie die luftigen Passa-

giere in einer ihnen unverständlichen Sprache sprechen hörten. Während dem waren aber auch die heiligen Väter aus dem Collegium von Juilly, die unsern Ballon durch ihre Fernröhre beobachtet hatten, herbeigeeilt und boten uns eine gastliche Aufnahme an.

---

174. Die Hühner. (7. Aufl. S. 459.)

K. Vogels Naturbilder.

Die Haushaltung der Hühner ist in vieler Hinsicht sehr merkwürdig. Der Hahn ist der König und Herr seiner Hühner und bewacht, führt und vertheidigt sie mit ununterbrochener Sorgfalt; er ruft Denen, die sich etwa entfernen wollen, und frißt sogar nicht, bis er sieht, daß seine Weiber auch fressen. Findet er Etwas, so ruft er sie zusammen, und man kann wohl im eigentlichen Sinn sagen, er spreche und unterhalte sich mit ihnen. Seine Freude, seinen Muth bezeugt er durch Krähen, womit er auch den Anbruch des Tages verkündet. Wegen seiner Kühnheit und Wachsamkeit ist der Hahn oftmals zu einem Sinnbilde kriegerischer Tugenden gemacht worden; deßhalb stellten ihn auch die alten Griechen neben die Säule des Ares und der Athene nnd brauchten ihn zum Wahrzeichen auf den Schildern ihrer berühmten Helden.

Die Hennen sind lange nicht so gescheidt, wenigstens nicht so listig als der Hahn: aber zum Rechtthun und zur Erfüllung ihrer Naturpflichten sind sie gescheidt genug. All ihr Verstand ist Mutterliebe, und Mutterliebe hat all ihren Verstand in sich aufgenommen. Nacht und Tag geben sie nur feine Töne von sich, es sei denn, sie haben ein Ei gelegt; dann aber thun sie solches der Welt laut genug kund. Nimmt man der Henne, wie wir es thun, die Eier immer wieder weg, so legt sie immer wieder von Tag zu Tag, immer hoffend, man lasse sie ihr. Geschieht das, und hat sie eine Anzahl zusammen, so fängt sie an zu brüten; denn sie will nicht unsern Tisch mit Eiern versehen, sondern Nachkommenschaft haben. — Um die Jungen bekümmert sich der Hahn gar nicht, sondern überläßt die Fürsorge und Erziehung unbedingt der Mutter. Er darf es auch; denn diese sorgt für sie treuen und sorgfältigen Herzens, und wie des Hahnes Wachsamkeit zum Sprichwort geworden, so der Gluckhenne Mutterliebe. Christus selbst hielt's nicht unter seiner Würde seine Liebe zu seinem großen Volke mit der Liebe einer Gluckhenne zu ihrem kleinen Volke zu vergleichen. Dies Bild ist eins der wohlthuendsten und lieblichsten. Wie sie scharrt, wie sie ruft, wie sie so zärtlich ruft, wie sie den Jungen die Körnchen und Würmchen zerbeißt und vor das Schnäbelchen legt, wie sorglich sie stets auf sie sieht, wie sie zwischen ihnen steht und um sie hergeht, wie sie warnt, wenn ein Raubvogel von der Höhe dräuet! Die Jungen aber verstehen die Mutterstimme wohl und laufen herbei, und sie verbirgt sie alle unter ihre ausgebreiteten Flügel und macht sich zum sichernden Schild und Gewölbe, an welchem der Raubschnabel des Thieres, das nicht auf die Erde kommt, sondern nur im Fluge und Stoße Eins erhaschen will, vergeblich anprallt, weil die Federn elastisch sind. Sie stellt sich vor sie auch gegen Hunde und Menschen. Alle Jungen kennen sie, und sie kennt sie alle genau. Wenn ein Paar Gluckhennen neben einander weiden und die Eine ruft, so laufen nur die Ihrigen zu ihr; rufen Beide

von verschiedenen Seiten, so eilen die Küchlein, wenn sie gemischt waren, schnell aus einander. Zwei Gluckhennen in einem Stalle wehrten sich mit ihren schlechten Waffen gegen einen Marder so furchtbar, daß zwar beide ihren Tod fanden, der Marder aber ausgehackte Augen hatte und ganz zerpickt und bluttriefend kaum noch eine Strecke sich fortschleppen konnte. Was vermag nicht die Mutterliebe!

Ja, Haus- und Kinder- und Frauenliebe, Ehrenhaftigkeit und Muth sind dieses Vogels schöne Eigenschaften. Man sollte wähnen, daß sie es nur bei dem Menschen so gelernt haben; denn von den meisten Waldhühnern wird gesagt, daß sie sehr furchtsam und dumm seien, wahrscheinlich weil man sie noch nicht genau genug betrachtet hat.

---

175. Das isländische Moos. (7. Aufl. S. 460.)

G. H. Schubert.

Die Flechten überziehen in gar mannigfacher Gestalt und Farbe, bald schön citronengelb, bald schwefelgelb, bald grün, bald grau und schwarz, Baumrinden, alte Bretterwände, Felsen und Mauern und sind auf ihrer Oberfläche mit kleinen Schüsselchen, Knöpfchen, Schildchen u. s. w. bedeckt, aus denen, so wie aus den Rissen der Oberfläche selbst ein Staub ausgesondert wird, woraus neue Flechten entstehen. Darunter giebt es sehr nützliche, wie die Lackmusschildflechte, aus der man einen Lack zum Blaufärben bereitet; vor allen aber das isländische Moos, welches wohl eines der nützlichsten Gewächse in der Welt ist. Es wächst in den ärmsten, nördlichsten Ländern, wie Island, Lappland, sehr häufig und auch hin und wieder in unsern deutschen Gebirgswaldungen und auf dürren Haideplätzen. Die Blätterlappen, die ziemlich gerade in die Höhe stehen, sind steif, doch biegsam, nach unten breiter, nach oben in schmale Aestchen zertheilt, die sich in noch kleinere mit zwei Spitzen enden. Die innere Fläche ist hohl, grün und zugleich ins Röthliche fallend, glatt; außen sind sie weißlich oder grünlich gelb. Am bittern Geschmacke, der sehr stark ist, erkennt man aber das isländische Moos am besten. In Auszehrungen und Brustkrankheiten ist es ein vorzügliches Mittel, das oft noch Rettung verschafft. In Krain mästet man Schweine damit; magere Pferde und Ochsen, so wie manche kranke Schafe werden, wenn man sie isländisches Moos fressen läßt, ganz feist davon. Die Isländer schätzen es fast so hoch als Mehl, indem sie Brot davon backen oder es mit Milch gekocht genießen. Jenes arme Volk könnte in seinem so wenig hervorbringenden Lande kaum leben, ohne das isländische Moos, das dort alle nackten Felsen überzieht, wo sonst kein anderes Kraut wachsen könnte, und mit Recht von dem dortigen Landmanne höher geachtet wird als alle Bäume und Kräuter seines Landes. Wenn im Anfang, ehe Island von Pflanzen bewohnt war, die Meereswellen, so wie sie es jetzt daselbst noch öfters thun, von einer fernen Küstengegend einen edlen Baum, z. B. einen guten Obstbaum und auf seiner Rinde das unscheinbare isländische Moos an die Inselküste getrieben hätten, und beide hätten reden können, da würde wohl der Baum großsprecherisch zum kleinen Moos gesagt haben: „Da komm ich nun, geführt von den Wellen des Oceans, als ein künftiger Wohlthäter an diese Insel und bald werden meine schönen Blüthen und

meine herrlichen Früchte von Allen, die da wohnen, Lob und Verehrung empfahen. Aber was willst du elendes, verächtliches Moos? Dich wird man wegwerfen und mit Füßen treten!" Das arme, kleine Moos hätte sich dann geschämt und geschwiegen. Aber siehe! nach wenig Jahren hätte die Sache schon ganz anders ausgesehen. Denn der schöne Baum, den die Einwohner von Island vielleicht mit Jubel in die Erde gepflanzt hatten, kam dort nicht fort, während das von ihnen gar nicht beachtete Moos, das sich ungemein schnell vermehrt, genügsam sich über alle dürren Felsen hinwegzog und nun den Tausenden, die dort wohnen, ihr täglich Brot gab.

176. Die Spinnen. (7. Aufl. S. 461.)

Die Spinnen sind wegen der Feindschaft bekannt, welche sie gegen ihr eigenes Geschlecht hegen. Die Natur hat sie mit einem starken Panzerhemd überdeckt; den Bauch umgiebt eine weiche, biegsame Haut, welche selbst dem Stachel der Wespe trotzt; die Füße sind wie bei dem Krebse eingebogen und mit großen Krallen versehen, um ihren Gegner schon in einer gewissen Entfernung packen zu können. Außerdem besitzt die Spinne acht Augen; sie sind groß, durchsichtig, mit einer schuppigen Masse überschattet, welche sie jedoch keineswegs hindert alle Gegenstände wohl zu unterscheiden. Unter dem Maule hat sie Fänger oder Zangen, um sich des Raubes zu versichern, sobald er ins Netz gefallen ist. — Das sind die Waffen zur Vertheidigung und zum Angriffe: allein ihr stärkstes Vertrauen scheint sie in ihr Gewebe zu setzen, das sie mit wunderbarer Kunst ordnet.

Die Spinne führt einen klebrigen Saft bei sich, welchen sie so stark oder so zart zu spinnen weiß, als sie will, je nachdem sie ihre Schließmuskeln mehr öffnet oder zusammenpreßt. Wenn sie ihre Arbeit anfängt, drückt sie einen Tropfen von jenem Safte aus, der, indem er trocknet, den Faden bildet, und den sie in dem Maße verlängert, in welchem sie sich von diesem Tropfen entfernt. Kommt sie ans Ende, so zieht sie den Faden mit ihren Krallen an, um ihn recht zu spannen, und befestigt ihn abermals an der Mauer, wie sie im Anfange ihrer Arbeit that.

Auf diese Art zieht sie mannigfaltige, gleichlaufende Fäden. Um den Einschlag zu machen, verfährt sie auf dieselbe Weise, nur daß sie dann das eine Ende ihrer Fäden an den ersten Faden hängt, welcher immer der stärkste ist, das andere Ende hingegen an die Mauer. Sind die Fäden frisch gesponnen, so kleben sie an Allem an. Den Stellen des Netzes, welche dem Zerreißen am meisten ausgesetzt sind, ertheilt die Künstlerin mehr Haltbarkeit, indem sie dieselben oft sechsfach verdoppelt. So entsteht ein Spinnengewebe, welches durch seine Einheit und Feinheit eine Brabanter Spitze beschämt.

Vor vier Jahren bemerkte ich an der Ecke des Zimmers eine von den Spinnen, welche ihre Netze in den Häusern weben, ihre Augen in einem ovalen Kreise auf der Stirn haben und sich alle Jahre häuten. Der Besen des Dienstmädchens zerstörte zwar oft ihr Gewebe, aber jederzeit war ich so glücklich, die Besitzerin zu retten. Manche Menschen verlieren die innere Zuversicht zu sich selber, sobald ihr Spinnengewebe nur einmal vernichtet wird. — Nicht also die Spinne! Ohne Zögern

und unnützes Wehklagen fing sie ihre Arbeit sogleich an, und in weniger als drei Tagen war das neue Gewebe vollendet; sie schien hierüber eine lebhafte Freude zu empfinden, umging öfters ihr Werk, untersuchte alle Stellen und begab sich dann wieder in ihr Loch.

Der erste Feind, den sie zu bekämpfen hatte, war eine weit größere Spinne. Diese, welche kein Gewebe mehr spinnen konnte, wollte sich des Eigenthums ihrer Nachbarin bemächtigen. Es entstand hieraus ein sehr hartnäckiger Kampf: der Sieg neigte sich auf die Seite der unrechtmäßigen Besitzerin, und die Besiegte flüchtete in ihr Loch. Die Siegerin wendete alle mögliche Mittel an, die Geflüchtete aus ihrem Versteck herauszulocken; sie that, als ob sie wegginge; allein sie kam bald wieder, und weil sie sah, daß alle ihre Kunstgriffe vergebens waren, so fing sie an, ohne Barmherzigkeit das Gewebe der Ueberwundenen zu vernichten. Dies veranlaßte ein zweites Gefecht, in welchem die arbeitsame Spinne wider meine Erwartung, ihre Gegnerin tödtete.

Nun befand sie sich im Besitz ihres rechtmäßigen Eigenthums und brachte drei Tage damit zu, den Schaden auszubessern, ohne irgend eine mir bemerkbare Nahrung zu sich zu nehmen. Endlich fiel eine große blaue Fliege in ihr Netz, welche sich heftig sträubte. Die Spinne sah ruhig zu, wie sich die Fliege zerarbeitete; als sie merkte, daß dieselbe zu stark für ihr Gespinnst war, umwickelte sie die Fliege in weniger als einer Minute mit einem zweiten Netze, welches das Schlagen ihrer Flügel hemmte, und schleppte sie so gefesselt in ihr Loch.

Von dieser Fliege lebte sie eine ganze Woche. Hierauf warf ich eine Wespe in ihr Netz. Sie lief sogleich nach ihrer Gewohnheit herbei: doch kaum ward sie gewahr, welchen Gegner sie zu bestreiten hatte, so machte sie hurtig alle Bande los, die ihn hielten, und that Alles, was in ihrer Macht stand, um sich von einem so furchtbaren Feinde zu befreien. Als die Wespe in Freiheit war, erwartete ich, daß die Spinne die Lücken in ihrem Gewebe ergänzen würde. Diese mußten aber nicht wieder auszugleichen sein; denn sie gab ihr altes Gespinnst auf und fing ein neues an, welches in gewöhnlicher Zeit vollendet war.

Ich war begierig zu wissen, wie viel Gewebe eine Spinne liefern könne. Ich zerstörte ihr neues Netz: sie machte ein anderes. Aber als ich auch dies vernichtet hatte, schien ihr Vorrath erschöpft: sie spann nicht mehr. Wohl aber waren die Ränke sehenswerth, auf welche sie sich nun legte, um ihren Unterhalt zu gewinnen.

Bald zog sie ihre Füße an sich und blieb wie eine Kugel oft vier Stunden lang ohne Bewegung; kam eine Fliege zu nahe, so stürzte sie auf dieselbe und verfehlte selten ihr Ziel: bald schien sie unbeweglich im festesten Schlafe zu liegen; doch mit der Schnelle des Lichtstrahles schoß sie herab, sobald sie eine Nahrung witterte. Endlich mochte ihr diese Lebensart nicht mehr behagen: sie beschloß, die Festung einer andern Spinne zu erobern. Mit vieler Tapferkeit griff sie eine benachbarte Verschanzung an und ward eben so tapfer zurückgeschlagen. Diese Niederlage schreckte sie nicht ab: sie belagerte eine andere drei Tage lang, tödtete den Insassen und bezog seine Wohnung.

Diese Spinne lebte drei Jahre. Bisweilen riß ich ihr einen Fuß aus: in zwei bis drei Tagen war er durch einen neuen ersetzt. Zuerst fürchtete die Spinne meine Annäherung; in der Folge ward sie so ver-

traut, daß sie eine Fliege aus meinen Fingern nahm. Nur wenn ich eine Stelle ihres Gewebes berührte, machte sie sich zum Angriffe oder zur Vertheidigung bereit.

Bemerkenswerth ist noch, daß das Männchen kleiner ist als das Weibchen. Letzteres legt Eier, und wenn sie gelegt sind, wickelt sie diese sorgfältig in ein Stück von ihrem Gespinnst. Nöthigt man sie zur Flucht, so bemüht sie sich diesen Eiersack mit fortzuschleppen und wird oft das Opfer ihrer Mutterliebe.

Sobald die Jungen ausgekrochen sind, fangen sie an zu spinnen und werden zusehends größer. Glückt es ihnen, eine Fliege zu haschen, was sie schon 24 Stunden nach ihrer Geburt vermögen, so fallen sie gefräßig darüber her. Sie können jedoch ohne Nahrung drei bis vier Tage leben, und dies hindert sie nicht täglich um die Hälfte größer zu werden.

Wenn die Spinnen alt sind, wachsen sie bloß an den Füßen, und wenn ein hohes Alter ihre Glieder steif macht, so können sie sich keines Raubes mehr bemächtigen und erleiden also den Tod der Dichter ohne jemals gesungen zu haben.

---

177. Die Stiergefechte in Lima. (7. Aufl. S. 464.)

A. W. Grube.

Das Nationalvergnügen der Spanier, das Stiergefecht, tritt am grellsten und schroffsten in Lima hervor und charakterisirt vorzugsweise den Sinn und die Eigenthümlichkeit des Volkes.

Sobald ein Stiergefecht angekündigt wird, erfüllt ein allgemeiner Jubel die Stadt. Die Hoffnungen, Erwartungen und Vergnügungen jenes Festtages bilden den Hauptgegenstand der Gespräche besonders der weiblichen Bevölkerung der Stadt. Mehrere Tage vorher werden die Anzeigen des Stiergefechts an den Straßenecken angeklebt und verkauft. Jedermann sucht sich eine Liste de los toros (der Stiere) zu verschaffen, um das kämpfende Thierpersonal möglichst genau kennen zu lernen und im Voraus ein Urtheil sich zu bilden.

Besonders groß ist die Aufregung, wenn die Saison der Toros beginnt, und nach Jahresfrist zum ersten Mal wieder eine Corrida stattfindet. Die erste Vorstellung ist immer die brillanteste. Wenn Peru politisch ruhig ist (was in zehn Jahren kaum ein Jahr der Fall), so beginnen die Stiergefechte in der heißen Jahreszeit, vom Monat Januar, und dauern acht Wochen. Während dieser Zeit werden jeden Montag 10 bis 12 der schönsten Stiere meistens auf sehr grausame Weise dem öffentlichen Vergnügen geopfert. Zu Revolutionszeiten werden keine Corridas abgehalten, nur ausnahmsweise zur Feier eines Sieges, und dann auch des Winters. „Que lastima!“ hört man in diesem Falle von allen Seiten rufen, „daß die Sonne nicht brennt! die Stiere werden sehr träge sein!“

Die besten Stiere werden in der ganzen Umgegend ausgewählt und bereits in der Mitte der Woche mit Blumen bekränzt nach Lima gebracht, damit sie einige Tage von ihrem beschwerlichen Marsche ausruhen können.

Unterdessen bereiten sich auch die Limeños für den Festtag. Die Billete für die offenen und geschlossenen Logen werden zeitig angekauft, je nach der Größe zu 4 bis 8 Thaler. Die Frauen sind besonders in Aufre-

gung. Keine echte Limeña bleibt am festlichen Montage zu Hause; sie würde es für einen unglücklichen und verlorenen Tag ihres Lebens ansehen, wenn sie gezwungen würde dem Vergnügen eines Stiergefechts zu entsagen.

Der Platz ist ein weites, aus Luftziegeln ausgeführtes Amphitheater ohne Dach. Der Haupteingang ist ein großes Doppelthor, durch welches man zuerst in eine Art Hofraum gelangt, der das eigentliche Amphitheater wie ein breites Band umgiebt. Verschiedene Gebäude, wie das Toril, Corales u. s. w., sind darin aufgeführt. Mehrere Eingänge führen von hier aus in die Arena, die einige Zoll tief mit Sand bedeckt ist. Die unterste Lage der für die Zuschauer bestimmten Plätze besteht aus gemauerten Zimmerchen mit niedrigen, aber breiten Oeffnungen. Ihre vordere Wand bildet eine Brustwehr, die der Stier nicht überspringen kann. Ueber diesen Zimmerchen folgen stufenweis mehrere Reihen von Bänken; ganz oben ist der Kreis der Logen. Sie sind wie im Theater an den Seiten ganz geschlossen und nur nach vorn zu offen. In der Mitte dieses Kreises links vom Haupteingange ist die Loge des Präsidenten (früher der Vicekönige), mit rothem Tuche ausgeschlagen; in ihrer Nähe sind die Plätze für die Musik und der Sitz des Kampfrichters, des jedesmaligen Subpräfecten der Provinz Lima. Der Präsidentenloge gegenüber ist die schmale Thür des Torils. Es ist dies ein Gang, in welchem der zum Kampfe bestimmte Stier den Augenblick des Hervorstürzens erwartet; er ist so enge, daß sich das Thier darin nicht umdrehen kann. Mit dem noch überdieß durch Querstangen eingepferchten Schlachtopfer werden die grausamsten Vorspiele vorgenommen. Mit breiten Nadeln werden ihm bunte Bänder durch das Fell gezogen und in künstliche Knoten verschlungen, auch reiche Schabracken auf den Rücken genäht, Schwärmer und Racketen an die Ohren, die Hörner und den Schwanz geheftet. Mit spitzigen, feinen Lanzen wird er von allen Seiten gestochen. Ohnmächtig tobt der Stier gegen den Stachel; seine Wuth steigert sich auf den höchsten Grad.

Rechts neben dem Toril ist die Loge des Wärters, der die Aufgabe hat dem tobenden Thiere die Thüre zu öffnen und sie hinter ihm rasch wieder zu verschließen; links ist ein größeres Thor, durch welches diejenigen Stiere aus der Arena getrieben werden, denen die Schmach widerfährt mit ihrem Blute nicht den Kampfplatz zu färben.

In der Mitte des Circus sind ein Dutzend Pfähle in der Form eines Kreuzes eingerammelt und oben durch Querbalken verbunden; sie stehen so enge, daß nur Ein Mann durchschlüpfen kann. Hierher retten sich die hartbedrängten Capeadores vor den gefährlichen Verfolgungen des Stiers.

Am bestimmten Tage ist die Alameda (Allee) in der Nähe des Circus schon früh mit langen Reihen von Tischen besetzt, auf denen Limonade, Branntwein, Chicha (eine Art Bier aus Mais), Fische und Süßigkeiten aller Art ausgestellt sind. Nur die Farbigen sprechen diesen Erfrischungen und Leckerbissen zu: die vornehmen limenischen Familien bringen in der Regel ihren Mundvorrath in die Loge mit. Von 12 Uhr an beginnt der Zug nach dem Kampfplatz, und ganz Lima ist in Bewegung. Das Amphitheater füllt sich mehr und mehr, und um 2 Uhr sind 12 bis 15,000 Menschen darin versammelt. Gegen halb 3 Uhr kommt der Wagen des Präsidenten von einer starken Leibwache Lanzenträger escortirt vorgefahren, und bald erscheint die Excellenz von Mi-

nistern, Adjutanten u. s. f. begleitet in der Regierungsloge. Je nach der Stimmung des Publikums und dessen Zufriedenheit mit der Staatsverwaltung wird sie mit stürmischem Viva oder stumm empfangen. Die Musik spielt eine rauschende Fanfare, und schweigend treten die elegant gekleideten „Capeadores“ zu Pferde und zu Fuß in den Circus, um den sie drei Mal herum gehen, den Präsidenten und das Publikum begrüßend. Nur hin und wieder giebt einer der Reiter seinem Pferde die Hilfe, um die schönen Formen des edlen Thieres mehr hervorzuheben. Jubelnd begrüßt die Menge die wohlbekannten Gestalten; wenn aber die neue Amazone Felipa Muños in die Arena sprengt, dann ertönt tausendfältiges Jauchzen.

Die schmetternde Trompete giebt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Capeadores zerstreuen sich. Einer stellt sich dem Toril gegenüber. Noch einmal ruft die Trompete, und heraus zum aufgerissenen Thore stürzt „der schwarze Rächer von Bujama.“ Ein schönes Thier echt castilianischer Race, kräftige, gedrängte Formen, niedrige, feine Beine, ein kurzer Rumpf mit mächtigem Kopfe! Wenige stark gekräuselte Locken bekränzen die eherne Stirn, von welcher Verderben drohend in leichter Biegung die kurzen, scharfen Hörner nach vorn ragen und verrätherisch mit Blumen umwunden sind. Eine weiß eingefaßte, mit Gold- und Silbermünzen reich behangene, purpurne Schabracke bedeckt den glänzend schwarzen Rücken, den bunte Bänder zieren. Mit hochaufgehobenem Schwanze, feuersprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern tobt „der Rächer“ in blinder Wuth durch die Arena. Ruhig erwartet ihn der Capeador zu Pferde mit vorgehaltenem Poncho. Schon ist der Stier bei ihm; seine Hörner scheinen sich in die Weichen des Pferdes zu bohren, sein Untergang gewiß: aber eine leise Bewegung des Capeador, — sein Roß macht eine kühne Wendung, — und vorbei rennt der Stier. Aber eben so rasch überholt ihn der Reiter, reizt ihn von neuem, wendet ab, reizt ihn wieder und entwickelt in einer Reihe von wohlberechneten und geschickten „Suertes“ seine bewundernswürdige Gewandtheit und seinen kalten Muth.

Stürmischer Beifall tönt von allen Seiten, und ein zweiter Capeador zu Fuß löst ihn ab. Der Stier stürzt sich auf diesen los: aber behende weicht er ihm aus und hält ihm wieder den scharlachrothen Mantel vor, springt auf die Seite und neckt wieder. Aber das Thier läßt sich nicht irre machen: es dreht sich in kurzen Wendungen und greift immer rascher an. Der hart bedrängte Capeador kann nur noch durch die Flucht sein Leben retten: in kurzem Zickzack eilt er den sichern Pfählen des Centrums zu. Der Stier hinter ihm stößt mit seiner Stirn machtlos gegen die Balken, rennt einige Mal um das Kreuz, stutzt, sammelt sich und stürzt auf eine „weiße Gestalt“, die wenige Schritte vor ihm steht. Ein Knall folgt, Rauch steigt auf, und zahllose Schwärmer schwirren um das tobende Thier. Die brennenden Reste des Phantoms hangen an seinen Hörnern: mächtig schüttelt er den Kopf, stampft, brüllt, rennt bebend vor Wuth durch die Arena, um sich von seiner Qual zu befreien.

Ein Capeador zu Pferde stellt sich ihm entgegen, schwenkt ab, kehrt wieder, macht eine zu kurze Wendung: der „Vengador“ stürzt sich auf ihn, und sein Name bewährt sich. Das Pferd bäumt, und in weitem Bogen spritzt ein dicker Blutstrom aus der durchbohrten Brust. Wie

mit Grausen über seine Rache erfüllt weicht der Stier einige Schritte zurück und eilt nach einer andern Stelle des Circus hin. „Bravo toro!“ ertönen tausend Stimmen, während der Capeador mit seinem Pferde vom Platze eilt; aber noch ehe er das Thor erreicht, stürzt das Thier unter seinem Reiter zusammen.

„La espada! la espada!“ (Degen) schreien einige Zuschauer, und bald wird dieser Ruf allgemein. Ein Matador erscheint, in der rechten Hand einen langen, breiten Dolch, in der linken einen kurzen Mantel. Mit ruhigem Blick und fester Haltung tritt er einige Schritte vor, schwingt ein paar Mal leicht seinen Mantel, um die Aufmerksamkeit des Stiers auf sich zu lenken. Aber schon hat ihn dieser bemerkt und rüstet sich zum Angriff: weite Kreise schlägt er mit seinem Schweif, tief gesenkt hält er den Kopf und mit Heftigkeit wühlt er bald mit einem, bald mit beiden Vorderfüßen den leichten Sand auf und hüllt sich in eine Staubwolke, aus der ein dumpfes Brüllen ähnlich dem fern dahinrollenden Donner erdröhnt. Wenige ängstliche Minuten verstreichen. Mit leicht vorgebeugtem Körper und etwas aufgehobenem Arme, dessen Faust krampfhaft um den Dolch gespannt ist, heftet der kühne Matador seine Augen auf den furchtbaren Feind, der nun mit Macht herantobt. Noch einen Augenblick, und im Todeszucken liegt der „Vengador“ zu den Füßen seines Gegners.

Ununterbrochener Jubel erfüllt die Lüfte und übertäubt die rauschende Musik. Blumen und Gold werden von allen Seiten dem Sieger zugeworfen, der auf dem glatten Haar des leblos dahin gestreckten Thieres seinen Dolch vom Blute reinigt, die reiche Schabracke als Siegstrophäe loslöst und vom Kampfrichter seine Belohnung erhält.

Unterdessen wird dem Stier ein Strick um die Hörner gebunden; das Hauptthor des Circus öffnet sich, und zwei Neger jagen auf vier stolzen, reichgeschmückten Hengsten, die einen eisernen Haken nach sich schleppen, hinein. Wie sie sich dem todten Thiere nähern, scheuen die Pferde zurück, bäumen sich: aber mit Behendigkeit wird der Haken in den Strick eingehängt, und im sausenden Galopp von Trompetengeschmetter begleitet reißen es die feurigen Rosse eine tiefe Furche zurücklassend mit sich in der Arena herum und zum Thore hinaus. Einige Neger mit Besen gleichen den Sand im Circus aus und verwischen alle Blutspuren.

Während dieses Zwischenactes geht es unter den Zuschauern sehr lebhaft zu: Jeder giebt sein Urtheil oder seine Meinung ab; Besuche werden gemacht, Backwerk gekauft und die Plätze bezahlt. Beim Eingang ins Amphitheater wird nämlich ein halber Piaster Eintrittsgeld bezahlt; später aber verlangen besondere Einsammler noch vier bis sechs Reales Platzgeld.

Schon wird wieder zum Kampf geblasen, und die „mala intencion alazan (fuchsfarben) de la Escala“, mit blauer Decke und vielfarbigen Bändern geschmückt, tobt in die Arena. Die Capeadores zu Fuß und zu Pferde thun ihre Schuldigkeit. Glänzende „Suertes“ (Stöße und Wendungen) werden producirt. Sobald die erste Wuth des Stieres gebrochen ist, reiten die tödtenden „Rejoneadores“ vor. Bald greift er sie an. Auf zitterndem Pferde erwartet ihn der Erste mit emporgehobenem Arme, um die scharfe Spitze der kurzen Lanze in sein Herz zu bohren. Das Pferd, vielleicht in einem frühern Kampfe schon

einmal verwundet, ist unruhig; der Stoß geht fehl: aber der Stier hat sicher getroffen. Seine scharfen Hörner haben die Weichen des Pferdes weit aufgerissen, und die Gedärme quellen hervor. Unbekümmert darüber sucht der Reiter seinen Fehler gut zu machen, sprengt hinter seinem Gegner einher, neckt ihn, stößt das zweite Mal besser aber nicht tödtlich, wird dadurch noch mehr gereizt und wiederholt in gleichem Erfolge seine Versuche. Ein gräßlicher Anblick! Ein Theil der Eingeweide des Pferdes schleppt im Sande nach: aber doch folgt das edle Thier feurig dem Zaum, bis es todt zusammenbricht. Der zweite Rejoneador ist nicht viel glücklicher: seine Stöße sind nicht tödtlich; sie vermehren nur die Wuth des mala intencion, der wie sein Vorgänger seinem Namen Ehre macht. Bald sind Reiter und Pferd über den Haufen geworfen und müssen sich zurückziehen.

Bluttriefend ruht das Schlachtopfer einige Augenblicke aus, um einen neuen Gegner zu erwarten. Keiner wagt sich hinan. Nun treten die „desgarretadores“ auf, um ihr schändliches Amt zu erfüllen. Jeder hält eine 14—15 Fuß lange Stange, an deren Spitze ein sehr großes, äußerst scharfes, sichelförmig gebogenes Eisen befestigt ist. Leise nähert sich einer von hinten dem Stiere bis auf 30 oder 40 Schritte, wirft ihm mit aller Gewalt seine Waffe nach den Hinterfüßen und durchschneidet ihm die Achillessehne. Der Stier knickt ein. Ein zweiter Desgarretador bricht ihm auf die nämliche Weise den andern Hinterfuß, und er fällt mit dem ganzen Hinterkörper auf die Erde. Seine Kraft ist gelähmt, aber sein Muth nicht gebrochen. Mit dem tiefsten Abscheu wendet sich der gefühlvolle Mensch von diesem empörenden Schauspiele ab. Auf den Knien rutscht das gequälte Thier seinen nun muthig gewordenen Gegnern entgegen; Sand und Blut vermischen sich zu Klumpen in den Wunden; bewegungslos schleppen die Hinterbeine dem langsam davon gezogenen Körper nach. Ein dumpfes, herzzerreißendes Gebrüll zeugt laut von den Schmerzen des hülflosen Thieres. Mit satanischem Triumphe eilen nun die Neger bewaffnet mit Messern und Lanzen herbei, um es vollends zu Tode zu martern. Noch im Todeskampfe vertheidigt es sich mit Muth, und schon mancher dieser Henker hat seine Mordlust mit dem Leben gebüßt, wenn er glaubte mit dem Dolche ungestraft im Fleische des Thieres wühlen zu können.

Die meisten meiner Leserinnen werden bei der bloßen Schilderung dieser Scene schaudern: aber die Damen in Lima finden ein großes Wohlgefallen ihr zuzusehen, einen hohen Genuß an diesem Schauspiel. Ländlich, sittlich! Auch sind sie ja von früher Jugend an diesen schauderhaften Anblick gewöhnt.

Kehren wir aber auf den Kampfplatz zurück, den so eben der „Palangano mulato (tiefbraune) de Vergara“ durchrennt. Ein leises Murmeln wird im Kreise gehört. „Que toro tan flojo!“ (Wie ist der Stier so flau!) tönt es von verschiedenen Seiten. Der Stier erhält nicht und verdient auch nicht die Gunst des Publikums. Die Heftigkeit, mit der er die Arena betrat, ist bald zu Ende: er steht still, sieht sich ganz verwundert im Kreise um, läuft in kurzem Trabe durch die Plaza und sucht eine Thür, um herauszukommen. Vergeblich necken ihn die Capeadores: er sieht sich nicht nach ihnen um, sondern glotzt das verschlossene Thor an und brüllt sehnsüchtig seinen abwesenden Ge-

fährten zu. Die Rejoneadores stechen ihn mit ihren Lanzen, um ihn etwas zu reizen: für Augenblicke rafft er sich zusammen, rennt ihnen nach; aber bald trottet er wieder harmlos im Circus herum. „Fort mit ihm!“ schreit das Publikum, und der Schiedsrichter giebt das Zeichen dem Wunsche Folge zu leisten. Mehrere Kühe und Ochsen werden in die Arena getrieben, und in ihrer Gesellschaft verläßt das feige Thier unter dem Hohngelächter der Zuschauer den Kampfplatz.

Der folgende Stier wird den laut werdenden Unwillen des Publikums besänftigen. Er ist für die Lanzada (Lanzenstich) bestimmt; in der Liste ist er als „Busca la punta (suche die Spitze) barroso (kuhbraun) de Paramonga“ aufgeführt. Ein untersetzter, starker Indianer erscheint mit einer ungeheuren Lanze. Der Stiel ist 12 bis 14 Fuß lang und an seinem hintern Ende fast schenkelsdick; die Spitze ist breit und über eine Spanne lang. Dem Toril gegenüber, ungefähr 25 bis 30 Schritte davon entfernt ist ein starker Stein in den Boden gerammelt, zu welchem der Indianer geht, um seine Vorbereitungen zu treffen. Nochmals untersucht er Lanze und Stein sorgfältig, probirt die Höhe, in die er die Spitze richten muß, legt die Lanze nieder, zieht seinen Rosenkranz und betet andächtig einige Pater noster und Ave, bekreuzt sich, greift wieder zu seiner Waffe und läßt sich auf ein Knie nieder. Mit beiden Händen faßt er den Stiel, den er mit aller Kraft gegen den Stein stemmt, erhebt die Spitze kaum eine halbe Elle über die Erde und giebt das Zeichen zum Angriff. Ein banger Augenblick folgt; Todesstille herrscht im weiten Kreise, und mit angehaltenem Athem erwartet Jeder den verhängnißvollen Moment. Die Thür fliegt auf, und der Stier stürzt sich mit Macht in die Lanze. Die Gewalt des Stoßes schleudert den Indianer weit weg. Er hatte das Ziel verfehlt; statt die Stirn zu durchbohren und so den Stier augenblicklich zu tödten drang die Lanze unter dem Schulterblatte in den Körper und zu den Weichen heraus. Mit diesem Balken im Leibe rennt der Stier auf seinen wehrlos dahin geworfenen Gegner, stößt ihn mit den Hörnern und tritt ihn mit den Vorderfüßen, bis die Capeadores herbeieilen und ihn einem gewissen Tode entreißen. Die Rejoneadores reiten vor, um dem von großem Blutverlust erschöpften Schlachtopfer den Garaus zu machen. Mit Wehgeheul stemmt er sich gegen die andringende Gewalt und empfängt er den Todesstoß.

Jeder der folgenden Stiere bietet mehr oder weniger Interesse dar, je nachdem er mehr oder weniger Menschen verwundet oder tödtet, und nach der Geschicklichkeit, welche die Capeadores, Rejoneadores und Espadas entwickeln. Aber das Publikum will noch eine buntere Abwechselung, welche ihm die Mojarreros verschaffen werden. Ein halbes Dutzend Indianer, von ihrem Capataz angeführt, kommen singend und tanzend in die Plaza und springen eine Zeit lang unter drolligen Geberden herum. Der Stier wird in die Arena gelassen; er wendet sich bald gegen die lustige Gruppe und greift sie an. Vom Capataz geleitet stellen sich die Indianer zur Wehr, halten den Stier ab, setzen ihre Tänze fort, werden wieder angegriffen, vertheidigen sich und verwunden ihren Gegner, aber immer springend und tanzend; zuletzt werfen sie sich auf die Erde und stoßen dem Stiere, indem er über sie wegsetzt, die Lanzen in den Leib, daß er todt niederstürzt.

Es wird Abend: schon seit vier Stunden hat das Schauspiel gedauert, und 11 Stiere sind als Opfer eines barbarischen Vergnügens gefallen; 16 stehen auf der Liste. Ein Theil muß für den nächsten Kampftag aufbewahrt werden; denn schon fängt das Publikum an sich zu entfernen: aber noch einmal öffnet sich das Toril, und heraus sprengt ein Reiter auf einem ungesattelten Stier. Die Schwierigkeit sich auf einem solchen tobenden Thiere zu halten ist sehr groß; der Reiter bekommt daher seine Prämie, wenn er nur vom Toril bis mitten in die Arena gelangt ohne abgeworfen zu werden. Es giebt einige sehr gewandte Neger, die nicht nur mehrmals durch die Plaza reiten, sondern auch zugleich Feuerwerke losbrennen, wodurch sie des lebhaftesten Beifalls sich erfreuen.

Die anbrechende Nacht macht der Belustigung ein Ende, und das Amphitheater entleert sich. In unabsehbaren Reihen kehren die Bewohner von Lima nach der Stadt zurück: wieder sitzen eine Menge Damen auf den Bänken der Alameda; die Brücke ist aber diesmal von Männern besetzt, die den langen Zug von Wagen und Fußgängern an sich vorüberwogen lassen und die vorübergehenden Frauen necken, aber immer mit witzigen Antworten bezahlt werden.

Die Stiergefechte werden in Lima nicht mehr mit der Pracht und in der strengen Form gehalten wie zu Zeiten der Vireys. Man hört sehr oft ältere Männer über den Verfall dieser Nationalbelustigung bitter klagen. Bald fehlt es an den Capeadores und Rejoneadores, bald taugen die Espadas nichts. Besonders schwer zu befriedigen sind die Altspanier, die immer von den Meistern der Peninsula (Halbinsel) sprechen. Eine jetzt ganz vernachlässigte Ceremonie der frühern Stiergefechte ist die Uebergabe des Torilschlüssels. Ein geschickter Reiter mit einem großen goldenen Schlüssel in der Hand stellte sich mit einem ausgezeichneten Pferde vor das Toril. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thür geöffnet, und der Schlüsselträger ritt im schärfsten Passe ohne in Galopp übergehen zu dürfen nach der Loge des Vicekönigs, wo er den Schlüssel abgab. Der Stier folgte ihm natürlich dicht auf den Fersen und wurde erst in der Nähe des Zieles von den Capeadores abgelenkt. Es ist ein Beweis von der unglaublichen Schnelligkeit einiger peruanischen Paßgänger; denn es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Stier auf kurze Distanz ein Pferd im stärksten Galopp überholt. Das Pferd, das diese Probe ablegte, wurde immer von ganz Lima gefeiert.

---

178. Die wilden Thiere Indiens. (7. Aufl. S. 471.)

Phil. Körber.

Ein russischer Graf wurde während seines Aufenthalts in der indischen Stadt Benares mit seinen Begleitern, einem Arzt und einem Steuermann Namens Stolpe, von einem Fürsten jenes Landes zu einem Thiergefecht eingeladen. Das grausame, aber allerdings auch interessante Schauspiel fand am Ende einer Vorstadt unfern des majestätischen Stromes Ganges Statt. Ein viereckiger, mehr als 600 Fuß im Umfange haltender Platz ist hier mit einer 20 Fuß hohen Mauer umgeben. Rings um die Mauer sind große Schanzen oder Erdwälle aufgeschüttet, unter welchen Kammern oder gemauerte Keller hinlaufen. Zwei zwanzig Fuß

hohe Thore führen in den Hof. Auf der Höhe der Mauern und Erdwälle waren viele Bänke angebracht, auf welchen Tausende von Menschen des Kampfes harrten. Der muhamedanische Fürst aus dem Norden Indiens, welcher den Bewohnern der großen und prächtigen Stadt das Fest gab, kam endlich gegen Mittag und ließ das Zeichen zum Beginn des Schauspiels geben.

Aus einem der Keller, deren Thüren alle auf den Hof herausgingen, wurde von den Knechten ein schöner männlicher Leoparde herausgelassen. Das Thier sprang in mächtigen Sätzen hervor, rannte einige Zeit scheu auf dem Platz umher, um einen Ausweg zu suchen, ging sodann nach der Mitte des Raumes und betrachtete von da aus mit glühenden Augen die vielen Zuschauer. Als er sah, daß er von allen Seiten umringt war, stieß er ein kurzes Gebrüll aus und legte sich trotzig in der Mitte des Hofes nieder. Die Knechte gingen jetzt zu einem der großen Thore und ließen ein Mann ein, der eine Koppel mächtiger Schäferhunde führte. Als diese den Leoparden erblickten, stürzten sie sogleich auf ihn los und fielen ihn bellend an. Der Leoparde sah sich in Gefahr; aber er wußte sich zu helfen. Er ließ den Hunden Zeit ihm nahe zu kommen und legte sich knurrend zum Sprunge bereit, indem er zuweilen eine Vordertatze erhob, um einen hitziger andringenden Feind zurückzuweisen. Plötzlich schnellte er sich sechs Fuß hoch in gerader Linie über die ihn umstellenden Hunde weg, und in einem Augenblicke hatte er eine Ecke erreicht, wo er sich brüllend legte, um seine Feinde zu erwarten.

Das Thier sah prächtig aus: es sträubte die Haare empor und schlug mit seinem Schweife die schön gefleckten Seiten. Den großen Rachen öffnend kroch es zuweilen wie eine Katze mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts, um einem der immer hitziger werdenden Hunde einen Streich mit der gewaltigen Tatze zu versetzen. Allein diese waren zu klug, als daß sie sich einzeln der Wuth ihres Feindes entgegengestellt hätten: sie zogen sich entweder zurück, oder ein schneller Sprung zur Seite brachte sie aus dem Bereich ihres gefährlichen Gegners. Dieser kannte aber seinen Vortheil auch zu gut, als daß er die Ecke verlassen hätte, in welcher er sich so nachdrücklich zu vertheidigen vermochte; und die Hunde wagten es nicht ihn hier anzugreifen.

Die Zuschauer begnügten sich jedoch nicht mit einem solchen unblutigen Ausgang der Sache. Sie fingen an durch Gemurmel und Geschrei ihren Unwillen kund zu geben, und die Knechte schienen nur auf das Zeichen des Fürsten zu warten, um einen Versuch zu machen die Thiere an einander zu bringen. Kaum war dieses gegeben, als sie auch sogleich ein brennendes Holzstück herbeischleppten und bei der Ecke, wo der Leoparde lagerte, hinabwarfen, um ihn aus seinem Schlupfwinkel zu vertreiben. Das geängstigte Thier stieß ein gellendes Geschrei aus und verlor bei dem Anblick des Feuerbrandes, der neben ihm niederstürzte, allen Muth. Es wagte einen Sprung, der es jedoch nicht über seine grimmigen Feinde hinweg, sondern mitten unter sie hineintrug. Die Hunde packten ihn sogleich, und es entspann sich ein furchtbarer Kampf. Die sechs großen, starken Hunde hingen würgend an dem Leoparden, der sich gegen diese Ueberzahl seiner blutgierigen Gegner kaum vertheidigen konnte. Zwei von ihnen erlagen zwar seiner Wuth

im Augenblick; — einige Schläge seiner mächtigen Tatzen hatten die Hunde getödtet; — aber die übrigen packten ihn unterdessen so fest, daß er nicht mehr im Stande war, sich der starken Vorderfüße zu bedienen. Es blieb ihm also Nichts übrig als zu beißen und sich an der Erde zu wälzen, um seine Widersacher, die wie Eisenzangen festhielten, los zu werden. Doch alle seine Mühe war vergebens. Endlich ermattete er, und der Fürst gab ein Zeichen dem häßlichen Kampf ein Ende zu machen. Die Knechte traten in den Hof und begossen die Thiere reichlich mit Wasser aus einem kleinen Teiche. Die Hunde ließen darauf sogleich los und schleppten sich mühsam zu dem Teiche, wo sie ihren Durst löschten. Die todten Thiere schaffte man weg. Mehr Mühe kostete es den Leoparden in seine Kammer zu bringen. Er flüchtete in großen Sprüngen vor den Knechten, die ihn mit Feuerbränden und Spießen verfolgten. Endlich bemerkte er die offene Thür seines Kellers und kroch heulend hinein.

Der erste Aufzug des Dramas war vorüber; er schien aber den grausamen Sinn der Menge nicht sehr befriedigt zu haben. Jetzt wurde das Zeichen zu einem andern Theile des Schauspiels gegeben. Nachdem sich der Rauch verzogen hatte und alle Knechte von dem Kampfplatze abgetreten waren, hörte man das Toben und Brüllen eines Büffels, der durch Stacheln zur Wuth gereizt wurde. Plötzlich wurde die Thüre seines Behälters geöffnet: er stürzte herein, sprang rasend herum und wurde von allen Seiten mit lautem Beifallsgeschrei empfangen.

Der Büffel, ein mächtiges Thier, viel größer als unser zahmer Stier, sah nirgends einen Feind. Er wühlte mit den Hörnern in der Erde und scharrte mit den Füßen. Jetzt aber wurde eines der Gemächer, aus welchem man schon lange ein greuliches Geheul gehört hatte, von zwei Männern geöffnet, welche oben auf der Mauer bei einem Seile standen. Man hatte nämlich durch einen Ring, welcher die eiserne Querstange der Thüre festhielt, einen eisernen Bolzen gesteckt, und dieser konnte durch das Seil herausgezogen werden. Sobald der Bolzen aus dem Mauerring hervorsprang, war die nur angelehnte Thüre durch Nichts mehr gehalten und ging auf. Mit majestätischem Sprung und gräßlichem Geheul stürzte ein gewaltiger Tiger hervor. Ein lang anhaltendes Freudengeschrei begrüßte das furchtbare Raubthier.

Der Büffel brüllte und erwartete seinen Gegner mit zur Erde gebeugtem Kopfe. Es währte nur einen Augenblick: ein einziger gewaltiger, aber nicht wohlberechneter Sprung brachte den Tiger zu dem Büffel; er erreichte aber nur den Kopf desselben, nicht den Rücken, und das mächtige Rind warf seinen Feind zwölf Fuß hoch in die Luft.

Das Jubeln des Volkes übertönte das grimmige Brüllen des Tigers, als er mit schwerem Falle vor die Füße seines Widersachers niederschlug, der mit gesenkten Hörnern auf ihn stürzte. Aber der Büffel erreichte den Tiger nicht. Mit unglaublicher Geschwindigkeit rollte sich dieser auf die Seite und entrann. Die Zuschauer brachen abermals in ein donnerndes Beifallsgeschrei aus, als sie den Tiger vor dem wüthenden Stier flüchten sahen. Doch die Sache wendete sich schnell.

Der Tiger war nicht verwundet, sondern durch den Sturz nur etwas betäubt. Mit der Besinnung kehrte seine Wuth zurück. Ein hoher, majestätischer Sprung trug ihn über den Büffel hinweg, und ehe

dieser sich zu wenden vermochte, saß ihm der Tiger auf dem Nacken, zerfleischte mit den Zähnen das Genick und zerriß mit den Tatzen den Leib des Büffels, daß die Gedärme herausfielen und der riesige Ochse sterbend zusammensank. Ohne auf das Geschrei der Menge zu achten schleppte der Tiger, den man vier Tage hatte hungern lassen, seine zuckende Beute in seinen Kerker. Etliche Knechte traten aus einem andern Gemache, schlichen vorsichtig heran, warfen die Thüre zu und verschlossen dieselbe wieder mit dem eisernen Zapfen. Die siegreiche Bestie konnte sich an ihrem kolossalen Raube in Ruhe satt fressen.

Der Platz wurde von neuem gereinigt, die Stellen, welche der Büffel aufgerissen hatte, oder wo sich Blut befand, mit frischem Sande bestreut und dann in der Mitte des Hofes ein Baumstamm mit blätterlosen Aesten aufgestellt. Darauf trug man in einem Kasten einen jener starken und bösartigen Affen herbei, die bei uns unter dem Namen Pavian bekannt sind. Die Heimath des Pavians sind die heißesten Gegenden Afrikas; dort mußte man diesen Affen gefangen und dann nach Bengalen gebracht haben.

Nachdem die Knechte einige Prügel auf die Erde geworfen hatten, gaben sie dem Pavian die Freiheit und eilten mit dem Kasten zum Thor hinaus. Der Affe hüpfte zähnefletschend auf dem Platz herum; dann versuchte er an den Mauern empor zu klettern: allein sie waren zu glatt. Darauf setzte er sich unter den Baum, ergriff einen der Prügel und biß hinein.

Nun ließen die Wächter aus einem Gemach einen Leoparden los, der noch größer und schöner war als der früher gesehene. Die prächtig gefleckte Katze, welche man sehr lange hatte hungern lassen, sprang sogleich auf den Pavian los. Aber dieser hatte seinen Feind noch zu rechter Zeit gesehen und kletterte mit dem Prügel im Maul rasch an dem Baum hinauf. Der Leoparde lief brüllend um denselben herum, wobei ihn der Affe nicht aus den Augen ließ und mit wildem Geschrei, mit drohenden Geberden und beständigem Zähnefletschen das wüthende Thier noch mehr reizte.

Der Leoparde schien unentschlossen zu sein, was er thun sollte. Er betrachtete den Baum, sah rings um sich her. Endlich fuhr er auf den Stamm zu und kletterte mit der Gewandtheit einer Katze hinauf.

Die nun folgende Scene erregte bei allen Zuschauern ein tobendes Gelächter. Der Affe ließ seinen Verfolger nicht ganz herankommen, sondern begrüßte das schöne Fell desselben mit einer so derben Tracht von Schlägen und bearbeitete besonders den Kopf mit so wohlgeführten, nachdrücklichen Hieben, daß der Leoparde alle Lust verlor seinen Angriff weiter fortzusetzen. Er rutschte langsam und mit dem Kopf schüttelnd am Stamm herunter, und der Affe verfolgte ihn mit beständigen Schlägen und einem gellenden Geschrei. Ein ungeheurer Jubel erhob sich über die entschlossene und tapfere Vertheidigung des Pavians, der triumphirend und mit den possirlichsten Geberden auf dem Baume herumhüpfte. Der Leoparde dagegen schien sich vor Scham in eine Ecke verkriechen zu wollen. Er wurde von den Wärtern in seine Zelle gejagt und dort unter dem fortwährenden Beifallsgeschrei der Zuschauer eingeschlossen. Mehr Mühe kostete es den Affen einzufangen. Man hielt

ihm süße Früchte vor; aber er wollte lange nicht kommen. Endlich kletterte er doch herunter und wurde in dem Kasten wieder fortgetragen.

Der Abend kam heran, und nun sollten die letzten und interessantesten Theile des Schauspiels aufgeführt werden. Die beiden Thore wurden geöffnet und zwei Elephanten von ungewöhnlicher Größe von ihren Karnaks (Wärtern) hereingebracht und zu beiden Seiten des Hofes aufgestellt. Durch das Zurufen ihrer Führer gereizt begannen die Thiere vor Kampflust zu schreien, und nach kurzer Zeit gingen sie wüthend auf einander los. Das Splittern ihrer zusammenstoßenden Zähne, das Donnern des Erdbodens, der unter den Stößen ihrer kolossalen Füße erzitterte, die fürchterlichen Schläge, welche sie einander mit ihren Rüsseln versetzten, ihr gräßliches Geschrei, dazu das Brüllen der in den Käfigen eingesperrten Bestien, — alles das machte einen solchen Eindruck, daß die Zuschauer in Angst geriethen.

Der stärkere der beiden Elephanten trieb seinen schwächeren Gegner zurück; und dieser stürzte in den Teich, der sich in der Ecke des Hofes befand. Allein er raffte sich bald wieder auf und begann durch den Zuruf seines Führers ermuthigt von neuem den Kampf. Weil aber der andere Elephant am Rande des Teiches stehen blieb und die beiden Thiere einander nicht mehr mit Rüsseln und Zähnen erreichen konnten, so sogen sie die Rüssel voll Wasser und bespritzten einander. Endlich stieg auch das stärkere Thier in den Teich und vertrieb seinen Feind aus demselben. Da ihre Wuth immer mehr zunahm, so würden sie sich einander aufgerieben haben, wenn nicht zuletzt der Fürst ein Zeichen gegeben hätte sie zu trennen. Die Führer, welche trotz der augenscheinlichen Lebensgefahr ihre Thiere nicht verlassen hatten, warfen ihnen jetzt starke Seile um die Hinterfüße, und durch die vereinte Anstrengung vieler Menschen wurden die vor Wuth schäumenden Kolosse auseinander gebracht, ehe einer von ihnen schwer verwundet war. Der schwächere ließ sich gerne von dem Platze treiben; aber das siegreiche Thier konnte man lange nicht besänftigen; auch war es so erhitzt, daß es höchst gefährlich schien sich ihm zu nahen. Endlich brachte es der Wärter durch Schmeicheleien dahin, daß es sich wegführen ließ.

Statt seiner erschienen nun drei Elephanten des Fürsten, welche zur Jagd abgerichtet waren. Sie wurden neben einander gestellt, gerade vor das Gewölbe, in welches sich der Tiger mit dem getödteten Büffel zurückgezogen hatte. Die Knechte öffneten die Thüre des Gewölbes und eilten dann hinweg. Nur Einer blieb zurück, versteckte sich aber hinter der Thüre und warf von da aus den auf der Mauer stehenden Männern das Seil zu, an welches der eiserne Kloben gebunden war. Diese banden Feuerbrände daran, welche sie durch Hin- und Herschwingen in das Gewölbe zu schleudern suchten. Der Tiger erhob beim Anblick der brennenden Holzstücke ein fürchterliches Geheul und fuhr heraus. Der hinter der Thüre versteckte Knecht schlich nun eilig in das leere Gemach, warf die Thüre zu und verriegelte sie von innen. In demselben Augenblick gaben die Führer den Elephanten ein Zeichen und munterten sie zum Angriff auf, worauf sie alsbald unter furchtbarem Geschrei auf den Tiger losgingen. Dieser kehrte um und wollte sich in seine Kammer flüchten; aber der Knecht schob innen die Riegel vor.

Als der Tiger sich den Rückzug abgeschnitten sah, eilte er in ein

Eck und erwartete dort mit grimmigem Gebrüll den Angriff seiner drei mächtigen Feinde. Diese aber wagten es nicht das Thier in der Ecke anzugreifen, und der Tiger machte Miene dem ersten, welcher ihm nahen würde, auf den Rücken zu springen. Da zündeten die Knechte ein Bund Stroh an und warfen ihn auf das Raubthier herab, welches sein Versteck verlassen mußte und schreiend auf den nächsten Elephanten losstürzte. Der aber hatte den Rüssel hoch emporgehoben und traf den Tiger mit einem so fürchterlichen Schlage, daß er zu Boden stürzte und wie todt liegen blieb. Der Elephant schritt heran, um ihn mit seinen Füßen zu zertreten, als plötzlich der Tiger wieder aufsprang und zwischen den Beinen des ersten Elephanten hindurch auf den Rücken des andern sprang. Dieser stieß ein Angstgeschrei aus und warf sich zu Boden, um des fürchterlichen Feindes, der ihm das scharfe Gebiß in das Genick einsetzte, los zu werden. Das aber wartete der Tiger nicht ab: er ließ den zweiten Elephanten los und sprang gegen den dritten an, der seinem Gefährten zu Hülfe kam. Die Karnaks flüchteten vor dem Grimme des Tigers: aber der Fürst, welcher seine Elephanten in Gefahr sah dem Tiger zu unterliegen, rief ihnen drohend zu, sie sollten ihre Pflegebefohlenen nicht verlassen. Der zuletzt angefallene Elephant aber, obwohl der schwächste unter den dreien, wußte sich selber zu helfen. Das kluge Thier zog den Rüssel zwischen die Zähne zurück, faßte damit den anspringenden Tiger und schleuderte ihn hoch in die Luft. Der harte Sturz raubte dem Tiger abermals die Besinnung, und der erste Elephant trat auf ihm mit seinen plumpen Füßen herum. Der furchtbare Schmerz weckte die Bestie aus der Betäubung. Er biß den Elephanten wüthend in den Fuß, so daß er sich schreiend zurückzog. Aber jetzt faßte ihn wieder der Rüssel eines andern Elephanten und schleuderte ihn mit solcher Gewalt an die Erde, daß er ohne Regung liegen blieb. Die Füße der Elephanten vollendeten das grause Geschäft und zerstampften ihn. Aber auch zwei von ihnen waren schwer verwundet, und trotz des ungleichen Kampfes hatte der Tiger sein Leben sehr theuer verkauft.

Die Dämmerung brach jetzt an, und die Zuschauer verließen die Plätze, auf denen sie mit den wilden Thieren um die Wette geschrieen und gebrüllt hatten. Die beiden verwundeten Elephanten ließen ihre Wuth an dem getödteten Feind aus, durchbohrten ihn mit ihren Zähnen und warfen ihn noch einige Male in die Höhe. Endlich schien ihre Rachgier befriedigt zu sein, und sie ließen sich gerne von ihren Karnaks die Wunden verbinden. Derjenige, welcher den Biß in den Vorderfuß erhalten hatte, war für längere Zeit zum Dienst unbrauchbar. Bei dem andern zeigten sich zwar am Genick tiefe Bisse und schmerzhafte, durch die Krallen des Tigers verursachte Risse; doch ließen dieselben durchaus keine nachtheilige Folgen erwarten. Dennoch verrieth dieser die meiste Scheu vor dem Tiger und wollte vor dem Leichnam fliehen, so oft an demselben ein Glied bewegt wurde. Die Karnaks erklärten einstimmig, dieses Thier sei zu jeder fernern Jagd untauglich, und der Fürst gab Befehl noch einige Versuche mit dem eingeschüchterten Elephanten anzustellen: wenn sich aber seine Furcht durchaus nicht beseitigen ließe, solle man ihn als Lastthier verkaufen. Dies soll auch späterhin geschehen sein.

Als der russische Graf mit seinen Begleitern sich von dem indi-

schen Fürsten beurlaubte, lud sie dieser zu einer Tigerjagd ein. Der Graf nahm die Einladung an und fand sich mit seinem Arzt und dem Steuermann Stolpe nebst zwei Bedienten am folgenden Tage Abends um 10 Uhr an dem von dem Fürsten bezeichneten Platze vor einem Thore von Benares ein. Hier waren bereits mehr als 150 Menschen versammelt, welche das gefährliche Abenteuer mitbestehen wollten oder mußten. Der Fürst bestieg seinen Lieblingselephanten; auf einem andern nahm der Graf mit dem Arzt und dem Steuermann Platz. So ging der Zug, die Elephanten voran, hinein in die grüne, wohlbebaute Ebene von Benares.

Nach Verfluß von sechs Stunden kamen die Jäger an die ersten Hügel des Gebirges, welches die Flußthäler des Ganges und des Jumna von einander scheidet. Die Hügel waren mit stachlichtem Gestrüpp bewachsen und konnten, da sich nirgends Wege fanden, nur mit großer Anstrengung erstiegen werden. Als man die Höhe erreicht hatte, übersah man eine weite Ebene, die sich im Hintergrunde allmälig gegen die Berge erhob. Hie und da standen Ruinen alter Gebäude, zwischen dem Gesträuch auch einzelne verkrüppelte Kokos-, Sago- und Arekapalmen, auch etliche große Brotfruchtbäume, lauter Ueberreste von der frühern Cultur dieser Gegend.

Auf einem freien Platze machte die Karawane Halt und bereitete sich zum Frühstück. Die Diener fingen an den Platz zu reinigen; da stieß Einer einen lauten Schmerzensruf aus und streckte die rechte Hand schaudernd von sich. Ein fast fußlanges schwarzes Insekt hielt sich mit den Füßen und einer Art von Scheren an die Hand des Menschen geklammert. Die Dämmerung gestattete nicht, genau zu sehen, was es war; und ehe man eine Fackel herbeibringen konnte, hatte er das giftige Gewürm bereits weggeschleudert. Aber die Folgen seiner Verwundung zeigten sich schnell an ihm. Man brannte zwar die Wunde aus, legte Erde darauf, und der russische Arzt gab ihm Eau de Luce, eine mit Kalk aus Salmiak gezogene Flüssigkeit, welche das beste Mittel gegen den Biß der Schlangen und den Stich der Skorpione und Tausendfüße sein soll. Dennoch fiel der Mensch, nachdem seine Hand und bald auch sein ganzer Arm hoch angeschwollen war, in Convulsionen, und die Zähne wurden ihm so heftig zusammengepreßt, daß man sie nur mit Gewalt öffnen konnte. Der arme Bursche litt unsägliche Qualen und wurde wahrscheinlich erst lange nachher ganz wieder hergestellt.

Der Fürst befahl den Dienern zu Pferde zu bleiben, bis der Tag völlig angebrochen sein würde. Jetzt sah man auf dem ziemlich kahlen, mit großen Steinen bestreuten Platz eine Menge von Skorpionen und Tausendfüßen umherkriechen. Die giftigen Insekten hatten zum Theil eine fürchterliche Größe. Man sah welche, die einen Fuß lang waren. Die Tausendfüße haben eine besonders abschreckende Gestalt. Ihr langgestreckter, einer ungeheuren Raupe ähnlicher Körper, die beiden abscheulichen Freßzangen und der geschwinde Lauf, Alles giebt dem gefährlichen Geschmeiß ein höchst widerliches Ansehen.

Man hatte eiligst den Platz verlassen, nachdem die Diener eine große Menge des giftigen Gewürms vernichtet hatten, und traf jetzt auf einige Abgeordnete der Treiber, arme Sudras und Parias, welche das gefahrvolle Geschäft um einen geringen Lohn übernommen hatten. Sie wa-

ren schon sämmtlich an ihre Posten vertheilt, und der Fürst billigte alle ihre Anordnungen. Die Jäger wurden nun in Haufen von je 20—25 Personen an den Ausgang der Gebüsche gestellt und jedem Haufen ein oder zwei Elephanten beigegeben. Diese witterten schon die Nähe ihrer Feinde und waren nur mit Mühe auf die angewiesenen Punkte zu bringen.

Die Treiber zündeten hie und da das Gesträuch durch hineingeworfene Raketen und Schwärmer an. Dazu schlugen sie Trommeln und schrien, so laut sie konnten. Dazwischen hörte man den Knall der Flinten. An allen Orten stiegen Rauchsäulen gen Himmel, und der starke Wind jagte ein Feuermeer über die Ebene. Die in den Gebüschen verborgenen Thiere geriethen in Furcht, die stärkeren in Wuth. Flüchtend vor dem Lärm, der ihren Schlupfwinkeln, namentlich dem verfallenen Gemäuer, immer näher kam, zogen sie sich mehr und mehr nach der Seite herüber, wo die Jäger mit gespannten Büchsen auf sie warteten. Man hörte ihr gräßliches Geheul, welches dem Rande des Gestrüpps immer näher kam. Die Elephanten wurden unruhiger. Eine Menge Wild brach aus dem Walde hervor. Man ließ die armen, geängstigten Thiere entrinnen und wartete auf größere und gefährlichere Gegner, die denn auch nicht lange ausblieben.

Plötzlich rief der Karnak, der unten zwischen den Füßen des Elephanten stand, er sehe einen Tiger, der sich zum Sprung bereit mache. Es war ein mächtiges Thier, welches sich nach Art der Katzen auf den Bauch legte und mit dem gelenkigen Schwanze sich die beiden Seiten schlug. Die glühenden Augen fest auf den Elephanten gerichtet, auf welchem der Graf mit seinen beiden Begleitern saß, sprang es mit einem furchtbaren Satz heulend aus dem Gebüsch hervor gerade auf den Elephanten los.

Festen Fußes erwartete dieser seinen grimmigen Feind. Den Rüssel zum schweren Schlage gehoben ließ er den Tiger heranspringen ohne vom Platz zu weichen. Der Graf feuerte nach dem Raubthier in dem Augenblick, wo es zum Sprung ansetzte; nach ihm schossen auch der Arzt und der Steuermann. Allein keiner mußte es gefährlich getroffen haben; denn mit dem dritten Sprung war es schon vor dem Elephanten. Da fiel ein schwerer, schmetternder Schlag des Rüssels. Der Tiger stürzte zur Erde. Aber ehe der Elephant Zeit zum zweiten Schlage hatte oder sich wenden konnte, war der Tiger unter einem betäubenden Geheul wieder auf den Beinen und sprang dem Elephanten auf den Rücken, so daß er den Grafen, der entsetzt sich aufrichtete, mit der Tatze erreichen konnte. Er machte Miene einen Schlag nach ihm zu führen. Doch Stolpe kam ihm zuvor: er hatte den Säbel gezogen und that mit Anstrengung all seiner Kraft einen Hieb nach dem an den Hals des Elephanten sich anklammernden Tiger.

Dies Alles war die Sache eines Augenblicks. Man muß sich noch dazu denken, daß der Elephant, als er den Tiger auf seinem Rücken wußte, sogleich scheu wurde, vor Angst schrie und sich zu Boden warf, um seinen Feind zu zerquetschen. Stolpe stürzte besinnungslos neben dem Tiger zur Erde. Der Graf hatte sich auf der andern Seite vom Rücken des Elephanten geflüchtet, und der Arzt war ihm unfreiwillig in diesem Rettungsversuch vorangegangen; er war nämlich herabgestürzt.

Als der Steuermann einige Zeit nach seinem schweren Falle wieder zu sich kam, spürte er eine heftige Betäubung und große Schmerzen im

Kopfe; auch die Schulter that ihm sehr wehe. Er sah, daß seine Kleider zerfetzt waren, Haut und Fleisch bis auf den nackten Knochen zerrissen, und nun erst erinnerte er sich an den furchtbaren Gegner, mit welchem er in Kampf gerathen war. Seine Betäubung nahm jedoch in diesem Augenblicke wieder so überhand, daß er abermals die Besinnung verlor.

Als er wieder erwachte, sah er den Arzt vor sich stehen, der von seinem verwundeten Gesicht immer neue, nachquellende Blutstropfen abzuwischen hatte und eben im Begriff war dem Freunde über die zerrissene Schulter einen Verband zu legen. Seitwärts bemühte sich der Karnak den Elephanten zu beruhigen, der noch immer Lust zeigte die Flucht zu ergreifen. Der Graf stand rechts hinter einem Baum und hielt mit den übrigen Jägern die Büchse bereit.

Nun, jetzt macht er doch die Augen wieder auf! hörte Stolpe den Doktor frohlockend rufen; es hat also mit der Wunde nicht viel zu bedeuten: die Bestie hat ihm mit ihren höllischen Krallen bloß ein tüchtiges Loch in die Haut geschlitzt. — Allerdings, mein lieber Doktor, sprach der Steuermann; es wird hoffentlich weiter Nichts auf sich haben: doch habe ich genug an diesem Loch in meiner Haut. — Sieh da, mein tapferer Freund, sagte der Arzt sehr erfreut, du bist ja wieder bei Besinnung; wie befindest du dich? — Ziemlich schlecht: mein Kopf muß in den Rachen des Tigers gerathen sein; so schmerzt er mich. — Nicht doch, Stolpe; du fielst zwar etwas hoch und unsanft zur Erde; aber es ist kein Schaden an deinem Kopfe zu entdecken.

Stolpe sprang jetzt auf und sah verstört nach allen Seiten. Der Doktor errieth, was sein Freund suchte, und zeigte ihm den todten Tiger, der von den Füßen des Elephanten zerstampft war. Stolpe's Hieb hatte dem Raubthier den Kopf zerspalten, so daß es sogleich sterbend zur Erde gefallen war. Doch hatte es ihn noch mit der Tatze erreicht und durch einen Schlag die Schulter verletzt und zerrissen. Er legte den zerrissenen Rock wieder an, war aber nicht im Stande thätig an der Jagd Antheil zu nehmen.

Es wurden siebzehn Tiger, fünf Leoparden, zwei Karakals, dazu eine Menge Hirsche, Schweine, Antilopen, Gazellen und andres Wild erlegt. Aber auch elf Menschen waren verwundet und drei getödtet worden. Einen Diener und einen Paria hatten die wilden Thiere zerrissen, und als die Parias nach der Jagd die Plätze durchsuchten, wo das Feuer am meisten gewüthet hatte, fanden sie in einem Haufen glühender Asche einen verbrannten menschlichen Leichnam.

Der Fürst näherte sich jetzt mit den Jägern den Ruinen, um diese zu durchsuchen und zu säubern. Eine halb eingestürzte Treppe von Granit führte zu einer Erhöhung, auf welcher sich hohe Säulen und Wände zeigten, mit sonderbaren Bildern und Zeichen bemalt. Sowohl rechts als links von diesen großartigen Ruinen befinden sich viereckige, mehrere hundert Fuß breite und lange Teiche, mit Mauern von Granit eingefaßt. Diese Teiche waren zum Theil von Rotang und andern Rohrgattungen überwachsen; aber in der Mitte glänzte noch ein schöner, heller Wasserspiegel. Die Quadern, aus welchen die etwa acht Fuß hohen Mauern bestanden, waren glänzend polirt, als wenn sie erst gestern unter den Händen der Arbeiter gewesen wären. Auch die Treppen zeigten eine bewundernswerthe Glätte.

Das alte Gebäude war ein längliches Viereck mit acht majestätischen Thoren. Jedes dieser Thore besteht aus vier Säulen, und jede Säule ist von der andern zwölf Fuß entfernt. Im Inneren des Tempels, der mehr als 150 Fuß lang und fast 80 Fuß breit ist, war ein dichter Wald gewachsen. Hundertjährige Bäume hatten den Boden zersprengt und die Steinplatten, mit welchen er einst belegt gewesen war, auf die Seite und übereinander geschoben. Es herrschte hier eine feierliche Stille; und wenn auch eine Menge von Raubthieren in den Umgebungen gehaust hatte, den Tempel selbst schien keines zu seinem Schlupfwinkel gewählt zu haben. Nirgends sah man Knochen oder andere Reste, wie sie die Tiger von ihrem Fraße übrig lassen. Nichts Lebendes ward hier erblickt, und nur die Gewebe ungeheurer Spinnen, mit Beinen, die länger als ein Schuh waren, und mit einem Körper, welcher die Größe eines Gänseeis hatte, hingen hie und da zwischen den stachlichten Stämmen der Waldbäume.

Durch dieses Dickicht sich hindurchzuarbeiten hätte nur äußerst mühsam und mit dem Verluste der Kleider geschehen können. Die Parias hatten jedoch bald einen Weg gefunden, auf welchem man zu dem allerheiligsten Theile der Pagode, wo einst das Götzenbild gestanden, gelangen konnte. Man folgte ihnen und schritt außen auf der Treppe weiter, die sich rings um das viereckige Tempelgebäude zog. Endlich erblickte man eine mit prachtvoller Bildhauer-Arbeit verzierte Nische, auf deren Boden niedriges Gras wucherte. Man sah noch einige von den rothen Granitplatten, mit welchen er belegt war. Eine tiefe Stille herrschte auch hier, nur von dem Rauschen der Bäume unterbrochen, deren Wipfel der Wind schüttelte; und aus der Ferne hörte man das Krachen und Prasseln der Flammen, die in den dürren Gebüschen fortwütheten.

Einige arme Parias waren bis zu der Nische durchgedrungen, eilten aber plötzlich mit allen Zeichen eines großen Schreckens zurück und zeigten zitternd nach der Nische. Die Jäger schritten vorsichtig näher: da bot sich ihnen ein eben so schrecklicher als interessanter Anblick dar. Eine kleine Vertiefung von 2—3 Fuß, welche mit weichem Gras und Moos überwachsen war und vielleicht zum Fundament des Götzenbildes gedient hatte, beherbergte eine jener entsetzlichen Amphibien, welche, obwohl in der Art sehr von einander verschieden, bloß nach ihrer furchtbaren Größe mit dem gemeinschaftlichen Namen Riesenschlangen benannt werden. Das hier liegende Thier mußte wenigstens eine Länge von 25 Fuß haben, und sein Umfang war dem eines ausgewachsenen Menschen gleich. Das gräßliche Geschöpf hatte wahrscheinlich erst vor kurzer Zeit einen ungeheuern Fraß zu sich genommen; denn es lag regungslos still, in eine mächtige Spirale zusammengewunden, gleich einem dicken Ankertau auf dem größten Linienschiff. Das Ungethüm war keineswegs häßlich. Die eiförmigen Flecken auf dem Rücken waren goldgelb oder röthlich mit Weiß eingefaßt; andere waren kastanienbraun mit schwarzen oder hochrothen Punkten, so daß sie die Gestalt von Augen hatten, wie sie auf dem Pfauenschweif glänzen. Alles war so symmetrisch geordnet, daß es das Ansehen eines Kunstwerks hatte. Der Leib der Schlange war aschgrau und mit Schwarz marmorirt.

Das Thier schien jetzt aus seinem Schlummer zu erwachen; es richtete den Kopf empor, welcher dem Kopf eines Hühnerhundes glich,

und sah die Jäger, welche etwa 15 Schritte von ihm entfernt auf einer umgestürzten Säule standen. Sogleich begann es sich vorwärts zu bewegen und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß es nur dem Doktor, der seine Büchse schon angelegt hatte, gelang ihm eine Kugel beizubringen. Die Schlange fühlte sich verwundet und stieß ein durchdringendes Zischen aus, indem sie rachgierig den Kopf erhob, um nach ihrem Feinde zu sehen. Doch jetzt begann das Schießen von allen Seiten. Die Bewegungen des Ungeheuers wurden aber so gewaltsam, daß man genöthigt war den inneren Raum des Tempels zu verlassen und nur von außen zuweilen noch Schüsse nach ihr zu senden. Tödtlich verwundet kämpfte die Riesenschlange noch eine ganze Stunde; endlich lag sie still und sterbend in den Mauern, die sie bisher beherrscht, und in denen außer ihr kein anderes Geschöpf gewohnt zu haben schien. Jetzt wagte man wieder zu ihr hinein zu gehen, doch nur furchtsam und vorsichtig; denn sie bewegte sich noch immer und das Leben schien nur zögernd aus ihrem langgestreckten, riesigen Leibe zu entfliehen.

Als sie endete, verbleichten die lebhaften Farben ihrer Haut; doch war diese auch jetzt noch so schön, daß der Fürst den Parias befahl sie dem Thiere abzuziehen. Darauf ließ er die Elephanten zu den Teichen treiben, um sie mit dem reinen und frischen Wasser derselben zu tränken. Alligatoren zeigten sich nicht darin.

Die Gegend um den Tempel war weithin mit Ruinen bestreut. Vor alten Zeiten mochte hier eine Stadt gestanden sein. Aber die Gebäude, welche die Pagode umgaben, waren aus keinem so dauerhaften und den Stürmen der Zeit und des Wetters so fest und unzerstörbar trotzenden Stoffe geformt: sie lagen in Schutt, und nur wenige Spuren bewiesen, daß hier ehedem Menschen gewohnt hatten. Was noch davon stand, mußte bald dem übermächtigen Einfluß einer zerstörenden Vegetation unterliegen.

Die steigende Hitze gebot jetzt Ruhe. Erst als am Nachmittag kühlere Lüfte wehten, setzte sich der ganze Trupp der Jäger in Bewegung, um nach Benares zurückzukehren, wo man nach einem anstrengenden Marsche am Morgen des nächsten Tages wieder eintraf.

---

179. Das Kamel als Schiff der Wüste. (7. Aufl. S. 482.)

A. W. Grube.

Wo die Natur den Menschen nur kärglich die Fülle ihrer Reichthümer erschloß und ihm das versagte, was den Bewohnern der glücklichen Himmelsstriche die Möglichkeit eines unendlichen mannigfaltigen Lebensgenusses gewährt, da bietet sie ihm gemeiniglich zum Ersatze für das Entzogene in einer oder einigen Gaben und in der Befähigung zu dem umfassendsten Gebrauch derselben ein Ersatzmittel, welches ihm eben sein Heimathland als das Paradies der Erde erscheinen läßt. Der Bewohner der ganzen nördlichen Polarzone von Amerika, Europa und Asien, bei dem selbst die körperliche Entwicklung durch klimatische Einflüsse zurückgehalten wird, hat für hundert ihm versagte Dinge sein Rennthier erhalten und in ihm allein den Quell fast aller seiner Bedürfnisse. Dem wildkühnen, freien und unabhängigen Araber, dem Sohn der weiten, pfadlosen Sandwüsten und großen, öden Steppen, welche sich zwischen den cultivirten Gegenden im südwestlichen Asien und nördlichen, wie mitt-

leren Afrika hinziehen, wo unter brennender Sonne, in schwüler Luft, auf dürren Ebenen und noch dürreren Bergen kein kühler Hauch den erschöpften Wanderer erquickt und keine Spur des geselligen Lebens vorhanden ist und die ganze Erde rings umher wie ein ungeheures Grab erscheint, hier ist dem Araber das Kamel dasselbe, was den Polarbewohnern das Rennthier ist. Wenn das Kamel im allgemeinen für die Völker des Orients als Lastthier von unschätzbarem Werthe ist, so hat es für den Araber im besonderen doch eine noch viel höhere Wichtigkeit, da er mit allen seinen Bedürfnissen von ihm abhängt und ihm gleichwie der Lappe dem Rennthier auch Nahrung und Kleidung verdankt. Die Milch des Kamels ist für ihn ein Hauptnahrungsmittel; denn sie liefert ihm Butter und Käse. Er ißt das Fleisch, besonders der jungen Thiere, das für ihn außerordentlich wohlschmeckend ist und in Gefäßen mit Fett bedeckt aufbewahrt wird. Das Haar dient zur Verfertigung von Kleidungsstoffen und bildet einen wichtigen Handelsartikel bis nach Europa hin. Die Haut giebt ein gutes Leder; der hellbrennende Mist wird von den Orientalen allgemein als Feuerungsmittel benutzt und ist oft das einzige, welches sie besitzen.

Die Bedeutsamkeit des Kamels, des einhöckerigen oder Dromedars (Camelus Dromedarius), tritt in ihrem vollsten Lichte aber erst durch die Benutzung als Lastthier und den davon abhangenden Einfluß auf die Civilisation der erwähnten großen Ländermasse hervor. Es vermittelt in diesen Wüsteneien, in denen kein anderes Hausthier würde ausdauern können, die Verbindung quer durch den Sandocean zwischen den Culturländern entgegengesetzter Lage, welche Verbindung ohne seine Genügsamkeit, ohne seine Fähigkeit auf lange Zeit des Wassers entbehren zu können und ohne seinen schnellen Gang gar nicht stattfinden könnte. Ohne das Kamel würde Aegypten von Abyssinien, die Berberei von den Ländern jenseits der Sahara, Syrien von Persien, Arabien von der ganzen Welt abgeschnitten sein: die Wüsten würden unübersteigbare Hindernisse dem Verkehr zwischen diesen Ländern in den Weg legen; aller Handel hörte auf; die Menschen würden in ihrer Bildung zurückgehen, versumpfen und verkommen in thierischer Barbarei.

Alles ist aber auch im Körperbau des Kamels in höchster Zweckmäßigkeit auf die Wüste berechnet. Nicht allein hat es überhaupt wenig Getränk nöthig, sondern kann sich auch auf ein Mal für viele Tage damit versehen; denn von den vier Abtheilungen des Magens, die es mit allen wiederkäuenden Thieren gemein hat, ist die größte derselben, der Pansen, mit zahlreichen Zellchen versehen, in welchen sich das genossene Wasser anhäuft, und woraus nach dem jedesmaligen Bedürfniß etwas in den Schlund zurücktritt. Diese körperliche Eigenthümlichkeit befähigt das Kamel oft drei bis vier Tage ohne den Genuß des Wassers hinzubringen; dagegen aber trinkt es bei sich darbietender Gelegenheit funfzig, sechszig, ja sogar hundert Pfund. Die besten Kamele ertragen den Durst zehn bis zwölf Tage: allein viele kommen bei einer so langen Entbehrung um. Kommt eine Karavane von dreihundert Kamelen an die Quelle einer Wüste, die einen einzigen schmalen Felseneingang hat, welcher nur immer einem Thiere das Saufen gestattet, so dauert es oft drei Tage, bis alle gesättigt sind.

Nicht zufrieden mit dem erwähnten einen Mittel gegen die größte

Gefahr in der Wüste, den Durst, verlieh die Natur dem Kamel noch eine andere nicht weniger nützliche Fähigkeit. Aus einer Entfernung, in welcher der Mensch auch nicht die geringste Ahnung von dem Vorhandensein des wenigen Quellwassers hat, das hier und da in den Einöden zwischen Gestein hervordringt und sich bald im Sande verläuft, vermag das Kamel dieses zu entdecken und eilt in der Noth unaufhaltsam ihm entgegen, auf diese Weise sich und seinen Herrn rettend. Ein Beispiel davon erzählt Burckhardt aus der nubischen Wüste. „Eine kleine Karavane von fünf Kaufleuten und etwa dreißig Sklaven zog von Berber am Meerbusen von Aden nach Darau. Da man fürchtete Räubern in die Hände zu fallen, welche auf dem gewöhnlichen Wege den Reisenden aufzulauern pflegten, hatte man eine mehr östliche Richtung eingeschlagen, und ein angenommener Führer brachte die Karavane glücklich bis an einen Brunnen, von wo der selten betretene Weg sich weiter nordwärts zieht. Diese Richtung nun verfehlte er: bald wußte man nicht mehr, wo man sich befand, und nach fünftägigem Herumirren in öden Bergen war der Wasservorrath erschöpft. Noch hielt indeß die Hoffnung beim Weiterziehen nach Westen den Nil zu erreichen die Reisenden aufrecht. Als aber zwei Tage unter dem schrecklichsten Durste vergangen waren und man noch keine Spuren von dem Strome sah, als sechszehn Personen vor Erschöpfung dahin starben, bemächtigte sich Verzweiflung eines Theiles der Ueberlebenden, in welcher ein Kaufmann den Entschluß faßte mit seinen Leuten sich allein der Führung seiner Kamele zu überlassen, in der Hoffnung, diese würden, wenn sie sich ihren Weg selber wählten, Wasser entdecken. Er ließ sich, um nicht vor Mattigkeit umzusinken, auf das stärkste seiner Thiere festbinden und verschwand bald mit seinen Leuten den Blicken der Zurückbleibenden, die nie wieder Etwas von ihm hörten. Letztere verfolgten die einmal eingeschlagene Richtung noch einen Tag lang und hatten die Freude endlich ihnen wohlbekannte Gebirge zu erblicken, zwischen denen sie Quellen wußten. So nahe dem Ziele empfanden sie aber auch den Schmerz, daß sie sammt ihren Thieren nicht mehr im Stande seien bis zu jenen Bergen sich hinzuschleppen. Nur zwei Kamele waren noch fortzubringen, und auf diesen wurden die zwei am wenigsten erschöpften Männer abgesandt, um zu versuchen, ob es ihnen nicht gelingen möchte einen Quell zu erreichen. Der Eine von ihnen fiel bald von seinem Thiere herab und vermochte, der Sprache beraubt, seinem Kameraden nur durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß er ihn seinem Schicksale überlassen solle, und dieser setzte also seinen Weg allein fort. Aber auch auf ihn wirkte der Durst bald so heftig, daß es ihm dunkel um die Augen wurde und er den ihm bekannten Weg verfehlte. Nach langem Umherirren mußte er absteigen und sank, während das Thier regungslos stehen blieb, unter einen Baum, hier das Ende seiner Leiden erwartend. Doch plötzlich regte eine neue Hoffnung die letzten Kräfte in ihm auf. Das Kamel sprang nämlich wie rasend davon, und er war zu gut mit den Gewohnheiten desselben bekannt, um nicht den Schluß zu bilden, daß in der Nähe Wasser befindlich sei. Er schlich ihm deßhalb eine Strecke weit nach: aber es lief viel weiter, als seine Kräfte reichten, und zum Tode ermattet sank er von neuem um. Hier fand ihn ein vorüberziehender Beduine, goß ihm Wasser ins Gesicht und erfrischte ihn dadurch so,

daß er mit dem Retter seines Lebens dem Kamele weiter nacheilen konnte, welches sie nach einer halben Stunde richtig an einer Quelle fanden, deren Wasser nun bald die noch übrigen am Leben befindlichen Glieder der Karavane zur Fortsetzung der Reise stärkte."

Was derselbe Reisende in Bezug auf den Wasserbedarf einer Karavane bemerkt, zeigt wohl am deutlichsten, wie völlig unmöglich es sein würde, ohne das Kamel die Wüste zu durchziehen. „Ein Europäer kann sich," sagt er, „kaum einen Begriff von der Menge Wasser machen, die hier nöthig ist, um den Durst der Reisenden zu stillen, der von den meist aus Mehl und Butter bestehenden Speisen im höchsten Grade erzeugt wird. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich des Nachmittags auf ein Mal so viel Wasser getrunken habe, daß man damit zwei gewöhnliche Weinflaschen hätte füllen können. Gemeiniglich rechnet man, daß ein Schlauch von mittlerer Größe, der etwa funfzig bis sechszig Pfund Wasser hält, auf drei Tage für einen Menschen hinreicht, und das bei aller Einschränkung, der man sich in der Wüste unterwerfen muß, wo man nie zu einer andern Zeit trinken kann, als wenn die ganze Karavane zu diesem Zweck auf einige Minuten Halt macht, ohne sich dem Rufe der Verweichlichung und der übeln Nachrede, „daß man den Wasserschlauch an den Mund gebunden habe," auszusetzen. Befinden sich in Afrika Pferde bei einer Karavane, so hat man für jedes derselben ein Kamel nöthig, um nur seinen Wasserbedarf fortzuschaffen. Auf die hier und da befindlichen Cisternen und Quellen ist nie mit Sicherheit zu rechnen, da sie oft versiegen und austrocknen, namentlich wenn der Samum, dieser Todesengel der Wüste, über die Fläche hinbraust."

In ebenso auffallender Weise wie auf langes Ertragen des Durstes ist der Körper des Kamels auch auf langes Hungern angelegt. Es ist vielfach beobachtet worden, daß der aus einer fettigen Masse bestehende Höcker in Zeiten, wo das Thier reichlich Futter empfängt, unverhältnißmäßig wächst, dagegen abnimmt und fast ganz verschwindet, wenn es lange ohne Nahrung ist; und somit kann man es als ausgemacht betrachten, daß zur Zeit, wo das Thier keine Nahrung zu sich nimmt, es von dem in die Säftemasse eingezogenen Fette seines Höckers lebt, und dieser die Stelle einer Vorrathskammer bei ihm vertritt. Außerdem findet aber das Kamel auch in der Wüste noch Nahrung, wo nur der spärlichste Pflanzenwuchs sich zeigt. Die trockenen, stacheligen Kräuter, als Disteln, Nesseln, Ginster, dann Gesträuch und Baumrinde, zu deren Zerkäuen seine Zähne eingerichtet sind, sucht es selbst da auf, wo es auf üppigen Wiesen sich nähren könnte. Vermöge der gespaltenen, knorpeligen Oberlippe aber ist es so gut wie unser Schaf im Stande den dürftigsten Grashalm abzufressen.

Zu diesem wunderbaren Schutz gegen Hunger und Durst, den die Natur dem Kamel angedeihen ließ, kommt nun noch seine merkwürdige Schnelligkeit und Zähigkeit mehrere Tage ununterbrochen hinter einander zu laufen. Ein Kamel der flüchtigen Race, welche die Araber Maharri oder Heiri nennen, vermag, wenn es nur geritten und nicht anderweitig belastet wird, seinen schnellen Lauf, der in einem harten, heftigen Trabe besteht, nach der Aussage jener Völkerstämme vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen fortzusetzen, ohne auszuruhen oder Verlangen nach Futter zu zeigen. Es vermag in dieser Zeit vierundzwanzig bis acht-

undzwanzig deutsche Meilen zurückzulegen und mit derselben Schnelligkeit Wochen lang fortzufahren.

Eine solche Schnelligkeit vermögen nun freilich die belasteten Kamele nicht zu entwickeln, indem sie mit einer Bürde von sechs bis zehn Centnern täglich in Durchschnitt nur sechs Meilen zurücklegen.

Zu dem Tragvermögen des Kamels kommt endlich noch sein geringes Bedürfniß des Schlafs, so daß es wie ein Seeschiff Tag und Nacht zu segeln vermag. Ferner die mit starker, schwieliger, aber nicht harter Haut überzogenen breiten Ballen unter den Füßen, welche elastischen Kissen vergleichbar den Gang in nicht zu tiefem Sande erleichtern; ferner jene sieben hornartigen Schwielen an der Brust, den Vorder- und Hinterbeinen, die beim Niederkauern des Kamels zum Ruhen und Schlafen die meiste Last tragen, und endlich das Hochhalten des Kopfes und die Verschließbarkeit der Nasenlöcher, um sich vor dem niedrig streifenden Samum und gegen das Einathmen des vom Winde aufgejagten Wüstensandes zu bewahren.

Wie der Araber an der Entbehrung des Schlafes, an Ertragung unglaublicher Beschwerden, des Hungers, Durstes und der Hitze gewöhnt ist, so unterwirft er denselben Strapatzen seine Kamele, um so deren Naturanlagen noch weiter auszubilden. Wenige Tage nach der Geburt lehrt er das Thier sich auf die Knie niederzulassen und zwingt es in dieser Lage zu verweilen; dann legt er ihm eine beträchtliche Last auf, die nur fortgenommen wird, um einer schwereren Raum zu geben. Anstatt es nach Willkür fressen und saufen zu lassen, regelt und beschränkt er ihm seine Nahrung, gewöhnt es nach und nach an lange Märsche und schmälert ihm allmälig die Menge des Futters. Es wird ferner im Laufen geübt und durch das Beispiel schneller Pferde angeregt, bis es eben so flüchtig wird als diese und sie wohl gar noch übertrifft. Da der Araber in der Nähe der Wüste die Thore seiner Häuser zum bessern Schutz gegen Plünderung oft nicht über drei Fuß hoch macht, so lehrt er seine Kamele nicht bloß das Niederknien für das Be- und Entladen, sondern auch, um auf den Knien durch solche niedere Thore bis zur Hausflur einzugehen. Die Sättel, welche man den Dromedaren auflegt, sind in der Mitte hohl, damit sie den Höcker umschließen können; hinten und vorn haben sie ein rundes, senkrechtes Stück Holz, wovon man das vordere mit der Hand erfaßt, um sich fest zu halten. An den Seiten hängen lange Beutel mit Lebensmitteln für Reiter und Thier; ein Schlauch mit Wasser und ein lederner Gurt als Zügel vollenden das Reisegeräth. Soll das Thier bestiegen werden, so liegt es auf den Knien und wird von dem Treiber festgehalten, indem dieser ihm seinen Fuß auf die Vorderbeine setzt. Dann muß sich der Reiter plötzlich auf die Matratzen über den Höcker schwingen und sogleich vorn und hinten festhalten; denn das Kamel, von seinem Treiber losgelassen, richtet sich plötzlich ruckweise auf, erst vorn, — und man fällt beinahe auf den Rücken — dann hinten, — und man würde ohne Anhalt unfehlbar kopfüber stürzen. Es bedarf längerer Zeit, ehe ein Europäer sich an diese Art des Reitens gewöhnt; denn abgesehen davon, daß das Gefühl das Dromedar nicht in seiner Gewalt zu haben, sondern seinem Willen folgen zu müssen sehr unbehaglich ist, so schaukelt der Gang des Thieres den Reiter unangenehm, bewegt dessen Oberkörper unaufhörlich und wirkt

auf den Neuling wie eine Seereise; ja es giebt Leute, die auf dem Kamel völlig von der Seekrankheit befallen wurden. Dieses Beschwerliche des Reitens wird noch dadurch vermehrt, daß das Thier seine Beine nicht kreuzweise hebt wie die Pferde und Esel, sondern den vorderen und hinteren Fuß jeder Seite zugleich. Obgleich der Araber ungemeine Geschicklichkeit besitzt durch die verschiedenartigsten Lagen und Stellungen den unangenehmen Stößen dieser Thiere auszuweichen, so wackelt ihm doch fortwährend wenigstens der Kopf auf dem Halse, und die Kamelreiter sehen deßhalb mit ihren ernsten Gesichtern chinesischen Pagoden nicht unähnlich. Bald reiten die Leute auf dem Höcker, bald legen sie sich der Länge nach auf das Gepäck und oft sitzen sie stundenlang hinter dem Packsattel auf den untergeschlagenen Beinen.

Ein eigenthümliches Gemälde bietet das Leben der Kamele bei den nomadisirenden Arabern dar, welche jedes festen Wohnsitzes entbehrend ewig beweglich mit ihren Kamelen und Zelten die Wüste durchziehen. Hat der Araber irgendwo sein Zelt aufgeschlagen, so legen sich die Thiere, schon daran gewöhnt, vor dieser luftigen Behausung nieder; dann bindet der Führer der Heerde um die Knie der alten Kamele einen Strick, wodurch das Aufstehen verhindert wird. Vor diesen oder zu beiden Seiten liegen die Jungen auf dem harten Sande. Dieses dauert bis gegen Mitternacht, zu welcher Zeit die Araber wieder in Bewegung sind. Dann nimmt man den alten Kamelen die Stricke ab, legt die Netze zurück, welche bei den Stuten den Jungen das Saugen wehrten und beginnt das Melken. Ist dieses geschehen so legt man die Netze wieder sorgfältig an die Euter, und jedes Thier muß sich wieder an seinen Ort legen bis zu Tages Anbruch, wo dann die alten Thiere abermals aufstehen und ihren Jungen zu saugen geben dürfen. Während so das Haupt der Familie beschäftigt ist, bricht die Frau mit den Dienern das Zelt ab, legt es zusammen, läßt die Kamele niederknien und packt ihr einfaches Hausgeräth darauf. Auf dem Rücken eines der stärksten Kamele befestigt man einen ledernen, ungefähr vier Fuß breiten Korb, worin die alten Männer und Frauen, die nicht mehr gehen können, nebst den kleinen Kindern ihren Platz finden, und dann zieht man weiter. Man hält sich so viel als möglich in der Nähe dieser Personen und reitet abwechselnd. Das Haupt der Familie geht gewöhnlich vor den beladenen Kamelen her. Hat der Herr die Richtung angegeben, die man einschlagen soll, so bricht er mit geladener Flinte auf und trabt fort, bis er einen angemessenen Ruheplatz findet. Die Frau eilt ihm mit möglichster Schnelligkeit nach. Sobald sie das bekannte Zeichen zum Ruhen bemerkt, packt sie ihr Kamel ab, breitet das Zelt aus, schafft die kleinen Steine weg, entfaltet die Schlafdecke, stellt die Schüsseln in Ordnung und hängt die Wasserschläuche auf. Gewöhnlich bricht man vor Sonnenaufgang auf, und wo möglich ist das Zelt gegen vier Uhr Nachmittags abermals aufgeschlagen.

Das weidende Kamel in der Abendstunde, wenn die am Horizonte der Wüste herabsinkende Sonne die ganze, weite, großartig schauerliche Wildniß mit ihrem Veilchenschimmer übergießt, gewährt einen ebenso anziehenden als malerischen Anblick; seine abenteuerliche Gestalt, seine tiefgelbe Farbe, sein bedächtiger Gang, sein Straußenhals, den es bald der ganzen Länge nach ausstreckt, bald mit ganz eigener Anmuth einzieht oder

umher bewegt; sein sanfter harmloser Blick, — Alles versetzt uns bei seiner Betrachtung unwillkürlich in die frühesten Weltalter, in die Zeiten der Hirtenkönige und Patriarchen zurück, und man schaut das Längstvergangene in der Gegenwart.

---

180. Sklavenjagden in Kordofan. (7. Aufl. S. 488.)

A. W. Grube.

Gegen das Ende des Jahres 1838 wurde von dem ägyptischen Vicekönig an die Provinz Kordofan der Befehl ertheilt 5000 Sklaven zu stellen. Die letzten Tage des Monats November 1838 setzte sich das hierzu beorderte Corps, bestehend aus 2400 Mann Infanterie, 750 Mann Mograbinen (Beduinen zu Pferd), 200 Mann irregulärer Cavallerie, 300 Dromedarreitern und 1200 Landeseinwohnern mit Schild und Lanze bewaffnet, begleitet von drei Kanonen in Marsch. Diesmal erhielten bloß zwei Infanteristen zusammen ein Kamel, weil man die volle Zahl nicht so schnell auftreiben konnte und überdies noch zum Fortbringen des Wassers, der Zelte u. s. w. eine große Anzahl erforderlich war. Lebensmittel und Schlachtvieh sowie die nöthige Fourage wurde nur auf wenige Tage mitgenommen, indem man nach dieser Zeit durch Raub und Plünderung das Nöthige herbeizuschaffen hoffte. Ein Berg, welcher schon in früheren Jahren durch die Truppe Mehemed Ali's sowohl als die räuberischen Bakara (Hirtenvölker) ohnedies genug gelitten hatte und daher größtentheis entvölkert war, wurde zuerst aufgefordert sich zu ergeben. Der Scheik kam auch sogleich in das Lager und lieferte sich mit allen seinen Untergebenen, bestehend in 196 Köpfen, aus: er selbst erhielt die Freiheit und ein Kleid zum Geschenk; den jungen Männern aber wurde die Scheba angelegt, — ein junges Bäumchen von 6 bis 8 Fuß Länge und 2 Zoll Dicke, welches vorn eine Gabel behält, die dem Unglücklichen so an den Hals gebunden wird, daß der Stamm des Bäumchens nach vorn kommt, die Gabel selbst aber hinten am Halse mit einem Querholze geschlossen wird. Als diese Vorsichtsmaßregel genommen war, wurden die Sklaven nach Lobeid abgeführt. Man behandelte sie noch menschlich, und es fand kein Selbstmord unter ihnen statt; denn sie sahen das Unmögliche eines Widerstandes ein. Als aber bei den Truppen das Brot ausging und bei dem armen Volke nur ein geringer Vorrath von Dochem (Getreide) aufgefunden wurde, sah man sich genöthigt weiter vorzurücken. Der nächste Berg wurde angegriffen: doch wie sahen sich die Soldaten in ihrer Erwartung betrogen, als sie Alles leer fanden. Die Einwohner, von der Ankunft des Zuges in Kenntniß gesetzt, hatten sich mit ihrem Vieh und allen ihren Habseligkeiten geflüchtet; Nichts als die leeren Hütten standen da, welche man auch sogleich anzündete und mit Allem zerstörte, was sich noch darin vorfand. Nun ging es zu dem dritten Berge. Die Einwohner, fest entschlossen um jeden Preis ihre Freiheit zu vertheidigen und lieber den Tod zu erleiden als sich in die Hände der Türken zu liefern, boten Alles auf, um einen hartnäckigen Widerstand leisten zu können. Das Dorf wurde gestürmt, — der Sturm einigemale abgeschlagen, — doch nach einem erneuten Angriff endlich genommen. Allein schrecklich war die Scene, die sich nun dem Auge darbot. Von 500 Seelen, die das Dorf bewohnten, fand man 188 am

Leben. Alle Hütten waren mit Leichen von Jung und Alt erfüllt; wer nicht mit der Waffe in der Hand im Kampfe blieb, gab sich selbst den Tod, um der Sklaverei zu entgehen. Nachdem die Gefangenen abgeführt waren, wurde Alles geplündert, und die Leichen blieben unbeerdigt liegen. Welch ein trauriger Anblick für die Wenigen, die noch so glücklich waren, durch die Flucht diesem Unglück zu entkommen! Was fanden sie bei ihrer Rückkehr? Nichts als Schutt und Leichen. Da den Truppen Ruhe zu gönnen war, wurde ein Lager bezogen und ein kleines Corps ausgesandt, um Lebensmittel zu requiriren. Ein solches Lager, welches fast jedesmal in einer ebenen Gegend aufgeschlagen wird, besteht aus einem unregelmäßigen Viereck, das mit Dornhecken, Gesträuchen, öfters auch mit Steinen eingezäunt wird, und in welches man die reguläre Infanterie nebst dem Geschütz und Gepäck stellt. Die Cavallerie und Lanzenträger lagern außerhalb des Lagers. Von Ausstellung zweckmäßiger Vorposten und sonstigen taktischen Vorkehrungen weiß man gar Nichts: man beschränkt sich bloß auf die Vertheidigung gegen einen Ueberfall, weil die Neger sehr oft des Nachts einen Angriff unternehmen, der bei der großen Sorglosigkeit den letzteren sehr verderblich werden könnte. Doch man bleibt gewöhnlich nur eine kurze Zeit im Lager, was auch hier der Fall war; denn sobald sich die Soldaten ein wenig erholt hatten und einige Lebensmittel herbeigeschafft waren, wurden die Zelte abgebrochen, und der Marsch gegen den nächsten Berg, welchen man angreifen wollte, fortgesetzt. Die Cavallerie war auf ungefähr eine halbe Stunde Entfernung vorausgesandt, um den Berg zu umzingeln. Als sie jedoch in die Nähe desselben kam, wurde sie von den Eingeborenen, die von der Ankunft der Türken bereits unterrichtet waren, angegriffen. Die Neger, sehr stark an der Zahl und bloß mit Schild und Lanze bewaffnet, brachen mit Ungestüm aus ihrem Hinterhalt hervor; mit einem furchtbaren Geschrei, welches von den ihre Männer begleitenden Weibern noch vermehrt wurde und dem Lu, lu, lu der arabischen Weiber ganz gleicht, warfen sie sich auf die Feinde. Hierdurch ganz außer Fassung gebracht und auch nicht Willens den Angriff der Neger abzuwarten kehrte die Cavallerie sogleich um und ergriff die Flucht. Einer der Anführer der Beduinen, welcher ein sehr stetiges Pferd ritt, das nicht sogleich den andern folgen wollte, wurde umzingelt. Er ergriff seine Flinte, um solche gegen die ersten Angreifer abzufeuern; doch diese versagte, und bevor er von seinem Säbel Gebrauch machen konnte, ward er vom Pferde herabgerissen und sogleich getödtet. Keiner der Seinigen machte auch nur die geringste Miene den Anführer zu retten; jeder war bloß auf seine eigene Rettung bedacht. Man darf jedoch die Flucht nicht einer Feigheit der Beduinen zuschreiben: sie schlagen sich durchgehends gut, wenn nicht, wie hier der Fall, ihr Interesse gefährdet wird. Theils durch List, theils durch ungeheure Versprechungen, welche man jedoch nie erfüllt, werden diese Nomaden aus den heimathlichen Steppen gelockt und zu diesen Sklavenjagden verwendet. Außer ihrer Löhnung haben sie sonst nichts Anderes zu erwarten, als was sie sich selbst durch Raub und Plünderung verschaffen. Trifft es sich übrigens, daß sie durch Zufall oder eigene Schuld im Kampfe ihre Pferde verlieren, so dürfen sie nicht darauf rechnen von der Regierung Ersatz zu erhalten. Hat einer nicht die Mittel sich selbst wieder ein Pferd anzuschaffen, so

wird ihm wohl von der Regierung wieder eins verabfolgt, der Preis dafür jedoch von seiner eigenen gar nicht großen Löhnung abgezogen, und er muß dann wohl ein ganzes Jahr lang und noch länger umsonst dienen. „Wie unklug" — sagte mir der Scheik dieser Beduinen selbst, „wie unklug wären wir doch, wenn wir unsere Pferde der Gefahr aussetzen wollten, wobei für uns Nichts zu gewinnen ist!"

Indessen hatte sich die Cavallerie wieder hinter dem Fußvolke gesammelt, und letzteres sollte, aber erst am folgenden Tage, den Angriff machen. Wäre dieser gelungen, so wäre auch das Blutbad fürchterlich gewesen; denn Alles wollte den gefallenen Scheik rächen. Doch diesmal stand es im Buche des Schicksals anders geschrieben. Sobald der folgende Tag anbrach, wurde die Infanterie zum Sturme geordnet und die Cavallerie zur Reserve gestellt. Kein Feind zeigte sich, und man vermuthete, daß die Neger in ihr Dorf, welches an einem steilen Abhange gelegen war, sich zurückgezogen hätten, um sich dort zu vertheidigen. Man rückte also mit der größten Vorsicht gegen dasselbe vor; einige Kanonenschüsse, gegen das Dorf gerichtet, thaten keine Wirkung. Alles blieb ruhig. Doch plötzlich, als bereits das Vordertreffen den Fuß des Berges erreicht hatte und sich zum Sturme bereitete, brachen von allen Seiten die Neger hervor und suchten die Angreifer einzuschließen. Die Lage der letztern war sehr kritisch; denn bloß den anzugreifenden Berg im Auge haltend übersahen sie, daß noch zwei andere Berge, welche jenen flankirten, von einer eben so großen Anzahl Neger bewohnt waren, welche mit den Angegriffenen sich vereinigten und nun mit aller Macht sich auf die Infanterie herabwarfen. Kein Mann wäre entronnen; denn in einem engen Thale eingeschlossen konnte die Infanterie sich kaum bewegen und von der Cavallerie war keine Hülfe zu erwarten; Alles wäre verloren gewesen, da die Neger wie schwarze Wolken von den Bergen herabkamen und sich auf den Feind stürzten — mit einer beispiellosen Wuth rannten sie in den Kampf, achteten keine Schußwaffe, kein Bajonett und wußten ihre Lanzen geschickt zu gebrauchen —: doch der Commandant der ägyptischen Truppen, bei Zeiten die Gefahr erkennend, befahl sogleich den Rückzug, und nun floh Alles in wilder Unordnung aus dem Thale. Die Cavallerie blieb auch nicht stehen, und so machten die Truppen erst dann Halt, als sie sich außer dem Bereich ihrer Feinde befanden. An die Erneuerung eines Angriffs war nun nicht mehr zu denken; denn einmal geschlagen kann Nichts auf der Welt diese Helden bewegen abermals anzugreifen. Sie wissen auch wohl, daß die Neger, einmal im Vortheil, fast unüberwindlich werden, da die Gewehre mit den Bajonetten gegen die Waffen der Schwarzen keine große Vortheile bieten, indem, wie sich das oft gezeigt, diese wilden Bergbewohner Nichts achten und sich blind in den Kampf stürzen. Ich selbst überzeugte mich einige Mal von der Unerschrockenheit dieser Menschen.

Als die Truppen sich wieder gesammelt hatten und Alles in Ordnung war, wurde der Zug fortgesetzt. In einigen Tagen hatte man wieder mehrere Berge erobert und die Gefangenen nach Lobeid gesandt. Darauf nahm man die Richtung gegen eine von dem Nubagebirge etwas südlich gelegene Gegend, welche von einem andern Stamme bewohnt wird. Dieser Stamm ist sowohl in Sprache als auch in Sitten von den Einwohnern Nubas verschieden. Man erkennt seine Angehö-

rigen sogleich an den vielen messingenen Ohrringen, die sie nicht in den Ohrläppchen, sondern in dem oberen Theil des Ohres anbringen, wodurch dieser ganz herabgezogen wird und den untern Theil bedeckt. Die Männer tragen fast durchgehends oberhalb des Kinns den Zahn von irgend einem Thiere in der Länge von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll; sie stecken diesen Zahn schon in der Jugend durch ein Loch in der Haut, und er wächst sodann mit dieser fest zusammen. In ihrer Lebensweise sind sie von den übrigen Negern sehr wenig unterschieden; doch auffallend ist es, daß sie bei dem Essen die Speisen nicht so wie die Türken, Araber und Neger mit den Fingern ergreifen, sondern sich hierbei einer Muschel oder eines Stückchen Holzes in der Form eines Löffels bedienen. Das Dorf dieses Stammes, auf einem äußerst vortheilhaften Punkte des Berges gelegen, war schwer zu erstürmen, und so beschloß der Commandant, um keinen Verlust zu erleiden, den Berg einzuschließen und die Neger durch Durst zur Uebergabe zu zwingen, indem es bekannt geworden war, daß die Gegend kein Wasser habe. Acht Tage lang dauerte die Belagerung, und wie man später erfuhr, hatten die armen Belagerten, die sich zu einer Vertheidigung nicht stark genug fühlten, schon am vierten Tage keinen Tropfen Wasser mehr. Das Vieh wurde bereits in den ersten Tagen getödtet, um den Wasservorrath nicht zu schmälern; am sechsten Tage waren schon mehrere Kinder und Greise aus Durst umgekommen; am siebenten Tage ward die Sterblichkeit so groß, daß man beschloß sich zu ergeben. Die Kräftigsten riethen zwar zu einem Ausfall: doch erschöpft, wie Alle waren, sahen sie nur zu gut ein, daß dieses von keinem Nutzen wäre, und als am achten Tage mehr als hundert von den Qualen des Durstes dahinstarben, auch Viele in der Verzweiflung sich mit dem Messer den Bauch aufschlitzten und sich selbst den Tod gaben, überlieferte sich der Ueberrest an die Feinde. Von mehr als 2000 Menschen waren nur noch 1049 am Leben; der Ueberrest war theils verschmachtet, theils durch Selbstmord aufgerieben. Als man in das Dorf eindrang, fand man die Hütten mit Leichen angefüllt; hier und da waren noch einige am Leben, jedoch so abgemattet und erschöpft, daß sie nicht auf den Füßen stehen konnten. Dennoch wurden diese Armen mit Kolbenstößen und Peitschenhieben aus den Hütten geholt und unter fortdauernden Mißhandlungen ins Lager geschleppt, von hier aus aber nach Lobeid abgesandt, wobei aber unterwegs noch 150 zu Grunde gingen.

Am vierten Tage nach dem Abgange dieses Sklaventransports, als die Karavane Halt machte und die Gefangenen wie gewöhnlich in kleinen Abtheilungen sich lagerten, konnte ein altes Mütterchen von den früher ausgestandenen Qualen ermattet nicht schnell genug den ihr angewiesenen Platz einnehmen, und ein unbarmherziger Soldat versetzte ihr mit dem Kolben seines Gewehrs einen solchen Stoß, daß sie beinahe leblos zu Boden sank. Ihr Sohn, welcher diese Mißhandlung sah, stürzte sich von seinem natürlichen Gefühl ergriffen mit Wuth auf den Soldaten und versetzte ihm mit seiner Scheba einen solchen Stoß, daß auch dieser zu Boden stürzte. Dies war wie ein verabredetes Zeichen: alle Sklaven, welche eine Scheba trugen, warfen sich auf die Soldaten und schlugen mehrere nieder, so daß, bevor diese die Gewehre ergreifen konnten, 36 Neger, von der Nacht und dem Wirrwar im Lager begünstigt, die Flucht ergriffen und glücklich entkamen. Die Landeseinwohner,

welche diesem Transporte beigegeben waren, blieben ruhige Zuschauer, ein Beweis von dem Antheil, den sie an diesen Blutjagden ihrer Despoten nehmen.

Die Haupttruppe hatte indessen ihren Marsch fortgesetzt und abermals einen Berg erstürmt, doch nicht ohne Verlust. Das Dorf, auf einem steilen Abhange erbaut, konnte nur von Einer Seite angegriffen werden, und da es hinlänglich mit Wasser versehen war, so war auch an eine Blockade nicht zu denken. So erfolgte der Sturm. Mit beispielloser Wuth focht man auf beiden Seiten. Jeden Schritt, den die Angreifer vorwärts drangen, mußten sie mit ihrem Blute theuer bezahlen. Die Neger verrammelten alle gangbaren Stellen, benutzten jeden Stein, jeden Baum und jede Erhöhung, hinter der sie sich verbergen konnten, und stürzten sich auf den Feind, der nur mit großer Mühe die Höhe erklimmen konnte. Von der Schußwaffe konnten die Stürmenden keinen Gebrauch machen; denn auf Händen und Füßen kriechend waren die Soldaten außer Stande ihre Waffen zu ergreifen, und so wurde mancher derselben von den Negern mit der Lanze durchstoßen, bevor sie sich noch aufrichten konnten, ja im Herabstürzen rissen die Vordermänner ihre Hintermänner mit fort. Das Kanonenfeuer, welches gegen den Berg gerichtet war, blieb ohne Wirkung und mußte endlich ganz eingestellt werden, um nicht die eigenen Truppen zu beschädigen. Der Kampf war furchtbar und der Ausgang desselben lange Zeit schwankend; doch gelang es endlich den Soldaten auf der Höhe festen Fuß zu fassen und den Angriff mit dem Bajonett zu machen. Dies war entscheidend, und das Dorf wurde ungeachtet des hartnäckigen Widerstandes der Neger in kurzer Zeit genommen. Nun war das Blutbad fürchterlich: Alles, was sich wehrte, wurde ohne Barmherzigkeit niedergemacht; es wurden Kinder, Weiber und Greise mit dem Bajonett niedergestoßen, die Hütten angezündet, alle Habseligkeiten geplündert; — man wüthete auf unmenschliche Weise gegen die unglücklichen Geschöpfe. Was lebend in die Hände der Sieger fiel, wurde sogleich in das Lager hinabgeschleppt; diejenigen, die sich in Höhlen und Klüften zu verbergen suchten, wurden mit Feuer und Dampf hinausgetrieben oder erstickt; man ließ mit dem Wüthen und der Verfolgung nicht nach, bis Alles entweder in die Sklaverei gebracht oder niedergemetzelt war. Was man von der vorgefundenen ärmlichen Habe nicht gleich fortschleppen konnte, wurde zerstört und endlich das ganze Dorf geschleift und dem Erdboden gleich gemacht.

Doch dies war noch nicht das Aergste, was diese armen Menschen zu erdulden hatten; noch härtere Qualen warteten ihrer während des Transportes nach Kordofan. Ich selbst war leider einige Tage lang Augenzeuge von dem Elende, das die armen Gefangenen zu erdulden hatten; die Feder sträubt sich aber, die Grausamkeiten zu beschreiben, die man gefühllos an den ohnedies schon durch den Verlust ihrer Freiheit ganz gebeugten Menschen verübte. Theils mit der schweren Scheba am Halse, theils mit Klammern an den Händen und dann zwei und zwei zusammengebunden trieb man diese armen Neger wie das Vieh vorwärts, behandelte sie aber schlimmer als das Vieh. Die meisten waren mit Wunden bedeckt, die sie im Kampfe erhalten hatten, andere waren von der Scheba, den Klammern und Riemen ganz wund gerieben; das Gehen ward ihnen schwer, und sie waren immer im Begriff

vor Mattigkeit niederzusinken: aber Kolbenstöße stießen die zum Tod Ermüdeten vorwärts. Das Klagen und Jammern der Unglücklichen, das Schreien und Weinen der Kinder, die bei der Erstürmung des Dorfes ihre Eltern verloren hatten oder mit der Mutter nicht gleichen Schritt halten konnten, während diese noch mehr litt als ihr Kind, — Alles dies hätte ein steinernes Herz erweichen sollen. Aber auf diese gefühllosen Henker machte es keine Wirkung: gleichgültig gingen sie neben den Gefangenen her, und ihre Theilnahme beschränkte sich bloß auf die Stöße und Peitschenhiebe, die sie den Zurückbleibenden austheilten. Da man Alles, was man lebend angetroffen hatte, mit sich fortschleppte, so befanden sich unter dem Transport auch manche Gebrechliche, Blinde, Lahme, schwache Greise, von denen vorauszusehen war, daß sie unterwegs zu Grunde gehen mußten. Aber auch darauf ward keine Rücksicht genommen. Man war nur darauf bedacht die von der Regierung verlangte Zahl von Sklaven voll zu machen.

Alle Tage gegen 10 Uhr Vormittags wurde Halt gemacht; man stellte die Sklaven nach ihrem Alter in mehrere Abtheilungen und reichte ihnen das Essen, welches in gekochtem Dochem bestand. Von Salz ist da natürlich keine Rede und der Dochem so hart gekocht, daß es kaum den Erwachsenen möglich wird solchen zu verarbeiten. Die Kinder, welche zu schwache Zähne haben, um dieses Korn zerbeißen zu können, und doch von dem heftigsten Hunger gequält werden, schlingen es wie Pillen hinunter und müssen dann öfters schrecklich leiden, weil sie das Genossene nicht gehörig verdauen können und der Leib ihnen aufschwillt.

Als man die Gefangenen nach ihrem Alter in einzelne Gruppen abtheilte, wurden die Kinder, die sich ängstlich an ihre Mütter festklammerten, mit Gewalt von ihnen gerissen, damit sie allein essen sollten. Die Kranken und Verwundeten berücksichtigte man gar nicht: sie erhielten die gleiche Nahrung wie die Uebrigen, und an ein Verbinden der Wunden war gar nicht zu denken. Manche von diesen Elenden warfen sich lieber weinend in den Sand, um ihre müden Glieder zu erholen, als daß sie sich Speise reichen ließen. War einer von ihnen so entkräftet, daß man an seinem Weiterkommen zweifelte, oder lag er gar schon in den letzten Zügen, so warf man ihn wie ein Stück Holz abseits, wo er entweder verschmachtete oder noch lebend von wilden Thieren zerrissen wurde. Es wäre ein Leichtes gewesen etwas Brot für die armen Sklaven unterwegs zu backen; doch das wäre zu viel Gunst und Ueberfluß für Sklaven, denen man schlechtere Kost giebt als den Hausthieren.

Sobald das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, mußte sogleich ein jeder in seinem Zuge sich einstellen; versäumte er sich nur einen Augenblick, so fehlte es nicht an Peitschenhieben und Kolbenstößen. Alte Väter und Mütterchen, welche gedrückt von der Last der Jahre sich kaum fortschleppen konnten, erlitten eine gleiche Behandlung und wurden, wenn sie wirklich unvermögend waren, im Sande liegen gelassen. Den Kindern war es nicht vergönnt von ihren lieben Angehörigen Abschied zu nehmen: mit Thränen im Auge sandten sie den letzten traurigen Abschiedsgruß den Zurückbleibenden zu. Oft, um wo möglich den Vater oder die Mutter nicht so elend umkommen zu lassen, nahmen die Weiber und Töchter, welche frei gehen konnten, einen solchen Unglücklichen in die Mitte, welcher dann die Hände um den Hals dieser beiden ge-

schlungen sich mit Noth fortziehen ließ oder abwechselnd getragen wurde. Kinder von sechs Jahren, ja schon von vier Jahren mußten selbst laufen. Diese erlagen gewöhnlich bald dem anstrengenden Marsche und mußten dann von der Mutter oder Schwester getragen werden. Ich sah auch Mütter, welche den Säugling in einem Arm, ein etwa zweijähriges Kind auf dem andern, zuletzt noch den ermatteten, größeren Knaben auf den Rücken nahmen und selbst kraftlos unter dieser dreifachen Bürde zusammensanken.

Großentheils sind die Offiziere, die einen solchen Zug führen, Schuld an der Grausamkeit, welche die Soldaten an den armen Sklaven während des Marsches üben. Entweder dem Zuge eine Strecke vor- oder nachreitend bekümmern sie sich gar nicht um den Zustand ihrer Gefangenen und überlassen diese ganz der Willkür ihrer Soldaten. Man bemerkt es gleich, wenn ein menschlicher Offizier den Zug leitet; denn bei diesem gehen die Wenigsten zu Grunde. Es werden dann die kleinen Kinder und die Kranken auf die Lastthiere geladen; ja ich sah selbst einen solchen wackern Offizier zwei Kinder zu sich auf das Pferd nehmen. Aber gefühlvolle Menschen dieser Art gehören zu den Ausnahmen.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang wurde wieder Halt gemacht und abermals gekochter Dochem ausgetheilt. Allein in der Nacht stieg das Elend dieser Sklaven auf den höchsten Grad. Es war im Monat Januar, wo der Wechsel der Temperatur am empfindlichsten ist; das Thermometer sank bis zu 4° R. Wärme herab, was in diesen heißen Ländern eben so viel sagen will, als wenn es in Deutschland 4° Kälte zeigt. Man denke sich nun die armen, nackten Neger ohne alle Bedeckung, durch Hunger und Müdigkeit kraftlos, und man wird ermessen können, was sie auszustehen hatten. Es wurden wohl Feuer angezündet: aber der geringe Holzvorrath war nicht hinreichend, um die Frierenden zu erwärmen. Das Geschrei, das Wimmern und Weinen der Kranken war daher fürchterlich, und man fand sogar des Morgens einen Säugling an der Brust der Mutter erstarrt. In ihren Dörfern haben die Neger zwar auch keine Bekleidung und sind außer dem Gürtel und einem Stück um die Lenden gebundener Leinwand ganz nackt: doch liegen sie Nachts in ihren Hütten und bedecken sich mit Thierhäuten, was sie Alles auf dem Marsche entbehren müssen. Diejenigen, welche die Scheba am Halse trugen, schliefen auch Nachts vor Schmerzen nicht, weil der Hals so eingeengt war, daß sie ihn nicht bewegen konnten; und so war kein Einziger von Leiden frei.

Ich bot Alles auf, um sowohl die Soldaten als die den Sklavenzug eskortirenden Landleute theils durch gute Worte, theils durch Geschenke mitleidiger zu machen, und so nahm auch wohl dieser und jener ein armes Kind, welches seine wunden Füße im Sande nicht mehr bewegen konnte, auf den Rücken und trug es den ganzen Tag. Doch leider war es mir nicht möglich allen Grausamkeiten Einhalt zu thun, und so mußte ich eines Tages sehen, wie ein gefühlloser Soldat einen Mann, dessen Füße durch die bei der Erstürmung seines Dorfes erhaltenen Wunden ganz wund geworden waren und in gefährliche Entzündung übergingen, so daß er unmöglich gleichen Schritt mit den Uebrigen halten konnte, mit dem Kolben zu Boden stieß. Ich war meines Gefühls nicht mehr mächtig, zog meinen Säbel und würde diesen Tiger in Stücke

gehauen haben, wenn mir nicht mein Bedienter in den Arm gefallen wäre und den Säbel so wie die Pistole aus den Händen gewunden hätte; auch stellte er mir diese Waffen nicht eher wieder zurück, bis er sah, daß mein Blut etwas ruhiger wurde.

Am achten Tage traf die Expedition in Lobeid ein. Hier geschah nun die Vertheilung der Sklaven. Die Tauglichsten wurden zum Militär genommen, die andern Erwachsenen zum Preise von 300 Piaster an die Soldaten gegeben. Weil die Soldaten wissen, daß ihnen der Sold mit Sklaven bezahlt wird und zwar um einen so hoch gestellten Preis, so fürchten sie Nichts mehr, als einen kranken Sklaven zu bekommen, der ihnen stirbt, bevor sie den Armen an den Sklavenhändler verhandelt haben. Darum prügeln sie die Neger lieber vorher zu Tode oder lassen unterwegs verschmachten, was nicht fort kann, um keine schlechte Waare an Zahlungsstatt annehmen zu müssen.

Nachrichten aus Kordofan zufolge waren Ende des Jahres 1839 keine Truppen zum Einfangen der Sklaven abgegangen, und man hatte den Sold in baarem Gelde ausgezahlt. Doch im Jahre 1840 und 1841 hatte die grausame Jagd wieder begonnen, und wie oft wird sie noch wiederholt werden zur Schande unsers Geschlechts!

---

181. Der Winter in Petersburg. (7. Aufl. S. 496.)

J. G. Kohl.

Im Jahre 1836 im Monate December warf Jemand in Moskau eine Apfelschale zu einem kleinen Luftfenster hinaus. Dieselbe langte nicht auf der Straße an, sondern blieb zufällig auf dem Rande der Fensterbrüstung hangen und fror hier sogleich fest an. Sechs Wochen hindurch sah man diese Apfelschale steif gefroren über dem Abgrunde schweben, ohne daß auch nur ein einziges Mal eine warme Witterung sie erweicht hätte. Endlich am Anfange Februars, sechs Wochen und drei Tage nachdem sie zum Fenster hinausgestürzt war, thaute sie beim warmen Sonnenschein auf und fiel ihren vor sechs Wochen begonnenen Sturz vollendend auf die Straße hinab. — Gewiß ein anschaulicher Beweis von der eigensinnigen Ausdauer des moskowitischen Klimas im Bösen!

In Petersburg kann Aehnliches sich nicht ereignen; denn in dem sumpfigen Newa-Delta hat das Klima nicht die Unveränderlichkeit des mittleren Rußlands. Die mildernden Einflüsse der Ostsee stellen sich hier noch oft den eisigen Winden entgegen, welche Sibirien schickt. Regnichte Westwinde, kalte Nordostwinde, dichte Nebel und heitere Frosttage wechseln eigentlich während dieser Jahreszeit beständig und ringen miteinander die ganzen sechs Monate hindurch, so daß man weder im Januar vor Regen und Schmutz ganz sicher ist, noch auch im Frühlingsmonate vor Eis und Schnee, ganz anders als in Moskau, wo der December sich noch nie zu einer Wasserthräne erweichte und im Januar ein Mann sich noch nie die Stiefeln auf der Straße beschmutzte.

Dennoch aber fällt das Thermometer in Petersburg häufiger auf niedrigere Grade herab als in Moskau, und eben so zeigt die Durchschnittszahl des ganzen Winters eine niedrigere Temperatur an, als die des mittleren Rußlands ist. Petersburgs Klima schwankt beständig zwischen Extremen. Im Sommer steigt die Hitze bis auf 30 Grad und im Winter der Frost bis auf 30 Grad. Es giebt dies eine

Entfernung der äußersten Punkte von mehr als 60 Grad. Bei keiner andern Stadt in Europa sind die Differenzen der Extreme so groß. Dazu kommt, daß, so wie Wärme und Kälte im Laufe des ganzen Jahres schlecht vertheilt sind, sie auch ebenso disharmonisch in den einzelnen Theilen des Jahres unter einander sich mischen. Im Sommer nach einem überheißen Morgen fällt oft Nachmittags ein rauher Wind ein, der das Thermometer und Blut auf der Wärmeskala um 12 Grad herabwirft, gleichsam als ob die Stadt wie ein Ball bald zum Aequator, bald zum Nordpol schwanke. Auch im Winter betragen die Differenzen von einem Tage zum andern nicht selten 12 bis 18 Grad. Es wäre natürlich unmöglich in einem solchen Klima zu existiren, wenn nicht der Mensch gegen die wechselvolle Unbeständigkeit der Natur, deren Launen er durchaus nicht beherrschen kann, sein Leben durch Beständigkeit schützte und erhielte. Bei uns, wo die Uebergänge nicht so schroff und die Gegensätze der Temperatur nicht so schreiend sind, ist es eher möglich den Veränderungen des Wetters zu folgen und bald den Ueberrock abzulegen, bald zum Mantel oder Pelze zu greifen, bald etwas Holz mehr in den Ofen zu werfen, bald etwas weniger. In Petersburg ist man aber nicht so beweglich. Es wird angenommen, der Winter beginnt im October und endet nach siebenmonatlicher Dauer im Mai. Demgemäß hüllt man sich im Anfang Octobers in Pelze, die gleich auf alle mögliche Kältegrade berechnet sind, und legt dieselben erst wieder ab, wenn alle Stürme ausgetobt haben. Ebenso unbeweglich wie in der Kleidung ist man in der Warmhaltung der Zimmer, die immer gleich stark geheizt werden, damit das Haus sich nie ganz auskühle, ganz ebenso, wie man ein für alle Mal angenommen hat, die Schlittenbahn dauere fünf Monate, demzufolge man die Wagen im October in Ruhestand versetzt und ununterbrochen in Schlitten fährt, es mag nun der Schnee fallen oder schmelzen. Nur leichtsinnige Ausländer versuchen es wohl den Bewegungen des Wetters zu folgen, büßen aber, da sie zu ungeschickt darin sind, ihren Vorwitz mit Krankheit, zuweilen mit dem Tode.

Gewöhnlich also geht das Leben im Winter, es mag nun regnen oder schneien, frieren oder thauen, seinen alten gewohnten Gang. Tag für Tag knistern die Birkenbäume im Ofen, einen Tag um den andern rutschen die Schlitten in den Straßen herum, beständig werden die öffentlichen Wärmestuben für die armen Leute geheizt und regelmäßig die öffentlichen Feuer auf der Straße, in der Nähe des Theaters, für die Kutscher u. s. w. unterhalten. Nur wenn die Kälte ausnahmsweise zu außerordentlicher Höhe steigt, treten bedeutende Veränderungen in der Bewegung auf den Straßen ein und im Anblick des Ganzen. Wenn es heißt: „Das Thermometer ist auf 20 Grad herabgesunken," dann spitzt man die Ohren, beobachtet den Wärmemesser und zählt die Grade. Bei 23 bis 24 Grad wird die Polizei wach: die Offiziere machen Tag und Nacht die Runde, um die Schildwachen und Butschniks wach zu erhalten und die im Schlafe Ueberraschten auf der Stelle tüchtig strafen zu lassen; denn der Schlaf ist in diesem Falle das sicherste Mittel zu einem sanften Hinübergleiten aus dieser Welt in jene. Mit 25 Grad hören die Theater auf, weil nicht mehr die nöthigen Sicherheitsmittel für die Schauspieler und die Kutscher getroffen werden können. Die Fußgänger, die sonst in Petersburg einen ziemlich bedächtigen Schritt haben,

laufen alsdann so eilig, als hätten sie die wichtigsten Geschäfte, und die Schlitten, die schon ziemlich flink sich bewegten, fliegen nun im Galopp über den schreienden Schnee. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber gewiß ist, daß 20 Grad Kälte in Petersburg unendlich mehr bedeuten und weit schädlicher wirken als bei uns. Gesichter bekommt man dann gar nicht mehr auf den Straßen zu sehen; denn Alles hat sich die Pelze über Kopf und Hut gezogen. Die Furcht Augen, Ohren und Nase durch den Frost zu verlieren beängstigt Jeden, und da sich das Abfrieren durch kein unangenehmes Gefühl vorher ankündigt, so hat man genug zu denken, daß man nicht eine der verschiedenen Extremitäten des Körpers vergesse, sondern bei Zeiten etwas reibe. „Väterchen, deine Nase!“ erinnert der Vorübergehende den Entgegenkommenden und reibt ihm ohne Umstände seine kreideweiße Nase mit Schnee ein. Mit den Augen hat man ebenfalls viel zu thun, weil sie alle Augenblicke zusammenfrieren. Man tappt dann in die erste beste Hausthür hinein und bittet die Leute auf ein paar Augenblicke um ein Plätzchen am Ofen, indem man dann hinterher eine zerthaute Thräne des Dankes dafür vergießt.

Die Kälte in Petersburg ist allerdings viel empfindlicher als die unsrige: aber die Petersburger wie alle Nordländer überhaupt sind auch viel empfindlicher für die Kälte. Alle Ausländer, selbst Italiener, Spanier und Franzosen, sind bei weitem kühner und weniger zärtlich. Handschuhe, bei uns ein Luxusartikel, sind in Rußland ein für Jedermann unentbehrliches Kleidungsstück, und selbst die Bauern arbeiten nie ohne Handschuhe hinter ihrem Pfluge. Man sieht Verhüllungen von Personen mit Gürteln, Pelzen, Tüchern, Kapots, Kopf- und Ohrennetzen, wie sie bei uns gar nicht vorkommen, und die der Fremde anfangs verschmäht, allmälig aber auch anlegt.

Die russischen Oefen sind in ihrer Art das Vollkommenste, was Menschen erdacht haben. Sie sind aus Kacheln gebaut, und der Feuerzug windet sich in ihnen so vielfach auf und ab, daß die Hitze oft einen Weg von 100 Fuß Länge und mehr darin machen muß, ehe sie in den Schornstein entlassen wird. Die große Steinmasse des Ofens erwärmt sich nur sehr langsam, während unsere eisernen gleich in wenigen Minuten glühen; sie hält aber die Hitze desto länger in sich und wärmt einmal geheizt den ganzen Tag über. Man heizt fast durchgängig in Petersburg mit Birkenholz, das am billigsten in der Umgegend zu haben ist und dabei viel dauerhaftere Kohlen giebt als das Holz der Nadelbäume. Und eben auf reichliche Kohlenbildung kommt es bei der russischen Heizungsweise hauptsächlich an. Denn während bei uns eigentlich nur die Flamme heizt, läßt man dieselbe in Rußland erst ausbrennen; und so viele Birkenstämme auch im Ofen verknisterten, so wird doch sein Inneres kaum davon durchwärmt. Erst wenn die „Juschka“ (eine eiserne Platte und darüber gelegte Kapsel), die den Ofengang doppelt verriegelt, geschlossen ist, fängt die Wärme an etwas im Zimmer durchzuwirken. Die russischen Ofenheizer sind sehr geschickt in allen bei dieser Heizart nothwendigen Verrichtungen. Zangen und Schaufeln kennen sie nicht, und sie haben kein anderes Instrument als einen langen eisernen Feuerhaken, mit dem sie beständig den Kohlenbrei in dem Ofen umrühren und bearbeiten, die Kohlen zerschlagen und die noch nicht ausgebrannten nach vorn bringen und dem Zuge mehr aussetzen. In jedem großen

Hause giebt es einen oder ein paar Ofenheizer, die den ganzen Tag Nichts weiter zu thun haben als die Oefen zu versehen, das Holz herbeizuschleppen und vorzubereiten. Damit die Herren des Morgens beim Caffee das Zimmer warm finden, müssen jene guten alten dienenden Geister ihre Arbeit bereits in der Nacht beginnen. Gewöhnlich bauen sie schon am Abend vorher recht künstlich ihren Holzweiler im Ofen auf, damit die Birken noch ein bischen nachtrocknen, und zünden dann früh am Morgen mit Kien und Fichtenholz das Ganze an. Die Ein- und Ausgänge sind gewöhnlich in den langen Corridors der Häuser, welche dadurch wie das Vorhaus, das aber in der Regel noch mit eigenen Oefen versehen ist, gänzlich mit geheizt werden.

Man kann sich denken, welche wichtige Rolle der Ofen auch in den Häusern der gemeinen Russen spielt. Er ist hier eine zu einer außerordentlichen Größe gediehene Maschine, die zugleich als Koch-, Heiz-, und Backapparat dient. Rund umher laufen Bänke zum Genießen der Wärme; denn diesen Nordmenschen ist das Wärmeeinsaugen und Alles was damit zusammenhängt, das Schwitzen, Sonnen u. s. w., ein eben solcher Genuß wie das Ausruhen und Schlafen. Es sind viele kleine Vertiefungen und Löcher in dem Ofen angebracht, um tausenderlei Dinge darin zu trocknen, und nasse Strümpfe und Kleider hangen immer darum herum. Auf der Plattform des Ofens liegen Betten, in denen sie noch in Schafspelze gehüllt des Nichtsthuns und der Wärme sich freuen.

Nicht wenig zum Zusammenhalten der Zimmerwärme tragen die doppelten Fenster bei, die in Petersburg wie in ganz Rußland üblich sind. Kaum tritt im October der erste starke Frost ein, so rüstet man das ganze Haus zu, verpicht alle kleinsten Oeffnungen und setzt überall doppelte Fenster ein, deren Fugen mit Papier überklebt werden. Fast jeder Bauer hat Doppelfenster. Kaum wird hier und da ein Luftfensterchen gelassen, und man kann sich denken, welche Freude, welche Heiterkeit und Frische in die Zimmer zieht, wenn endlich, endlich im Mai diese beengenden Verhüllungen wieder abgenommen werden und die Fenster zum ersten Mal wieder sich öffnen können, hinter deren Verschluß man saß wie Noah in seiner Arche. In der Höhlung zwischen den doppelten Fenstern pflegt man Salz oder Sand auszubreiten, welche Substanzen die sich sammelnde Feuchtigkeit anziehen sollen. Das Salz häuft man in allerlei zierlichen Formen auf, die unberührt bis zum Frühlinge liegen, und das Sandbeet bepflanzt man mit hübschen Kunstblumen, die dann eben so lange in diesem Käfig blühen. Jedes Haus hat darin seine eigenen Einfälle und seine besondere Weise, und man geht wohl an einem hellen Wintertage gern durch die Straßen, um den Schmuck der Doppelfenster zu betrachten.

Die Thüren bleiben nicht hinter den Fenstern zurück. Man findet nicht nur doppelte, sondern zuweilen selbst drei- und vierfache. Die kleinrussischen Bauern haben bei ihren Erdwohnungen einen verdeckten Gang, durch den man über einige Stufen zu der Thür des Hauses hinabgeht; an den Petersburger Häusern ist ein ähnlicher, nur daß man einige Stufen zur Hausthür aufwärts geht und dann noch eine Thür zu passiren hat, bevor man in das geheizte Vorhaus gelangt.

Bei uns leiden die Armen in kalten Wintern erstaunliche Noth. Es ist kein Zweifel, daß sie in Petersburg viel ansehnlichere Mittel ha-

ben sich vor Kälte zu schützen. Die öffentlichen Anstalten, die man für sie getroffen hat, die Wärmestuben, die in verschiedenen Stadttheilen sich finden, und die in eisernen Häuschen bei den Theatern brennenden Feuer, woran die Kutscher sich wärmen, sind noch das Wenigste. Aber die dicken Pelze und Kleider, in deren Besitz auch die Bettler sind, die dichten Wohnungen, die alle, selbst die Hütten nicht ausgenommen, luft- und wasserdicht sind, bieten treffliche Schutzmittel. Bei 25 Grad erhalten alle Schildwachen in Petersburg Pelze. Nichtsdestoweniger ist es natürlich, daß bei den barbarischen Kältegraden manches warme Menschenleben zu Grunde geht. Doch sind die Sitten der Bewohner weit mehr Schuld daran als die Dürftigkeit ihrer Schutzmittel, und zwar vor allem drei Dinge: die Trägheit des Volks, — das Branntweintrinken — und Rücksichtslosigkeit der Reichen.

Die Russen, so sehr lebhaft sonst ihr Humor ist, lieben doch durchaus keinerlei Art von Anstrengung, und geistige wie körperliche Gymnastik ist ihnen verhaßt. Sie ziehen es daher in der Kälte vor sich hinter den Ofen oder Pelze zu verkriechen und still auszuhalten, anstatt, wie jeder Nichtrusse thun würde, mit Hand und Fuß sich gegen die Kälte zu wehren. Das unmäßige Branntweintrinken vergrößert die Gefahr; denn Trunkenheit und Schlaf sind beim Frost das Allergefährlichste. Da nun jeder plötzlich eintretende Frost eine Menge Trunkener und Schlafender auf den Straßen findet, so kann man sich denken, daß der Opfer nicht wenige sind. Die Zahl derselben wird durch die Rücksichtslosigkeit der Vornehmen vermehrt. Es ist unglaublich, was man den armen Vorreitern, Dienern und Kutschern zumuthet. Bei Besuchen läßt man sie, sei es auch das härteste Wetter, stundenlang auf den Straßen warten, um sie jeden Augenblick bereit zu haben. Die Kutscher schlafen dann auf ihren Böcken ein, und die kleinen zwölfjährigen Vorreiter, die noch nicht bis Mitternacht wachen gelernt haben, hangen schlummernd auf ihren Pferden oder legen sich den Zügel am Arm gebunden auf den gefrorenen Schnee des Straßenpflasters hin. Wie manchem armen Kutscher froren so Nase, Hände und Füße ab, während seine Herrschaften sich der ausgezeichnetsten Ohren- und Gaumengenüsse erfreuten.

Die höchsten Kältegrade fallen gewöhnlich nur bei heiterm, ruhigem Wetter ein, und das prachtvolle Petersburg hat daher in der Regel bei 30 Grad Kälte seinen „schönsten, heitersten“ Tag. Der Himmel ist hell; die Sonne leuchtet brillant und zwar um so brillanter, da ihre Strahlen durch Millionen kleiner, blinkender Eiskrystalle hindurchschießen, mit denen die Luft gleich einem Diamantenstaub erfüllt ist. Aus allen Häusern und selbst aus den geheizten Kirchen wirbeln dicke Rauchsäulen, die in der ätherklaren Luft so dicht erscheinen, als ob in jedem Hause eine Dampfmaschine stände, und dabei in allerlei Farben spielen. Schnee und Eis auf den Straßen und der Newa sind weiß und reinlich, als wäre Alles aus Zucker gebacken. Die ganze Stadt hat das zierlichste Gewand von der Farbe der Unschuld, und sämmtliche Dächer blitzen von einer gleichmäßigen Lage schimmernden Krystallstaubes. Alles Wasser gefriert, wie man es ausgießt, und die Brunnen, die Pferdetränken, die Schöpfanstalten, die Wasserfuhrleute und ihre Wagen, die Wäscherinnen an den Kanälen, — Alles erscheint weiß mit Eis inkrustirt. In den Straßen zeigt Alles, um dem Tode zu entgehen, das regste Leben. Al-

les rennt und jagt so hastig, weil Jedem der Sensenmann buchstäblich auf den Fersen sitzt. Der getretene Schnee knistert und heult die sonderbarsten Melodien, und selbst alle andern Klänge und Laute nehmen in dieser kalten Atmosphäre andere Klänge an. Es liegt Wahrheit in der Redensart: „Es friert, daß es brummt;" — denn beständig zieht ein leises Rauschen oder ein säuselndes Brummen durch die Luft, das von all' dem klingenden Schnee und Eise kommt.

---

182. Der Tanz der Derwische. (7. Aufl. S. 502.)

H. C. Andersen.

Es ist hinreichend bekannt, daß die Türken, d. h. der rohe Haufe der Nation, alle Geisteskranke für vom göttlichen Geiste Inspirirte ansehen. Deßhalb haben die Wahnsinnigen in den Moscheen ihren Platz: die schrecklichen Isaui sind ein Gegenstand der Ehrerbietung und Ehrfurcht. In einen Zustand wie diese gerathen die Derwische durch ihren Tanz. Es ist eine wahre Selbstmarter. Eine Art berauschender Wurzel, an der sie saugen, erhöht die Wildheit. — Die Derwische, welche ihr Kloster in Skutari haben, werden „Ruhanis", d. h. „die Heulenden", genannt; die Derwische in Pera haben den Namen „Mewlewis", d. h. „die Drehenden". Sie tanzen gewöhnlich Donnerstags und Freitags. Ich habe diese Tänze gesehen und will versuchen eine Schilderung von ihnen und dem Eindruck zu geben, den die ganze Ceremonie in ihren Klöstern auf mich machte.

Ein Reisender, mit dem ich nach Skutari hinüber segelte, um die Derwische zu sehen, bereitete mich durch seine Erzählungen von den verwandten Tänzen der Isaui darauf vor. Der Reisende kam von Tripolis, wo wie auf der ganzen afrikanischen Küste sich in allen Moscheen unter einer Art Wache ganze Scharen dieser Geschöpfe befinden. An einem gewissen Tage im Jahre wird bekannt gemacht, daß die Isaui durch die Straßen tanzen werden; dann verschließt Jeder seine Thür, und kein Christ oder Jude wagt sich hinaus: er könnte sonst, wenn er diesem wilden Zuge begegnete, obgleich derselbe unter Bedeckung ist, lebendig zerrissen werden. Hunde, Katzen, alle Geschöpfe, denen sie begegnen, zerreißen sie und verschlingen ihre blutigen Stücke.

„Ich war gerade im vorigen Jahre an diesem Tage der Tollen in Tripolis", sagte der Fremde, „und hatte auf dem flachen Dache des Hauses unsers Consuls einen Platz. In der ganzen Straße waren alle Pforten und Thüren fest verschlossen. Der Zug näherte sich. Eine Schar starkbewaffneter Soldaten zu Pferde umringte die Rasenden, die bis auf einen Gürtel fast ganz nackend waren; ihre langen schwarzen Haare hingen um die Schultern herab. Sie machten seltsame, kleine Sprünge und stießen ein wildes Geheul aus, indem sie fortwährend ihren Kopf bald vor, bald zurück warfen, so daß das lange Haar bald das Gesicht verbarg, bald es in schrecklicher Wildheit umflatterte. Das scheußliche Geschrei wurde mit einer Musik von Handtrommeln und Sackpfeifen begleitet, und indem sie vorwärts sprangen, griffen sie oft auf die Straße hinunter, nahmen dort die losen Kieselsteine und schnitten sich mit diesen tiefe Wunden in die Brust und Arme. Vor dem Hause, auf dem wir standen, hatten wir, um die Wildheit der Isaui zu

sehen, einen maurischen Diener eine lebendige Ziege anbinden lassen. Sobald die Schar ankam, war dem Mauren befohlen das Thier zu tödten: er stieß ihm seinen Dolch in den Hals und sprang hinter die Thür. Die Ziege zappelte in ihrem Blut, und in demselben Augenblick drängten sich die heulenden Isaui heran; Einer von ihnen steckte seine Hand in die blutige Wunde, hob mit Geheul die Ziege empor, zerriß sie und schleuderte die blutigen Eingeweide gegen des Hauses Mauer. Die ganze Schar stürzte sich über das Thier und verschlang es buchstäblich mit Haut und Haar!"

Während dieser Schilderung setzten wir über den Bosporus. Ich gebe das hier Erzählte wieder als das Präludium, welches meine Phantasie für das Kloster und die Tänze erregte, die ich dort sehen sollte.

Wir waren in Skutari. Diese Stadt zählt gegen 100,000 Einwohner, wird aber nur als eine Vorstadt Constantinopels angesehen. Hier ist Alles altmohammedanisch; hier wohnen die orthodoxen Türken, wenn man sie so nennen darf. Einige stark bewaffnete, halbnackte Araber trieben ihre beladenen Kameele vom Ufer durch die Straßen, hinaus gegen den großen Kirchhof; sie begannen eine lange Reise. Wir folgten ihnen nach einem entlegenen Theil der Stadt, wo wir vor einem ärmlichen, unbedeutenden Hause Halt machten, so viel ich mich erinnere, aus Fachwerk erbaut; dieses ist das Kloster der Derwische. Die Thür war noch nicht geöffnet: wir kamen zu früh und gingen daher in die nahegelegenen türkischen Kaffeehäuser, die an den meilenweit sich ausdehnenden Cypressenwald gränzen, in welchem die Todten ruhen. Vor den Kaffeehäusern unter grünbelaubten Bäumen saß eine Menge Türken, Militär- und Civilpersonen; einige von ihnen waren hier, um an den Tänzen der Derwische Theil zu nehmen oder gleich uns sie anzusehen. Hier saß ein häßlicher alter Zwerg, ein eifriger Ruhanis, sagte man: ich würde ihn bald unter den Tanzenden erblicken. Er sollte sehr reich sein und zwölf schöne Frauen in seinem Serai haben. Sein kleiner Sohn war mit ihm im Kaffeehause, ein hübscher Knabe, schon eben so groß wie der Vater. — Endlich öffnete sich die Thür des Klosters. Wir gingen hinüber und traten in ein breites Vorgemach, welches mittelst eines halbaufgehefteten wollenen Teppichs in zwei Theile getrennt war. Jeder mußte seine Schuhe oder Stiefeln ausziehen, und diese wurden dann hinter den Vorhang gestellt. Mein Begleiter, der Reisende, der in Tripolis gewesen, nahm ein Paar Saffianpantoffeln aus seiner Tasche hervor, zog diese über die Stiefeln und ging so hinein: aber die Türken sahen ihn zornig an und sprachen unter sich. An meinen Beinkleidern waren Stege angenäht, so daß es schwierig war die Stiefeln auszuziehen: aber da man der Sitte des Landes folgen oder dies Letztere meiden soll, nahm ich schnell ein Messer, zerschnitt die Stege und spazierte wie die Türken auf den Socken. Ein alter Mann mit dem Turban klopfte mir auf die Schulter, nickte freundlich und sagte Etwas, das mein Dolmetscher mir übersetzte: ich sei ein guter Mensch, der die Religion achte und verdiene ein Türke zu sein. „Gott erleuchte Dich!" waren seine Worte. — Ich trat nun in den Tempel selbst, wenn er so genannt werden kann. Er bildete einen viereckigen Saal, oben mit dicht vergitterten Gallerieen für die Frauenzimmer, unten rings mit einer Schranke von ungehobelten Brettern; in der Mitte war der Tanzplatz,

der für den Augenblick mit roth, weiß und blau gefärbten Häuten bedeckt war. Auf diesen lag auf dem Bauche eine Menge Derwische, gekleidet wie gewöhnlich die Türken; doch waren hier auch viele in der neueingeführten Tracht, mit militärischen Röcken und hohem, großem Feß. Sie berührten mit ihrer Stirn den Fußboden; bisweilen erhoben sie den Kopf; aber schnell, als erschrecke sie Etwas, schlugen sie ihn wieder hinunter. Ich stand mit bloßen Strümpfen auf dem kalten Steinboden und setzte abwechselnd den einen Fuß auf den andern, um sie warm zu halten; es war nicht angenehm. — Auf der mittelsten Wand hingen in Rahmen große türkische Inschriften und Bilder, welche Gebäude vorstellten, auch Tambourins, Becken und eiserne Geißeln mit scharfen Spitzen, um sich die Haut zu zerfetzen. In der Mitte war wie in den türkischen Moscheen eine Nische, die als Altar diente, und vor dieser stand ein Priester in blauem Talar, grünem Turban und mit einem langen, weißen Barte; er schwang ein Räucherfaß und stieß mit einem sonderbaren Gurgellaut einige türkische Worte aus. Nun begannen einzelne Stimmen im Chor einen Gesang, — ich sage, einen Gesang; aber das ist für dergleichen nicht der rechte Ausdruck: es waren Laute, die etwas so eigenthümlich Wildes hatten, die in verschiedenen Rhythmen abwechselten, eine Art Scala, ein wunderlicher Gurgellaut, ganz wie ein Wilder mit musikalischem Gehör, nachdem er zum ersten Male eine große Bravour-Arie gehört, auf seine Weise den künstlichen Gesang nachahmen würde. Es war mehr grausenerregend als eigentlich unharmonisch.

Nachdem die Derwische mehrmals den Fußboden mit der Stirn berührt hatten, erhoben sie sich, küßten die Hand des Priesters und stellten sich nun im Halbkreis längs der Schranke, vor welcher die Zuschauer standen.

Der Tanz begann. In demselben Augenblicke kam ein Mensch, das Schauderhafteste, was ich bisher gesehen. Zwei Derwische von Pera, an ihren hohen, schirmlosen Filzhüten kenntlich, begleiteten ihn. Er war ein Eremit aus der Umgegend Medinas, wie mein Dolmetscher sagte. Nie habe ich einen Menschen gesehen, dem der Wahnsinn so aus den Augen leuchtete wie diesem. Die andern Tanzenden hatten ihre Turbane und Feß vor die Nische gelegt und jeder eine weiße Filzkappe aufgesetzt. Mit einer solchen trat auch der Eremit herein; schwarzes, struppiges Haar hing ihm lang über Rücken und Schultern; er trug einen weiten Mantel, auf welchem von rothem Zeug zwei geflügelte Pferde genäht waren; er stellte sich mitten in den Halbkreis. Alle standen, als wenn die Füße fest genagelt wären, aber eine Dampfmaschine die andern Glieder in Bewegung setzte: jedes Glied bewegte sich zu gleicher Zeit in derselben Richtung zuerst nach vorn, dann zurück, nun rechts, dann links, und Alles unter einem Gesang und Herplappern, wie man es nennen will, erst langsam, dann in immer schnellerm Tempo, sowohl der Gesang als die Bewegung; die Tanzenden geriethen dabei in wilde, fast unschickliche Stellungen.

Zwei junge Türken saßen hockend vor dem Halbkreis und leiteten den Gesang, der beständig mit einer einförmigen Betonung der dritten Silbe stieg. Mohammeds ganzes Geschlecht gingen sie durch von Abdallah bis Mohammed, und der Chor antwortete: „La illah, illallah!“ Es klang zuletzt wie ein dumpfes Geheul, ein Schnarchen

oder Todesröcheln. Einige waren todtenbleich; Andere sahen aus wie Blut; Allen strömte der Schweiß vom Gesichte herunter. Der Eremit warf seinen großen Mantel ab und stand nun da in einer rothen wollenen Blouse mit langen Aermeln, die bis über die Hände reichten, und bloßen Füßen. Bald gerieth er in Raserei und zerriß die enge Blouse; mit den nackten Armen schlug er gegen die Brust. Eine seiner Hände war welk: wahrscheinlich hatte er sie einst selbst zerstümmelt. Sein Mund war eine blutige Wunde; beide Lippen waren vor Kurzem abgeschnitten, und es sah aus, als ob er lachend die weißen Zähne zeigte, es war ein schrecklicher Anblick! Sein Mund sprang blutend auf; seine Augen rollten; seine Stirnadern schwollen. Immer gewaltsamer wurde der Tanz, und doch wich Keiner einen Zoll breit von seinem Platze. Die Tanzenden schienen nicht Menschen, sondern Maschinen zu sein. Sie sprachen nicht ferner Worte aus: diese verloren sich in kurz ausgestoßenem Geheul. Jehova klang wie Je-hu! Von dem Uebrigen verstand man am Deutlichsten Ja-med! (o hilf!) Es war wie ein Stöhnen des Todes; es war furchtbar! Und je mehr ich die Tanzenden ansah, desto mehr fühlte ich mich in ein Irrenhaus unter Tolle versetzt. „Ja-hú! ja-hú!" tönte es wild heulend. Mein Begleiter flüsterte mir zu: „Um des Himmels Willen, lachen Sie nicht. Wir wären unglücklich: sie würden uns morden." — „Lachen?" antwortete ich: o ich bin dem Weinen nahe! Es ist erschütternd, es ist gräßlich! ich halte es nicht länger aus!" — Eilig suchte ich den Ausgang, und in demselben Augenblicke fiel ein Paar der Tanzenden zu Boden. Auf der Straße hörte ich noch das wilde Geheul: „Ja-hú! ja-hú!"

Wie schön, wie warm war es nicht draußen in dem hellen Sonnenschein! Das leichte Boot, dünn wie ein Spahn, fuhr von Asiens Küste nach Europa über starke Strömungen an Schiffen und Böten vorbei; der kleinste Stoß, und wir wären umgeschlagen. Aber daran dachte ich nicht: wir kamen aus der Wohnung des Schreckens; hier war Alles Natur und Lebenslust.

Tags darauf besuchte ich die Mewlewis, die drehenden Derwische in Pera. Diese haben ihre eigene Tracht und ein luftiges, hübsches Kloster. Alles zeigt, daß sie einen höheren Rang einnehmen, als die Ruhanis. In Peras Hauptstraße neben dem Kirchhofe ist der Eingang zum Kloster; im Hofe stehen einige hohe Cypressen. Das Kloster selbst ist vom Tempelgebäude abgesondert, in welchem sie tanzen. Ein alter Armenier begleitete mich hierher. Der Hof war von Frauen angefüllt: den Tempel selbst dürfen diese nicht betreten. Durch die offenen Fenster des Klostergebäudes sah ich mehrere junge Derwische sich im Runddrehen üben. Die wachestehenden Soldaten winkten uns, als wir im Hofe stehen blieben: aber unsere Stiefeln mußten wir ausziehen. Darauf wurden wir in die rund um den Saal herumlaufende Gallerie geführt, die mit Matten belegt war. Hier war Alles reinlich und hübsch; die Aussicht durch die offenen Fenster nach Skutari und den fernen asiatischen Bergen trug wohl das Ihrige zur Schönheit bei; jedes Fenster bot ein prächtiges Panorama dar. Die Gallerie, in welche ich eintrat, war ganz von Türken angefüllt; aber als sie mich, einen Fremden, sahen, machten Alle Platz und drängten sich zur Seite, damit ich recht nahe

an die Schranken kommen könnte. Ich mußte hier wie überall die Höflichkeit der Türken loben.

Nun begann die Festlichkeit. Eine Schar Derwische trat herein. Sie waren sämmtlich barfuß und Jeder in einen großen dunkelgrünen Mantel gehüllt; ein weißer Filzhut, gewiß eine Elle hoch und ganz ohne Rand, bedeckte den Kopf. Einer der Aeltesten mit langem, weißen Bart stellte sich in die Mitte des Saales, verschränkte die Arme und sprach ein Gebet von einer leisen, eintönigen Musik begleitet, zwei Tönen einer Flöte und fortwährend nur einem und demselben Tone auf der Trommel; — es klang fast wie das einförmige Plätschern einer Quelle. Alle andern Derwische umkreisten langsam den Alten. — Nun warfen sie ihre Mäntel ab und standen da in einem offenen, dunkelgrünen Wamms mit langen, engen Aermeln und einem langen Rocke vom nämlichen Zeuge und gleicher Farbe, der bis an die Knöchel hinabreichte und in großen Falten um ihre Beine fiel. Sie breiteten die Arme aus und drehten sich immer nach derselben Seite in die Runde. Ihr Rock umgab sie wie ein Trichter. Mitten im Kreise drehten sich zwei Derwische beständig auf demselben Fleck, beständig nach einer Richtung; um diese wieder die andern im wirbelnden Tanz. Der Aelteste mit dem langen Barte spazierte ruhig zwischen den Aeußersten und den Beiden in der Mitte. Der Tanz sollte den Lauf der Planeten vorstellen.

Von einer geschlossenen Gallerie über uns ertönte ein leiser, einförmiger Gesang. Trommeln und Pfeifen fuhren in ihrer einschläfernden Musik fort. Die Tanzenden blieben ununterbrochen in ihrem Runddrehen immer nach einer Seite, immer in demselben Tacte. Sie sahen völlig aus wie leblose Automaten: nicht eine Miene veränderte sich; aber sie waren todtenblaß.

Bei einem starken Schlag auf die Trommel standen sie plötzlich still wie von einem Blitze getroffen und murmelten ein kurzes Gebet. Die eintönige Musik begann von neuem, und wieder drehten sich Alle nach derselben Seite wie vorher; — man schwindelte beim Anblick: sie drehten und drehten sich. Nun schwankte Einer: da ertönten Pfeifen und Trommeln im schnelleren Tempo, und der Schwankende wirbelte noch rascher in der Runde, immer wilder, immer schneller: — es war nicht auszuhalten! Eine ganze Stunde währte dieser Tanz: aber er hatte nichts Grausenerregendes; er konnte fast graziös genannt werden; man mußte nur vergessen, daß es Menschen waren, und glauben, daß es Puppen seien. Der Tanz, vereinigt mit der schwachen, eintönigen Musik, gab dem Ganzen den Charakter eines stillen Wahnsinns, der mehr rührte als erschütterte. Erbaulich konnte die ganze Handlung kaum genannt werden: sie kam mir wie eine Art Ballet vor; wogegen der Tanz der Derwische in Skutari in meiner Erinnerung als das Bild eines Tollhauses stand.

---

183. Der Hafen von Constantinopel. (7. Aufl. S. 507.)

Nach Fr. Murhard.

Sobald man bis an den Kai gelangt ist, befindet man sich beinahe in einer völligen Verblendung; die Sinne schwinden bei der endlosen Menge immer neuer Gegenstände. Man muß die Augen zudrücken,

um die Fluth von Ansichten dem Gedächtnisse einzuprägen und der Phantasie zur Verarbeitung hinzugeben. Schon von fern wird das Ohr durch den wilden Lärm im Hafen wie betäubt. Tritt man aber auf den Kai, so weiß man nicht, ob man hier oder dort hin will: man ist kaum seiner eigenen Entschließungen Herr. Hier ist eine beständige Fluth von Gehenden und Kommenden. Tausend Stimmen erheben sich vor und hinter mir, Geschrei und Getöse von allen Seiten. Ein Chaos von wilden, unverständlichen Worten! Dort arbeitende, hier streitende Menschengruppen. Rechts ein tobender Haufen der aufgehaltenen, ungeduldigen Schiffsleute, links ein babarisches Rufen der ankommenden und abgehenden Gondoliere, die sich kühn und geschickt mit ihren kleinen, bunten Tschaiken (Kähnen) einen Weg durch das Gedränge bahnen. Hier lassen Zimmerleute die wiederholten Schläge ihrer schweren Aexte in die Luft erschallen; dort scheint die Werkstätte der Cyklopen zu sein, aus welcher die Flamme hoch zum Himmel emporsteigt. Hier die gewaltigen Stimmen der Zankenden; dort ein ungebildeter Matrosengesang, und mitten unter diesem die Signale mit dem Schiffsgeläute, das Pfeifen und der Schall der Schifferglocken. Hier die lärmenden Bauarbeiten an den Schiffen; dort das verworrene Zurufen der Matrosen, welche die Anker werfen oder lichten. Kaum hatten wir den Boden des Kais betreten, als wir uns schon von Hunderten von Muselmännern umringt sahen. Alle waren Gondoliere, alle beeiferten sich ihre Tschaiken uns anzubieten, alle uns zu bereden nur schnell und ohne Bedenken einzusteigen. Sehr oft bleibt es nicht bei dem bloßen Rufen: sie fassen wohl gar die, welche sich dem Hafen nähern, bei den Kleidern an und machen Miene, als wollten sie dieselbe mit Gewalt in ihr Boot ziehen. Sie können sich nicht einbilden, daß man bloß darum dem Meere zugehe, um die malerische Aussicht auf seine Fläche und die gegenüberstehenden Gestade zu genießen. Sobald man aber einen aus ihrer Mitte zum Ruderer gewählt hat, treten die übrigen zurück. Jener beeifert sich nun seine Passagiere durch das Menschengetümmel zu seinem Boote zu führen. Wir bestiegen eine Tschaike und waren froh, nachdem wir uns durch die Menge von großen und kleinen Schiffen durchgearbeitet hatten. Bald hatten wir die Mitte des Kanals gewonnen und ruderten nun hastig der Rhede von Constantinopel zu. Unbeschreiblich ist der Anblick, der hier von allen Seiten die Augen fesselt, einzig in der Welt. Der Hafen ist gedrängt voll von Schiffen allerlei Bestimmung, Art, Namens und Baues. Sanft erblickt man sie von den Wogen geschaukelt. Die größern, welche in langen Reihen vor Anker liegen oder stolz mit fliegenden bunten Flaggen dahin segeln, bilden eine ungeheure Wasserstadt. Die zahlreichen Maste gleichen einem Walde. Alle Räume zwischen diesen großen schwimmenden Palästen sind mit kleineren Fahrzeugen, Gondeln, Schaluppen, Booten, Tschaiken mit und ohne Segel bedeckt, die sich alle Augenblicke durchkreuzen, ohne sich im größten Gedränge zu berühren. Ich erkundigte mich bei einem dieser türkischen Ruderer nach der Zahl der zwischen der Stadt und den Vorstädten beschäftigten Gondeln; er gab sie zu 70,000 an. Das scheint übertrieben: aber 10,000 mögen es wohl sein. Nun denke man sich einen Meerbusen, dessen Umfang sich auf mehrere Stunden erstreckt, und auf dessen einander gegenüber liegenden Gestaden Alles lebhaft und thätig ist, voll von hin und her nach allen Himmels-

gegenden auf den Meereswogen schnell fortgleitenden Tschaiken, deren mannigfaltiger Bau und morgenländische Verzierungen allein schon die Aufmerksamkeit des Fremden reizen. Man denke sich die namenlosen, grell in die Augen fallenden bunten Kostüme und Trachten der Orientalen, mit denen diese Schiffchen ohne Zahl vor unsern Blicken wegeilen. Siehe, wie sie sich auf tausendfältige Weise durchkreuzen, eins das andere noch an Gelenksamkeit und Geschwindigkeit übertrifft, eines hinter dem andern zurückbleibt, dieses jenem voreilt! Siehe, wie in jedem Momente tausend Ruder die glatte Wasserfläche durchschneiden, bei jedem Schlage derselben das Meer schäumend emporspritzt und die östliche Sonne jeden in die Höhe sich erhebenden Wasserstrahl vergoldet; wie von allen Seiten die beiden Ufer mit allen ihren Gebäuden und Menschen wie in krystallenen Spiegeln abgebildet erscheinen! Man denke sich diesen Hafen an den meisten Orten nur etwas über eine Viertelstunde breit, so daß man in der Mitte desselben Alles zu unterscheiden vermag, was auf beiden reizenden Gestaden vor sich geht. Man denke sich das unaufhörliche Getümmel auf und längs dem Meere, das betäubende Getöse von allen Seiten, die beständige Lebhaftigkeit und Thätigkeit, welche selbst mitten auf dem Wasser mit der auf dem Lande zu wetteifern scheint, die ewige Veränderung der Scenen und Gruppen, die tausendfältig verschiedenen Ansichten und Erscheinungen; so hat man nur einige Theile des großen, unendlichen, jeden Augenblick wechselnden Gemäldes des Hafens von Constantinopel: — aber die Wirklichkeit übertrifft millionenmal jede mögliche Darstellung.

Allenthalben, wohin ich schaue, sind unzählige Gegenstände, die in buntem Gemisch vor meinen Blicken vorübergehen, dort dem Auge entschwinden, hier durch neue ersetzt werden. Alles ist in einem unaufhörlichen Wechsel, in beständiger Umwandlung, und dennoch bleibt das Ganze immer das nämliche. Ich richte meine Augen nach Osten, wo der Hafen sich öffnet: sie schweifen den beiden Gestaden nach, die mit Cypressen gekrönt oder mit Reihen von Häusern auf reizenden Anhöhen und Palästen nach orientalischem Geschmacke bepflanzt sind. In weiter Ferne sehe ich das schäumende Meer sich an den felsigen Ufern von Kleinasien brechen und Skutari mit seinen zahllosen Dschamien und Minarets auf seinen Hügeln thronend, im goldenen Strahlenglanz gebadet. Schiffchen gleiten wie schwarze Pünktchen hin und her in den Fluthen des Meeres. Weiterhin erblickt man auf den aufgewühlten Wogen einige Fahrzeuge sich schaukeln, die halb in dem Azur des Himmels schweben. In größerer Nähe sieht man die gespannten Segel von Schiffen aus Süden und Norden, welche oben bei dem majestätischen Serai in den Kanal einlenken und sich fertig machen die Stadt durch den Donner der Kanonen zu begrüßen. Ich blicke nach der Westseite hin, da wo der Hafen sich in einen Halbmond zu krümmen scheint. So weit mein Auge reicht, sehe ich Schiffe und Schiffe, sehe nur, wie zahllose Scharen von Tschaiken um die Linienschiffe und größeren Fahrzeuge gleich Mücken um Elephanten herumtanzen. Dort gewahre ich von weitem eine Menge Fischerboote heransegeln; andere haben schon am Ufer angelegt, und die Fische werden von den rüstigen Muselmännern ans Land getragen. Hier erwartet sie die Schar der Fischverkäufer und nimmt ihnen die Last ab unter lautem Geschrei. An den zunächst liegenden Küsten sind Schalup-

pen befestigt, frische Lebensmittel an Bord zu holen; andere stoßen vom Ufer ab. Hier schiffen kleine Gesellschaften aus Pera, den schönen Sommertag auf dem Wasser zu genießen und sich an der Anmuth der Gestade zu weiden, ehe die Sonne dem Zenith näher kommt; dort schwimmen türkische Flaggen herbei, rückkehrende Freunde auf den größeren Fahrzeugen am Bord zu bewillkommnen. Hier landen Markt- und Postschiffe von entfernten europäischen und asiatischen Vorstädten; dort kommt eben eine Karavane von Kamelen, Mauleseln und Pferden aus dem Innern von Asien zu Schiffe angesegelt, welche bis an den Bosporus ihre Reise zu Lande zurückgelegt hatte. Hier eilt ein Packetboot des Kapudanpascha mit bewaffneten Türken davon, um auf den Inseln des Archipels von den christlichen Einwohnern den Tribut zu erpressen; dort wirft ein Schiff Anker mit fliegender Flagge, seine Maste und Segel hoch in die Luft hinstreckend. Es hat eine Welt von Wasser durchschwommen: es kommt aus Nordamerika. Der längst ersehnte Hafen ist erreicht: unter Jauchzen und Frohlocken der Matrosen donnern die Kanonen.

Aber zunächst um mich ist das Gedränge der Schiffe, die Menge der Gegenstände noch weit größer; denn allmälig nähern wir uns der Rhede der Hauptstadt. Die blauen Fluthen des Meeres sind so klar, daß man den Tanz zahlloser Fische in den Tiefen bemerkt. Nahe um die Tschaike herum erheben sich ohne Scheu die Delphine, welche schnell und kühn ihre Häupter aus dem Wasser emporstrecken, aber in dem Augenblicke wieder untersinken und verschwinden; — ein seltsames Schauspiel, besonders für das nicht daran gewöhnte Auge des Nordländers. Man ist wegen der weißen Farbe dieser Seethiere anfangs geneigt sie für Menschen anzusehen. Dazu kommen noch zahllose Schwärme von Eisvögeln, die theils in langen Reihen auf dem Meere hinfliegen, theils sorglos und unbekümmert zwischen den Fahrzeugen hin und her schwimmen. Zur Rechten segelt mir eine prächtige lange Gondel, von goldenem Schnitzwerk strahlend; in ihr sitzt ein Schwarzer mit untergeschlagenen Beinen auf einem reich staffirten Polster. Es ist ein vornehmer Diener des Serai. Ein schneeweißer mit Perlen verzierter Turban hebt die dunkle Farbe seines Gesichts; ein köstlicher Zobelpelz hängt um seine Schultern, und ein von Edelsteinen blitzender Dolch prangt in seinem Gürtel. Zwölf Ruderer in scharlachenen Jacken beflügeln den Lauf des Fahrzeuges: mit der Schnelligkeit des Windes durchschneidet es die Ebene des Kanals. Zur Linken rudert mir ein langes Boot von Bostandschis. Sie kommen vom Sommeraufenthalte des Sultans und haben vermuthlich einen Befehl in die Stadt zu bringen; denn aus ihrer Mitte ragt ein stolzer Muselmann hervor mit einem schwarzen Barte. Ins Kreuz und in die Quere schwärmt eine Menge Gondeln mit Türken, die einander theils höflich mit der Hand aufs Herz und einer geringen Verbeugung begrüßen, theils stolz bei einander vorüberfahren ohne sich um etwas mehr zu bekümmern als um die langen Tabakspfeifen, aus denen sie den lieblichen Duft einsaugen. Endlich fällt noch das Auge auf eine Gruppe türkischer Frauen, welche mit ihren grünen Talaren und weißen Schleiern einen Kreis in einer Gondel bilden und in der Frühe des Tages eine Spazierfahrt machen, um die duftige Kühle der Morgenstunden zu benutzen.

---

184. Ein Tag in Constantinopel. (7. Aufl. S. 510.)

Nach Fr. Murhard.

Ich erwache. Kaum ist es 4 Uhr Morgens. Die Aussicht aus meinem Fenster ist unvergleichlich. Hier ist das unendliche Meer, der majestätische Kanal, der himmlische Hafen, dort die ungeheure Stadt mit ihren hohen Gebäuden, Städten und Städtchen, so weit das Auge reicht. Schon ist die Sonne den Meereswellen entstiegen; in unendlicher Pracht schwebt sie über den Bergen von Skutari. Die metallenen halben Monde der Dschamien und der Serais funkeln jetzt in blendendem Silber. Ganz in den Anblick versunken lege ich mich ins Fenster, das nach der Straße hinsieht. Schon ist diese mit Menschen bedeckt; aber wer könnte die einzelnen Gruppen des Menschengewühls beschreiben? Ich eile zum Hafen hin und nach der Hauptstadt hinüber. Unendliche menschenreiche Straßen winden sich um die Paläste herum. Wohin ich komme, tönen die hellen Stimmen der Muezzins von den Minarets herab, und die Straßen um die Moscheen fangen an immer lebendiger zu werden. Muselmänner mit tausendfältigen Trachten, mit Turbanen von jeder Form und Farbe, zu Fuß und zu Pferd, mit und ohne Gefolge füllen alle Räume an: man eilt in die Tempel. Doch was bedeutet das laute Geräusch, das mir von verschiedenen Gegenden entgegenschallt, und das dem Schlagen von Stäben auf Metall gleicht? Und siehe, welche Haufen von Griechen und Griechinnen drängen sich nach diesen Orten hin, aus denen das Getöse kommt? Dort bemerke ich einen schwarzgekleideten Vornehmen in Begleitung mehrerer anderen schwarzen Männer, die vor ihm hergehen, und von denen ihm Einer ein Kreuz vorträgt. Sie haben alle lange, selbst bis an die Nase und die Wangen hinaufgehende Bärte, und auf ihren Häuptern sehe ich runde Mützen von schwarzem Hutfilz. Es sind griechische Geistliche, und der Mann, der zuletzt geht, ist ein Bischof. Jene vielen Griechen eilen insgesammt in die Tempel ihres Glaubens. Jenes Geräusch ist der Ruf zum Gebet; es muß den Schall der Glocken ersetzen und wird von den Diakonen vor den Thüren derselben verrichtet. — Und jene Männer da mit Kleidern von einfacheren Farben und kleinen Mützen, wer sind sie, und wohin gehen sie so früh? Ihre Physiognomien sind weder griechisch noch türkisch; aber sie sind eben so wenig europäisch, und die schwarzen Stutzbärte erheben noch die schwarzbraune Farbe ihrer Gesichter. — Es sind Armenier; auch ihnen gebietet ihre Religion schon beim Aufgange der Sonne ihren Gott in dem Tempel zu loben und zu ehren. Nach Beendigung des Gottesdienstes ist nun schon im weiten Umfange der Stadt Alles in reger Thätigkeit. Eine Menge Maulthiere und Pferde wird mit Fässern an den Seiten durch die Straßen getrieben, und diese gießen Wasser auf das Pflaster. Ueberall sieht man Bediente und Sclaven aus den Thoren und Thüren der Häuser treten und Vorhöfe und Fußsteige mit Wasser besprengen. Die Gitter öffnen sich an den Fenstern, und die Balkonthüren werden aufgethan. Bereits füllen sich die Dächer und die Zinnen der Paläste hin und wieder mit Tabak schmauchenden Muselmännern, und die Diener der Großen eilen mit Erfrischungen durch die Straßen. Schon dringt der Schall der zahllosen Handwerker und Arbeiter aus den offenen Werkstätten wirbelnd

in die Lufträume und wird nun durch den Alles betäubenden Straßenlärm durchkreuzt. Die Lastträger und Lastthiere haben ihr Tagewerk angefangen, und Reihen von Eseln, Pferden, Maulthieren, Büffeln, Kamelen drängen sich in wildem Wirrwarr durch das Gewühl. Hier treibt man Haufen von Kühen, Schafen und Ziegen durch die Gassen, welche vorsichtig bei den vielen Hundegruppen vorbeieilen. Dort kommt ein türkischer Großer geritten; die zahlreiche Dienerschaft zieht zu Fuß und zu Pferd in reichen Gewändern und mit blitzenden Waffen vorher und gebietet Platz der Menge. Schon kommen die Gemüse- und Victualienverkäufer in die Straßen. „Milch! Milch! frisch und warm! — Süßes Wasser! — Zuckertrank! vortrefflicher Zuckertrank! — Sorbet! Sorbet! — Blumenkohl! — Artischocken! Süßes Kraut! — Salat! — Essig! saurer Essig! — Butter! weiße und gelbe Butter! — Moldauischer Honig! weißer und gelber Honig! — Honigtrank! — Oel! starkes Oel! — Wachs von der Donau!“ so durchtönen sich die hellschreienden Stimmen der Ausrufer, um die sich Alles zum Einkaufe drängt. — Der Neugierigen und Kauflustigen große Schar drängt sich zu den Bazars hin, wo schon alle Kaufleute ihre Plätze eingenommen haben. Bereits sind die Kaffeehäuser mit müßigen Türken angefüllt, und in den Sorbethäusern kann nicht genug von dem süßen Getränk eingeschenkt werden. Die Süßigkeitsverkäufer setzen ihre Trinkschalen aus; schon rauchen die Kessel der Kaffeeverkäufer; hin und wieder erblickt man ein Feuer, wo Fische und Lammfleisch zu braten angefangen wird, auch einzelne Gruppen von Arbeitern, die unter freiem Himmel ihr Frühstück verzehren. Die Kuchenhändler und Verkäufer von gebackenen Eßwaaren bringen ihre Gestelle in Ordnung, die Gewürzkrämer ihre Schachteln, Büchsen und Gläser auf die Buden und auf die Bretter vor den Fenstern; die Fleischer hängen ihre besten Sorten aus, und die Fischhändler nehmen Wage und Gewicht zur Hand. Schon haben die zahlreichen Bäcker ihre weißen und schwarzen Brode in Menge unter das Volk vertheilt und die Frauenfiakers, die bunten Gitterwagen und Kaleschen ihre gewöhnlichen Plätze eingenommen. Schon sieht man die Patrouillen mit schimmernden Waffen durch die Straßen eilen, lauter bärtige Türken, mit Pistolen und Messern im Gürtel. Indessen haben auch die Arbeiten längs dem Hafen und in den vielen Arsenälen, Magazinen und Schiffswerften ihren Anfang genommen; die Verdecke der vor Anker liegenden Schiffe sind in voller Regsamkeit, und die Schaluppen und Bote werden in Bereitschaft gesetzt. An den Kais sammelt sich der Gondoliere zahllose Schar, und viele sind schon beschäftigt die Stricke abzuwinden und mit den Tschaiken in die See zu stechen. Hier begegne ich bereits einem Haufen Seeleute, die in die Stadt gekommen sind, um am frühen Morgen Proviant einzukaufen; Andere wandern zum Meere hin, wo ihre Fahrzeuge schon zur Abfahrt bereit liegen. Dort schleift man einen todten Büffel aus einer Gasse nach einem freien Platze; eine Menge hungriger Hunde folgt dem Braten nach, der ihnen jetzt übergeben werden soll. Bald erschallen nun alle Straßen von dem vermischten Geschrei unzähliger Ausrufer; denn zu den Gemüsehändlern sind jetzt noch eine Menge anderer Verkäufer hinzugekommen. Von allen Ecken hört man: Frühstück für zwei Parahs! Süßer Kuchen! Kirschtorte! Butterkuchen! Eis, Eiswasser, Honigbrot, Limonien, Milchkuchen,

Käse! Oliven! Pistazienkuchen! Nüsse! Feigen! Reis! Reiskuchen! Zwiebeln! Wassermelonen! Datteln, Rosinentorte! Eier! Hühner, Fasanen, Enten! Spargel! Kirschen, Pfirsiche, Pflaumen! und wer weiß was Alles ausrufen. Wie da Alles durcheinander wirbelt, und die Stimmen der Verkäufer eine die andere zu überschreien sucht mitten im Gewühl der Menschen und Pferde, und die Käufer von allen Seiten herbeieilen, und einer dem andern zuvorkommen will! Hier gewahre ich eine Anzahl Türkinnen, die am Kai zusammen eine Gondel dingen, um sich nach der asiatischen Küste übersetzen zu lassen, wo die Natur so reich ist an Reizen, Scenen und Aussichten, wo mitten in den Wildnissen ein Garten nur in den andern zu führen, ein Wäldchen nur das andere aufzunehmen scheint, wo ein immerwährendes Grün die anmuthigen Hügel bedeckt und Bäche vom reinsten Wasser die anmuthigen Wiesengründe durchschlängeln. Hier erscheint eine vornehme Dame in einem verdeckten, wohlverzierten Wagen mit einer Bedeckung von Mohren, um einen Sommerpavillon am Kanal zu besuchen; das Volk macht überall Platz, wo der Zug geht, und die Schwarzen drohen mit blitzenden Augen Jedem, der nicht weichen will. Dort fährt die Gattin eines reichen Türken in ihrer von Goldblech strahlenden Tschaike; weiße und schwarze Sclavinnen stehen neben ihr bereit jeden ihrer Winke zu befolgen. Vorher rudern ihre Sclaven in einem Boote und rufen schon von fern allen Gondeln, die ihnen aufstoßen, zu, sich zu entfernen. So wimmelt es in der Frühe des Morgens schon in allen Straßen von türkischen Frauen zu Fuß und zu Wagen. Die ärmeren gehen auch wohl allein, die vornehmeren aber nie ohne Begleitung. Jene kaufen auch wohl, was sie zur Haushaltung bedürfen, diese aber höchstens Näschereien oder Putzsachen. Denn kein Türke von Stande duldet, daß seine Frau sich um die Wirthschaft bekümmere: das geschieht allein durch männliche Bedienten. Eine Frau auf der Straße starr anzusehen wird für eine große Ungezogenheit und Beleidigung angesehen. Wer einer Dame begegnet, geht mit niedergeschlagenen Augen vorüber; und als ein Reisender einst stehen blieb und einer vorübergehenden reichen Türkin nachsah, sprengten gleich zwei Mohren herbei und schwangen ihre blitzenden Schwerter über seinem Kopfe. In der Regel tragen die Türkinnen ein grünes Gewand und gelbe Sandalen, die Griechinnen und Armenierinnen dagegen braune, blaue und dunkelrothe Gewänder und rothe oder blaue Sandalen. — Ich eile in den Mittelpunkt der Stadt zurück. Hier hat unterdessen die allgemeine Thätigkeit den höchsten Gipfel erreicht. Im Bazar ist nicht durchzukommen. Dicke Staubwolken erheben sich in allen Ecken. Man eilt von neuem überall mit Wasser zu sprengen. Von der einen Seite schreit man mir wild entgegen, daß ich Platz machen soll, von der andern drückt man mich vorwärts, und in der Mitte der Straße zieht eine gewaffnete Macht einher und stößt Alles zurück, was ihr in den Weg tritt. Hier droht ein Kamel mich zu zertreten, dort bäumt sich ein wildes Roß hinter mir; hier zürnt ein aufgebrachter Mohr mit bloßem Messer, der eine Türkin zu bewachen hat, dort kläfft mich ein großer Hund an und weist mir die Zähne, die noch vom Blute eines zerrissenen Aases triefen. Nicht fern von mir entsteht ein Streit; ich sehe im Strahle der Sonne krumme Messer blitzen. Doch schnell fliegen Soldaten herbei; mit den Waffen in der Hand bahnen

sie sich einen Weg durch die Menge. Es erfolgt eine schreckliche Pause; denn hoch blitzen die Mordgewehre, und die Thäter werden ergriffen und fortgeführt. Unterdessen haben auch die Amtsgeschäfte ihren Anfang genommen. Der große Divan ist im Serai versammelt; die Richter sitzen in ihren Gerichtshöfen. Die türkischen Großen ziehen mit orientalischem Gepränge zu den Versammlungen. Die Menge ihrer Pferde, von denen viele mit prächtigen Sattelzeugen bedeckt nur zur Schau nachgeführt werden, und ihre zahlreichen Dienerschaften füllen ganze Straßen an. Auf dem Atmeidan (große Rennbahn) durchkreuzen sich die rüstigen türkischen Jünglinge mit pfeilschnellem Galopp und üben sich auf ihren gewandten Rossen im Pfeilschießen und Lanzenwerfen. Jenseit des Hafens auf Top-Hanas Plätzen schallt inzwischen der Donner der Kanonen in unaufhörlichem Geprassel empor. Das Corps der türkischen Artilleristen hat seine Uebungen begonnen. Am Hafen erhebt sich plötzlich ein Wald von Mastbäumen, und unter dem Hurrahgeschrei der Seeleute werden die Anker gelichtet. Stolz schwimmt mit gespannten Segeln eine ganze Flotte dahin, und die Gestade sind mit Zuschauern bedeckt, ihren Bewegungen zuzusehen. Aber jetzt tritt die Sonne in den Zenith, und von neuem ertönt der Ruf zum Gebet von allen Minarets herab, und die Rechtgläubigen verlassen ihre Arbeiten und Belustigungsörter und drängen sich wieder nach ihren Gotteshäusern hin. Beständе diese Frömmigkeit in echter Religiosität, beschränkte sie sich nicht lediglich auf leere Ceremonieen: wer wollte nicht wünschen unter den Türken zu leben? —

Der Mittag ist auch hier die Zeit der Ruhe und des Genusses für die ärmeren Menschenclassen. Betritt man zu dieser Stunde die Kais, die Bazars und Plätze, so erblickt man an allen Orten die Einwohner mit Essen beschäftigt. Das Rasseln und Geklirre der Eßgeschirre, der Schüsseln, Löffel und Messer ertönt aus allen Häusern, und mannigfaltige Gerüche verbreiten sich durch die Lüfte. Aber das milde Klima des Südens macht, daß Alles hier weit einfacher und natürlicher hergeht als bei uns. Haufen von Menschen sitzen da ganz frei und öffentlich; die Erde ist ihr Stuhl, der Himmel ihr Dach; ihr ganzes Mittagsmahl liegt in einer kleinen hölzernen Schaufel oder in einem irdenen Gefäße und statt Messer, Gabel und Löffel bedienen sie sich der Hände. Vor den Häusern, auf den Fluren, auf den Vorhöfen, in den Gärten, auf den Terrassen — überall Menschen und Gesellschaften beim Essen. Stumm und gravitätisch sieht man die Türken um die kleinen runden Tischchen herumsitzen: munter und fröhlich halten die Griechen ihr Mahl. Durch die Straßen schreiten die Hundefütterer und werfen das Fleisch stückweise den Thieren vor. Die Mittagshitze hat nun den höchsten Grad erreicht, und die meisten Einwohner legen sich zur Ruhe, während sich andere noch in voller Thätigkeit befinden. Da siehst du auf den Schwellen der Häuser, in den Winkeln der Straßen, an den Kais, in den am Ufer befindlichen Schiffen und Schiffchen, auf den Grasplätzen und unter den schattigen Cypressen überall Schlafende liegen. Aber was bedeutet das Geläute, das mannigfaltige Glockenspiel, das mir aus dem Hafen entgegentönt? Es ist der Ruf zum Mittagsmahl auf den zahlreichen Schiffen. Siehe, wie die vielen Matrosen, die sich noch am Ufer befinden, herbeieilen und hastig die Schaluppen besteigen, die sie zu ihren Fahrzeugen bringen. Bei den türkischen Großen geht es beim Mittags-

mahl mit orientalischer Pracht her. Nicht selten sieht man 50—100 Schüsseln. Man speist auf chinesischem und japanischem Porzellan; die Messer und Löffel sind mit Gold eingefaßt: aber in der Zubereitung der Speisen herrscht doch eine große Einfachheit. Nun kommt auch für diese Menschenklasse die Sieste: von Vornehmen ist die Stadt wie ausgestorben.

Endlich ist die Sieste allgemein beendigt. Die Straßen und die Bazars haben sich wieder mit Menschen gefüllt, und Alles ist wie zuvor in voller Beschäftigung. Die Terrassen und Balkone werden mit reichen Teppichen geziert, und die Dächer und Gärten nehmen die Spaziergänger wieder in sich auf. In zahlloser Menge traben die Kamele, Pferde und Esel von neuem durch die Gassen, und die namenlosen Stimmen der Ausrufer, der Lastträger und Viehtreiber steigen wieder in unendlichem Gesumse in die Luft. Längs dem Kanale hört man von fern die Kanonen donnern: was bedeutet das? — Der Sultan fährt auf dem Meere spazieren, und wo er hinkommt, wird er von den Ufern durch das Geschütz begrüßt.

Die Berufsgeschäfte des Tages sind nun zu Ende, und alle Geschäftsleute haben jetzt die Stunden der Erholung und des Vergnügens. Nur der Kaufmann sitzt noch in seinem Gewölbe. Die Bäder sind gefüllt, und in den Kaffeehäusern ist kaum unterzukommen. Alle Spaziergänge in der Nähe und Ferne sind mit Menschen wie besäet, und der Kanal wimmelt von Schiffchen. Hier treiben Tänzer und Gaukler ihr Spiel; dort haben arabische Improvisatoren einen Kreis um sich her gezogen. Hier gafft Alles neugierig ein Schatten- und Marionettenspiel an; dort treiben die Taschenspieler und Guckkastenträger ihr Handwerk. Hier haben die Wahrsager ihre Buden aufgeschlagen; dort lockt ein Charlatan das Geld aus der Tasche. Hier macht ein Springer Luftsprünge zum Entsetzen; dort reizt ein Abenteurer durch Grausamkeit an seinem eigenen Körper die allgemeine Aufmerksamkeit. Hier läßt ein Zigeuner seine Bären und Affen tanzen; dort sieht man dem Wettkampfe einiger türkischen Jünglinge zu, die auf ihren schnellen gewandten Hengsten sich bald bis zur Berührung nahe kommen, dann wieder plötzlich von einander fliegen. Und so geht es den ganzen Nachmittag fort.

Schon ist noch einmal zum Gebete gerufen worden. Indessen neigt sich der Tag. Ich stehe auf dem unendlichen belebten Kai. Die Wellen wogen schon zwischen den Sonnenflammen; Meer und Himmel sind schon von der Abendröthe beleuchtet. Rings um mich her schwimmen Fahrzeuge und in der Mitte ein hohes Linienschiff gleich einem Meergott. Von allen Seiten umschließt der prächtige Golf das Meer mit Städten, Hainen, Felsen, Wäldchen: nur gegen Osten blicke ich ins Freie, und da steigen in blauer Ferne die zauberischen Höhen von Skutari lustig auf. Müde kehren die Arbeiter von ihrem Tagewerk zurück. Die Gondeliere lenken zu den Buchten des Kais und fangen an ihre Fahrzeuge festzubinden, und die Spaziergänger eilen in ihre Wohnungen zurück. Im Orient ist es nicht Sitte, den Spätabend im Freien zu genießen oder zu schwärmen. Alles eilt zur Ruhe, sobald die Dämmerung in die Nacht übergeht. Alle Wege sind mit Menschen bedeckt, die sich auf dem Rückwege befinden. Alle Feste sind zu Ende, und die schönsten Spaziergänge werden leer. Die Dunkelheit folgt schnell der Dämmerung nach, weit schneller als in unseren nördlichen Gegenden,

und während die vom Meere aufsteigenden Winde durch die Blätter rauschen und die Nachtigallen in den Gärten schlagen, ziehen tausend Sterne in strahlendem Glanze im Osten über Skutari herauf und stehen plötzlich wie eine geheimnißvolle Schrift über der weiten Nacht. Nur unvernehmlich rauscht das Meer aus der Tiefe zu dem Kai herauf; wie eine stille Todtenfeier wälzen sich die Wogen durch die verhüllte Natur. Und um mich herum und hinter mir bewegt sich noch ein Meer von Menschen, und von den Minarets herab tönen von neuem tausend Stimmen und verkündigen das vierte Tägesgebet. Noch höre ich die Stimmen und den Gesang der Matrosen erschallen, und das Pfeifen der Schiffscapitäne und das Geläute der Schiffsglocken ruft die zerstreuten Seeleute zum Abendmahl. Ich wende mich vom Hafen zur Stadt. Millionen Lichter flammen mir entgegen. Alle Kaffeehäuser sind erleuchtet, und die Schattenspiele und die transparenten Schauspiele nehmen in ihnen den Anfang. Auch von den Dächern schimmern Lichter und Laternen. Denn jetzt halten die türkischen Damen hier ihre Zusammenkünfte und können nun unverschleiert in die Labyrinthe von Gassen hinabschauen. Sklavinnen bringen ihnen Erfrischungen und Kaffee; Sklaven halten Wache, damit Niemand es wage diesen jetzt heiligen Ort zu betreten, und selbst der Herr des Hauses darf die nächtlichen Zirkel nicht stören, sobald fremde Damen sich bei seinen Frauen eingefunden haben. Zwar hat die Stadt keine öffentliche Straßenerleuchtung; aber desto artiger nehmen sich die vielen kleinen Lichtchen, Wachsstöcke, Lampen und durchsichtigen Papierlaternen aus, die vor den Läden aller Victualienhändler, Kaffetiers u. dergl. angezündet sind.

Indessen wird es immer später und später. Einsam flimmern noch hin und wieder Lichter von den Dächern, und nur die Badehäuser und Kaffeebuden sind noch mit Menschen gefüllt. Die reichen Muselmänner haben sich schon in das Innerste ihrer Häuser begeben. Auf den Straßen haben sich die Menschenmassen bereits längst zerstreut. Um 10 Uhr Abends sind alle Orte still und öde geworden; im Hafen hört man lediglich noch einige Gondeln und Schiffchen mit den Wellen kämpfen. Doch plötzlich fährt im dumpfen Hall der Donner einiger Kanonen in die Lüfte und tönt in zehnfachem Echo wieder von den Anhöhen. Er verkündigt die Todesstunde einiger Schlachtopfer. Er tönt von der Ostseite des Serai her und ist das gewöhnliche Signal, daß Einige das Leben verwirkt haben, und daß in diesem Augenblick ihre Leichname aus den Fenstern ins Meer hinabgeworfen werden.

---

185. Leipzigs Oktobertage 1813. (7. Aufl. S. 517.)

Fr. Rochlitz.

Der französische General, der gestern mit seinem Adjutanten, beide schwer verwundet, in das Stock unter meiner Wohnung gebracht wurde, verharret dabei seinen Namen nicht zu nennen, damit seine Soldaten, die ihn lieben, durch sein Geschick im Kampfe nicht gestört werden; und zu einem der Aerzte sagte er gestern Abend: „Mein Herr, ich werde sterben; ich weiß es: aber vermag Ihre Kunst mir das Leben zu erhalten, bis ich meinen Kaiser aus dieser Verlegenheit gerissen höre, so wenden Sie sie sorgsam an. Es wird nur kurze Zeit dauern; sein Sie versichert.

Dann brauchen Sie sich nicht mehr viel zu bemühen: ich werde gern sterben. — Und machte dieser Heldensinn und diese Anhänglichkeit, daß ich heute noch unter den Trümmern dieser unserer gemeinschaftlichen Wohnung begraben würde, und ich wüßte es: ich könnte doch nicht lassen das Große und Herrliche hierin anzuerkennen und zu preisen.

Eine mit Recht vorzüglich geachtete Familie ist gestern während der schrecklichen Kanonade versammelt, — der Vater, die Mutter, die Kinder. Eines von diesen, ein etwa zweijähriges Mädchen, wird von der Mutter auf dem Schoße gehalten. Da fällt eine Granate ins Haus, ins Zimmer. Sie zerspringt: ein Stück reißt der Kleinen an der Mutterbrust ein Aermchen ab. Die Mutter schreiet und jammert überlaut. Gute Mutter, sagt der kleine Engel, weine nicht; es wächst mir ein anderes. Nicht wahr, Vater? — Hat je ein Dichter so mit einem leisen Griff alle innersten Saiten der Menschenseele erbeben gemacht? — —

Indessen dauerten Kanonade und Kleingewehrfeuer aufs hitzigste ganz in der Nähe der äußeren Thore und um die Stadt fort. Diese Thore waren möglichst verschanzt, verpallisadirt; die Mauern der Gärten Loch an Loch durchbrochen, um unaufhörlich hinauszuschießen und gegen Schuß gesichert zu stehen. Viele Kugeln flogen in die Stadt und stifteten gar manches Unheil, doch in Hinsicht ihrer Zahl für die zum Verwundern wenig, die das Verhältniß zwischen Schießen und Treffen nicht kennen. In den Vorstädten plünderten Franzosen. Man ließ nach Pulver suchen überall, wo irgend etwas davon, wenn auch noch so wenig, zu vermuthen war. Das war Trost! Wir erfuhren, die gesammte Besatzung habe heute nur halbe Portionen Munition bekommen können. So war's auch. Im Brühl, ziemlich nahe am Hause meiner Frau, (ach, an meinen Gemälden!) ging Feuer auf: es war bald gedämpft. An einigen anderen Orten auch: es gelang desgleichen. Ich ging aus dem von zusammengepreßter Menschenmenge mit erhitzter Stickluft angefüllten Gewölbe mehrmals hinauf in meine Zimmer, die ins Freie sahen: aber am Fenster pfiffen mir einige Kugeln doch zu nahe vor der Nase vorbei, als daß ich mich nicht, zumal da noch Nichts zu entdecken war als wildes, tolles Getümmel, bald wieder hätte abführen sollen. Endlich, endlich — es war etwa drei Viertel auf ein Uhr — erhebt sich auf der Straße nahe bei uns ein gräßliches Zetergeschrei. Wir erschrecken, — wir wissen nicht, was es ist, können's auch nicht erfahren. Ein wildes Geschrei anderer Art folgt: eilende Pferde und eilende Menschen hören wir daher stürmen. Alles dringt vorüber; Anderes folgt nach. Gott, es war errungen! es war errungen! Jenes erste Geschrei kam von einem Trupp Franzosen und Deutschen, die sich verschossen, die Waffen von sich geworfen hatten, und auf welche die ersten eindringenden Sieger im Siegesrausche einhauen wollten; der zweite Freudenjubel, Jubel der Vereinigung mit denen, die sich vereinigen wollten. Das erste Corps Preußen, meist Infanterie, mit einem Trupp Kosaken drang jauchzend die Straße herauf.

Nun ich hinauf! Ich kam eben zu dem Moment, wo unmittelbar vor meinen Fenstern, vor meinen Augen die Barfüßer Pforte gesprengt war, und nun Tausende der Siegenden durch die Gärten, über die Wiesen brechend, doch zum Erstaunen schnell wieder geordnet in die Stadt drängten. Nahe am Ranstädter Thore hatten die Franzosen noch zwei starke Batterieen von gewaltiger Kraft. Ein starkes Corps Sieger bricht

von der Straße am sogenannten Kuhthurm und nun durch den Sumpf der Wiesen, durch die Gräben der Gärten mit Jubel herüber, gerade herüber auf die Stadt. Was dagegen sich ordnen, was sich entgegenstemmen will — und dessen war viel — das wird geworfen und entweder in die Pleiße, in den Stadtgraben gejagt oder ballt sich — z. B. an Reichels Garten — zu Haufen und schreit, daß einem das Herz hätte zerspringen mögen, in dem übergeschnappten Ton Rasender um Pardon. In demselben Augenblick tönet von der andern Seite und zum erstenmal wieder in meine Ohren der früher tausendmal vernommene fröhliche Marsch der hellen Jagdhörner preußischer Freiwilliger, — derselben, unter denen viele mir befreundete jugendliche Krieger die Waffen trugen. Freund, wie seltsam spielen unsere Sinne mit uns selbst in Momenten hohen Ernstes, höchster Spannung! Ich wußte, was geschah; ich hatte es ja schon gesehen! und doch — diese wohl bekannten Töne, die es nur verkündigten: — nein, kein Wort bezeichnet den Eindruck, den sie auf mich machten! Meine Thränen stürzten hervor; ich rief überlaut den Meinen zu, herbeizukommen und gleichfalls zu hören, ob sie mich gleich nicht vernehmen konnten. Von meiner Brust war auf einmal alles Beengende verflogen; ich riß die Fenster auf und ließ die Kugeln pfeifen, wie sie wollten; ich wehete mit dem weißen Tuche hinüber; dann eilte ich hinab, Allen, die mich hören wollten, was ich gesehen, was ich gehört, zuzurufen. Unten hatte die gute, alte Besitzerin des Hauses, gichtgelähmt an beiden Füßen, mit ihrem Lehnstuhl in eine durch starke Pfeiler gesicherte Ecke sich tragen lassen und zitterte nun der Entscheidung entgegen. An sie, die bis zum Sterben Geängstete, wende ich mich zunächst, beuge, ihr Trost und Freude einsprechend, mich zu ihr, komme dadurch an das Fenster zu stehen: eine vierpfündige Kanonenkugel fliegt in den Hof, schlägt mit solcher Gewalt an die Mauer unter eben dies Fenster, daß sie abspringend auf die entgegengesetzte Seite noch da hart an eine eiserne Thür kracht. — Kam sie eine halbe Elle höher an, so drang sie mir durchs Rückgrat, und Alles war aus für mich. Ich hatte nicht Zeit, nicht Ruhe dem lieben Gott zu danken: er wird wohl aber das Ganze meines Innern in diesem Momente für Dank genommen haben. Mich lehrte der Fall zugleich, wie leicht es in der Schlacht ist, wahre Begeisterung vorausgesetzt, den Tod um sich her fliegen zu sehen.

Ich ließ also die Episode auf sich beruhen und eilte wieder hinauf, die Fortsetzung der Hauptscenen zu sehen. Vor meinen Augen war kein eigentlicher Widerstand mehr. Die Sieger zogen in scharf gedrängten Reihen eilig heran. Neben diesen Reihen, wo sich irgend ein Räumchen befand, drängten Ungeduldige jauchzend noch schneller sich vorwärts. Zwei große preußische Jäger, die also mit verschlungenen Armen voraufeilten, kamen mir eben zufällig vor das Glas; da schießt einer der im Garten vor meinen Fenstern versteckten Franzosen einen dieser wahrhaft schönen Jünglinge in den Leib und so, daß er sogleich zusammensinkt. Sein Freund will ihn halten: er vermag's nicht, zieht ihn an eine Linde, lehnt ihn halb aufgerichtet an sie, kniet an seiner Seite nieder und ist liebevoll um ihn beschäftigt. Es war das kaum zu erwähnen, nur durch die zufällige Richtung eines Glases von irgend einem Menschen bemerkt, ein kleiner Funke zur großen hochauflodernden Flamme, nur so weit diese selbst meinen Blicken sich darstellte; und doch — wir armen Menschen können ja

nur Einzelnes ganz durch- und mitfühlen — dieser Anblick riß mir tiefer in die Seele als das tausendfältige Aehnliche, was ich nur in Masse gewahrt hatte. Ich warf mich aufs Sopha: die frohe Begeisterung war wenigstens auf einige Minuten ganz dahin, und das Loos des Menschen Großes nur durch Leiden, Frohes durch Schmerz, Leben durch Tod erringen zu sollen trat wie ein Bild mit Feuer auf Nachtgrund gemalt plötzlich vor meine Seele.

Die Rachwuth und Todesverachtung vieler versprengten Franzosen war heroisch, aber gräßlich. Im Garten unter meinen Fenstern lauerten nicht wenige hinter Bäumen und schossen immerfort blind auf die einziehenden Sieger, obschon sie wußten, es sei für ihre Sache umsonst und für sie der Tod. Selbst in dem kleinen Pavillon am Hause staken derer vier; und als wir ihnen freundlich zuriefen sich zu retten, legten sie auf uns an und schwuren dem den Tod, der ihnen näher käme. Wir ließen sie denn schalten. Im Stadtgraben an der Barfüßer Pforte standen viele bis unter die Arme im Wasser, hielten die Gewehre und, was für diese nöthig, empor, luden und schossen immerfort; und wenn dann Einer wie ein versprengtes Wild auf der Lustjagd vom Jäger von den vorüberziehenden Siegern gefaßt wurde und getroffen unter die Wasserfläche sank, so schrien die Anderen, als wären sie die Jäger, über den Gewinn. — Selbst in dieser Stunde plänkern von den Wiesen, aus Gebüschen, aus den Gärten immerfort einzelne Schüsse, ohngeachtet es Nacht, Alles längst entschieden und solch einem Erbitterten, wird er ergriffen, der Tod gewiß ist. — —

Gleich nachdem die Preußen in die Stadt gedrungen waren, quollen auch Schweden, Russen, Oesterreicher u. s. w. zu allen Thoren herein. Mehrere Gärten, besonders am Grimmaischen und Petersthore, ja mehrere Gartenhäuser hatten einzeln wie mit Sturm genommen werden müssen, weil Franzosen sich da nach Möglichkeit verrammelt, nach Möglichkeit gewehrt hatten. Bis in viele Wohnzimmer war gefochten, war geschossen und gar Manche erlegt worden. — Das Corps Badener streckte am Markte, unser sächsisches in der Grimmaischen Straße das Gewehr. Auf Befehl des Kronprinzen von Schweden nahmen sie es sogleich zurück, und auf den Anruf der Sieger: Brüder mit uns! stürzten ganze Haufen einander in die Arme. Dies so wie das Zusammentreffen der Monarchen auf dem Markte nahe an der Wohnung unsers Königs, wo sie ebenfalls sich umarmten und einige Minuten verweilten, dazu den Jubel der Wonne, des Preises Gottes von den Herren und allem Volk, — dies nicht selbst gesehen, nicht unmittelbar mitempfunden zu haben, werde ich stets für einen der größten Verluste meines Lebens halten. So überströmend, so trunken die Freude war, so fiel doch nicht die geringste Ausschweifung vor: kein Mensch, auch nicht Einer, wurde beleidigt; Alles sprach nur mit oder ohne Worte aus:

„Wir wollen einig sein, ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns fürchten noch Gefahr!"

Alle Häuser waren geöffnet: Niemand dachte nur an Gefahr für sich oder seine Habe. Wer noch Lebensmittel hatte, trug sie heraus. Selbst dabei sah man kein gewaltsames Herandrängen und dergl., wie ausgehungert auch viele Soldaten waren. Unter meinen Fenstern in der Klostergasse, wo, wie ich schon gesagt, nach mehreren Trupps Preu-

ßen ein großes österreichisches Heer (vom Ranstädter Thore herauf), den edlen Kaiser Franz, höchst einfach, mit mildem Ernst, an der Spitze — nicht sowohl im Eilmarsch als in vollem, doch stets geordnetem Lauf dahinzog, war Alles, Alles nur Freude, brüderliche Eintracht, Preis Gottes. — —

Die naive Ehrlichkeit der Kosaken, allerdings unterstützt durch gewisse eindringliche Hülfsmittel ihrer Vorgesetzten, führt zusammengeflossen mit ihrer überaus innigen Liebe zu gar Manchem, was andere Leute besitzen, originelle, äußerst komische Geschichten und Situationen herbei. Vornehmlich in den Vorstädten dringen sie wie die Russen überhaupt in kleinen Gesellschaften gern in die Häuser und beginnen mit großer Freundlichkeit meist in Versicherungen: „Kosak, gut Mann! Bruder, Kosak nix nehmen!" Nun fällt ihnen aber Alles auf! ihre Blicke haften bald auf Dem, bald auf Jenem, und unter Wiederholungen jener Versicherungen — schenken sie sich's. „Bruder, gieb Kosak Das — gieb Kosak Jenes!" und indem sie die Bitte noch aussprechen, ist das Ding in ihrer Tasche. Doch fallen sie nicht auf das Kostbarere, um es zu verschachern, sondern kindlich auf das, was sie zu brauchen denken, oder kindisch auf das, was bloß den äußern Sinn reizt, wovon sie sich dunkel ein Vergnügen versprechen ohne es zu kennen und dergl. m. — Zu*** kommen sechs bis acht Mann, da er eben mit den Seinen bei Tische sitzt. Unter obigen immerfort wiederholten Versicherungen eignen sie sich mit herzlichen Händedrücken Nichts zu, als alle aufgelegten Bestecke. Bei***, der eben seinen Saal vollends ausräumt, fallen Andern auf dem Billard die Bälle in die Augen; scherzend mit freundlichen Bitten darum flehen sie zulangend um diese Kugeln, um Nichts als diese Kugeln — gewiß nicht, weil sie doch schon von einigem Werth sind, sondern weil sie rollen. — Auf der Straße sind sie noch bescheidener, und da gilt auch eine Gegenvorstellung. Als ich vorhin über den Markt durch ihre Reihe gehe, tätscht mich Etwas von hinten ziemlich derb auf die Schulter; ich sehe mich schnell um: „Aeh", sagt einer von den drei Russen, die vereinigt stehen, — „äh, schön Rock, Bruder!" — und nun eine leicht verständliche Geste. „Den brauch ich selbst, Bruder! und dir ist er zu eng!" „Aeh, gut — gut!" — und dies so freundlich gesprochen als jenes. — So leben wir mit ihnen gewissermaßen im Naturzustande, der, wenn gleich sein Verschnupfendes und Unbequemes, doch wirklich auch sein Unschuldiges und Ergötzliches hat.

Von der nicht genug zu preisenden Genügsamkeit eben der gebildetsten und vornehmsten Officiere der Alliirten — in welcher ihnen freilich ihre Monarchen selbst mit gutem Beispiele und einige heiter scherzend vorangehen, — führe ich nur einen Beweis aus meiner Nähe an. Zu einer ehrwürdigen, bejahrten Matrone kommt ein russischer Graf mit seinem Bedienten — gern nennete ich ihn, hätte die Dame nicht seinen Namen vergessen — und bittet um Quartier und was sonst ihm höchst nöthig. Ich habe alle meine Einquartierung schon angewiesen bekommen und außer meiner Wohnung versorgt, sagt sie der Wahrheit gemäß; ich bin hier mit Einem Dienstboten allein; meine Nahrungsmittel sind bis auf einen kleinen Vorrath Erdäpfel aufgezehrt. — „Ich glaube das Alles gern, antwortet er; aber seit vier Tagen habe ich kein ordentliches Unterkommen gefunden, bleibe höchstens bis übermorgen früh,

nehme mit Allem vorlieb: wollen Sie mir das verweigern?" Da sei Gott vor! aber nur Eine Stube und Ein Bett kann ich Ihnen geben u. s. w. — Alles gut. Er richtet sich ein, schont die Frau vom Hause auf alle ersinnliche Weise. Der Bediente liegt vor seiner Thür auf der Diele. Beide genießen den Abend und folgenden Mittag und Abend Erdäpfel und wieder Erdäpfel, nur in verschiedenen Gestalten, und ziehen dann mit Dank und fröhlich weiter. — Welch ein Contrast gegen das, was wir sonst selbst vom geringsten französischen Troßbuben erleiden mußten! —

Im Hofe und im Vorhofe des Gebäudes, wo ich wohne, liegen mit ihren Pferden 42 Mann Schweden. Will ich mir das Herz laben, so sehe ich diesen Männern — fast Riesen der Gestalt nach und in der Gesichtsbildung fast alle nach Einem Schnitt — in ihrem stillen, bedachtsamen, bescheidenen und brüderlichen Thun und Wesen ein Weilchen zu. Als dienten sie unter Gustav Adolph, so kommen sie mir vor. Es fehlt ihnen fast an Allem: keine Klage, keine Beschwerde, nichts Unfreundliches wird gehört. Sie geben sich, werden sie nicht besonders aufgefordert, mit Niemandem ab, sondern sind bloß unter sich und auch das ohne alles Geräusch, ja fast ohne ein lautes Wort. Was man ihnen giebt, viel oder wenig, gut oder schlecht, das nehmen sie mit ruhigem Dank an und theilen es unter sich, bekäme auch der, dem es doch zuerst gebracht worden, nur kaum einige Bissen. Ehe Einer an sich denkt, muß sein Pferd versorgt sein. Mit diesen Thieren stehen sie in wahrhaft traulichem Verhältniß, wie diese mit ihnen. Kommen ihrer Einige, die nach Fourage gesandt, mit dem Wenigen zurück, was sie haben erhalten können, so treten sie zusammen: Einige machen gleiche, wenn auch noch so kleine Theile, und nun trägt Jeder den seinigen dem lieben Thiere zu, mit guten Worten ersetzend, was an Nahrung gebricht. Angeredet geben sie gelassen anständigen Bescheid ohne sich aber in mehr als dazu nöthig einzulassen. Am frühen Morgen sitzen die Meisten auf der Erde, auf den Treppen u. s. w. und lesen in ihren kleinen Psalmbüchern. Sie halten sich wie ihre Pferde sehr reinlich. Kommt einer ihrer Officiere zu ihnen, so giebt das kein Aufheben, so wenig Scheu als Zudringlichkeit, so wenig Verschlossenheit, als Geschwätz: ruhig und anständig spricht er zu ihnen; ruhig und anständig antworten sie. Ueber ihre vielen Gefallenen sprechen sie mit wenigen frommen Worten und ohne alle Klage; selbst über die verwundeten Brüder sagten mir, die ich befragte, kaum Etwas mehr als: Gott wird für sie sorgen! und über ihren Kronprinzen: Er hat uns gut geführt, und das Volk ist ihm lieb! — — Ach, der armseligen Pinseler, die da glauben, mit Schilderung düsterer Burgen, eisiger Flächen, bärenstarker Körper und dergleichen Zubehör zugleich den Sinn, das Wesen, das Thun nordischer Völker geschildert zu haben; eben so wie vor einigen Decennien mit den weiten Humpen, schwarzen Wäldern und Pfaffenteufeleien das deutsche Mittelalter! —

---

186. Charakteristik der Indianerkriege in Nordamerika.

Karl Andree. (7. Aufl. S. 523.)

Nie sind blutigere Kriege geführt worden als jene zwischen den Indianern und Engländern auf der einen und den Amerikanern auf

der andern Seite in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Weißen, deren Gewaltthaten und Uebergriffe nach langem Dulden den Haß der Indianer entflammten, hatten sich nach und nach die ganze Barbarei derselben zu eigen gemacht; sie waren so wild geworden wie die Wilden. Fast jede einzelne Familie hatte den Tod eines oder mehrerer Angehörigen zu betrauern und wollte dafür persönliche Rache nehmen, den Feind völlig vernichten mit Kind und Kindeskind; denn aus dem Knaben konnte ein Krieger, aus dem Mädchen eine Mutter werden.

Da die Ansiedlungen im Gränzgebiete vereinzelt lagen, so waren sie alle ohne Ausnahme den Ueberfällen des Feindes preisgegeben. Die Indianer führten keinen Krieg mit größern Massen: gewöhnlich scharten sechs oder acht Männer sich zusammen und spürten den Waldleuten nach. Selbst in kleineren Abtheilungen, zu zweien oder dreien, streiften sie viele Hunderte von Meilen weit, und nicht selten haben sich einzelne Krieger vom Ontario-See nach Virginien und Carolina gewagt, um Skalpe zu erbeuten. Höchst selten waren die Banden zahlreich und auch dann immer sorgfältig darauf bedacht dem weißen Manne im freien Felde auszuweichen. Zog aber einmal ein zahlreicher Heerhaufen gegen die Ansiedelungen, so vertheilte er sich doch stets in mehrere kleinere Banden oder „Skalp-Partieen", deren jede ein einzelnes Gehöft umlagerte. Die zu ihr Gehörenden schlichen durch die dichten Wälder, verbargen sich in dichten Rohrbrüchen, hinter dicken Bäumen oder lagen im hohen Grase, bis sie ein Opfer erspäheten, das allemal dem Tode geweiht war. Häufig suchte eine Bande im Dunkel der Nacht bis dicht an das Blockhaus zu dringen, sich den ganzen Tag über zu verbergen, um dessen Bewohner sicher zu machen und am folgenden Abend bei Einbruch der Dunkelheit das Haus zu überfallen. Die Indianer, wenn sie in größerer Zahl vor einem befestigten Lager erschienen, hinter welchem die Ansiedler Schutz gesucht hatten, machten rasch einen Angriff, der gewöhnlich abgeschlagen wurde. Gleich nachher wurden sie für die Belagerten unsichtbar. Da es ihnen an Sturmleitern und schwerem Geschütze fehlte, so suchten sie das Lager durch List und Ueberrumpelung zu nehmen oder dasselbe auszuhungern. Sie verlegten jeden Pfad, schnitten alle Zufuhr ab und trachteten danach ihre Feinde einzeln zu überfallen, ohne sich selbst großer Gefahr auszusetzen. Sie tödteten das Vieh auf der Weide, stahlen die Pferde, plünderten überall und legten die verlassenen Wohnungen und die Scheunen in Asche. Der größte Ruhm für einen indianischen Krieger war allezeit der seinem Feinde den größten Schaden zuzufügen und sich dabei vor allem Schaden zu wahren; er hält es für ehrenvoll und glaubt eine große That zu verüben, wenn er den Nichts ahnenden Gegner überfällt und Schlafende und Wehrlose niedermetzelt. Seine eigene Person sucht er immer möglichst zu decken, und ein tüchtiger Krieger muß eben so listig und verschlagen als tapfer sein. Er darf niemals einen Angriff wagen, wenn er nicht irgendwie in Vortheil ist.

Die Schlauheit und Vorsicht, welche diese Banden auf ihren Streifzügen beobachteten, ist bewundernswerth. Sie ließen keine Spur im Walde oder Grase zurück; kein Busch, kein Baumzweig durfte zerbrochen werden, kein Indianer verlor Etwas, das auf seine Nähe deuten konnte; selbst vom Lagerplatz durfte nicht die geringste Andeutung sichtbar bleiben.

Denn der Hinterwäldler war nicht minder schlau, kühn und mit allen Eigenthümlichkeiten des Landes oder den Gewohnheiten und der Kriegführung seiner Feinde vertraut. Deßhalb entbehrte der Indianer Feuer und Fleisch und ließ das einladendste Wild ruhig vorüber, um durch den Knall der Kugel oder das Schwirren des Pfeils seine Nähe nicht zu verrathen. Er sprach selten und dann immer nur leise; er schritt langsam und vorsichtig, auf jede Kleinigkeit sorgsam achtend. Kein fallendes Blatt entging ihm, kein Vogel, der durch das Gezweig schlüpfte; er sah und hörte Alles, während er sich jedem Blicke oder Ohr entzog. Vernahm er ein Geräusch, so blieb er augenblicklich leblos wie eine Bildsäule stehen.

Eine Indianerarmee vermag unmöglich lange das Feld zu halten: sie kennt keine regelrechte Verpflegung und hält keine Mannszucht. Sie sucht daher allemal möglichst rasch auf geradem Wege das Ziel zu erreichen, die Station zu überfallen, das Pfahlwerk zu erklettern, die weiße Besatzung niederzumetzeln, die Häuser in Brand zu stecken. Manchmal gelang die Ueberrumpelung; öfter waren jedoch die Weißen auf ihrer Hut und schlugen den Angriff ab.

Die einzelnen Niederlassungen konnten dem Feinde nur mit gemeinsamer Kraft Widerstand leisten. Jede „Nachbarschaft", wie man sich ausdrückte, jeder kleine Gau hatte sich deßhalb beeilt ein sogenanntes Fort, eine Station zu bauen, die zum Vertheidigungspunkte diente, sobald die Indianer die Feindseligkeiten eröffneten. In jeder Station fand eine beträchtliche Anzahl von Familien Zuflucht und Unterkommen. Auf einer Fläche von mehreren Morgen Landes standen Hütten und Blockhäuser; das längliche Viereck war auf zwei Seiten von Hütten, auf den beiden anderen von Pfahlwerk umschlossen. Alle Fensteröffnungen und Thüren gingen nach Innen. Die Außenwand der Hütten war im Durchschnitt zehn bis zwölf Fuß hoch, ohne jede Oeffnung nach Außen und vollkommen kugelfest; der Abhang des Daches lief nach der innern Seite zu. In diesen Behausungen wohnten die einzelnen Familien. Die große Eingangs-Pforte zur Station lag zwischen zwei Hütten und war von einer Platform geschützt, auf welcher ein Schilderhaus stand. Das Pfahlwerk hatte gewöhnlich gleichfalls eine Höhe von zehn Fuß, und die ganze Einhegung war reichlich mit Schießscharten versehen. Die Eingangspforte wurde Abends stark verrammelt. In Kentucky, dem „blutigen Grunde," hatte man die größeren Stationen noch mit zwei Stockwerk hohen starken Bastionen flankirt, von denen aus die Büchsenschützen alle vier Seiten bestreichen konnten; die kleineren hatten gewöhnlich nur eine oder zwei Bastionen. In diesen Stationen, die immer an einem Bache oder einer Quelle lagen, lebten manche Familien Jahre lang; sie hatten neben diesem befestigten Dorfe ihre Aecker, und mehrfach waren zwei Stationen vermittelst eines langen Pfahlgrabens mit einander in Verbindung gebracht.

Wenn der Feind nahete, schloß man die Thore; Jeder trat auf den ihm angewiesenen Posten, und Weiber und Kinder hielten sich ruhig oder halfen die Büchsen laden. Allemal wurde den Indianern ein warmer Empfang bereitet. Nachdem sie sich zurückgezogen, umlagerten sie die Station oft wochenlang in der oben geschilderten ihnen eigenthümlichen Weise. Gelang es ihnen zu plündern und Beute zu machen, dann hielt sie ferner Nichts zurück: sie eilten in ihre Heimath ohne sich für einige Zeit um den Krieg zu bekümmern.

Der Indianer bemalte, wenn er zum Kampfe auszog, das Gesicht mit rother oder blauer Farbe, schmückte sein Haar mit den Federn des Adlers, der Eule oder des Falken und putzte seine Skalp-Locke auf. Mit der Kugelbüchse oder Bogen und Pfeilen, mit Tomahawk und Skalpirmesser versehen tanzte er den Kriegstanz und zog ins Feld. Die Büchse, mit welcher er trefflich zu zielen verstand, legte er nie ab; aber auch sein Bogen ist eine furchtbare Waffe, die er mit großer Geschicklichkeit handhabt. Das Skalpirmesser trägt er stets in seinem Gürtel. Es war ihm, und ist es auch heute noch, unentbehrlich. Es dient ihm als Waidmesser, mit welchem er dem Bären, dem Hirsche, dem Büffel die Haut abzieht oder dem überwundenen Feinde, dem todten oder lebenden, die Glieder zerhackt oder die Schädelhaut lostrennt. Die Streitaxt — Tomahawk — ist klein; auf der scharfen Seite gleicht sie einem Beile, hinten hat sie einen Hammer. Mit jenem hauet der Indianer dem Feinde den Schädel auseinander, mit diesem schlägt er ihm ins Genick wie der Fleischer dem Schlachtvieh. Manchmal ist der Tomahawk hohl und wird als Tabackspfeife gebraucht; der Hammer bildet den Pfeifenkopf. Auch als Waffe zum Werfen bedient sich der Indianer der Streitaxt, und er handhabt sie so geschickt, daß ein tüchtiger Krieger einen sechs Zoll dicken Baum in einer Entfernung von achtzig oder hundert Fuß selten verfehlt. Aber eine noch furchtbarere Waffe ist der Streitkolben, eine etwa dritthalb Fuß lange Keule, oben mit einem winkelförmigen drei Zoll langen Eisen versehen. Der Streitkolben verrichtet den Dienst des Tomahawks und Skalpirmessers zugleich und wird benutzt, um dem Besiegten die Halsadern zu durchhauen. Die Indianer im südlichen Ohio und Kentucky zogen diesen Streitkolben dem Tomahawk vor. Der Bogen kam allmählich in Abgang und wich der Büchse; die Stämme im Westen des Missisippi bedienen sich jedoch desselben noch jetzt. In Kriegszeiten machte man häufig die Erfahrung, daß der Pfeil, gleichviel ob seine Spitze von Stahl oder Stein war, so sicher traf und so tief ging wie die Kugel. Nicht selten war er überdies vergiftet.

Dem Gefangenen wurde oft ein fürchterliches Schicksal zu Theil, wenn man ihn für die „Tortur" aufsparte. Sobald ein Feind, als ausgezeichneter Krieger bekannt, oder ein weißer Mann, den die Indianer für einen Häuptling und Führer hielten, lebend in ihre Hände gefallen war, veranstalteten sie ein großes Fest, um die Erinnerung an den glücklichen Fang auf die Kinder zu vererben. Auch die ersten Gefangenen, welche sie im Kriege machten, waren zu Opfern auserkoren. Die Häuptlinge luden den ganzen Stamm, Krieger, Weiber und Kinder, zu der Feierlichkeit ein. Man entkleidete den Gefangenen bis zum Gürtel, bemalte ihm das Gesicht mit schwarzer Farbe und führte ihn an einen Pfahl, um welchen trockenes Reisholz aufgeschichtet lag. Man hatte ihm die Arme gefesselt, und die Weiber und Kinder schlugen ihn mit Gerten, Stöcken oder mit Keulen, bis er zu Boden sank. Die Peiniger frohlockten und heulten, wenn er seiner Sinne wieder mächtig wurde und seine Augen aufschlug. Durch diese Mißhandlungen weihte man ihn für die eigentliche Marter ein. Man nahm ihn darauf vom Pfahle weg und befestigte ihn gleich nachher mit einem benetzten, aus Weinreben geflochtenen Stricke wieder an demselben, aber so, daß er sich in einem Kreise von zwanzig oder dreißig Fuß im Umkreise bewegen

konnte. Auch legte man ihm einen Ueberzug von nassem Thon auf den Kopf, damit das Feuer sein Gehirn nicht so rasch angreife und so die Marter abkürze. Seine Füße wurden mit Mokassins aus Bärenfell bekleidet, um sie gegen die brennenden Kohlen zu schützen. Alsdann steckte man das ringsum angehäufte Reisig in Brand. Der Gefangene suchte dem Feuer auszuweichen und lief zur Ergötzlichkeit und unter lautem Jubel von Weibern und Kindern umher, bis er buchstäblich geröstet war. Die Krieger sahen mit ruhiger Miene dem gräßlichen Schauspiel zu. Der Gemarterte sank nach Verlauf einer viertel oder halben Stunde bewußtlos zu Boden. Um ihn noch weiter zu quälen, gingen die Weiber in den Kreis und rannten ihm Feuerbrände in die Haut, wo sie am empfindlichsten ist. Man weiß, daß indianische Häuptlinge mitten in solchen Folterqualen mit entsetzlicher Wuth über einen ihrer Peiniger herfielen und ihn fürchterlich zerbissen, daß Andere ohne auch nur eine Spur von Schmerz zu verrathen Taback rauchten und ihre Dränger, die Krieger zumal, feige Weiber schalten. Konnte sich der Gemarterte nicht wieder erheben, lag er endlich seiner Sinne beraubt am Boden, dann wurde der Thonüberzug von seinem Kopfe abgenommen, und man warf glühende Kohlen auf das Haupt; manchmal zog man ihm auch erst die Schädelhaut ab und schüttete glühende Asche auf den blutenden Kopf, bis zuletzt ein alter Krieger durch einen Schlag mit der Streitaxt allen Qualen ein Ende machte.

Nicht so unbedingt tödtlich war das Gassenlaufen, welches gleichfalls nur bei Gefangenen von Rang und Auszeichnung zur Anwendung kam. An einem von den Häuptlingen anberaumten Tage versammeln sich die Bewohner mehrerer Dörfer vor der Hütte, in welcher die Berathungen gepflogen wurden. Alt und Jung, Männer und Weiber bildeten zwei schmale Reihen von mehreren hundert Ellen Länge und stellten sich so auf, daß zwischen den äußersten Punkten dieser Gasse und jener Hütte noch ein freier Raum von etwa fünfzig Schritten blieb. Dem Opfer wurde, sobald Alle bereit standen, jede schützende Körperbedeckung abgenommen, und es mußte durch die Gasse laufen. Die Weiber und Kinder schlugen mit Gerten und Stecken auf den Unglücklichen los, die Männer mit Rudern, Keulen, manchmal auch mit Stöcken, an welche sie ein Messer befestigt hatten. Gelang es dem Gemarterten die geheiligte Stätte der Berathungshütte lebendig zu erreichen, so war er frei. Aber unter den vielen Hinterwäldlern, welche diese Marter erleiden mußten, sind nur wenige stark genug gewesen dieselbe zu ertragen, und man betrachtet es heute noch als ein Wunder, daß der Kentuckier Simon Kenton sie während seiner Gefangenschaft unter den Indianern dreimal überstanden hat.

Eigenthümlich war die Art und Weise den Krieg zu erklären. Bei den Mingos, einem Stamme der Cayugas, zog ein Häuptling mit einer Gefolgschaft aus, überfiel eine Ansiedlung, brannte sie nieder, skalpirte Alles, was in seine Gewalt fiel, und legte dann die Kriegskeule an irgend einer weithin sichtbaren Stelle nieder. Die weißen Männer wußten, welche fürchterliche Bedeutung diese symbolische Handlung hatte: sie lieferte den Beweis, daß nun ein Nationalkrieg ausgebrochen war. Jene Keule ist keine Kriegswaffe, sondern lediglich ein Symbol, etwa vier Fuß lang, und läuft auf beiden Seiten in eine Krümmung aus.

In dem ausgehöhlten Ende ist auf einer Seite eine dicke Kugel von Holz angebracht. Bis auf den heutigen Tag bewahrt man dergleichen Kriegskeulen, die nun längst ihre Schrecken verloren haben.

---

187. Die Steppen Südamerikas. (7. Aufl. S. 527.)

A. v. Humboldt.

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten bei der Bildung des antillischen Meerbusens dem Einbruche des Wassers getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln, wenn man die Fluren, welche mit dem zarten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ersten Schatten der Cacaogebüsche zurückläßt, so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend in schwindender Ferne den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer pflanzenleeren Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von zweihundert Quadrat-Meilen Oberfläche bemerklich höher als die angrenzenden Theile. Bänke nennen die Eingeborenen diese Erscheinung, gleichsam im Geiste der Sprache den alten Zustand der Dinge ahnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Denn wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Erde erleuchten, oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühle der Unendlichkeit. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in dem sich die leichtbewegliche, sanft aufschäumende Welle kräuselt: todt und starr liegt die Steppe hingestreckt wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten. Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter: wie den Schicksalen der Menschen fremd, allein an die Gegenwart fesselnd liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern von Guyana, von dem Gebirge von Merida, in dem siedende Schwefelquellen unter ewigem Schnee hervordringen, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare oder bis zu dem einsamen Gebirgsstocke hin, den spanische Kriegsvölker im Spiele ihrer Phantasie den Paramo de la Summa Paz, gleichsam den schönsten Sitz des ewigen Friedens nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 14000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft als ununterbrochen bis an die magellanische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der

Bergjoche, welche die Andes-Kette östlich aussendet, und welche die waldige Ebene des Amazonen-Flusses gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure- und la Plata-Stromes scheiden. Die letztern, die Pampas von Buenos-Ayres, übertreffen jene (die Llanos) dreimal an Flächeninhalt; ja, ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmbüsche begrenzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. — Der casuarähnliche Touyou ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich der Wüste Zaara liegen die Llanos oder die nördlichste Ebene von Südamerika in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt; bald verödet wie das libysche Sandmeer, bald eine Grasflur wie die hohe Steppe von Mittel-Asien.

Zwar sind die Llanos zur Viehzucht allerdings geeignet: aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Continents völlig unbekannt. Kein Volksstamm wußte die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht dargeboten hatte. Südamerika sind die kamelartigen Vicunnas, Alpacas und Lamas eigenthümlich: aber alle diese nutzbaren Thiere haben, das Lama abgerechnet, Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit behauptet. Denn Genuß von Milch bleibt ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal der Nationen des alten Welttheiles.

Blieb also das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerikas unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppe. Desto freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt, frei und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenäe und dem riesenstämmigen Lorber nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse droht. Agutis, kleine, buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den unterirdischen Hasen in seiner Höhle aufschrecken, Heerden träger Chiguires, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten, der große unbemähnte Löwe, brasilianische Tiger, die den jungen, selbsterlegten Stier am Hügel aufwärts schleppen, — diese und viele andere Thiere durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen wohnbar hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedies nach indischer Art die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächerpalme Mauritia zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm, um, während in der Regenzeit das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber zu häuslichen Bedürf-

nissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfährt, sieht die Flamme in der Luft. Die Guaraunen verdanken die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, einer hohen Freistatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten leiten wird.

Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzen-Metamorphose enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches wie das Mehl der Jatropha-Wurzel in dünnen, brotartigen Scheiben gedörrt wird. Der gegorene Saft des Baumes ist der süße, berauschende Palmwein der Guaraunen. Die fischschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwicklung ihres Zuckerstoffes oder früher im mehlreichen Zustande genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung gleich dem Insekt, das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist, die Existenz eines Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Continents ist die Ebene dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guayana zu erleichtern, sind selbst hie und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Fern von ihnen hat überall Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte mit Riemen zusammengeflochtene Hütten. Zahllose Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen dazwischen umher. Ja, die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahle der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, und pflanzt sich durch Gegenstoß die kreisende Bewegung fort, so gewährt die Steppe einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, deren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, vielleicht elektrisch-geladene Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher; er verengt die Steppe wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den lange erhitzten Boden hinweht.

Auch verschwanden allmählich die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdünstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Krokodil und die Boaschlange tief vergraben in offenen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden im Spiele des gebogenen Lichtstrahls das Trugbild des wellenschlagenden

Wasserspiegels. In dichte Staubwolken gehüllt und von Hunger, von brennendem Durste geängstigt schweifen die Pferde und Rinder umher, erstere mit langgestrecktem Halse hoch gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stacheligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; denn oft sieht man Thiere, welche von Cactus-Stacheln am Hufe gelähmt worden.

Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht ruhen. Ungeheure Fledermäuse verfolgen sie während des Schlafes, saugen ihnen vampyrartig das Blut aus und hängen sich an den Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in denen Mosquitos, Hippobosken und eine Schar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternenbilde des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein elegantes Gebirge erscheint ein einzelnes Gewölk im Süden; nebelartig breiten die Dünste sich über den Zenith aus. — Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mit mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Im hochaufschießenden Grase versteckt sich der schöngefleckte Jaguar und erhascht die vorüberziehenden Thiere im leichten Sprunge, katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingeborenen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben, dann plötzlich mit heftigem Getöse wie beim Ausbruche kleiner Schlamm-Vulkane die aufgewühlte Erde wolkenartig aufsteigen. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Crocodil steigen aus der Gruft hervor, durch den Regenguß aus dem Scheintode geweckt.

Schwellen allmählich die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen, der Arauca, der Apure und der Payara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die

Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche lange inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Crocodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Auch nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die, den Rachen dieser blutgierigen Eidexen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Aber nicht die Crocodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach: auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft in Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, um die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. In der That mußte die Steppenstraße von Uriticu einmal verändert werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Auch fliehen alle andere Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht elektrisches Feuer tief aus dem Schooße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer enge umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriffe reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Viele der letztern erliegen unter der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählich läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräusche der stampfenden Pferde erschreckt nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und der Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist, was durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, das die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet und den stillen, wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt, Alles, was die Farbe des getheilten Lichtstrahls hervorbringt, fließt aus einer Quelle, Alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen.

Lyrische und didaktische Dichtungen.

Joh. Wolfg. Goethe.

188. An den Mond. (7. Aufl. S. 533.)

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

189. Trost in Thränen. (7. Aufl. S. 534.)

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da Alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich den Armen quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf:
Du bist ein junges Blut;
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht:
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht:
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag:
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag."

190. Frühzeitiger Frühling. (7. Aufl. S. 534.)

Tage der Wonne,
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen,
Ist es das Thal?

Blauliche Frische!
Himmel und Höh'!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain;
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch;
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Saget, seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

191. Schäfers Klagelied. (7. Aufl. S. 535.)

Da droben auf jenem Berge
Da steh ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Herde;
Mein Hündchen bewahret mir sie:
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaß' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen,
Und Alles ist nur ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen
Weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

192. Herbstgefühl. (7. Aufl. S. 535.)

Fetter grüne, du Laub',
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen.

193. Bundeslied. (7. Aufl. S. 535.)

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht:
Erneuert unsre Flammen!
Er hat sie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seid recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dies Glas des ächten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an und küsset treu
Bei jedem neuen Bunde
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig drin?
Genießt die freie Weise
Und treuen Brudersinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet,
Mit freiem Lebensblick,
Und Alles, was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Und wird es nimmer bange,
Wenn Alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange,
Auf ewig so gesellt.

194a. Meeresstille. (7. Aufl. S. 536.)

Tiefe Stille herrscht im Wasser;
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

194b. Glückliche Fahrt. (7. Aufl. S. 536.)

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne:
Schon seh ich das Land!

195. Wanderers Nachtlied. (7. Aufl. S. 536.)

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest, —
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust? —
Süßer Friede!
Komm, ach, komm in meine Brust!

196. Ein Gleiches. (7. Aufl. S. 536.)

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
Ruhest du auch.

197. Geistesgruß. (7. Aufl. S. 536.)

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorüber geht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Senne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt.

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh:
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr immer, immer zu!"

198. Der Harfenspieler. (7. Aufl. S. 537.)

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein;
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Fr. Schiller.

199. Das Mädchen aus der Fremde. (7. Aufl. S. 537.)

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam:
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit:
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur,

Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste:
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

200. Der Pilgrim. (7. Aufl. S. 537.)

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
Wandle, rief's, — der Weg ist offen —
Immer nach dem Aufgang fort,

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst: da gehst du ein;
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still:
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege;
Ströme hemmten meinen Fuß;
Ueber Schlünde baut ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden
Warf ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen!
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

201. Hektors Abschied. (7. Aufl. S. 538.)

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt!
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen;
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall ich, und des Vaterlandes Retter
Steig ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle;
Müssig liegt dein Eisen in der Halle:
Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Kocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern!
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

202. Alpenlieder. (7. Aufl. S. 538.)

1) Fischerknabe.

Es lächelt der See; er ladet zum Bade:
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade.
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.

Und wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, bist mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh ihn herein.

2) Hirt.

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnige Weiden!
Der Senne muß scheiden:
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnige Weiden!
Der Senne muß scheiden:
Der Sommer ist hin.

3) a. Alpenjäger.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg:
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichem Weg.
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und, unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr:
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

b.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.
Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih',
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.
Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht;
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleugt.

Fr. Rückert.

203. Das Paradies. (7. Aufl. S. 540.)

Das Paradies muß schöner sein
Als jeder Ort auf Erden;
Drum wünscht mein Herz recht bald darein,
Recht bald versetzt zu werden.

Im Paradiese muß ein Fluß
Der ew'gen Liebe rinnen,
Und jede Sehnsuchtsthräne muß
Sein eine Perle drinnen.

Im Paradiese muß ein Hauch
Der Schmerzenstillung wehen,
Daß jeder Schmerz und meiner auch
Muß aufgelöst vergehen.

Da steht des Friedens kühler Baum,
Gepflanzt auf grünen Räumen,
Und drunter muß ein stiller Traum
Von Ruh und Glück sich träumen.

Ein Cherub an der Pforte steht,
Die Welt hinweg zu schrecken,
Daß auch zu mir ihr Hauch nicht geht,
Mich aus dem Traum' zu wecken.

Da wird das morsche Schiff, mein Herz,
Geankert ruhn im Hafen,
Das rege Wiegenkindlein Schmerz
Im Busen endlich schlafen.

Für jeden Dorn, der hier mich stach,
Wird sich die Rose finden,
Und Lust, die nie mir Rosen brach,
Wird sie ums Haupt mir winden.

Dort werden alle Freuden blühn,
Die in der Knosp' hier starben,
Und werden wird ein Frühlingsgrün
Aus allen Todesgarben.

Dort wird, was je mein Herz gesucht,
Mir still entgegen treten,
Vom grünen Zweig' als goldne Frucht,
Als helle Blum' aus Beeten.

Die Wünsch' und Hoffnungen der Brust,
Wie Blumen aller Zonen,
Sie werden dort in stiller Lust
Um mich zusammen wohnen.

Die Jugend, die mit Flügelschlag
An mir vorüber rauschte,
Die Liebe, die auf einen Tag
Mit Nektar mich berauschte,

Sie werden frucht- und flügellos
Auf ewig mich umscherzen,
Mich halten wie das Kind im Schooß
Und ihren Liebling herzen.

Und jene Gottheit, deren Licht
Auf mich von fernher thaute,
Und deren klares Angesicht
Ich nur in Träumen schaute,

Die Poesie, als Geist der Welt,
Wird hell sich mir entschleiern,
Wann hell sich Freimunds Lied gesellt
Dem Chor der Sternenleiern.

---

204. Adventlied. (7. Aufl. S. 541.)

Dein König kommt in niedern Hüllen;
Ihn trägt der lastbarn Es'lin Füllen:
Empfang' ihn froh, Jerusalem!
Trag' ihm entgegen Friedenspalmen,
Bestreu den Pfad mit grünen Halmen!
So ist's dem Herren angenehm.

O mächt'ger Herrscher ohne Heere,
Gewalt'ger Kämpfer ohne Speere,
O Friedensfürst von großer Macht,
Es wollen dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne sperren:
Doch du gewinnst ihn ohne Schlacht.

Dein Reich ist nicht von dieser Erden:
Doch aller Erde Reiche werden
Dem, das du gründest, unterthan.
Bewaffnet mit des Glaubens Worten,
Zieht deine Schar nach den vier Orten
Der Welt hinaus und macht dir Bahn.

Und wo du kommest hergezogen,
Da ebnen sich des Meeres Wogen,
Es schweigt der Sturm, von dir bedroht.
Du kömmst, auf den empörten Triften
Des Lebens neuen Bund zu stiften,
Und schlägst in Fesseln Sünd' und Tod.

O Herr von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt aufs neue
Zu uns, die wir sind schwer verstört:
Noth ist es, daß du selbst hienieden
Kommst, zu erneuern deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

O, laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsterniß erliegen
Und lösch' der Zwietracht Glimmen aus,
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!

205. Abendlied. (7. Aufl. S. 542.)

Ich stand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinunter ging,
Und sah, wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh.

Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch zu ruhn.

Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

Nun hat der müde Silfe
Sich unters Blatt gesetzt,
Und die Libell' am Schilfe
Entschlummert, thaubenetzt.

Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt;
Die Heerde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus,
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimath ist.

206. Aus der Jugendzeit. (7. Aufl. S. 543.)

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer:
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer."

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

O du Heimathflur, o du Heimathflur,
Laß zu deinem sel'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr:
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll:
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nicht mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst:
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf' wie einst:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer:
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer!"

207. Mein Lied. (7. Aufl. S. 544.)

Du Duft, der meine Seele speiset,
Verlaß mich nicht!
Traum, der mit mir durchs Leben reiset,
Verlaß mich nicht!

Du Paradiesesvogel, dessen
Schwing' ungesehn
Mit leisem Säuseln mich umkreiset,
Verlaß mich nicht!

Du, Amme mir und Ammenmährchen
Der Kindheit einst,
Du fehlst, und ich bin noch verwaiset.
Verlaß mich nicht!

Du, statt der Jugend mir geblieben,
Da sie mir floh:
Wo du mir fliehst, bin ich ergreiset!
Verlaß mich nicht!

O du mein Frühling, sieh, wie draußen
Der Herbst nun braust:
Komm, daß nicht Winter mich umeiset,
Verlaß mich nicht!

O Hauch des Friedens, horch, wie draußen
Das Leben tobt!
Wer ist, der still hindurch mich weiset?
Verlaß mich nicht!

O du mein Rausch, du meine Liebe!
O du mein Lied!
Das hier durch mich sich selber preiset,
Verlaß mich nicht!

208. An die Sprache. (7. Aufl. S. 544.)

Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich selber preisen kann!

Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Räthsel deuten
Und mich spielen selbst mit dir.

Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt,
Alle Höhn hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt
Und durchwandelt alle Welt!

Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

Stürme, rausche, lispl' und säusle!
Zimmre, glätte, hau' und meißle,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

Mach' uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reihn.
Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

209. Das ruft so laut. (7 Aufl. S. 545.)

O, wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab' ich rasch mich dargestellt,
Alles Andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar darnach nicht umgeschaut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O, wie ruft die Trommel so laut!
Aus der Thüre rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach.
Vater, Mutter, schweiget still,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich hör' nur einen Laut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut!

O, wie ruft die Trommel so laut!
An der Ecke, an dem Platz,
Wo ich sonsten bei ihr saß,
Steht die Braut und ruft mit Gram!
„Ach, o weh, mein Bräutigam!"
Kann nicht hören, süße Braut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Mir zur Seite in der Schlacht
Ruft mein Bruder gute Nacht!
Drüben der Kartätschenschuß
Ruft mit lautem Todesgruß;
Doch mein Ohr ist zugebaut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O, wie ruft die Trommel so laut!
Nichts so laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft.
Ruft sie auch zu Tod und Gruft,
Hat mir nicht davor gegraut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

210. Die Schlacht an der Katzbach. (7. Aufl. S. 545.)

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,
Jetzt und hernach!
Dort bei Roßbach, dort bei Roßbach,
Dort von euren Rossen
Hat man euch geschossen,
Ist das Blut geflossen
In rechtem Bach!

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,
Jetzt und hernach!
An der Katzbach, an der Katzbach,
Da haben wir den Katzen
Abgehauen die Tatzen,
Daß sie nicht mehr kratzen!
Kein Hieb ging flach!

211. Landsturmliedchen. (7. Aufl. S. 545.)

Wer warst du? Ein Schneider;
Ich flickte französische Kleider.
Wer warst du? Ein Schuster;
Schnitt Schuh' nach französischem Muster.
Nun denn, ihr beiden,
Was wollt ihr jetzt schneiden?
Mit Scheren und Pfriemen
Französische Häute zu Riemen;
Solch Handwerk will jetzt uns geziemen.

Wer warst du? Ein Bauer;
Ich pflügte meinen Acker.
Der Franzmann machte mir's sauer,
Hieß mich Hund und Racker.
Wie denkst du mit Glimpfe
Dich zu rächen am Schimpfe?
Der Ernte mußt' ich entrathen,
Die mir die Feinde zertraten:
Mähn will ich sie selber wie Saaten.

Mein Rock hat nicht viel Taschen.
In einer hier hab' ich mein Brot.
Sagt mir, in welche Taschen
Steck' ich das Blei, das mir noth?
Steck's in Gottes Namen
In Eine Tasche zusammen.
Mög' es wohl behagen!
Dein Brot in deinen Magen;
Dein Blei dem Feind in den Kragen

Der Feind hat Achselbänder
Und geht in Golde pur:
Wir haben nicht schöne Gewänder,
Wir haben gar keine Montur.
Will das euch verdrießen?
Hinan mit den Spießen!
Stecht Feinde todt: mit ihren
Kleidern dann sollt ihr euch zieren
Gleich lauter Offizieren.

---

212. Marschall Vorwärts. (7. Aufl. S. 546.)

Marschall Vorwärts!
Tapfrer Preuße, deinen Blücher,
Sag', wie willst du nennen ihn?
Schlag' nur nicht erst nach viel Bücher,
Denn da steht nicht Tücht'ges drin.
Mit dem besten Namensgruße
Hat ihn dir genannt der Russe:
Marschall Vorwärts,
Marschall Vorwärts nennt er ihn.

Marschall Vorwärts!
Guten Vorwärtsschritt erhob er
Ueber Fluß und Berg und Thal
Von der Oder von dem Bober
Bis zur Elb' und bis zur Saal'
Und von dannen bis zum Rheine
Und von dannen bis zur Seine,
Marschall Vorwärts,
Marschall Vorwärts allzumal.

Marschall Vorwärts!
Leben soll in ew'ger Dauer
Dieser Name klar und hell,
Mehr, als hieß es Herzog Jauer
Oder Fürst von Neufchatel.
Titel kann gar Mancher haben:
Diesen Titel, den wir gaben,
Marschall Vorwärts,
Theilt mit dir kein Kriegsgesell.

Marschall Vorwärts!
Ihr französischen Marschälle,
Warum seid ihr so verstört,
Laßt die Felder, kriecht in Wälle,
Wenn ihr diesen Namen hört?
Marschall Rückwärts, das ist euer,
Marschall Vorwärts ist ein neuer,
Marschall Vorwärts,
Der dem Blücher angehört!

L. Uhland.

---

213. Des Knaben Berglied. (7. Aufl. S. 546.)

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge.

Hier ist des Stromes Mutterhaus:
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus.
Er braust vom Fels in wildem Lauf:
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge.

Der Berg, der ist mein Eigenthum!
Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge.

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge.

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge.

214. Hausrecht. (7. Aufl. S. 547.)

Tritt ein zu dieser Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, stelle
Den Stab an diese Wand!

Sitz' obenan zu Tische!
Die Ehre ziemt dem Gast.
Was ich vermag, erfrische
Dich nach des Tages Last!

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimath trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als theurer Freund vorlieb!

Nur Eins ist, was ich bitte:
Laß du mir ungeschwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauses heilig Recht!

215. Schäfers Sonntagslied. (7. Aufl. S. 547.)

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur.
Noch eine Morgenglocke nur; —
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun, geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

216. Die Kapelle. (7. Aufl. S. 547.)

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab:
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichen-Chor:
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!

217. Auf der Ueberfahrt. (7. Aufl. S. 548.)

Ueber diesen Strom vor Jahren
Bin ich einmal schon gefahren.
Hier die Burg im Abendschimmer,
Drüben rauscht das Wehr wie immer.

Und von diesem Kahn umschlossen
Waren mit mir zween Genossen:
Ach! ein Freund, ein vatergleicher,
Und ein junger, hoffnungsreicher.

Jener wirkte still hienieden
Und so ist er auch geschieden;
Dieser, brausend vor uns allen,
Ist im Kampf und Sturm gefallen.

So, wenn ich vergangner Tage,
Glücklicher, zu denken wage,
Muß ich stets Genossen missen,
Theure, die der Tod entrissen.

Doch was alle Freundschaft bindet,
Ist, wenn Geist zu Geist sich findet,
Geistig waren jene Stunden,
Geistern bin ich noch verbunden. —

Nimm nur, Fährmann, nimm die Miethe,
Die ich gerne dreifach biete:
Zween, die mit mir überfuhren,
Waren geistige Naturen.

218. Die deutsche Sprachgesellschaft. (7. Aufl. S. 548.)

Gelehrte deutsche Männer,
Der deutschen Rede Kenner,
Sie reichen sich die Hand,
Die Sprache zu ergründen,
Zu regeln und zu ründen
Im emsigen Verband.

Indeß nun diese walten,
Bestimmen und gestalten
Der Sprache Form und Zier:
So schaffe du inwendig,
Thatkräftig und lebendig,
Gesammtes Volk, an ihr!

Ja! gieb ihr du die Reinheit,
Die Klarheit und die Feinheit,
Die aus dem Herzen stammt!
Gieb ihr den Schwung, die Stärke,
Die Glut, an der man merke,
Daß sie vom Geiste flammt!

An deiner Sprache rüge
Du schärfer Nichts, denn Lüge;
Die Wahrheit sei ihr Hort!
Verpflanz' auf deine Jugend
Die deutsche Treu' und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort!

Zu buhlerischem Girren
Laß du ihn niemals kirren,
Der ernsten Sprache Klang!
Sie sei dir Wort der Treue,
Sei Stimme zarter Scheue,
Sei ächter Minne Sang!

Sie diene nie am Hofe
Als Gauklerin, als Zofe:
Das Lispeln taugt ihr nicht.
Sie töne stolz, sie weihe
Sich dahin, wo der Freie
Für Recht, für Freiheit spricht!

Wenn so der Sprache Mehrung,
Verbesserung und Klärung
Bei dir von statten geht:
So wird man sagen müssen,
Daß, wo sich Deutsche grüßen,
Der Athem Gottes weht.

219. Lied eines deutschen Sängers. (7. Aufl. S. 549.)

Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen;
Es dünkt mich Alles Tand:
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf fürs Vaterland!

Man sagt wohl von den Katten,
Sie legten Erzring' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlagnen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldenthum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm:
Doch möcht' ich Eins erringen
In diesem heil'gen Krieg,
Das edle Recht zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Max. von Schenkendorf.

220. Freiheit. (7. Aufl. S. 549.)

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem luft'gen Wald,
Unter Blüthenträumen
Ist dein Aufenthalt!
Ach, das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt!

Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.
Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.

Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.
Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;
Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter eh'rnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor,
Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft.

Das ist rechtes Glühen,
Frisch und rosenroth!
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.
Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust,
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust!

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm', mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang' erlesen
Dir die deutsche Art.

---

221. Soldaten-Morgenlied. (7. Aufl. S. 550.)

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh':
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott, in Gnaden
Schau her vom blauen Zelt:
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gieb uns heute Sieg!
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg!

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen, mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei: —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei.

222. Auf Scharnhorst's Tod. (7. Aufl. S. 551.)

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen;
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel! raffst mich doch nicht nieder? —
Dien' euch blutend, meine Brüder!
Bringt in Eile mich nach Prag:
Will mit Blut um Oestreich werben;
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag."

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißest alle Blüthen ab;
Nennen dich mit leisen Schauern:
Heil'ge Stadt, zu deinen Mauern
Zieht uns manches theures Grab!

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß' euch Gott, ihr theuren Helden!
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden!
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!"

Solches hat er dort verkündet,
Und wir Alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei!
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben:
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner!
Näher stand dem König Keiner:
Doch dem Volke schlug sein Herz!
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben
Besser als in Stein und Erz!

---

223. Frühlingsgruß an das Vaterland 1814. (7. Aufl. S. 551.)

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken,
Hier in deiner Herrlichkeit.

Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen
Komm ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell;

Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du dringen,
Du mein deutscher Freiheitsgruß:
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.

Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen, stark und weich,
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Heerde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.

Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum!
Was die hohen Väter waren
Heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht:

Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust;

Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.

Alte Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Fluth,
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht;
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;

In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand;
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,

Traute deutsche Brüder, höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

---

224. Das Lied vom Rheine. (7. Aufl. S. 552.)

Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König, hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen, —
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Deß Name schon, wie Wein,
Die treue Seele labt;
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländsche Lust und Schmerzen,
Wenn man das hohe Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Fesseln lag der Held geschlagen:
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied!
„O weh dir, schnöde Welt,
Wo keine Freiheit blüht.
Von Treuen los und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach, verstorbenes Geschlecht,
Und mein gebrochnes deutsches Recht?

O meine hohe Zeit,
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adligen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!

Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuen-Muth
Und mild als eine Maid.
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen.
Was ihn zu solcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt.

Du Sünder, wüthe fort!
Bald ist dein Becher voll!
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wann er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wann meine Schrecken dich umbrausen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art!"

Erfüllt ist jenes Wort:
Der König ist nun frei!
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu.

Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutsche Kaiserthum!

Wir huldgen unserm Herrn,
Wir trinken seinen Wein.
Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer!

---

225. Der Bauernstand. (7. Aufl. S. 553.)

O Bauernstand, o Bauernstand,
Du liebster mir von allen,
Zum Erbtheil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen!

Die Hoffahrt zehrt, ein böser Wurm,
Ein Rost, an Ritterschilden;
Zerfallen sind im Zeitensturm
Die reichen Bürgergilden:

Du aber baust ein festes Haus,
Die schöne grüne Erde,
Und streuest goldnen Samen aus
Ohn' Argwohn und Gefährde,

Hast Gottesluft und Gottesstrahl,
Um eilig zu genesen,
Wenn sich in deine Hürd' einmal
Geschlichen fremdes Wesen.

Was unsre blöde Welt nicht kennt
Mit ihrem eitlen Treiben,
Wovon im alten Testament
Die heil'gen Männer schreiben,

Das soll noch oft wie Morgenwind
Um meinen Busen wehen,
Das hab' ich wohl an manchem Kind
Im stillen Thal gesehen:

Die Demuth und die Dienstbarkeit
Der Schönheit und der Stärke,
Die Einfalt, die sich kindlich freut
An jedem Gotteswerke;

Des Jünglings frühe Tüchtigkeit
In würdigen Geschäften,
Der alten Männer Trefflichkeit,
Bescheiden in den Kräften.

Wohl manches Zeichen, manchen Wink
Kann man da draußen sehen,
Wovon wir in dem Mauernring
Die Hälfte nicht verstehen.

Vom Bauernstand, von unten aus
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus,
Ein frischer Quell, erheben.

Doch Eines, lieber ält'ster Stand,
Kann größres Lob dir schaffen:
Nie müßig hängen an der Wand
Laß' deine Bauernwaffen!

Der scharfe Speer, das gute Schwert
Muß öfter dich begleiten,
Um fröhlich für Gesetz und Herd
Und für das Heil zu streiten.

Zieh' fröhlich, wenn erschallt das Horn,
Ein Sturm auf allen Wegen
Und wirf ein heißes blaues Korn
Dem Räuber kühn entgegen.

Die Siegessaat, die Freiheitssaat,
Wie herrlich wird sie sprießen!
Du, Bauer, sollst für solche That
Die Ernten selbst genießen.

Der Arm, der harte Erde gräbt
Und Stiere weiß zu zwingen,
Kann wohl vom Heldengeist belebt
Mit jedem Feinde ringen.

Du frommer freier Bauernstand,
Du liebster mir von allen!
Dein Erbtheil ist im deutschen Land
Gar lieblich dir gefallen.

226. Unsere Muttersprache. (7. Aufl. S. 554.)

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen wie ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht!
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Schlüften,
Längst verschollnes, altes Lied!
Leb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Ueberall weht Gottes Hauch;
Heilig ist wohl mancher Brauch:
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich, wie der Mutter Mund.

E. M. Arndt.

227. Des Deutschen Vaterland. (7. Aufl. S. 554.)

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß ist es das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich.
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's das, was Frankreich's Trug zerklaubt,
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt;
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist das deutsche Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund!

Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott, vom Himmel sieh darein
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

228. Vaterlandslied. (7. Aufl. S. 556.)

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten.
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du schönes Land,
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der speise Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut! —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut;
Das ist die große Sache!

Laß wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf, fliege hohes Siegspanier
Voran dem kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien!

229. Deutscher Trost. (7. Aufl. S. 557.)

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte Nichts.

Baue nicht auf bunten Schein:
Lug und Trug ist dir zu fein;
Schlecht geräth dir List und Kunst;
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Stehn dir wohl, du Sohn von Teut!

Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

Laß' den Welschen Meuchelei;
Du sei redlich, fromm und frei.
Laß' den Welschen Sklavenzier;
Schlichte Treue sei mit dir.

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten Alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Drum, o Herz, verzage nicht!
Thu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte Nichts!

230. Bundeslied. (7. Aufl. S. 558.)

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Ein starker deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir sind hier in ernsten Dingen,
Mit hehrem, heiligem Gefühl;
Drum soll die volle Brust erklingen,
Ein volles, helles Saitenspiel.

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammenglanz erschienen war,
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und steht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

Das dritte, deutscher Männer Weide,
Am hellsten soll's geklungen sein!
Die Freiheit heißet deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reihn!
Für sie zu leben und zu sterben
Das flammt durch jede deutsche Brust;
Für sie um hohen Tod zu werben
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

Das vierte: — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue,
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir bestehen:
Sie sind des Bundes Schild und Hort!
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

231. Frieden. (7. Aufl. S. 559.)

Leichte Stunden meiner Tage,
Rauscht, o rauschet hin!
Denn mit keinem Glockenschlage
Stört ihr mir den Sinn.

Alles unter mir mag sinken,
Sinken und vergehn:
Doch die Sterne oben blinken
Ewig mild und schön.

Und es winkt aus ihrer Ferne
Mir ein lichter Geist,
Der das Vaterland der Sterne,
Meine Heimath, weist.

Und es klingt in meinem Herzen
Mir ein sichres Wort:
Mit der Erde magst du scherzen!
Himmel dein ist dort!

232. Der Stein im Rhein. (7. Aufl. S. 559.)

Hier ist die Stelle; hier liegt der Stein;
Hier nahm mein Liebstes hinweg der Rhein,
Der Freude, der Liebe goldensten Hort;
Hier flog die Lust des Lebens mir fort.

O kurze Zeit, und o lange Zeit!
Wird die Vergangenheit Ewigkeit?
Wird Zukunft eine Ewigkeit lang,
Weil solchen Hort mir die Woge verschlang?

O Tag! — ja klage nur — Tag, der war!
Einst mustert' ein Feldherr mir meine Schar —
„Stell' auf die Knaben! alle herbei!
Daß ich sehe, welcher der reisigste sei!"

Sie standen, und ich sprach: „Euer Rhein
Muß ewig Deutschlands Herrlichkeit sein.
Ihr wisset's, und euer frischestes Blut,
Für solchen Preis sei es Keinem zu gut."

Da trat der Kleinste wohl aus dem Chor,
Ein stolzer Freiwilliger, leuchtend hervor,
Schlug in des Feldherrn Ehrenhand
Den edlen Willen rasch ein als Pfand.

Er hat's gehalten; er war der Hort:
Ihn trug sein Rhein sich als Opfer fort!
So hat er mir ohne Schlachten die Schlacht
Vor tausend Schlachten blutig gemacht.

Nun liege fest vor den Wälschen mein Stein!
Nun brause freudiger, freier, mein Rhein!
Meine Sehnsucht und Liebe sie rauschen mit dir! —
O rauschten die Wellen auch über mir!

Theodor Körner.

---

233. Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt:
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte:
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht?
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht:
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkers Blut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen.
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

---

234. Gebet in der Schlacht. (7. Aufl. S. 561.)

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze;
Glühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Vater, du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode!
Herr, ich erkenne deine Gebote:
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter
Wie in der Schlachten Donnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater, du segne mich!

Vater, du segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben!
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben.
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
Es ist ja kein Kampf für die Güter der Erde!
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte;

Drum fallend und siegend preis'
ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!
Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes
begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen,
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich
mich!
Vater, ich rufe dich!

G. A. Bürger.

235. Feldjägerlied. (7. Aufl. S. 562.)

Mit Hörnerschall und Lustgesang,
Als ging' es froh zur Jagd,
So ziehn wir Jäger wohlgemuth,
Wenn's Noth dem Vaterlande thut,
Hinaus ins Feld der Schlacht.

Gewöhnt sind wir von Jugend auf
An Feld- und Waldbeschwer;
Wir klimmen Berg und Fels empor
Und waten tief durch Sumpf und
Moor,
Durch Schilf und Dorn einher.

Nicht Sturm u. Regen achten wir,
Nicht Hagel, Reif und Schnee,
In Hitz' und Frost bei Tag und Nacht
Sind wir bereit zu Marsch und
Wacht,
Als gölt' es Hirsch und Reh.

Wir brauchen nicht zu unserm
Mahl
Erst Pfanne, Topf und Rost:
Im Hungersfall ein Bissen Brot,
Ein Labeschluck in Durstesnoth
Genügen uns zur Kost.

Wo wackre Jäger Helfer sind,
Da ist es wohl bestellt.
Denn Kunst erhöht uns Kraft und
Muth;
Wir zielen scharf, wir treffen gut,
Und was wir treffen, fällt.

Und färbet gleich auch unser Blut
Das Feld des Krieges roth,
So wandelt Furcht uns doch nicht
an;
Denn nimmer scheut ein braver
Mann
Fürs Vaterland den Tod.

Erliegt doch rechts, erliegt goch
links
So mancher tapfre Held!
Die Guten wandeln Hand in Hand
Frohlockend in ein Lebensland,
Wo Niemand weiter fällt.

Doch trifft denn stets des Feindes Blei?
Verletzt denn stets sein Schwert?
Ha, öfter führt das Waffenglück
Und aus dem Mordgefecht zurück,
Gesund und unversehrt.

Dann feiern wir ein Heldenfest
Bei Bischof, Punsch und Wein;
Zu Freudentänzen laden wir
Ums aufgepflanzte Siegspanier
Die schönsten Schönen ein.

Und jeder Jäger preist den Tag,
Als er ins Schlachtfeld zog;
Bei Hörnerschall und Becherklang
Ertönet laut der Chorgesang:
„Wer brav ist, lebe hoch!“

Gust. Schwab.

236. Geburtstagsfeier in Schweden. (7. Aufl. S. 562.)

Eilf Jahre sind's: du wardst geboren,
Du süßer Spätling, jüngster Sohn!
Der Eltern Blick, in dich verloren,
Las eine goldne Zukunft schon.

So freudig blühten deine Wangen,
So üppig wuchs dein gelbes Haar;
Ein Lebensstrom floß ausgegangen
Von deinem hellen Augenpaar.

Wohl nahm die Scheere jene Locken;
Das Knabenantlitz trat hervor,
Und, ernstes Schulkind, streng und trocken,
Standst du vor der Erkenntniß Thor.

Bald aber ward der Trieb zum Spiele:
Dein Geistchen flog durch Raum und Zeit;
Die junge Hand zwang mit dem Kiele
Der Römersprache Herbigkeit.

Durch die gewölbte Stirne zogen
Schon die Gedanken aus und ein:
Doch kindliche Gebete flogen
Noch von den Lippen zweifelsrein.

Du grüntest, stark an Leib und Seele,
Du Mutterwonne, Vatersstolz,
Geschwisterlust, recht ohne Fehle,
Du Bäumchen hinter ältrem Holz.

Froh sang ich: „Jüngster Knabe, funkle
Mich keck mit schwarzen Augen an:
Wie auch das Erdenleben dunkle,
Doch bricht sich solch ein Strahl die Bahn!“

Eilf Jahre sind's: ich steh' in Schweden,
Des Botes Dampfrauch hinter mir;
Trolhättas Donnerfälle reden
Von dir, geliebtes Kind, von dir!

Verzweifelnd stürzt mit wildem Schäumen
Ein ganzer See dem Meere zu:
So riß nach langen Hoffnungsträumen
Dein Tod mein Leben aus der Ruh'.

Hier steh' ich in der Wellen Brandung
Und sehne mich und suche dich
Und find im Strudel keine Landung!
Ach, Tod und Nacht umbrausen mich!

Und deiner Mutter muß ich denken:
Wie diese Fichten hängt ihr Muth,
Die sich in ew'gem Thaue tränken,
Mit Haupt und Wurzel in der Fluth. —

Doch sieh, es funkeln alle Wellen,
Und plötzlich glüht der Hain in Pracht:
Der Abendsonne Strahlen quellen
Zurück aus Schwarzwaldwassernacht.

Und dräng' ein Augenwink vom Himmel
Nicht auch ins finstre Herz hinab?
Er spielt im Wogenstaubgewimmel;
Er perlt im Thau auf einem Grab.

Adalb. v. Chamisso.

237. Das Schloß Boncourt. (7. Aufl. S. 564.)

Ich träume als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt:
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder
Die lang' ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor.
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen;
Dort grünt der Feigenbaum?
Dort, hinter diesen Fenstern
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab.
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter
Mir treu und fest in dem Sinn —
Und bist von der Erde verschwunden;
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

238. Frisch gesungen. (7. Aufl. S. 565.)

Hab' oft im Kreise der Lieben
In duftigem Grase geruht
Und mir ein Liedlein gesungen;
Und Alles war hübsch und gut.

Hab einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Muth —
Und habe wieder gesungen;
Und Alles war wieder gut.

Und Manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wuth, —
Und kam ich wieder zu singen,
War Alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was Alles dir wehe thut;
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und Alles wird wieder gut.

239. Nacht und Winter. (7. Aufl. S. 565.)

Von des Nordes kaltem Wehen
Wird der Schnee daher getrieben,
Der die dunkle Erde decket.

Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne;
Nur der Schnee im Dunkeln schimmert.

Herb' und kalt der Wind sich reget;
Schaurig stöhnt er in die Stille.
Tief hat sich die Nacht gesenket.

Wie sie ruhn auf dem Gefilde,
Ruhn mir in der tiefsten Seele
Dunkle Nacht und herber Winter.

Herb' und kalt der Wind sich reget;
Dunkle Wolken ziehn am Himmel.
Tief hat sich die Nacht gesenket.

Nicht der Freude Kränze zieren
Mir das Haupt im jungen Lenze
Und erheitern meine Stirne;

Denn am Morgen meines Lebens,
Liebend und begehrend Liebe,
Wandl' ich einsam in der Fremde,

Wo das Sehnen meiner Liebe,
Wo das heiße muß verschmähet
Tief im Herzen sich verschließen.

Herb' und kalt der Wind sich reget,
Dunkle Wolken ziehn am Himmel;
Und es flimmern keine Sterne.

Wie sie ruhn auf dem Gefilde,
Ruhn mir in der tiefsten Seele
Dunkle Nacht und herber Winter.

Leiser hallen aus der Ferne
Töne, die den Tag verkünden. —
Wird der Tag denn sich erhellen?

Freudebringend dem Gefilde
Wird er strahlen, Nacht entschweben,
Herber Winter auch entfliehen

Und des Jahres Kreis sich wenden
Und der junge Lenz in Liebe
Nahen der verjüngten Erde:

Mir, nur, mir nur ew'ger Winter,
Ew'ge Nacht und Schmerz und Thränen,
Kein Tag, keines Sternes Flimmer!

Ludw. Tieck.

240. Nacht. (7. Aufl. S. 566.)

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann;
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:

Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid.

Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne!
Ferne, ferne, —
Und ach, ich vertraut' euch so gerne!

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht:
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer;
Er dünkt sich neu erwacht:

O Mensch, du bist uns fern und nah',
Doch einsam bist du nicht;
Vertrau' uns nur! dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.

Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne!
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

241. Andacht. (7. Aufl. S. 566.)

Wann das Abendroth die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt,
Wann im prächt'gen Morgenscheine
Lerchenklang die Sonne grüßt, —

O dann werf' ich Jubellieder
Ins Lobpreisen der Natur!
Echo spricht die Töne wieder;
Alles preist den Ew'gen nur.

Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müssen,
Der uns schirmet für und für.

Meereswogen laut erklingen;
In den Wäldern wohnt manch Schall:
Und wir sollten nicht besingen,
Da die Freude überall?

242. Zuversicht. (7. Aufl. S. 566.)

Wohlauf, es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort.
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt übern Berg und geht ins Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und Mensch, du sitzest stets daheim
Und sehnst dich nach der Fern'!
Sei frisch und wandle durch den Hain
Und sieh die Fremde gern!

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht!
So geh' und such' es nur!
Der Abend kommt, der Morgen flieht:
Betrete bald die Spur!

Laß Sorgen sein und Bangigkeit!
Ist doch der Himmel blau!
Es wechselt Freude stets mit Leid:
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht;
Und jedes Herz wird glücklich sein
Und finden, was es sucht.

Heinr. Heine.

243. Meeresstille. (7. Aufl. S. 567.)

Meeresstille! Ihr Strahlen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch und schnarchet leise.
Bei dem Mastbaum, segelflickend,
Kauert der betheerte Schiffsjung'.

Hinterm Schmutze seiner Wangen
Sprüht es roth; wehmüthig zuckt es
Um das breite Maul, und schmerzlich
Schaun die großen, schönen Augen;

Denn der Kapitän steht vor ihm,
Tobt und flucht und schilt ihn: Spitzbub'!
Spitzbub'! einen Hering hast du
Aus der Tonne mir gestohlen!" —

Meeresstille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fischlein,
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,
Plätschert lustig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möve aus den Lüften
Schießt herunter auf das Fischlein,
Und den raschen Raub im Schnabel
Schwingt sie sich hinauf ins Blaue.

244. Stern, Blatt und Schwan. (7. Aufl. S. 567.)

Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh';
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'.

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blüthen und Blätter viel;
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend
Taucht er ins Fluthengrab.

Es ist so still und dunkel!
Verweht ist Blatt und Blüth',
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.

245. Heimweh. (7. Aufl. S. 568.)

Gesanglos war ich und beklommen
So lange Zeit; — nun dicht' ich wieder!
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodisch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größerm Leiden,
Von Herzen, die sich schlecht vertragen
Und dennoch brechen, wenn sie scheiden.

Manchmal ist mir, als fühlt' ich wehen
Ueber dem Haupt die deutschen Eichen; —
Sie flüstern gar von Wiedersehen! —
Das sind nur Träume! — sie verbleichen.

Manchmal ist mir, als hört' ich singen
Die alten, deutschen Nachtigallen. —
Wie mich die Töne sanft umschlingen!
Das sind nur Träume! — sie verhallen.

Wo sind die Rosen, deren Liebe
Mich einst beglückt? — All' ihre Blüthe
Ist längst verwelkt! — Gespenstisch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüthe.

246. Auf ein Kind. (7. Aufl. S. 568.)

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein!
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein, so schön und hold.

247. Hirtenknabe. (7. Aufl. S. 568.)

König ist der Hirtenknabe:
Grüner Hügel ist sein Thron;
Ueber seinem Haupt die Sonne
Ist die große goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Cavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolzgespreizt.

Hofschauspieler sind die Böcklein,
Und die Vögel und die Küh'
Mit den Flöten, mit den Glöcklein
Sind die Kammermusici.

Und es klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume:
Und der König schlummert ein.

Unterdessen muß regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren ist so schwer!
Ach, ich wollt', daß ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren schönen Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!"

Nikol. Lenau.

248. Der Lenz. (7. Aufl. S. 569.)

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß.

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angethan:

Er giebt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng' gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz
Und spotten über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durchs Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeglühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zeigt ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!"

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

249. Einem Knaben. (7. Aufl. S. 569.)

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickest bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindestraum.

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus
Und prüfest rings die Sprossenwände
Und fragst: „Wie kam er nur hinaus?"

An jenem Baume hörst du singen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gieb Acht, gieb Acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst trauernd einst
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobte,
Dir säuselte so manche Lust;

Daß du die Hand im wilden Krampfe
Nicht drückst in deinen Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entflohn, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her,
Neigst hin dich nach den süßen Weisen:
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr! —

---

250. Seemorgen. (7. Aufl. S. 570.)

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle!
Und brausend geht es durch die Fluth:
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfen in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff voll froher Wanderlust
Zieht fort unaufgehalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten.

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh' der Wogen
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Fluth sich dehnen,
Die uferlose: mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen,

Daß ich so lang euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüthe! —
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

Wilh. Müller.

251. Kinderlust. (7. Aufl. S. 571.)

Nun fegt mir aus den alten Staub
Und macht die Laube blank;
Laßt ja kein schwarzes Winterlaub
Mir liegen auf der Bank!

Die erste weiße Blüthe flog
Mir heut' ins Angesicht.
Willkommen, Lenz! Ich lebe noch
Und weiß von Leide nicht

Und schaue hell wie du hinein
In Gottes schöne Welt
Und möcht' ein kleiner Bube sein
Und kollern durch das Feld.

O seht, da plätschern schon am See
Die lieben Kindelein
Und ziehn die Kleider in die Höh'
Und wollen gern hinein.

Wie lockt der warme Sonnenschein,
Der auf dem Spiegel ruht!
Da ist kein Fuß zu weich, zu klein,
Er probt, wie's Wasser thut.

Ich sitz' und seh' dem Spiele zu
Und spiel' im Herzen auch:
Du lieber Lenz, ein Kind bist du
Und übest Kinderbrauch.

Wie viel du hast, du weißt es kaum
Und schüttest Alles aus.
Nehmt, Kinder, nehmt! es ist kein Traum;
Es kommt aus Gottes Haus.

Und wenn du nun ganz fertig bist,
Hast keine Blumen mehr,
Dann gehst du wieder ohne Frist, —
Kein Abschied wird dir schwer! —

Und rufst dem Bruder Sommer zu:
„Bringst du die Früchte her?
Was ich versprach, das halte du!
Ei, ei, dein Korb ist schwer!"

252. Das Brautkleid. (7. Aufl. S. 571.)

Die Flur hat angezogen
Ein grünes, seidenes Kleid;
Die leichten, schillernden Falten
Umfliegen sie weit und breit;

Und unter der flatternden Hülle
Schlägt ihre warme Brust;
Die Winde wollen sie kühlen
Und verglühen sich selber in Lust.

Es zucken die Sonnenstrahlen
Herunter mit blitzendem Brand,
Als möchten sie gern ihr versengen
Das neidische grüne Gewand.

Sie ruft: Ihr Strahlen, ihr Winde,
Mein Kleid laßt unversehrt!
Es ward von meinem Liebsten
Zum Brautschmuck mir beschert.

Der Mai, — so heißt mein Liebster, —
Er gab es zu tragen mir;
Er sprach: „Du sollst es tragen,
So lange ich bleibe bei dir;

Und wenn ich von dir scheide,
So werd' es gelb vor Gram;
Dann laß es von den Menschen
Dir ausziehn ohne Scham

Und leg' als nackte Wittwe
Dich nieder in dein Leid,
Bis daß ich wiederkehre
Und bring' ein neues Kleid."

253. Der Adler auf Arkona. (7. Aufl. S. 572.)

Auf Arkonas Berge
Ist ein Adlerhorst,
Wo vom Schlag der Woge
Seine Spitze borst.

Spitze deutschen Landes,
Willst sein Bild du sein?
Riss' und Spalten splittern
Deinen festen Stein.

Adler, setz' dich oben
Auf den Felsenthron,
Deutschen Landes Hüter,
Freier Wolkensohn!

Schau' hinaus nach Morgen,
Schau' nach Mitternacht,
Schaue gegen Abend
Von der hohen Wacht!

Ließ der deutsche Kaiser
Fliegen dich zugleich,
Als er brach in Stücke,
Ach, das deutsche Reich?

Hüte, deutscher Adler,
Deutsches Volk und Land,
Deutsche Sitt' und Zunge,
Deutsche Stirn und Hand.

Anast. Grün.

254. Der letzte Dichter. (7. Aufl. S. 572.)

„Wann werdet ihr Poeten
Des Singens endlich müd'?
Wann endlich ausgesungen
Ist's alte, ew'ge Lied?

Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn?
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erschöpft nicht jeder Born?" —

So lang' der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht
Und nur ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

So lang' der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

So lang' nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen nach dem Frieden
Und nach Versöhnung glüht;

So lang' die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besä't
Und noch ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;

So lang' der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang' der Wald noch rauschet
Und einen Müden kühlt;

So lang' noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blühn;
So lang' noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprühn;

So lang' noch Gräber trauern
Mit den Cypressen dran;
So lang' ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh!

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan
Wie eine frische Blume
Und blickt sie lächelnd an.

Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenballe
Wie Blüthenstaub zersprüht,

Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied.

255. Meerfahrt. (7. Aufl. S. 573.)

Wie so rein des Himmels Bläue
Ueber meinem Haupte glänzt,
Fest und licht, wie ew'ge Treue,
Wandellos und unbegrenzt!

Gleich dem ew'gen Frieden schimmert
Ruhig, klar und grün das Meer;
Wie die heil'ge Liebe flimmert
Hell die Sonne drüber her.

Frei und leicht auf freien Wogen
Zog das Schiff die ebne Bahn;
Stolz die weißen Segel flogen
Wie der Freiheit Siegesfahn'.

Sonne, Meer und Himmelsbläue!
Nichts um's Schiff sonst ringsumher!
Liebe, Freiheit, Fried' und Treue!
Ei, was willst du denn noch mehr? —

Ach, wenn nur der Wind vom Lande
Mir ein grünes Blatt allein,
Eine Blüthe nur vom Strande
Wehte in das Schiff herein!

Aug. Graf v. Platen.

256. Frühlingslied. (7. Aufl. S. 573.)

Ermann', o Herz, dich und vergiß
Die besten deiner Triebe,
Wenn auch der Bosheit Schlangenbiß
Das noch gebliebne dir entriß,
Das letzte Glück der Liebe!

Du bleibst dir selbst in jeder Pein,
Ob alle dich verließen,
Und Luft und Sonne bleiben dein:
Wer ganz mit seinem Schmerz allein,
Der lernt den Schmerz genießen.

Schon kommt der Frühling unverweilt; —
Und flicht der Herbst die Garben,
Ist längst dir jenes Bild enteilt:
So viele Wunden sind geheilt;
Auch diese wird vernarben.

Verschließe dich, du stolzes Herz,
Mit allen deinen Leiden;
Erscheine kalt und schroff wie Erz
Und treibe mit dem Leben Scherz
Und lächle beim Verscheiden!

257. Lied aus Frankreich. (7. Aufl. S. 574.)

Milde Fluren, milde Fluren
Seh' ich dort und hier;
Aber, ach, bei Niemand Spuren
Eines Sinns dafür.

Traute Hütten, traute Hütten
Find' ich hier und dort;
Doch die Unschuld alter Sitten
Floh seit langem fort.

Gotteshäuser, Gotteshäuser
Treff' ich goth'scher Pracht;
Doch kein Frommer und kein Weiser
Preist drin Gottes Macht.

Städt' und Flecken, Städt' und Flecken
Find' ich hier genug;
Aber keine Mauern decken
Vor Verrath und Trug.

Schöne Worte, schöne Worte
Hör' ich um mich her;
Doch die Lippe spricht die Worte,
Und das Herz ist leer.

Süße Weine, süße Weine
Beut mir manches Haus;
Aber, ach, der Flaschen keine
Trinkst du mit mir aus.

Em. Geibel.

258. Hoffnung. (7. Aufl. S. 574.)

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher:
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne:
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht!
Mir soll darob nicht bangen:
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren
Und läßt die Blümlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden:
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden:
Nur unverzagt, auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

259. Im April. (7. Aufl. S. 575.)

Du feuchter Frühlingsabend,
Wie hab' ich dich so gern! —
Der Himmel wolkenverhangen,
Nur hier und da ein Stern.

Wie leiser Liebesodem
Hauchet so lau die Luft;
Es steigt aus allen Thalen
Ein warmer Veilchenduft.

Ich möcht' ein Lied ersinnen,
Das diesem Abend gleich,
Und kann den Klang nicht finden,
So dunkel mild und weich.

260. Das Glück. (7. Aufl. S. 575.)

Es ist das Glück ein flüchtig Ding
Und war's zu allen Tagen;
Und jagtest du um der Erde Ring,
Du möchtest es nicht erjagen.

Leg' dich lieber ins Gras voll Duft
Und singe deine Lieder;
Plötzlich vielleicht aus blauer Luft
Fällt es auf dich hernieder.

Aber dann pack' es und halt' es fest
Und plaudre nicht viel dazwischen:
Wenn du zu lang es warten läßt,
Möcht' es dir wieder entwischen.

261. Trost. (7. Aufl. S. 575.)

Ich sah den Wald sich färben;
Die Luft war grau und stumm:
Mir war betrübt zum Sterben,
Und wußt' es kaum, warum.

Durchs Feld vom Herbstgestäude
Hertrieb das dürre Laub;
Da dacht' ich: Deine Freude
Ward so des Windes Raub.

Dein Lenz, der blüthenvolle,
Dein reicher Sommer schwand;
An die gefrorne Scholle
Bist du nun festgebannt.

Da plötzlich floß ein klares
Getön in Lüften hoch:
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Süden zog.

Ach, wie der Schlag der Schwingen,
Das Lied ins Ohr mir kam,
Fühlt' ich's wie Trost mir dringen
Zum Herzen wundersam.

Es mahnt' aus heller Kehle
Mich ja der flücht'ge Gast:
Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast!

262. Morgenwanderung. (7. Aufl. S. 575.)

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen!
Da ist der Wald so kirchenstill;
Kein Lüftchen mag sich regen.
Noch sind nicht die Lerchen wach;
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben:
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise;
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,

Pocht und pocht, bis sich's erschließt
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.
Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen;
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen;
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Gluth mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Just. Kerner.

263. Sehnsucht. (7. Aufl. S. 576.)

O könnt' ich, einmal los
Von all dem Menschentreiben,
Natur, in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!

Mich rief ein Traum so schwer
Aus deinen Mutterarmen;
Seitdem kann nimmermehr
Das kranke Herz erwarmen.

Der Menschen Treiben, ach,
Das hält mich nun gefangen,
Das folgt mir störend nach,
Wo Erd' und Himmel prangen.

Doch ist dies Treiben mir
So fremd und so unherzlich,
Und, Mutter, ach, nach dir
Zieht mich ein Heimweh schmerzlich!

O nimm dein reuig Kind
In deine Mutterarme,
Daß dir's am Busen lind
Zu neuer Lieb' erwarme!

Wie ist's ergangen mir,
Daß ich verirrt so lange!
Mutter, zu dir, zu dir!
Wie ist's mir weh und bange,

Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben!
Mutter, o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!

264. Wanderlied. (7. Aufl. S. 576.)

Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn:
Es treibt sie durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand;
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht
Und singt in der Ferne
Ein heimathlich Lied:
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt überm Meer;
Sie flogen von Fluren
Der Heimath hieher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn;
Sie trieben vom Lande
Die Düfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus;
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß.
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand.
So wird ihm zur Heimath
Das fernste Land.

265. Rath im Mai. (7. Aufl. S. 577.)

Wo Saaten sich erheben,
Wo froh die Vögel schweben
Mit Singen himmelwärts,
In linden Maientagen
Kannst du nicht ruhig schlagen,
Du krankes, krankes Herz?

Geh' aus auf grüner Haide,
Wo's Blümlein blüht voll Freude,
In Duft, Gesang und Strahl;
Leg' dich zu ihm darnieder:
Duft, Himmelsglanz und Lieder,
Die heilen deine Qual.

Laß ganz der Menschen Streben!
Sei wieder freigegeben
Der alten Einsamkeit!
Wie Vogel singt in Lüften,
Ausströmt die Blum' in Düften,
Ström' aus, o Herz, dein Leid!

Dann kehre sonder Trauern
In armer Städte Mauern:
Es kehret ohne Weh
Die Blum' ins Erdreich wieder,
Träumt Sonnenschein und Lieder
Tief unter Eis und Schnee!

---

266. Alte Heimath.

In einem dunklen Thal
Lag ich jüngst träumend nieder;
Da sah ich einen Strahl
Von meiner Heimath wieder.

Auf morgenrother Au
War Vaters Haus gelegen;
Wie war der Himmel blau!
Die Flur wie reich an Segen!

Wie war mein Heimathland
Voll Gold und Rosenhelle!
Doch bald der Traum verschwand:
Schmerz trat an seine Stelle.

Da irrt' ich weit hinaus
Ins öde Land, voll Sehnen;
Noch irr' ich, such' das Haus
Und find' es nicht vor Thränen.

Matth. Claudius.

267. Abendlied eines Bauersmannes. (7. Aufl. S. 577.)

Das schöne, große Taggestirne
Vollendet seinen Lauf.
Komm', wisch' den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und dann tisch' auf!

Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum;
Da pflegt es Abends gut zu schmecken
Und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste;
Denn hör', mich hungert's sehr;
Bring' auch den Kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her!

Dem König bringt man viel zu Tische:
Er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische
Und Panzen und Pastet';

Und ist ein eigner Mann erlesen,
Von andrer Arbeit frei,
Der ordert ihm sein Tafelwesen
Und präsidirt dabei.

Gott laß ihm Alles wohl gedeihen
Er hat auch Viel zu thun
Und muß sich Tag und Nacht kasteien,
Daß wir in Frieden ruhn.

Und haben wir nicht Herrenfutter,
So haben wir doch Brot
Und schöne, frische, reine Butter
Und Milch: was denn für Noth?

Das ist genug für Bauersleute:
Wir danken Gott dafür
Und halten offne Tafel heute
Vor allen Sternen hier.

Es präsidirt bei unserm Mahle
Der Mond, so silberrein,
Und guckt von oben in die Schale
Und thut den Segen h'nein.

Nun, Kinder, esset! Eßt mit Freuden!
Und Gott gesegn' es Euch!
Sieh, Mond, ich bin wohl zu beneiden:
Bin arm und bin doch reich!

268. Am Morgen. (7. Aufl. S. 578.)

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus!
Es giebt hier was zu sehen;
Und ruft den Vater auch heraus!...
Die Sonne will aufgehen!

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter,
Geht alle Morgen richtig auf
Und alle Abend unter!

Geht immer und scheint weit und breit
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
Wie wir es nöthig haben.

Von ungefähr kann das nicht sein,
Das könnt ihr wohl gedenken!
Der Wagen da geht nicht allein:
Ihr müßt ihn ziehn und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;
Drum muß wer sein, der an der Hand
Als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen:
Er schüttet seine Wohlthat hin
Und lässet sich nicht sehen

Und hilft und segnet für und für,
Giebt Jedem seine Freude,
Giebt uns den Garten vor der Thür
Und unsrer Kuh die Weide

Und hält euch Morgenbrot bereit
Und läßt euch Blumen pflücken
Und stehet, wann und wo ihr seid,
Euch heimlich hinterm Rücken,

Sieht Alles, was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiß, was euch freut und was euch kränkt,
Und liebt euch alle Wege.

Das Sternenheer hoch in der Höh',
Die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenroth, der Silbersee,
Mit Busch und Wald umkränzet,

Dies Veilchen, jener Blüthenbaum,
Der seine Arm' ausstrecket,
Sind, Kinder, seines Kleides Saum,
Das ihn vor uns bedecket,

Ein Herold, der uns weit und breit
Von ihm erzähl' und lehre,
Der Spiegel seiner Herrlichkeit,
Der Tempel seiner Ehre,

Ein mannigfaltig groß Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu'
Uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darin
Und ist schwer zu ergründen.
Seid fromm und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möchtet finden.

269. Mein Neujahrslied. (7. Aufl. S. 580.)

Es war erst frühe Dämmerung
Mit leisem Tagverkünden
Und nur noch eben hell genung,
Sich durch den Wald zu finden.

Der Morgenstern stand linker Hand;
Ich aber ging und dachte
Im Eichthal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.

Auch dacht' ich weiter so und so:
„Das Jahr ist nun vergangen,
Und du siehst noch gesund und froh
Den schönen Stern dort prangen.

Der ihm dort so zu stehn gebot,
Muß doch gern geben mögen.
Sein Stern, sein Thal, sein Morgenroth,
Rund um mich her sein Segen!

Und bald wird seine Sonne hier
Zum ersten Mal aufgehen!" —
Das Herz im Leibe brannte mir:
Ich mußte stille stehen

Und wankte wie ein Mensch im Traum,
Wenn ihn Gesichte drängen,
Umarmte einen Eichenbaum
Und blieb so an ihm hängen.

Auf einmal hört' ich's wie Gesang,
Und glänzend stieg's hernieder
Und sprach mit hellem, hohem Klang,
Das Waldthal sprach es wieder —:

„Der alten Barden Vaterland
Und auch der alten Treue,
Dich, freies, unbezwungnes Land,
Weiht Braga hier aufs neue

Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten,
Und deinem Volke Fröhlichsein
Und alte deutsche Sitten!

Die Männer sollen, jung und alt,
Gut vaterländ'sch und tüchtig
Und bieder sein und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig!

Und deine Fürsten groß und gut!
Und groß und gut die Fürsten!
Die Deutschen lieben und ihr Blut
Nicht saugen, nicht Blut dürsten!

Gut sein, gut sein ist viel gethan;
Erobern ist nur wenig:
Der König sei der bess're Mann;
Sonst sei der Bess're König!

Dein Dichter soll nicht ewig Wein,
Nicht ewig Amor necken!
Die Barden müssen Männer sein
Und weise sein, nicht Gecken!

Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen! —
Und du, Wandsbecker Leiermann,
Sollst Freund und Vetter heißen!

Nach Joh. Pet. Hebel.

270. Der Sommerabend. (7. Aufl. S. 581.)

O sieh, wie ist die Sonn' so müd'!
Wie eilig sie zur Heimath zieht!
O sieh, wie Strahl um Strahl verglimmt,
Und wie sie's Täschentüchlein nimmt
— Ein Wölkchen, blau mit Roth vermischt —
Und sich damit die Stirne wischt!

Sie hat nun eine schlimme Zeit:
Im Sommer ist ihr Weg gar weit,
Und Arbeit findt sie überall
In Haus und Feld und Berg und Thal.
's sucht Alles Licht und Wärme hier,
Und Alles seufzt und fleht zu ihr.

Manch Blümchen hat sie ausstaffirt
Und mit scharmanter Farb' geziert
Und manchem Bienchen gut und mild
Den Durst mit Blumensaft gestillt;
Und 's Käferlein fand hintendrein
Doch auch sein Tröpfchen Blüthenwein.

Manch Kapselchen hat sie gesprengt
Und reifen Samen vorgedrängt;
Hat's Vögelchen nicht bis zuletzt
Geschmaust und 's Schnäbelchen gewetzt?
Und keins ging hungerig zu Bett,
Das nicht sein Theil im Kröpfchen hätt'.

Und wo am Baum ein Kirschlein lacht,
Hat 's Bäcklein sie ihm roth gemacht;
Und wo im Feld die Aehre schwankt,
Die Rebe um den Pfahl sich rankt,
Da hat sie freundlich sich gesenkt
Und sie mit Laub und Glanz umhängt.

Und hat sie auf der Bleiche nicht
Gethan dabei auch ihre Pflicht?
Der Bleicher selbst vor Freude sprang
Und sagt' ihr doch nicht „Schönen Dank!"

Wo nur ein Weib ihr Wäsche reicht',
Schnell war sie trocken und gebleicht.
Ja wahrlich, hier und überall,
Wo man durch Gras und Halm im Thal
Des Mähers Sense blinken sah,
Da war die Sonne hülfreich nah'.
Ein Wunder ist's, bei meiner Treu',
Am Morgen Gras und Abends Heu!
Drum ist sie jetzt so tüchtig müd'
Und braucht zum Schlaf kein Abendlied.
Sieh, wie sie sich, von Schweiß benetzt,
Tief athmend auf den Berg dort setzt!
Jetzt lächelt sie zum letzten Mal;
Jetzt sagt sie: „Schlafet wohl zumal!"
Behüt' dich Gott! Nun ist sie fort.
Der Hahn hoch auf dem Kirchthurm dort
Hat noch nicht g'nug, beschaut sie noch.
Du Naseweis, was gaffst denn doch?
Was gilt's, sie spielt dir einen Streich
Und zieht den Vorhang vor sogleich! —
Ich denk', wir gehn jetzt auch zur Ruh'!
Und schließt uns Fleiß die Augen zu,
Dann braucht's zum Schlafen auch kein Lied:
Die Arbeit macht schon selber müd'.
Auch unser Tagwerk ist vollbracht;
Drum geb' uns Gott 'ne gute Nacht!

271. Das Spinnlein. (7. Aufl. S. 582.)

Nein, schaut mir doch das Spinnlein an,
Wie's zarte Fäden zwirnen kann!
Frau Muhme, du spinnst auch wohl fein,
Doch das möcht' wohl noch feiner sein.
Es macht es so subtil und nett:
Möcht' nicht, daß ich's zu haspeln hätt'!
Wo nahm es her den Flachs so fein?
Wer mag sein Hechelmeister sein?
Gelt, wenn man's wüßt', du gingst auch hin!
Du wärst so klug und holtest ihn?
Jetzt schau' nur, wie's sein Füßchen setzt,
Die Aermel streift, die Finger netzt.
Es ziehet lange Fäden aus
Und spinnt 'ne Brück' ans Nachbarn Haus.
Es baut 'ne Landstraß in der Luft,
Die morgen hangt voll frischem Duft;
Es baut 'nen Fußweg neben dran,
Daß es quer drüber gehen kann.
Es spinnt und wandelt auf und ab,
Nun im Galopp und nun im Trab.
Jetzt geht's ringsum: was wird das sein?
Fürwahr, es giebt ein Ringelein!
Jetzt schießt es zarte Fäden ein;
Das soll wohl gar gewoben sein?
Es scheint verirrt; es hält jetzt still
Und weiß nicht recht, wohin es will.
Es geht zurück; ich seh's ihm an:
Es hat Etwas vergessen dran.
Zwar, denkt es, das pressirt ja nicht;
Mein Haus drum nicht zusammenbricht.
Es spinnt und webt im kleinen Raum
So gleich und fein: man sieht es kaum,
Und kluge Leute sagen doch,
's sei jeder Faden mehrfach noch.
Fürwahr, gut sehen muß der Mann,
Der's zählen und erkennen kann.
Jetzt steht es, putzt die Hände ab
Und schneidet seinen Faden ab.
Jetzt setzt's sich in sein Sommerhaus
Und schaut die lange Straß' hinaus.
Es sagt: Man baut sich halb zu Schand'!
Doch freut's ein'n auch, ist's Haus in Stand.
In freien Lüften wogt's und schwankt's,
Und an der lieben Sonne hangt's
Und sitzt in ihrem Schein so warm.

Wie wohl ist's ihm! In großem Schwarm
Sieht's Mücklein tanzen, jung und fett,
Und denkt: Wenn ich doch eines hätt'! —

Wie hast du, Spinnlein, mich entzückt!
So klein und doch auch so geschickt!
Wer hat dies Alles dich gelehrt?
Ich denk', Er, der uns Alle nährt.
Er giebt auch dir, was dir gebricht:
Sei ruhig; Er vergißt dich nicht!

Da kommt ein Mücklein: nein, wie dumm!
Es rannt ihm schier das Häuschen um.
Nun schreit und winselt's Weh und Ach!
Du armer Schlucker, nur gemach!
Hier heißt es: Augen aufgethan!
Was gehn dich fremde Sachen an?

Schau, 's Spinnchen merkt schon was davon;
Es zuckt und springt und hat sie schon.
Es denkt: Viel Arbeit hatt' ich hier,
Nun schmeckt auch wohl das Brätchen mir! —
Ich sag's ja, der uns Alle nährt,
Auch Jedem, was er braucht, beschert.

---

272. Der Landmann beim Gewitter. (7. Aufl. S. 584.)

Der Vogel schwankt so tief und still;
Er weiß schier nicht, wohin er will:
Es kommt so schwarz und kommt so schwer,
Und in den Lüften hängt ein Meer
Voll Dunst und Wetter. Horch, wie's schallt
Am Blauen, und wie's wiederhallt.

In großen Wirbeln steigt der Staub
Zum Himmel auf mit Halm und Laub;
Und schau' mir dort das Wölkchen an:
Ich hab' kein groß Gefallen dran.
Schau', wie sich's auseinanderrupft,
Wie unser eins, wenn's Wolle zupft.

Der Herr behüt' uns in der Noth!
Wie zuckt es dort so feurigroth,
Und's kracht und tost: es ist ein Graus;
Die Fenster zittern und das Haus.
Schau's Büblein in der Wiegen an;
Es schläft und kehrt sich nicht daran.

Zu Schliengen läutet's drauf und drauf:
Ach, davon hört es doch nicht auf.
Das fehlt auch, zu des Donners Schall
Der Lärm noch von den Glocken all!
O, helf uns Gott! das war ein Schlag!
Den Baum dort traf's am Gartenhag.

Und schau', das Kind schläft immer fort!
Was fragt es nach dem Wetter dort!
Es denkt: Das ficht mich wenig an!
Ich trau' auf Den, der's lenken kann!
Leis athmet's auf und dreht sich hott
Aufs andre Oehrlein. — Gönn' dir's Gott!

Siehst du den hellen Streif dort nicht?
Und hörst du jetzt das Rasseln nicht?
Nun kommt's. Gott woll' uns gnädig sein!
Geht hurtig, hängt die Läden ein.
's ist accurat wie dazumal:
Ade, du schöner Waizen all!

Es schettert auf dem Kirchendach
Und vor dem Haus; — wie schäumt's im Bach
Und läßt nicht nach! — Daß Gott erbarm'!
Nun sind wir Alle wieder arm! —
Zwar meinten wir das öfter schon
Und kamen doch noch gut davon.

Und sieh, das Kind schläft immer fort;
Was fragt es nach dem Hageln dort?
Es denkt: Vom Weinen wird's nicht gehn,
Mein Theil bleibt doch im Felde stehn.
Ei ja, ihm ward auch, seit es ist,
Das Seine stets zur rechten Frist.

O geb' uns, Gott, der Kinder Sinn!

's ist großer Trost und Segen drin;
Und regnet's Nägel auch und Spieß':
Sie traun auf Gott und schlafen süß,
Und er macht auch sein Sprüchlein wahr
Vom Schutz der Englein in Gefahr.—

Wohin das Wetter denn so schnell?
Schaut nicht die Sonne wieder hell?
Fast ist's zu spät, du Himmelslicht. —
Ei, spricht sie, nein, zu spät ist's nicht:
Es steht noch mancher Halm im Feld,
Am Baum noch mancher Apfel hält.

Potz Stern! — das Kind ist auch erwacht.
Sieh, was es für ein Mäulchen macht.
Es lacht und weiß von Nichts, ei ja!
Siehst, Friedel, wie es aussieht da?
Der Schelm, er hat noch Lust daran!
Geht, richt' ihm eins sein Süppchen an!

Jul. Mosen.

273. Frühlingslied. (7. Aufl. S. 585.)

Was ist das für ein Ahnen
So heimlich süß in mir?
Was ist das für ein Mahnen:
Heraus! Heraus mit dir!
Du Träumer, aus der Wintergruft
Heraus! Heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Finke picket
Ans Fenster wunderlich
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt' er freundlich mich
Und rief': Du finstres Menschenkind,
Heraus zum frischen Morgenwind!
Heraus!

Sahst du das Hirtenknäblein,
Den Lenz, du kleiner Wicht?
Zerbrich mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenster nicht!
Trieb er schon aus dem Weidenhaus
Die Silberschäfchen klein und kraus
Heraus?

Du meinst: die Fischlein springen
Am warmen Uferrand,
Wir wollten aber singen
So frei durchs ganze Land,
Durch grünen Zaun und Blüthenbusch,
Durch Wälder und durch Auen, husch,
Hinaus!

Ade, mein Frühlingsbote!
Laß mich, laß mich allein!
Grämt' ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt' ich nicht sein;
Denn deine Flügel fehlen mir.
Wie gerne flög' ich doch mit dir
Hinaus!

---

274. Ruhe am See. (7. Aufl. S. 586.)

Einsam oben auf dem Hügel,
An des Felsens Ueberhang,
An des Seees blauem Spiegel
Ruh' ich Stunden, Tage lang.

Ueber mir das Laub der Bäume,
Um mich heller Frühlingsschein,
Wie ins Feeenland der Träume
Schau' ich in den See hinein.

Was am Ufer steht und wehet
Und den ganzen Himmelsplan,
Was nur dort vorüber gehet,
Zeigt der treue Spiegel an.

Herz, mein Herz, was soll dein Schlagen?
Bist du wieder gar so wild,
Daß du nicht vermagst zu tragen,
Wie der See, des Himmels Bild?

Herz, mein Herz, was willst du bangen,
Herz, mein Herz, in deinem Weh?
Sturm und Winter sind gegangen:
Hell und ruhig steht der See!

Victor Strauß.

275. Beruhigung. (7. Aufl. S. 586.)

O mein Herz, gieb dich zufrieden!
O verzage nicht so bald!
Was dein Gott dir hat beschieden,
Nimmt dir keiner Welt Gewalt.
Keiner hindert, was Er will.
Harre nur! vertraue still!
Geh' des Wegs, den Er dich sendet!
Er begann, und Er vollendet.

Hüllt Er dich in Dunkelheiten,
So lobsing' Ihm aus der Nacht;
Sieh, Er wird dir Licht bereiten,
Wo du's nimmermehr gedacht.
Häuft sich Noth und Sorg' umher,
Wird die Last dir allzuschwer:
Faßt Er plötzlich deine Hände
Und führt selber dich ans Ende.

Wär' auch alle Welt dir feindlich,
Rottete sich wider dich: —
Dank' Ihm. O, der Herr ist freundlich;
Seine Huld währt ewiglich.
Sind auch Trauer, Angst und Leid
Seines Segens dunkles Kleid: —
Dank' Ihm. Er schickt seinen Segen
Auf geheimnißvollen Wegen.

Endlich wird dein Morgen grauen!
Kennst du nicht sein Morgenroth?
Darfst du zagend rückwärts schauen,
Wenn dich Gluth und Sturm bedroht?
Denn auch Feuerflamm' und Wind
Boten seines Willens sind;
Und kann's nur ein Wunder wenden:
Auch ein Wunder kann er senden.

O, so laß denn alles Bangen!
Wirke frisch, halt' muthig aus!
Was mit Ihm du angefangen,
Führet Er mit dir hinaus.
Und ob Alles widersteht:
In Vertraun und in Gebet
Bleib' am Werke deiner Hände,
So führt Er's zum schönsten Ende.

276. Herbstgedanken. (7. Aufl. S. 587.)

Ich saß am altgewohnten Ort
Beim Föhrenbaum am Berge dort
Auf rothem Haidekraut und Moos,
Gefaltet meine Händ' im Schooß,
Und sah ins weite stille Thal, —
Das lag so traurig, öd' und kahl, —
Und auf die Berge fernhinaus, —
Die standen neblig, todt und fahl.

Vom Himmel, blau u. wolkenleer,
Schien klar und kalt die Sonne her;
Der Herbstwind sauste mit Gewalt
Vom Berg herüber durch den Wald
Und trieb das Laub gebräunt, entstellt
Weit übern Weg ins Stoppelfeld
Und jagt' und sauste fort und fort
Aus weiter Welt in weite Welt.

Die Schwalben waren lange schon
Nach wärmern Thälern fortgeflohn;
Noch eben schwebt ein Staarenzug
Ueber die Berg' in raschem Flug;
Und hoch sah ich am Himmel hin
Der Störche Schar gen Süden fliehn:
Ein Heimweh floß mir durch das Herz;
Mir war, mit ihnen müßt' ich ziehn

Weit, weit hinweg aus einer Welt,
Wo Schönes nur in Trümmer fällt,
Wo für das Daurende nicht Raum,
Wo Unschuld nur ein Jugendtraum,
Ach, wo das eigne Herz verdirbt,
Sein Leben lang um Nicht'ges wirbt,
Mit Mühn und Sorgen sich zerplagt
Und unter Mühn und Sorgen stirbt.

Vergeblich Sorgen, eitles Mühn!
Die Welt verblüht: du mußt verblühn.
Was hilft's, daß du der Welt zugut
Ihr hingeströmt dein Herzensblut,
In Seelenfreud' und Seelenangst
Für sie nach allem Besten rangst
Und Tag und Nacht die eigne Kraft
Sich selbst zu überbieten zwangst?

Taub stößt der Kaltsinn dich zurück;
Die Mißgunst zerrt an Freud' und Glück;

Der Hochmuth über Achsel sieht;
Der Undank zehrt von dir und flieht;
Dein Bestes wird dir stumm entwandt;
Dein Gutes tritt man in den Sand:
Und einsam sitzest du zuletzt,
Geschmäht, vergessen und verkannt!

Ermatte nicht, o mein Gemüth!
Sei wie der Baum, der treibt u. blüht,
Der Früchte trägt und Schatten giebt,
Nicht fragt, ob man ihn haßt, ob liebt.
Und bläst zu herb des Lebens Nord,
So schwing' dich wie die Störche dort
Aus dieser feindlich kalten Welt
Nach einem bessern Süden fort.

277. Die Trümmer. (7. Aufl. S. 588.)

Ich wandle so gern auf den Höhen,
Wo fern der lauten Welt
Zertrümmerte Burgen stehen,
Vom Sturm der Zeiten gefällt.

Da klimm' ich an jeder Seite
Und störe Versunknes empor
Und messe die Läng' und die Breite
Und suche nach Mauer und Thor.

Dann bau' ich in meinen Sinnen
Von neuem den alten Bau
Und tret' auf seine Zinnen,
Wo ich Alles überschau'.

Und sehe Frauen wie Rosen
Wandeln den Zwinger entlang
Und höre verstohlenes Kosen
Und flüsternden Minnesang.

Und sehe sich Helden berathen,
Umklirrt von Panzer und Schwert,
Und höre von Heldenthaten,
Wohl ewigen Ruhmes werth.

Und wenn ich mich wieder besinne,
Ward Alles der Zeiten Raub:
Zerstört liegt Mauer und Zinne,
Und Helden und Frauen sind Staub.

Dann wieder träum' ich von neuem
Die alten Zeiten heran!
's ist nicht, um mich zu erfreuen,
's ist nicht um die Ritter gethan; —

Sie dürften mich wenig kümmern;
Ich wünsche die Zeit nicht zurück:
Mich dünkt nur, ich seh' in den Trümmern
Die Trümmer von meinem Glück.

278. Meine Mutter. (7. Aufl. S. 589.)

Längst haben sie dich geschlagen
Ins weiße Leichentuch,
Du, deren Schooß mich getragen,
Du, die mich im Herzen trug.

Liegst selber im Mutterschooße,
Das Moos wächst über den Stein;
Die Welt, die verwandelte, große,
Hat lange vergessen dein.

Die dein gedachten mit Danken,
Die reden längst nicht mehr!
Es waren die Armen, die Kranken:
Sie schlafen rings um dich her.

Wie haben so frühe begrabend
Sie dich hinuntergebracht!
Mein Frühroth war dein Abend,
Mein Morgen deine Nacht.

Voll Lieb' und Dankes küssen
Wollt' ich die Hände dein:
Da hab' ich dich suchen müssen
Tief unter dem kalten Stein.

O könnt' ich dich umschlingen!
Wie ward meine Liebe so neu!
O Mutter, was kann ich dir bringen
Für all deine Lieb' und Treu'?

Deine Enkel will ich führen
Einst an den moosigen Stein;
Da soll dein Hauch sie berühren,
Dein frommer Geist sie weihn.

G. Kinkel.

279. Trost der Nacht. (7. Aufl. S. 589.)

Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden
Sie still und mächtig tritt herein.
Die milden, leisen Hauche kommen;
Der Farben grelle Pracht erblaßt:
In weicher Linie ruht verschwommen
Des scharfen Zackenfelsens Last.

So legt die Nacht mit Muttergüte
Sich um die Seele, schmerzenvoll:
Es läutert still sich im Gemüthe
Zur Wehmuth jeder bitt're Groll.
Die Thränen, die vergessen schliefen,
Nun strömen sie in mächt'gem Lauf:
Es steigt aus wunden Herzenstiefen
Ein rettungsahnend Beten auf.

280. Abendstille. (7. Aufl. S. 589.)

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungnen Sage
Im West das Abendroth verglüht:
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel;
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Thal die Fluthen rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise:
Sie kommen auch an ihren Ort!

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord;
Nichts mag den sichern Flug ermüden: —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du, mein Herz! in Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich;
Es treibt auch dich ein starker Wille;
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge: —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort.

Ferd. Freiligrath.

281. Die Bilderbibel. (7. Aufl. S. 590.)

Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland versetzten,

Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein klarer, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! Durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kamel und Wüste
Und Hirt und Hirtenzelt.

Du brachtest sie mir näher,
Die Weisen und die Helden,
Wovon begeisterte Seher
Im Buch der Bücher melden;
Die Mädchen, schön und bräutlich,
So ihre Worte schildern,
Ich sah sie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Schritte;
Ihr Ziehn und Heerdentränken,
Das hab' ich oft gesehn,
Konnt' ich mit stillem Denken
Vor deinen Blättern stehn!

Mir ist, als lägst du prangend
Dort auf dem Stuhle wieder;
Als beugt' ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder;
Als stände, was vor Jahren
Mein Auge staunend sah,
In frischen, wunderbaren
Erneuten Farben da;

Als säh' ich in grotesken,
Verworrenen Gestalten
'Aufs neue die Moresken,
Die bunten, mannichfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An sinniger Deutung reich;

Als trät' ich, wie vor Zeiten
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn;
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder,
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die theuern Eltern beide,
Der stillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude: —
Alles dahin, dahin! —

G. Herwegh.

282. Rheinweinlied. (7. Aufl. S. 591.)

Wo solch ein Feuer noch gedeiht,
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein, —
Und wär's nur um den Wein, —
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem wälschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig d'rein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das recht' und link', das link' und recht',
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein, —
Und wär's nur um den Wein, —
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Der ist sein Rebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein, für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn ihr, Franken, kommen wollt,
So laßt vorher Euch schreiben.
Hurrah! Hurrah! Der Rhein, —
Und wär's nur um den Wein, —
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

A. W. Schlegel.

283. In der Fremde. (7. Aufl. S. 592.)

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort
Und vernähm', ach, wie so gerne
Nur ein einzig deutsches Wort.

Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur:
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Busen schmachtet
Und in bangem Sehnen wallt.

Klopstock.

284. Auferstehung. (7. Aufl. S. 592.)

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh'!
Unsterblich Leben
Wird, der dich schuf, dir geben.
Halleluja!

Wieder aufzublühn, werd' ich gesä't;
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die starben.
Halleluja!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag,
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich!

Wie den Träumenden wird dann uns sein.
Mit Jesu gehn wir ein
Zu seinen Freuden;
Der müden Pilger Leiden
Sind dort nicht mehr.

Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann, lebt' ich
Im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme.
Halleluja!

Sonette.

Fr. Rückert.

285. — 291. Geharnischte Sonette. (7. Aufl. S. 593.)

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten;
Zum Himmel heben wir den Blick und schwören;
Ihr Alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Todten!

Wir schwören stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, deß Mark wir tragen in den Röhren,
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne.

Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn bestatte.

286. (7. Aufl. S. 593.)

Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen:
Das Gold und Silber sank herab zum Tande,
Weil würdiglich vom ernsten Vaterlande
Statt Golds und Silbers ward erhöht das Eisen.

Wer Kraft im Arm hat, geh' sie zu beweisen,
Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
Es heim zu tragen mit zerhaunem Rande
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.

Ihr goldnen, silbren Ordenszeichen alle,
Brecht vor dem stärkeren Metall in Splitter,
Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle!

Nur ihr, zukünft'ge neue Eisenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
Dem Vaterland, das Kern jetzt sucht statt Flitter!

287. (7. Aufl. S. 594.)

Der alte Fritz saß drunten in den Nächten
Auf einem Thron, aus Thatenglanz gewoben,
Und dachte, weil den Busen Seufzer hoben,
An sein einst freies Volk, das ward zu Knechten.

Da kam, so lange von des Schicksals Mächten
Im ird'schen Stand des Lebens aufgehoben,
Sein alter Bruder kam jetzt her von droben;
Den sah er und hub an: Will Preußen fechten?

Der aber sprach mit Siegesglanz im Blicke:
Ich komme dir als Bote, daß erschienen
Nun ist die Stunde, wo es bricht die Stricke.

Da sprang der alte König auf mit Mienen,
Als ob er selbst zu neuem Kampf sich schicke,
Und sprach: „Jetzt will ich wieder sein mit ihnen."

288. (7. Aufl. S. 594.)

„Das Schwert, das Schwert, das ich in meinen Tagen
Geschwungen, ich vergaß in wie viel Schlachten,
Das Schwert, ob dessen Klang nicht Feinde lachten,
Als sie bei Roßbach und bei Lissa lagen!

Das Schwert, wer nahm's von meinen Sarkophagen?
Weß sind die Hände, die so keck sich machten,

Daß sie von dort zu seiner Schmach es brachten
Dahin, wo Niemand ist, der es kann tragen?

Ihr Söhne Preußens aus dem West und Oste,
Wie viel der Schwerter könnt ihr aus dem Frieden
Noch ziehn, die nicht gefressen sind vom Roste?

Und könnt ihr Schwerter eilig g'nug nicht schmieden,
So nehmt nur Hack' und Sens' und, was es koste,
Holt mir mein Schwert her von den Invaliden!"

---

289. (7. Aufl. S. 594.)

Sprengt eure Pforten auf, ihr Kaukasusse,
Und speiet Waffen! brecht durch eure Dämme,
Ihr Wolgaströme, macht aus Felsen Schwämme,
Braust über Deutschland hin im Siegsergusse! —

Was will auf deinen Feldern denn der Russe,
Deutschland? dir beistehn? Hast du keine Stämme
Im eignen Wald mehr, dich zu stützen, Memme,
Daß du nicht stehn kannst als auf fremdem Fuße?

Du, die du liegst am Boden ausgestrecket,
Du stehst nicht auf in kräft'ger Selbstaufraffung!
Ein fremder Retter hat dich aufgeschrecket.

Wird er durch seines nord'schen Armes Straffung
Dein Siechthum kräft'gen oder angestecket
Auch selbst von dir heimtragen die Erschlaffung?

---

290. (7. Aufl. S. 595.)

Es stieg ein trüber Nebelwind vom Rheine,
Auf dessen Fitt'gen kam herangeflogen
Ein Nachtgewölk am deutschen Himmelsbogen,
Darob verfinstert wurden alle Haine.

Die Freiheit, die im Maiensonnenscheine
Lustwandelnd ging an den krystallnen Wogen,
Sah's und erschrack und flüchtete betrogen
Zur tiefsten Grotte, daß sie einsam weine.

Nun hat ein starker Nordwind sich erhoben
Und hat mit scharfem Grimm das nebelgraue
Gewölk zurück vom Horizont geschnoben.

Nun auf, o Freiheit, deutsche Jungfrau, schaue
Getrost du wieder wie vordem nach oben
Aus blauem Aug' empor zum Himmelsblaue.

---

291. (7. Aufl. S. 595.)

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten."
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen!
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen."
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten!

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen!
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen!

Was schreibest Dichter du? „In Gluthbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen!"

Theodor Körner.

292. Abschied vom Leben. (7. Aufl. S. 596.)

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben:
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben.

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben:
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage.
Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben.

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen,
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Aug. Graf v. Platen.

293. Venedig. (7. Aufl. S. 596.)

a.

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinauszusehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune ruhig, spiegeleben
In sich verfließt, Venedig sanft umspühlet!

Ins Innre wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.

Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch Nichts sich stören
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören;
Denn auf dem Markusplatze will's den Sänger
Und den Erzähler auf der Riva hören.

b.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen:
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.

Die ehrnen Hengste, die durch salz'ge Schäume
Daher geschleppt auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie: ach, sie tragen
Des korsikan'schen Ueberwinders Zäume.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun zerfallen und gemach zerstieben?

Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

c.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen;
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Aeonen: —
Das Rad des Glücks kann Nichts zurückbewegen —
Oed' ist der Hafen; wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Slavonen.

Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veronese malet!

Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe staunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der Nichts vermag zu ändern.

294. Auf den Alpen. (7. Aufl. S. 597.)

Hier, wo von Schnee der Alpen Gipfel glänzen,
Gedenk' ich still vergangner Mißgeschicke:
Zurück nach Deutschland wend' ich kaum die Blicke,
Ja, kaum noch vorwärts nach Italiens Grenzen.

Vergebens hasch' ich nach geträumten Kränzen,
Daß ich die Stirne, die mir brennt, erquicke,
Und Seufzer wehn, die selten ich ersticke,
Als könnten Seufzer das Gemüth ergänzen.

Wo ist ein Herz, das keine Schmerzen spalten?
Und wer ans Weltenende flüchten würde:
Stets folgten ihm des Lebens Truggestalten.

Ein Trost nur bleibt mir, daß ich jeder Bürde
Vielleicht ein Gleichgewicht vermag zu halten
Durch meiner Seele ganze Kraft und Würde.

A. W. v. Schlegel.

295. Johannes in der Wüste. (7. Aufl. S. 598.)

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell,
Entreißt Johannes sich bewohnten Stätten:
Er liebt in öde Klüfte sich zu betten;
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und sein Geschlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in sich der Gottheit Lebensquell.

Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket:
Da steigt in seiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit sel'gem Staunen überdenket.

Es ist des Menschen Sohn, so groß als mild.
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
Ach, gegen dich wie bin ich streng' und wild.

Em. Geibel.

296. Auf der Akropolis zu Athen. (7. Aufl. S. 598.)

Bei euch, ihr hohen Säulen, laßt mich weilen,
Ihr stummen Zeugen wechselvoller Tage,
Und laßt sich mein Gemüth ergehn in Klage,
Daß Nichts entrinnen mag des Schicksals Pfeilen.

Die Zeit des Glanzes saht ihr schnell enteilen,
Und was ihr dann geschaut, war eitel Plage.
Kaum les' ich noch die tausendjähr'ge Sage
Des Ruhms auf euern unterbrochnen Zeilen.

Es will das Herz mir schauerlich bewegen,
Wenn ich betrachte solche Weltgeschicke,
Wie hier das freiste Volk dem Fluch erlegen.

Und wenn ich dann in meine Seele blicke,
Scheint mir der eigne Schmerz so klein dagegen,
Daß ich ihn lächelnd in der Brust ersticke.

297. Schill. (7. Aufl. S. 598.)

O, eine Eiche pflanzt auf diesem Hügel;
Die grünste sucht, so weit die Amsel ruft:
Sie streue Schatten auf des Helden Gruft,
Und Lieder rausch' in ihr des Windes Flügel.

Denn gleich dem Roß, das knirschet in die Zügel
Und scharrt und stampfet, spürt es Morgenluft,
So wittert' er zuerst der Freiheit Duft,
Da Alles schlief, und schwang sich in den Bügel.

Fürwahr, o Schill, du warst ein echter Reiter,
Und schneller als die Zeiten rittst du gern,
Mit dir wie Blitze deine blanken Streiter.

Dein Jagdhorn klang: „Der Tag ist nicht mehr fern!"
Da ging der Morgen auf so roth und heiter:
Doch unter gingst du, schöner Morgenstern.

Elegieen, Oden, Hymnen.

298. Elegie, (7. Aufl. S. 599.)

in den Trümmern eines alten Bergschlosses geschrieben.

Fr. Matthisson.

Schweigend in der Abenddämmrung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften;
Langsam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh'
Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier auf diesen waldumkränzten Höhen
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
Diese morschen Ueberreste waren!
Ein bethürmtes Schloß voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöht!

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurig flüsternd sich der Epheu schlingt
Und der Abendröthe trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenster blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einst den edelsten von Deutschlands Söhnen,
Dessen Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegen schwoll.

Zeuch in Frieden, sprach der greise Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenschwert;
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger;
Sei des Namens deiner Väter werth!
Und des edlen Jünglings Auge sprühte
Todesflammen, seine Wange glühte
Gleich dem aufgeblühten Rosenhain
In der Morgenröthe Purpurschein.

Eine Donnerwolke flog der Ritter
Dann wie Richard Löwenherz zur Schlacht;

Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
Beugte sich vor ihm des Feindes Macht.
Mild wie Bäche, die durch Blumen wallen,
Kehrt' er zu des Felsenschlosses Hallen,
Zu des Vaters Freudenthränenblick,
In der theuren Mutter Arm zurück.

Fröhlich hallte der Pokale Läuten
Dort, wo wild verschlungne Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz erblich;
Die Geschichten schwererkämpfter Siege,
Grauser Abenteu'r im heil'gen Kriege
Weckten in der rauhen Helden Brust
Der Erinn'rung schauerliche Lust.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit!
Schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls gefreut;
Disteln wanken einsam auf der Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
Wann der Kriegsdrommete Ruf erklang
Und aufs Kampfroß sich der Vater schwang.

Asche sind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenschooße nun;
Kaum daß halbversunkne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruhn.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte;
Ihr Gedächtniß sank wie ihre Grüfte:
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergessenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten;
So entfleucht das Traumbild eitler Macht;
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht; —
Lorbern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit:

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier im Staub ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wann ein Sturm den Horizont umhüllt.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel:
Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab.

299. Die Eichen. (7. Aufl. S. 601.)

Theodor Körner.

Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
Röther strahlt der Sonne letztes Glühn;
Und hier sitz' ich unter euern Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte, treue Zeugen
Schmückt euch noch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod;
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendroth;
Doch um das Verhängniß unbekümmert
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen.

Und ihr habt bestanden! Unter allen
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Muth.
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht;
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
Todt auch sind sie euch ein köstlich Gut;
Denn verwesend werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie bess're Zeiten angeschaut,
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut!
Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue!
Sind doch Alle diesem Schmerz vertraut:
Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

---

300. Die Gräber zu Ottensen. (7. Aufl. S. 602.)

Fr. Rückert.

Erstes Grab.

Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

Die rufen Weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Drommet' einst ruft.

„Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wüth'rich hat.

Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackenden, Bloßen:
Wo finden wir Dach und Haus?

Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir zwanzig tausend an Zahl?
Die Andern schleppten sich weiter:
Wir blieben hier zumal.

Die Andern nahmen die Britten
Und Andre die Dänen auf:
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hieher unsern Lauf.

Wir konnten nicht weiter keuchen:
Erschöpft war unsere Kraft.
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

Ein ungeheurer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr!
Es zieht sich über den Gräuel
Ein dünner Rasen her.

Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab.
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab."

Zweites Grab.

Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein;
Doch er sammt seinem Samen
Wird nie vergessen sein.

Von Braunschweig ist's der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh' im Grabe fand.

Der Lorberkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug,

Hat, wo er war geboren,
Nicht dürfen sterben er:
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hieher,

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand;

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

Jetzt hat sich's hier gesenket;
Doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur;

Da sieht es der Zwölfhundert
Grabstätte sich so nah'
Und ruft wohl aus verwundert:
„Ein Feldherr ward ich ja.

O Feldherrnamt, wie grausend!
Um mich, den Feldherrn, her
Gelagert sind die Tausend,
Ein großes Schmerzenheer.

Euch hat auf andern Pfaden
Und doch aus gleichem Grund
Der Tod hieher geladen:
Ihr seid mit mir im Bund.

Daß ohne Todtenhemde
Ihr auf den Gräbern sitzt,
Das schmerzt mich, weil der Fremde
Noch geht in Purpur itzt.

Ist Keiner mehr am Leben,
Den Purpur auszuziehn
Dem Fremden und zu geben
Euch nackten Todten ihn?

Mit seinen dunklen Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wohl euch nützen;
Doch fiel auch der nun schon.

Jetzt kann ich Keinen nennen,
Da ihn der Tod geraubt,
Und schmerzlich fühl' ich brennen
Die Spalt' in meinem Haupt."

Drittes Grab.

Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan
Ist noch ein Grab zu finden;
Dem soll, wer trauert, nahn:

Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.

Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.

Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh' vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.

Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht' indeß in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott.

Und so auch ruht im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vorm Entweihn.

Es sind der Jahre zehen
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen
Gegangen dran vorbei;

Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu sehn.

Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab;

Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.

Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschaun an dies zuletzt.

Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dies Grab hierher gestellt.

Die Thränen der Vertrieb'nen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft
Verschwinden vorm beschrieb'nen
Stein unterm Lindenduft,

Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
„Saat, von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen."

---

301. Sehnsucht nach dem Vaterlande. (7. Aufl. S. 604.)

Fr. Matthisson.

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Der Strauch der Heimath, welcher das Hänflingsnest
Mit Kühlung deckte, säuselt doch lieblicher
Fürwahr als alle Lorberwälder
Ueber der Asche der Weltbezwinger.

Der Bach der Blumenwiese, wo ich als Kind
Violen pflückte, murmelt melodischer
Durch Erlen, die mein Vater pflanzte,
Als die bandusische Silberquelle.

Der Hügel, wo der jauchzende Knabenreihn
Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang,
Entzückt mich höher als der Alpen
Blendende Gipfel im Rosenschimmer.

Drum möcht' ich einmal, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur noch segnen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten

Dann mag des Todes lächelnder Genius
Die Fackel plötzlich löschen: ich eile froh
Zu Xenophons und Platons Weisheit
Und zu Anakreons Myrtenlaube.

---

302. Der Eislauf. (7. Aufl. S. 605.)

J. G. Klopstock.

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir:
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, muthig im Lauf, niemals gab,
Welche der Reihn selber nicht hat?

Unsterblich ist mein Name dereinst:
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz. Leichteren Schwungs fliehet er hin,
Kreiset umher, schöner zu sehn.

Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik, drum gieb dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut.

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm' mit mir,
Wo des Krystalls Eb'ne dir winkt!

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt;
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Halmes Frucht und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr.

Zur Linken wende du dich; ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn.
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst;
Also: nun fleuch schnell mir vorbei!

So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung wie die lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.

Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrene Läufer tönen dort her.
Huf und Last gingen noch nicht übers Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

Sonst späht dein Ohr ja Alles! Vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Fluth;
O wie tönt's anders, wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

Zurück, laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod.
Glittst du auch leicht wie dies Laub, ach, dorthin,
Sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

---

303. Das Göttliche. (7. Aufl. S. 606.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen
Vorüber eilend
Einen um den Andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen

Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihn.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

---

304. Dem Ewigen. (7. Aufl. S. 607.)

Joh. Gottfr. Herder.

Nach einem alten unbekannten Dichter.

Den, der da ist und war und sein wird, will ich singen:
Ihr Himmel, jauchzet in mein Lied!
Den herrlichen, den starken Gott der Geister!
Ihr Völker, hört mir zu!

Der meinem Fürsten hilft, dem Herren will ich danken:
Ihr Helden, danket ihm mit mir!
Für Königs Schwert und Leben will ich beten:
Ihr Feinde, flucht und flieht!

Von Sion, wo dein Geist in Davids fromme Harfe
Des Lobes Silbertöne goß,
Begeistre du mich selbst von dir, Jehovah,
Und merke auf mein Flehn;

Denn du allein bist groß und höher als der Himmel,
Der sich zu deinen Füßen neigt.
Dein ist die Macht: wer sollte dich nicht fürchten,
Du höchste Majestät?

Du bist der Könige und aller Fürsten König
Und bleibest ewig, der du bist,
Der Götter Gott! denn deines Stuhles Festung
Ist die Unendlichkeit.

Als noch kein Diadem um Staub auf Thronen flammte,
Strahlt schon dein Scepter um dich her;
Die alte Nacht scheint von den Strahlen wieder
Und rollt in Sonnen fort.

Du herrschest unumschränkt, so weit die Myriade
Den Raum verklärt und ihn beseelt;
Dein ist das Reich im Himmel und auf Erden
Und in der Hölle dein.

Der Himmel jauchzet dir und machet neuen Himmeln
Die Ehre deines Namens kund;

Ein Seraph ruft ihn aus, und nach ihm tönet
Der Sphären Harmonie.
Die Hölle winselt dir aus ihren öden Tiefen
Und schleppt die Ketten deines Grimms
In Flammen fort von Abgrund bis zu Abgrund,
Durch die dein Fuß sie drückt.
Die Erde feiert dir, der Staub, auf dem ich wohne,
Ein Staub und Etwas mehr als Nichts,
Und mehr als Alles, Gott, dein größtes Wunder,
Ein Mensch und auch ein Geist.

---

305. Frühlingsfeier. (7. Aufl. S. 608.)

J. G. Klopstock.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten und in Entzücken vergehn;
Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch.
Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen;
Da ein Strom des Lichts rauschte und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen.
Wer sind die tausendmal Tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erden, die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten.
Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht nicht unsterblich;
Ach, nicht unsterblich.
Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!
Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird; ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldne Würmchen hatte.
Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn

Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will.

Ergeuß von neuem du mein Auge
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder mit Palmen
Ist meine Harf', umwunden; ich singe dem Herrn!
Hier steh' ich! rund um mich
Ist Alles Allmacht und Wunder Alles.

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an;
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie!

Lüfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie;
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf:
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige.

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde.
Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher.

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet: und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde:
Vater, du zürnest nicht.

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube;
Vater, du zürnest nicht.

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist Alles still:
Auch das Würmchen mit Gold bedeckt merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es unsterblich?

Ach, vermöcht ich dich, Herr, wie ich dürfte, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarst du dich;
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen.

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehova's Donner?

Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?
Herr, Herr, Gott,
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliehenden Strahl?
Hört ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft,

Aber nicht unsere Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen;
Nun ist — wie dürstete sie — die Erd' erquickt
Und der Himmel der Segensfülle entlastet.

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter:
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

---

306. Psalm. (7. Aufl. S. 611.)

J. G. Klopstock.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen;
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes:
„Geheiliget werde dein Name!"

Er, der Hocherhabne,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner:
„Zu uns komme dein Reich!"

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnet;

Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!“
Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor,
Reifet den goldenen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollt auch her,
Und die Schlosse zerschmettert es
Am Halm, am Zweig, an dem Hügel und im Walde:
„Unser täglich Brot gieb uns heute!“
Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird,
Der Freund im Tode sich trennen muß? —
„Vergieb uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern!“
Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit:
Einige krümmen sich durch Einöden;
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
Und labet den Durstenden:
„Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöse uns von dem Uebel!“
Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab;
Der Geister erschuf, ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt!
Anbetung dir!
„Denn dein ist das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen.“

Epigramme.

307. (7. Aufl. S. 612.)

Nach dem Griechischen von Herder.

1.

Suchst du des Macedoniers Grab? Das Grab Alexanders
Sind die Theile der Welt, die der Erobrer bezwang.

2.

Liebe Henne, du triefest von Schnee und himmlischer Kälte,
Da du mit Muttertreu' wärmest das schlafende Nest.
Seht, sie ist schon erstarret und deckt mit schützenden Flügeln
Noch im Tode die ihr zärtlich geliebete Brut.
O ihr Menschenmütter im Schattenreiche, Medea,
Prokne, erröthet ihr nicht, wenn euch der Vogel erscheint?

3.

Als der große Leonidas nun, ein williges Opfer,
Unter den Todten lag, sah ihn der Persermonarch.
Eilig warf er auf ihn den Purpurmantel. Der Todte
Hub sich murrend und sprach: „Fleuch und entehre mich nicht
Mit dem Lohn, der Verräthern gebührt! Mich zieret im Grabe
Dieser Schild; ich geh' wie ein Spartaner hinab."

4.

Im lethäischen Kahn sah Pluto kommen dreihundert
Krieger auf ein Mal; still landeten alle sie an.
Das sind Sparter, sprach er: sie tragen die blutenden Wunden
Keiner im Rücken, all' vorn in der tapferen Brust.
Ruht nun, Tapfere, satt des Krieges! Ruhet in meinem
Schlaf aus, Männer des Mars, unüberwundenes Volk!

5.

Hier zog einst ein Fischer mit seinem Hamen ein Haupt auf,
Schon der Haare beraubt, eines Ertrunkenen Haupt;
Und mitleidig grub er mit eigenen Händen ein Grab ihm
Ohne Grabscheit; tief gräbt er dem Armen das Grab.
Siehe, da glänzet Gold, ein vergrabener Schatz ihm entgegen. —
Sei mitleidig, o Mensch! Güte wird immer belohnt.

6.

Großen Aufwand machte der geizige Hermon im Traum einst:
Aengstlich sprang er empor, lief und erhenkte sich selbst.

7.

Als der gekreuzigte Thrax an einem höheren Kreuze
Hangen den Nachbarn sah, biß er zusammen und starb.

8.

Gütige Mutter Erde, wer dir im Leben nicht Last war,
O, den birgest du sanft: birg den Aesigenes so.

9.

Gold, du Vater der Schmeichler, du Sohn der Schmerzen und Sorgen,
Wer dich entbehrt, hat Müh', wer dich besitzet, hat Leid.

10.

Als Herodotus einst die Musen freundlich bewirthet,
Schenkte aus Dankbarkeit ihm jede derselben ein Buch.

11.

Jupiter, Gutes gieb mir, und wenn ich auch nicht darum bäte;
Böses wende von mir, fleht' ich auch sehnlich darum.

---

308. Distichen. (7. Aufl. S. 613.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Auf, ihr Distichen, frisch, ihr muntern, lebendigen Knaben!
Reich ist Garten und Feld, Blumen zum Kranze herbei!

Reich ist an Blumen die Flur; doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön: wähle dir, Leser, nun selbst.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch bei der Nachtigall Schlag hauchest du köstlichen Geist.

Tuberose, du ragest hervor und ergötzest im Freien:
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern.

Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch komm' ich dir näher,
Ach, so seh' ich zu bald, daß du die Rose nur lügst.

Nelken, wie find' ich euch schön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Astern:
Hier ist ein dunkeles Blatt, das euch an Dufte beschämt.

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr' ich:
Aber im Beete vermischt sieht euch das Auge mit Lust.

Sagt, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles, bescheidenes Kraut.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

Neigung besiegen ist schwer: gesellt sich aber Gewohnheit
Wurzelnd allmählich zu ihr, unüberwindlich ist sie.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum:
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer. Aber das Irren,
Immer schadet's; wie sehr, sieht man am Ende des Wegs.

Irrthum verläßt uns nie: doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt:
Lädt er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht: der Große begehrt just so das Große zu thun.

Wer ist das würdigste Glied des Staats? Ein wackerer Bürger:
Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff.

Ob du der Klügste seist, daran ist wenig gelegen:
Aber der Biederste sei so wie bei Rathe zu Haus.

309. Die Führer des Lebens. (7. Aufl. S. 615.)

Fr. Schiller.

Zweierlei Genieen sind's, die dich durchs Leben geleiten:
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn.
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise;
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich einem allein: vertraue dem ersten
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück.

310. Die zwei Tugendwege. (7. Aufl. S. 615.)

Fr. Schiller.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt:
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend:
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.

311. Das Thor. (7. Aufl. S. 615.)

Fr. Schiller.

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Gesetze:
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus.

312. Halbdichter. (7. Aufl. S. 615.)

Aug. Graf v. Platen.

Das nicht heißt ein Gedicht, wenn irgend ein guter Gedanke,
Irgend ein glücklicher Vers zwischen erbärmlichen steht:
Jegliche Sylbe verrathe den Dichter, wofern er es ganz ist.
Was er gedacht, scheint uns niedergeschrieben in Erz.

313. Aufmunterung. (7. Aufl. S. 616.)

Aug. Graf v. Platen.

Schön ist's, Großes zu thun und Unsterbliches: fühl' es, o Jüngling!
Früh von der Stirn mühvoll rinne der männliche Schweiß!

314. Unnütze Besoldung. (7. Aufl. S. 616.)

W. Müller.

Der Fürst, der einen Weisen nährt und ihn nicht fragt um Rath,
Ist gleich dem Krüppel, der kein Bein und doch ein Reitpferd hat.

315. Die Stolze. (7. Aufl. S. 616.)

W. Müller.

Adelstolz sitzt auf hölzernem Pferde;
Bauernstolz wälzt sich auf der Erde;
Bürgerstolz geht auf hohen Hacken;
Geldstolz steht auf gelben Schlacken;
Dichterstolz fliegt in den Himmel hinein:
Wo mag der stolzeste Stolz wohl sein?

---

316. Arbeite. (7. Aufl. S. 616.)

Fr. Rückert.

Gott mißt die Nahrung Jedem zu:
Deßwegen doch nicht feire du!
Er lässet dir die Aehre reifen:
Du aber sollst die Sichel schleifen.

---

317. Sprüche. (7. Aufl. S. 616.)

Joh. Wolfg. Goethe.

Die Dinte macht uns wohl gelehrt;
Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.
Geschrieben Wort ist Perlen gleich, —
Ein Dintenklecks — ein böser Streich.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebrat'ne Taube ins Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

„Nein, heut' ist mir das Glück erboßt!"
Du, sattle gut und reite getrost!

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu', als hättest du's nicht gezählt.
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten;
Denn er wird nie im Schlechten walten.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt du dich ums Vergang'ne nicht bekümmern;

Das Wenigste muß dich verdrießen,
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir thut Niemand was zu lieb;
Hand wird nur von Hand gewaschen:
Wenn du nehmen willst, so gieb.

Wer will denn Alles gleich ergründen! —
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht, —
Alle Tage, alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

318. Perlen.

Fr. Rückert.

Es wird durch Seufzerhauch getrübt ein Spiegel zwar;
Doch wird durch Seufzerhauch der Seele Spiegel klar.

Vor Gott ist keine Flucht als nur zu ihm. Nicht Trutz, —
Vor Vaters Strenge ist nur Liebe Kindes Schutz.

Der Vater straft sein Kind und fühlet selbst den Streich:
Die Härt' ist ein Verdienst, wo dir das Herz ist weich.

Ein Vater soll zu Gott an jedem Tage beten:
Herr, lehre mich dein Amt beim Kinde recht vertreten.

O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Es weichen Sonn' und Mond einander freundlich aus:
Selbst ihnen wäre sonst zu eng' ihr weites Haus.

Wenn dir in Zornesgluth dein sterblich Herz will wallen,
Sag' ihm: Weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?

Zum Feinde sag': Ist Tod uns beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder, komm und laß uns Freunde sein.

Viel lieber mag die Lieb', als an der Sonne Flecken,
Den Stern in dunkler Nacht, der etwa glänzt, entdecken.

Du wirst nicht musterhaft durch Jagd nach Andrer Fehlern
Und nie wirst du berühmt durch fremden Ruhmes Schmälern

Der Name bleibt allein, wenn Alles muß zerstieben;
O laß dem Todten das, was ihm allein geblieben!

Durch Buße wendest du die Strafen Gottes ab;
Doch Menschen denken dir den Fehltritt noch im Grab.

Sei gut und laß von dir die Menschen Böses sagen:
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Zu deinem Hochmuth sprich: Staub wird, was ist von Erden;
Komm, laß uns werden Staub, eh' wir zu Staube werden!

Giebst du dem Feinde nach, so giebt er dir den Frieden;
Und giebst du dir nicht nach, so ist dir Sieg beschieden.

Wer ist dein ärgster Feind? Des Herzens böse Lust,
Die widerspenstig wird, je mehr du Lieb's ihr thust.

Wer einem Fremdling nicht sich freundlich mag erweisen,
Der war wohl selber nie in fremdem Land auf Reisen.

Weißt, wo es keinen Herrn und keinen Diener giebt?
Wo Eins dem Andern dient, weil Eins das Andre liebt.

Zur Liebe kommst du nicht, so lang' du hängst am Leben;
Du findest mich nicht eh'r, bis du dich aufgegeben.

So lang dein eigner Werth für dich nicht liegt im Grabe,
Wie seh' ich, ob ich Werth in deinen Augen habe?

Wie groß für dich du seist, vorm Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist du als kleinstes wichtig.
Die kleinste Biene steht dem Feind so ritterlich,
Weil sie für sich nicht ist: sie fühlt ihr Volk in sich.
Weil sie so Süßes wirkt, muß sie so bitter stechen?
Die Erd' hat keine Lust, die nicht ein Weh wird rächen.

Wer Furcht vor Keinem hegt, Furcht Keinem auch erregt,
Sieht den furchtbaren Tod von keiner Furcht bewegt.
Wen keine Lust verstört, wen keine Lust bethört,
Erlangt die höchste Lust, wo alle Lust aufhört.
Wem hoch und niedrig gleich, gleichviel ist hart und weich,
Gleichgültig reich und arm, der ist in Armuth reich.

Wer Lieb' in Lieb' umfaßt und selbst den Haß nicht haßt,
Der ist zu Hause dort, hier auf der Welt ein Gast.

Aus Finsterniß zum Licht steigt eine Stufenleiter,
Die dunkel ist am Fuß und an der Spitze heiter.
Im Schatten siehst du nicht, wie hoch die Leiter du
Aufklommest; doch du klimmst zum Licht auf: klimm' nur zu!
Wenn du im Licht erkennst, wie aus dem Licht erstanden
Nothwend'ge Finsterniß, dann ist die Welt verstanden.
War Finsterniß einst Licht, so wird sie Licht einst sein,
Wenn das Entsprung'ne geht in seinen Ursprung ein.
Jedweder Sieg des Lichts, im schwachen Geist vollbracht,
Weißagt den ew'gen Sieg der lichten Geistermacht.
Ihn prophezeiht die Sonn', an jedem Tage tagend,
Mit einem Strahl von Licht ein Heer von Schatten schlagend.
Am Abend wird sie roth vor Scham, daß sie erlag,
Und träumt die Nacht hindurch vom großen ew'gen Tag.

Bedenke, daß ein Gott in deinem Leibe wohnt,
Und vor Entweihung sei der Tempel stets verschont.
Du kränkst den Gott in dir, wenn du den Lüsten fröhnest,
Und mehr noch, wenn du in verkehrter Selbstqual stöhnest.

Didaktische Gedichte.

319. Weisheit des Brahmanen. (7. Aufl. S. 620.)

Fr. Rückert.

Wenn dein Gemüth ist frisch vom Thau der Nacht befeuchtet
Und deine Seele klar vom Morgenglanz durchleuchtet,
So schwinge mit Vertrau'n in Andacht dich empor
Und trage dein Gebet dem Herrn der Schöpfung vor!
Ein Vaterauge schaut, es hört ein Vaterohr:
Ihm trage dein Gebet mit aller Schöpfung vor!
Zum Himmel aufwärts blickt und ruft der Wesen Chor:
Nun trage dein Gebet mit Blick und Worten vor!
Den Wünschen aufgethan ist der Erhörung Thor:
O trage dein Gebet in frommen Wünschen vor!

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen;
Sie können, nachtverirrt, die Heimath nicht erlangen.
Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunklen Raum.
Der Vater aber blickt' indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er wollt' am Himmel lernen.
Die Felsen blieben stumm; die Bäume sagten Nichts:
Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.

Zur Heimath deuten sie: wohl dem, der traut den Sternen!
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

Ring' an, den Himmel mit der Erde auszugleichen!
Wer das errungen hat, der trägt das Siegeszeichen.

s' ist keine Kunst die Welt roh untern Fuß zu treten:
So zarte Blumen blühn auf diesen Gartenbeeten.

Es ist auch keine Kunst den Himmel für die Schwachen
Einladend und dem Trotz die Hölle heiß zu machen.

Den Himmel zieh' herab, die Erd' empor mit Brunst!
Nur dies, der Rede werth, ist Erdenhimmelskunst.

Wenn du den Muth verlierst, verlierest du die Kraft
Zu wirken, und dein Werk verkümmert krüppelhaft.

Wenn der gesunkne Muth auf einmal wieder steigt,
Zu wilden Ranken ist alsbald der Trieb geneigt.

Drum bitte täglich Gott, daß er dich, streng wie gütig,
Nie muthlos lasse sein, noch werden übermüthig.

Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er kann:
Ist wohl ein guter Spruch, doch gnügt er nicht dem Mann.

Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er soll:
In diesem ist das Maaß der Mannes-Tugend voll.

Das ist der Zauberbann, womit du Alles stillst!
Woll' nur das, was du sollst, so kannst du, was du willst.

Die leichtste Kunst für dich ist, Fürst, geliebt zu werden;
Nur liebreich brauchst du dich, nur menschlich zu geberden.

Viel schwerer fällt es euch, daß ihr verhaßt euch macht:
Und doch in dieser Kunst habt ihr's so weit gebracht.

---

320. Aus dem Laienbrevier. (7. Aufl. S. 621.)

L. Schefer.

Am heil'gen Himmel siehest du so hehr,
So golden ruhig die Gestirne ziehn,
So immer fort, so jede heitre Nacht,
Und dennoch wird im Mond auch Tag und Nacht,
Auch auf den Sternen wird es Herbst und Frühling,
Und Tod und Leben wechseln auch da droben
Auf ihren stillen, schönen Silberscheiben.
Und du, o Seele, schauest es so ruhig,
So selig an, so selig, wie sie's zeigen!
Hienieden auf der Erde nur durchbebt
Dich, Tod und Leben, Lenz und Herbst zu schauen?
Ihr Tag entzückt, die Nacht umschauert dich?
O schwinge deines Geistes Flügel, schwebe
Auf jener nächsten Sonne Silberscheibe,

Von dort aus sieh die Erde und verkläre
Zum Stern sie, und was du hier Alles kennest:
Die alten Heldenmale, Berg' und Städte,
Die lieben Menschen all' und jedes Kind;
Dann sieh auch dich als einen Weltdurchwandrer,
Der jetzo auf der Erde eingekehrt,
In ihren Thälern bei den Nachtigallen,
In Tag und Nacht, in Herbst und Frühling wohnt:
Und süßer Friede wird dann auf dich kommen,
Wie wenn du zu dem Abendsterne schaust.

So oft du eine That zu thun gedenkst,
Schau' erst zu jenem blauen Himmel auf
Und sprich: „Das will ich thun! O schau' es du
Und segn' es du, der still da droben herrschet!"
Und kannst du das nicht sagen, thu' es nicht
Aus schnödem Trotz, aus eitler Menschenmacht,
Weil schweigend er dich Alles läßset thun.
Denn wisse, was du auch gethan, du thust
Es auf Zeitlebens in Erinnerung:
Die gute That klingt hell den Himmel an
Wie eine Glocke, ja er wird zum Spiegel,
Wo du aufschauend selig dich erblickst.
Du wähnst dann droben in dem blauen Himmel
Zu wohnen oder ahnst, es wohn' in dir
Herabgesenkt des Himmels stiller Geist!

Geduld, die seligste der Tugenden,
Ist nicht umsonst! Du kaufst sie nur durch Dulden,
Auch nicht auf einmal wie ein andres Gut:
Allmählich wird sie dein durch Stillesein
Und Tragen, Lieben, Hoffen und Verzeihen.
Der gute Mensch nur kann geduldig sein;
Geduldig werdend wird er gut zugleich.
Drum willst du das, so lern' ein wenig tragen
Und lieben, hoffen und verzeihn; dann immer
Und immer mehr und immer lieber, bis
Du dies am liebsten, dies allein nur thust
Und also gut geworden dir zugleich
Geduld, die seligste der Tugenden,
Erworben, tausend Schätz' um Einen Schatz.

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln,
Daß du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden,
Wie des Wandrers Auge unwillkürlich
An den schönen Abendstern sich heftet,

Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
Eine reine Perl' ihr mögest zeigen;
Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne,
Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.

Begegne jedem Bösen zart und sanft!
Begegn' ihm hülfreich! denn du kannst kaum denken,
Welch schmählich Sein er trägt, wie viel er Kraft
Verschwendet, um sich aufrecht in der Fülle
Der Edleren zu halten. Sei dem Herben
Und Mürrischen recht mild! Du weißt es nicht,
Welch schwere, jahrelange Leiden nur
Als leises Murren auf die Lipp' ihm treten,
Wie seine ganze schwere Zukunft nur
Als düstres Antlitz dir erscheint: und du
Vermöchtest herber ihm zu sein als er dir?
Dem Häßlichen begegne liebevoll;
Denn Lieb' ist, was er zu entbehren glaubt.
Und merkt er deine Schonung, — drück' ihm nicht
Die Hand! auch weine nicht, nicht innerlich:
Sonst bricht er laut in Thränen aus. Nein klag' ihm,
Wer Theures dir gestorben sei, wer ihm
Wohl Theures sterben könne! Dadurch fühlt er,
Er lebe, liebe! Sei ihm herb' — aus Liebe.

Denk' öfter: „Wer genießt wohl jetzt das Gute,
Das ich ihm that?“ — Und wär's auch nur der Rock,
Den du dem Bettler gabst, die warme Stube,
Drin jetzt im Winter arme Kinder sitzen!
Und freut dich das, — so thue wieder Gutes!
Doch denk' auch: „Wer wohl leidet jetzt das Böse,
Das ich ihm that?“ — Und wär's auch nur der Stein
Den du dem Blinden nicht vom Wege nahmst,
Der Zorn, womit du einen Sanften schaltest!
Und kränkt dich das, — so thue wieder Gutes!

---

321. Das Flämmchen. (7. Aufl. S. 623.)

Fr. Ad. Krummacher.

In tiefer Wölbung des Busens, da wohnt
Ein dunkles und heiliges Schweigen,
Und über dem Dunkel des Heiligthums thront
Ein Flämmchen, gar heilig und eigen.

Das Flämmchen strahlet so still und klar
Wie Sternlein mit himmlischem Schimmer;
Die Brust ist sein Tempel, das Herz sein Altar;
Da leuchtet es immer und immer.

Umhüllt zuweilen des Dunkels Gewalt
Und enget das Flämmchen zusammen, —
Doch währt es nicht lange, in eigner Gestalt
Beginnt es von neuem zu flammen.

Es hellet dem Pilger die finstere Bahn,
Ermuthigt auf dornigen Wegen
Die strebende Demuth und führt sie hinan
Der strahlenden Höhe entgegen.

Und wenn dem Kampfe der Streiter sich naht,
Dann regt sich das Flämmchen von Innen:
Es stärkt ihm die Rechte zur herrlichen That
Und hilft ihm die Palme gewinnen.

Und nach dem Siege — dann kehret zurück
Das Flämmchen zur heiligen Stille:
Ein Lichtstrom entquillt es dem fröhlichen Blick
Des Siegers in lieblicher Fülle.

Doch wenn die Unschuld zur lockenden Lust
Hinschwankt und abwärts sich neiget,
Dann zittert und wankt auch im Dunkel der Brust
Das Flämmchen und warnet und zeiget

Und löst sich in flüchtige Funken und quillt
Empor zu den glühenden Wangen,
Durchströmt den klopfenden Busen und stillt
Das thöricht gehegte Verlangen.

Ihr Thoren, täuschet, ach, täuschet euch nicht!
Ihr wähnet das Flämmchen zu dämpfen:
Verhüllen wohl mögt ihr sein heiliges Licht;
Doch wird es sich Freiheit erkämpfen.

Schnell, eh' ihr es ahnet, das Flämmchen erwacht
Zu furchtbar lodernden Flammen,
Und über euch schlagen aus grausvoller Nacht
Die wallenden Gluthen zusammen.

---

322. Die Worte des Glaubens. (7. Aufl. S. 625.)

Fr. Schiller.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsschwer;
Sie gehen von Munde zu Munde.
Doch stammen sie nicht von Außen her:
Das Herz nur giebt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren:
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben;
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben;
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist:
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltsschwer;
Sie pflanzet von Munde zu Munde!
Und stammen sie gleich nicht von Außen her,
Euer Inn'res giebt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.

---

323. Die Worte des Wahnes. (7. Aufl. S. 625.)

Fr. Schiller.

Drei Worte hört man, bedeutungsschwer,
Im Munde der Guten und Besten;
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang' er die Schatten zu haschen sucht.

So lang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen:
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit;
Nie wird der Feind ihm erliegen.
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft aus der Erde neu.

So lang' er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde:
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick;
Nicht dem Guten gehöret die Erde;
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.

So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen:
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand;
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort;
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, — da sucht es der Thor, —
Es ist in dir; du bringst es ewig hervor.

---

324. Das Lied von der Glocke. (7. Aufl. S. 626.)

Fr. Schiller.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden;
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch herein.
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut;
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl, die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und hell die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose:
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen.
Die Jahren fliehen pfeilgeschwind:
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe;
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe;
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild' aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz: er irrt allein;
Aus seinen Augen brechen Thränen;
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,

Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet:
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach, des Lebens schönste Feier
Endigt auch des Lebens Mai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe;
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählt sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllete Räume
Und die Speicher, von Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,

Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht. —
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl, nun kann der Guß beginnen:
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch.
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft:
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel:
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf;
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte Balken krachen;
Pfosten stürzen;Fenster klirren;
Kinder jammern; Mütter irren;

Thiere wimmern
Unter Trümmern:
Alles rennet, rettet, flüchtet!
Taghell ist die Nacht gelichtet!
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß.
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette;
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe:
Was Feuerswuth ihm auch geraubt, —
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen;
Glücklich ist die Form gefüllt.
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat

Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wand'rer auf dem letzten Wege.

Ach, die Gattin ist's, die theure,
Ach, es ist die theure Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust! —
Ach, des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr:
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper schlagen:
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben

Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straßen werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im muntern Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verräther Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde;
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde:
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt.

Nun zerbrecht mir das Gebäude, —
Seine Absicht hat's erfüllt, —

Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelung'nen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit:
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten:
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk zerreißend seine Kette
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr!
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr; es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Das Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken;
Verderblich ist des Tigers Zahn:
Jedoch das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn:
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet, wie ein goldner Stern

Aus der Hülse blank und eben
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein, herein,
Gesellen alle, schließt den Reihn,
Daß wir die Glocke taufend weihn!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß Nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst' Geläute!

---

325. Epilog zu Schillers Glocke. (7. Aufl. S. 636.)

Wiederholt und erneut bei der Vorstellung am 10. Mai 1815.

Joh. Wolfg. Goethe.

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst' Geläute.

Und so geschah's! Dem friedensreichen Klange
Bewegte sich das Land, und segenbar
Ein frisches Glück erschien: im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An dem sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach, wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach, was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt: und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt;
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen,
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen;
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt' er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam;
Dort sich und uns zu köstlichem Gewinne
Verwechselt' er die Zeiten wundersam,
Begegnet' so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwollen der Geschichte Fluth auf Fluthen,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,

Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt; —
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert' er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht;
Und manches tiefe Werk hat reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch, mit heiterm Blicke las.
Doch wie er athemlos in uns'rer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren, —
Denn er war unser, — leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen:
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,

Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt;
Zum Höchsten hat er sich empor geschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng' verwandt.
So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren, —
Schon zehne sind's, — von uns sich weggekehrt;
Wir haben Alle segensreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, daß er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet verschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

(Druck von W. Plötz in Halle.)

1) 6

Deutsches Lesebuch Eine Auswahl zweckmässiger Lesestücke zur Übung im richtigen und schönen mündlichen Ausdruck und zum Unterricht in der deutschen Sprache
Bd.: 2. Deutsches Lesebuch zur Uebung im richtigen und schönen Vortrage und zum Unterricht in der deutsch

Bremen 1858